Günter Mey
Katja Mruck (Hrsg.)

Grounded Theory Reader

2., aktualisierte und erweiterte Auflage

VS VERLAG

Günter Mey · Katja Mruck (Hrsg.)

Grounded Theory Reader

Günter Mey
Katja Mruck (Hrsg.)

Grounded Theory Reader

2., aktualisierte und
erweiterte Auflage

VS VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2007, erschienen beim Zentrum für Historische Sozialforschung in Köln.
2., aktualisierte und erweiterte Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Julia Klös | Eva Brechtel-Wahl

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.
Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Satz: www.text-plus-form.de
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Ten Brink, Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-17103-6

Inhalt

Vorwort 9

Günter Mey & Katja Mruck
Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven 11

Teil I: Interviews

Editorial 51

Vierzig Jahre nach „The Discovery": Grounded Theory weltweit
Barney G. Glaser im Gespräch mit Massimiliano Tarozzi 53

„Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen."
Anselm L. Strauss im Gespräch mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie 69

„Lernen konzeptuell zu denken"
Juliet M. Corbin im Gespräch mit César A. Cisneros-Puebla 79

Grounded Theory konstruieren
Kathy C. Charmaz im Gespräch mit Antony J. Puddephatt 89

„Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt." Zur Begründung der Situationsanalyse
Adele E. Clarke im Gespräch mit Reiner Keller 109

Teil II: Positionen

Editorial 135

Barney G. Glaser unter Mitarbeit von Judith A. Holton
Der Umbau der Grounded-Theory-Methodologie 137

Juliet M. Corbin
Eine analytische Reise unternehmen 163

Kathy C. Charmaz
Den Standpunkt verändern:
Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory 181

Adele E. Clarke
Von der Grounded-Theory-Methodologie zur Situationsanalyse 207

Teil III: Kontroversen

Editorial 233

Udo Kelle
„Emergence" oder „Forcing"?
Einige methodologische Überlegungen zu einem zentralen Problem
der Grounded-Theory 235

Jörg Strübing
Zwei Varianten von Grounded Theory?
Zu den methodologischen und methodischen Differenzen
zwischen Barney Glaser und Anselm Strauss 261

Jo Reichertz
Abduktion: Die Logik der Entdeckung der Grounded Theory 279

Teil IV: Praxisreflexionen

Editorial 301

Charles Berg & Marianne Milmeister
Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden:
Über die Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie 303

Petra Muckel
Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory 333

Inga Truschkat, Manuela Kaiser-Belz & Vera Volkmann
Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten:
Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik
und Forschungspraxis 353

Zdeněk Konopásek
Das Denken mit ATLAS.ti sichtbar machen:
Computergestützte qualitative Analyse als textuelle Praxis 381

Gerhard Riemann
Grounded theorizing als Gespräch:
Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie
und der Arbeit in Forschungswerkstätten 405

Franz Breuer, Günter Mey & Katja Mruck
Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der
Grounded-Theory-Methodologie 427

Beitragende 449

Personenregister 457

Sachregister 465

Vorwort

1967 erschien „The Discovery of Grounded Theory" von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss; zwei Wissenschaftler, die wie kaum andere die Forschungslandschaft geprägt haben: Das Buch ist eine der wegweisenden (und am häufigsten zitierten) Schriften der qualitativen Forschung geworden, und die Grounded-Theory-Methodologie (GTM) hat als prominenter Forschungsstil über die Soziologie hinaus Eingang in viele sozial-, aber auch gesundheits-, technik-, informations- und wirtschaftswissenschaftliche Anwendungs- und Forschungsfelder gefunden.

Mit dem *Grounded Theory Reader* geht es uns um eine angemessene – und das heißt lebendige – Form der Darstellung und Vermittlung dieses besonderen Forschungsstils. Nach unserem Einleitungskapitel zu Stand und Perspektiven wird der erste Teil des *Grounded Theory Readers* mit ausgewählten Interviews eröffnet. Die Gespräche mit den Gründern der GTM, Glaser und Strauss, sowie mit Kathy Charmaz, Adele E. Clarke und Juliet Corbin – Forscherinnen also, die die GTM wesentlich mitgestaltet und weiterentwickelt haben – geben die Gelegenheit einer ersten Orientierung. Diese Interviews wie die anschließend im ersten Teil des Bandes versammelten Texte von Charmaz, Corbin sowie Glaser (gemeinsam mit Judith Holton) markieren unterschiedliche Positionen innerhalb der GTM bzw. stehen für verschiedene Konzeptionen und theoretische Perspektiven. Mit den daran anschließenden Beiträgen von Udo Kelle, Jo Reichertz und Jörg Strübing wird versucht, einige der Kontroversen um die GTM zu lokalisieren und zu sondieren. Die im Schlussteil des Bandes vorliegenden Artikel von Zdeněk Konopásek, Petra Muckel, Gerhard Riemann sowie Charles Berg und Marianne Milmeister, dem Autorinnenteam Inga Truschkat, Manuela Kaiser-Belz und Vera Reinartz und der von uns gemeinsam mit Franz Breuer verfasste Beitrag geben Einblicke in die Forschungspraxis. Sie stehen der irrigen Annahme einer GTM-*Rezeptur* entgegen und fordern stattdessen (auf), Forschung als aktives Handeln von Akteuren zu begreifen und umzusetzen.

Alles in allem haben wir in der zweiten Auflage des *Grounded Theory Reader*s den Schwerpunkt durch die Hereinnahme von neun neuen Beiträgen (und die Herausnahme von sechs Artikeln) verschoben. Es geht uns über die zentrale Auseinandersetzung um die GTM-Positionen sensu Glaser und/oder Strauss hinaus nun insbesondere darum, der Bandbreite der verschiedenen Verständnisse von GTM Rechnung zu tragen und diese in die Diskussion einzubringen. Insofern handelt es sich eher um eine Neuauflage; der *Grounded Theory Reader* aus dem Jahre 2007, der als Supplement der Zeitschrift *Historische Sozialforschung* des GESIS-Zentrums für Historische Sozialforschung erschienen ist, kann insoweit ebenfalls nach wie vor ergänzend hinzugezogen werden.

Durch die Ausrichtung und Anlage der Texte soll ein möglichst breiter Kreis von Leserinnen und Lesern in Forschung und Lehre erreicht werden: Jene, die bereits mit der GTM vertraut sind, sollen weitere Anregungen für die eigene Forschungsarbeit und deren Reflexion erhalten; jenen, die die GTM kennenlernen wollen, soll der Einstieg in ein zunehmend unübersichtlicher und teilweise widersprüchlicher werdendes Terrain erleichtert werden. Und der *Grounded Theory Reader* soll allen Interessierten – ungeachtet ihrer Forschungs- und Lehr-/Lernerfahrungen, ungeachtet ihres Status – die Lebendigkeit eines Forschungsstils und eine lebendige Wissenschaft vermitteln.

Dass es den *Grounded Theory Reader* in der zweiten Auflage in dieser Form – mit vielen erstmals abgedruckten oder überarbeiteten Beiträgen – gibt, haben wir allen beteiligten Autorinnen und Autoren zu verdanken, die ihre Artikel neu verfasst oder aktualisiert haben. Unser besonderer Dank gilt Paul Sebastian Ruppel, der uns bei der Übersetzung vieler englischer Originaltexte unterstützt hat. Unser Anliegen war, mit dem Verfügbarmachen aller Texte in Deutsch nicht nur ein in sich stimmiges Buch zu präsentieren, sondern auch einen leichteren Zugang zu GTM-Positionen wie denen von Charmaz und Clarke zu eröffnen, die in der hiesigen Diskussion noch immer nur begrenzt rezipiert werden; auch Texte von Barney Glaser werden hier erstmals einem breiten Publikum in Deutsch zugänglich gemacht.

Wir hoffen, mit dem *Grounded Theory Reader* in seiner jetzigen Form einen instruktiven Band – sowohl für die Diskussionen zu einem einzigartigen Forschungsstil als auch mit Blick auf je individuelle Forschungsarbeiten – vorgelegt zu haben.

Günter Mey & Katja Mruck
Berlin, Juni 2011

Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven

Günter Mey & Katja Mruck

1 Einführung

Qualitative Forschung im Allgemeinen und die Methodologie der Grounded Theory im Besonderen haben in den letzten Jahren zunehmend Aufmerksamkeit und Akzeptanz erfahren. Der Grounded-Theory-Methodologie kommt hierbei als Forschungsstrategie und als Ensemble von Methodenelementen besonderes Interesse zu, je mehr die Frage der Theoriegenerierung wissenschaftsgeschichtlich rehabilitiert wird: Diese war über viele Jahrzehnte durch Wissenschaftstheorien – insbesondere durch die Trennung in „context of discovery" und „context of justification" (vgl. Reichenbach 1938) – in den Bereich des Vorwissenschaftlichen verdrängt worden. Mittlerweile wird aber zunehmend erkannt, dass in Zeiten gesellschaftlichen Wandels und von Globalisierung quantitative Verfahren nicht reichen, weil sie per Definition nur erfassen, was an prüfbarem theoretischen Vorwissen und daraus abgeleiteten Hypothesen bereits existiert. Hier sind gerade bei der eminent wichtigen Frage nach der wissenschaftlichen Zugänglichkeit von „Neuem" Verfahren der Entwicklung von Theorien von hervorragender Bedeutung.

Die Methodologie der Grounded Theory, von den amerikanischen Soziologen Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss 1967 erstmals in einer gemeinsamen Monografie „The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research" formuliert, verspricht genau dies: die regelgeleitete, kontrollierte und prüfbare „Entdeckung" von Theorie aus Daten/Empirie. Damit verfolgten die beiden Autoren, obwohl das Buch sich mit dem Untertitel dezidiert im Feld der qualitativen Sozialforschung einordnete, eine doppelte Zielrichtung sowohl gegen die damals vorherrschende quantitative Orientierung an hypothetiko-deduktiven Modellen als auch gegen die zu dieser Zeit überwiegend an Feldforschung und Deskription interessierte qualitative Tradition.

Wie überfällig eine dezidiert auf Theorieentwicklung und eben nicht auf Theorietestung (oder aus qualitativer Perspektive: Beschreibung) ausgerichtete, elaborierte Forschungsstrategie war und ist, zeigt die immense Verbreitung, die die Grounded-Theory-Methodologie seitdem gewonnen hat. Titscher, Meyer, Wodak und Vetter (2000, S.74) halten nach einer bibliometrischen Analyse die Grounded-Theory-Methodologie für „the most prominent among the so-called qualitative approaches to data-

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_1,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

analysis“: Mit über 60 Prozent aller Nennungen ist sie die am häufigsten erwähnte Forschungsstrategie überhaupt.

Dabei war „The Discovery of Grounded Theory“ zunächst ein eher programmatisches Buch, das nur begrenzt Einblick in die konkrete Forschungsstrategie gewährt. Hierfür erforderliche Explikationen haben Glaser (1978) und Strauss (1991 [1987], sowie Strauss gemeinsam mit Juliet Corbin 1996 [1990]) erst später getrennt geleistet, mit weiteren Ausarbeitungen über Jahrzehnte. Mittlerweile wird von einer „Second Generation“ gesprochen, zu der neben Juliet Corbin v. a. Kathy Charmaz, Adele E. Clarke oder Janice Morse gehören (siehe Morse et al. 2008). Und es ist vor dem Hintergrund der (Weiter-) Entwicklungen der Grounded-Theory-Methodologie sukzessive der Eindruck entstanden, dass es richtiger wäre, von Grounded-Theory-Methodologie*n* im Plural zu sprechen oder zumindest anzuerkennen, dass es eine Vielzahl (nationaler, disziplinärer) Verfahrensvorschläge und Auslegungsversuche gibt. Von ihnen zeugt der hier vorgelegte *Grounded Theory Reader* (und sein Vorgänger, Mey & Mruck 2007) sowie das von Antony Bryant und Kathy Charmaz herausgegebene „SAGE Handbook of Grounded Theory“ (2007a), das gerade in der Neuauflage als Paperback erschienen ist.

Im Folgenden werden wir zunächst den (programmatischen) Beginn der Grounded-Theory-Methodologie in der gemeinsamen Arbeit von Glaser und Strauss skizzieren (Abschnitt 2), um dann in einige hieran anschließende Verfahrensvarianten und „Spielarten“ (Abschnitt 3) einzuführen. Trotz der erkennbaren Unterschiede der konkreten Vorschläge und entgegen einiger teilweise polemischer Debatten gibt es aus unserer Perspektive wesentliche gemeinsame Essentials, die wir zusammen mit einem Überblick über wesentliche Differenzen, insbesondere was das Auswertungsvorgehen nach Glaser einerseits und Strauss (und Corbin) andererseits angeht, in Abschnitt 4 zusammenfassen. – Wir hoffen, mit dieser Einführung Einblicke in zentrale Begriffe und Verständnisse der Grounded-Theory-Methodologie geben zu können, die die Lektüre der in den nachfolgenden Sektionen des *Grounded Theory Reader* versammelten Beiträge rahmen sollen.

Zuvor noch eine definitorische Anmerkung: Im deutschen Sprachraum gab es verschiedene Versuche, „Grounded Theory“ zu übersetzen: beispielsweise als „gegenstandsbegründet“, „gegenstandsverankert“, „gegenstandsnah“, „datenbasiert“ oder als „empirisch fundiert“. Mittlerweile wird der Versuch einer Übersetzung jedoch kaum noch unternommen, sondern der englische Ausdruck beibehalten. Wichtiger als die Suche nach einer angemessenen (und für den deutschen Sprachraum konsensuellen) Übersetzung erscheint uns in diesem Zusammenhang die im Folgenden verwandte Unterscheidung zwischen der Grounded-Theory-Methodologie (GTM), also dem Forschungsansatz und der mit ihm intendierten Strategie der Theorieentwicklung einerseits, und der Grounded Theory (GT), des mittels dieser Strategie zu gewinnenden bzw. gewonnenen Produkts andererseits.

2 GTM – der programmatische Beginn

Das bis heute wegweisende Buch „The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research", vor mehr als vierzig Jahren erschienen, liegt seit Längerem schon in der 11. Auflage vor; es ist aber erst seit 1998 in der deutschen Übersetzung – „Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung" – verfügbar.

Anders als möglicherweise erwartet, gibt „The Discovery of Grounded Theory" weder eine eindeutige Definition zentraler für die GTM relevanter Termini noch eine Einführung, die eine Anlehnung für die eigene Forschungsarbeit erlaubt. „The Discovery of Grounded Theory" ist ein programmatischer Band, eine Kampfansage an die damals in der nordamerikanischen Soziologie dominanten *grand theories* und das hypothetiko-deduktive Modell, die Theorien und aus ihnen abgeleitete Hypothesen ebenso wie methodische Vorgehensweisen (zumeist standardisierte Erhebungs-, Auswertungs- und Prüfverfahren) immer schon voraus*setzen*. Anselm Strauss führte hierzu in einem Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie (2004 [1995]) aus:

> „Wir verbanden drei Zielsetzungen mit dem Buch: Erstens versuchten wir, qualitative Forschung, die damals nicht anerkannt wurde, zu legitimieren. In vielen Departements ist es ja immer noch so, dass qualitative Forschung nicht als wissenschaftlich gilt! So wurde das Buch auch benutzt. – Studenten konnten damit ihre qualitativen Studien vor den Prüfungsausschüssen besser rechtfertigen. Zweitens wollten wir Funktionalisten wie Parsons und Merton attackieren. Damals wurden deren Theorien von den Studenten und jungen Soziologen umstandslos übernommen und alles andere in Frage gestellt. Wir wandten uns gegen diese ‚überlieferten Theorien', und das war auch wirkungsvoll. Deswegen hat das Buch diese aktive und scharfe Diktion. Der Lektor hat zunächst alle aktiven Verben ins Passiv verkehrt, um das abzumildern, doch wir haben dagegen protestiert und uns durchgesetzt. Der dritte Grund war die Darstellung der Möglichkeit von Theoriebildung aus den Daten heraus. Das wird ja bis heute von vielen qualitativen Forschern bezweifelt. Die meisten begnügen sich mit ethnografischen Beschreibungen wie die frühen Chicagoer. Und neuerdings die Postmodernen halten es nicht mehr für sinnvoll, systematisch Theorien zu entwickeln" (Abs. 52; Großschreibung der Autorennamen im Zitat unberücksichtigt gelassen).

„The Discovery of Grounded Theory" sollte, dies klingt bereits in dem Zitat an, ein Buch für den wissenschaftlichen Nachwuchs, für die *kids* sein: Sie sollten entgegen der bis dahin üblichen Aufteilung der Forschungswelt in einige wenige „theoretische Kapitalisten" und ein Heer „proletarischer Theorietester" ermächtigt werden, dem eigenen Denken, der eigenen „wissenschaftlichen Intelligenz" zu vertrauen und Theorien zu entwickeln, die für die gesellschaftliche Praxis, für das Handeln in empirischen Feldern von Bedeutung sind. Insoweit richtete sich „The Discove-

ry of Grounded Theory" nicht nur gegen die Entfremdung von Kopf und Hand in der eigenen Disziplin, gegen die Entfremdung zwischen Theorie und empirischer Sozialforschung, sondern auch gegen die Entfremdung der Soziologie als Disziplin von der sozialen Wirklichkeit. Entsprechend heißt es eröffnend in „The Discovery of Ground Theory":

> „Most writing on sociological method has been concerned with how accurate facts can be obtained and how theory can thereby be more rigorously tested. In this book we address ourselves to the equally important enterprise of *how the discovery of theory from the data—systematically obtained and analyzed in social research—can be furthered*. We believe that the discovery of theory from the data—which we call *grounded theory*—is a major task confronting sociology today, for, as we shall try to show, such a theory fits empirical situations, and is understandable to sociologists and layman alike. Most important, it works—provides us with relevant predictions, explanations, interpretations and applications" (Glaser & Strauss 1967 [1998], S.1).

Und obwohl Glaser und Strauss hiermit einer der wesentlichen Intentionen qualitativer Forschung, nämlich Verstehen eng an den Akteuren und an deren Alltagspraxis zu orientieren, sehr nahe kamen, galt eine zweite Stossrichtung der GTM, wie bereits erwähnt, der damals überwiegenden ethnografischen Praxis einer bloß deskriptiven, illustrierenden und explorativen Selbstbescheidung qualitativer Forschung und deren ungenügender methodologischer und theoretischer Elaboration.

Strauss selbst war in genau dieser qualitativen Tradition sozialisiert worden: als Schüler von Blumer (selbst Student bei George Herbert Mead) und Mitarbeiter von Lindesmith war er in dem wissenschaftshistorischen Kontext des Pragmatismus und des symbolischen Interaktionismus in der Tradition der Chicagoer Schule und soziologischen Feldforschung beheimatet (dazu Bryant 2009; Hammersley 2010). Glaser hingegen war Schüler bei dem Wissenssoziologen Robert K. Merton und entstammte der von Paul Lazarsfeld geprägten Columbia School mit kritisch-rationalistischer Orientierung und methodischem Schwerpunkt in der quantitativen Meinungsforschung. Diese unterschiedliche wissenschaftliche Sozialisation wird jedoch erst später bedeutsam – wenngleich sie von Beginn an die GTM kennzeichnete – und zunehmend auch Gegenstand wissenschaftstheoretischer Erörterungen wurde (dazu exemplarisch die Beiträge von Kelle sowie Strübing in diesem Band).

Die Arbeit an „The Discovery of Grounded Theory" begann in den frühen 1960er Jahren, nachdem Glaser an die University of California gewechselt war und beide ihre gemeinsamen Studien zu Tod und Sterben in Hospitälern durchführten, in die neben der jeweiligen professionellen/methodischen Sozialisation zugleich schwerwiegende biografische Erfahrungen eingingen: Strauss hatte Anfang der 1960er Jahre die Krankheit und den Tod seiner Mutter erlebt, Glaser hatte kurz vor seinem Hinzukommen in das Team seinen Vater verloren. Ergebnis war eine Theorie der „Awareness of Dying" (Glaser & Strauss 1965a [1995 (1974)]), und es war diese ge-

meinsame theoriebildende Arbeit, die nachträglich in „The Discovery of Grounded Theory" reflektiert und als Forschungsstrategie publik gemacht wurde. Dies zu akzentuieren erscheint wichtig, weil so verstehbar wird, dass die GTM selbst in ihren Grundzügen eine im Feld und im Laufe der gemeinsamen Forschungspraxis entwickelte GT und die GTM eben deshalb keine der empirischen Forschung entfernte „Armchair-Methodik" ist.

Was die Theoriegenerierung im Sinne der GTM bereits in dieser frühen Fassung auszeichnet, sind insbesondere folgende Grundelemente, die trotz aller folgenden Diversifikation auch spätere getrennte Veröffentlichungen durchziehen (ausführlicher dazu Abschnitt 4):

- Die Entdeckung von neuen Theorien ist mindestens ebenso wichtig wie die Prüfung bereits vorliegender Theorien; insbesondere im Falle sozialwissenschaftlicher Problemstellungen für konkrete soziale Handlungsfelder ist der theoriegenerierende Ansatz gänzlich unverzichtbar.
- Anders als im Falle des Theorie-/Hypothesentestens und der dort üblichen sequenziellen Vorgehensweise (Operationalisierung, Erhebung, Datenaufbereitung, Auswertung) benötigt die Generierung von Theorie aus Empirie wiederkehrende Zyklen, in denen Erhebung, Auswertung und Theoriebildung eng verschränkt sind.
- Die Abstraktion hin zu einer GT wird geleistet durch spezifische Kodierprozeduren (heute in der Regel als computerunterstützte Auswertung angelegt), mittels derer empirische Daten sukzessive verallgemeinert werden. Kernprozedur in diesem Kodierprozess sind Vergleiche auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede (zwischen empirischen Daten, zwischen Daten und aus ihnen generierten Kodes, zwischen Kodes, mit Blick auf die in die fortschreitende Untersuchung einzubeziehenden Fälle/Untersuchungsgruppen).
- Dieser Einbezug neuer Fälle im Untersuchungsprozess wird gesteuert durch das *Theoretical Sampling*, die für die GTM spezifische Variante der sukzessiven Auswahl von im Zuge der Theorienentwicklung sich als relevant erweisenden, neu zu erhebenden Daten.
- Für die Theoriebildung ist die wiederkehrende Rückbindung an Daten ebenso erforderlich wie die theoretische Sensibilität aufseiten der Forschenden, da erst durch sie eine über Deskription hinausgehende Konzeptualisierung möglich wird. Unverzichtbar in diesem Prozess ist das (Fort-) Schreiben von Memos über den erreichten Erkenntnisfortschritt – und ebenso notwendig, wenn auch nicht in dem Maße umgesetzt, ist das kontinuierliche Arbeiten in Forschungsgruppen und Interpretationsgemeinschaften.
- Die Theoriebildung wird vorangetrieben bis zur schließlichen theoretischen Sättigung *(Theoretical Saturation)* als dem (vorläufigen) Endpunkt der Analyse, d. h. zu einer Zeit und bis auf Weiteres liefern neue Daten keinen substanziellen Wissenszuwachs für die generierte Theorie.

- Am Ende dieses iterativen Prozesses soll eine an Daten gewonnene – in den Daten verankerte – GT stehen, wobei unterschieden wird zwischen sogenannten materialen und formalen Theorien *(substantive* und *formal theories)*: Während erstere sich auf einen spezifischen sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich beziehen und auch nur für diesen spezifischen Bereich Gültigkeit beanspruchen (dürfen), können sie zugleich Ausgangspunkt für eine allgemeinere, formale GT sein, die einen verschiedene Gegenstandbereiche integrierenden Charakter hat.
- Die Qualität der entwickelten GT ist nicht mittels traditioneller, durch testtheoretische Gütekriterien festgelegter Standards zu bemessen. Insbesondere wird von einer GT nicht erwartet „that data should fit the theory", sondern umgekehrt: „the theory should fit the data" (Glaser & Strauss 1967, S.261). Hierzu werden für jeden Schritt im Forschungsprozess Kriterien der Glaubwürdigkeit, Plausibilität und Vertrauenswürdigkeit *(credibility, plausibility, trustworthiness)* vorgeschlagen, entlang derer die Güte des Prozesses und seines Ergebnisses geprüft werden kann.

3 „Spielarten" der GTM

3.1 Von Vätern und Töchtern

Glaser und Strauss schufen mit ihrem frühen Werk die Grundlage für jenen Forschungsstil, der heute fest zum Grundbestand der qualitativen Forschung gehört und in kaum einem Methodenband fehlt. Umso überraschender ist, dass „The Discovery of Grounded Theory" die einzige gemeinsame *methodologische* Buchpublikation von Glaser und Strauss geblieben ist.[1] Selbst gemeinsame Methodenartikel sind rar, zu erwähnen ist hier beispielsweise der 1965 in „The American Behaviorist" erschienene Beitrag „Discovery of Substantive Theory" (Glaser & Strauss 1965b [1979]), der zwei Jahre später – leicht verändert – in „The Discovery of Grounded Theory" als Kapitel 9 Eingang fand.

Nach dem gemeinsamen Band begannen beide recht rasch den darin nur in Umrissen skizzierten Forschungsstil getrennt voneinander zu vertreten und zunehmend in unterschiedliche Richtungen auszudifferenzieren, wobei jeweils unterschiedliche Personen an dieser Entwicklung beteiligt waren und zu ihr beitrugen. Wegen des Ausgangspunktes der gemeinsamen Forschungsarbeit von Glaser und Strauss in den Gesundheits- und Pflegewissenschaften spielten in dieser Nachfolgegeneration insbesondere Schülerinnen eine hervorragende Rolle, so Juliet M. Corbin, die die von Strauss vertretene Variante der GTM gemeinsam mit ihm weiter ausbuchstabierte

1 Es gab allerdings weitere gemeinsame themenbezogene Veröffentlichungen neben „Awareness of Dying" (Glaser & Strauss 1965a [1995 (1974)]), nämlich insbesondere „Time for Dying" (Glaser & Strauss 1968) und „Status Passage" (Glaser & Strauss 1971).

(Strauss & Corbin 1996 [1990], 1994, 1997; Corbin & Strauss 2008 und Corbin in diesem Band), oder Adele E. Clarke (2005 und in diesem Band), die eine eigene GTM-Variante – die *Situational Analysis* – schuf und nach dem Tod von Anselm Strauss 1996 gemeinsam mit dessen Frau Fran seinen Nachlass organisierte[2]. Eher orientiert an Glaser und zugleich deutlich verschieden von ihm z. B. Kathy Charmaz (2006, in diesem Band) mit ihrer „Constructivist Grounded Theory". Gemeinsam mit ihm arbeitet in neuester Zeit im Sinne der von ihm mittlerweile so bezeichneten „Classic Grounded Theory" Judith A. Holton (Glaser in Zusammenarbeit mit Holton 2004, in diesem Band), die auch Herausgeberin der von Glaser im Rahmen seines Grounded Theory Institute[3] publizierten Zeitschrift „Grounded Theory Review"[4] ist.

Die Weiterentwicklung der GTM durch Glaser und Strauss selbst vollzog sich zunächst unmerklich und ohne nach außen vertretene Differenzen oder Abgrenzungen. 1978 erschien Glasers Monografie „Theoretical Sensitivity. Advances in the Methodology of Grounded Theory" – heute ebenfalls ein Klassiker, der grundlegende Weiterführungen aus „The Discovery of Grounded Theory" enthält bzw. die dort teilweise noch sehr vagen Darstellungen erstmals elaboriert (u. a. detaillierte Ausführungen zu *Sampling*, *Coding*, *Memos* etc.) und vor allem das Konzept-Indikator-Modell fundiert (siehe dazu weiter unten Absatz 4).

Strauss, der 1987 die Monografie „Qualitative Analysis for Social Scientists" veröffentlichte (die anders als „The Discovery of Grounded Theory" bereits kurz nach Erscheinen, nämlich 1991 in Deutsch vorlag; als „Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung"), hat vieles aus diesem Buch von Glaser übernommen. Strauss (1991 [1987], S.22) bemerkt dazu: „In der Tat ist die zweite Hälfte dieses Kapitels [gemeint ist der umfängliche „Teil 2: Analyse nach der Grounded Theory: Hauptelemente"], von einigen Erläuterungen abgesehen, im wesentlichen sein Werk [gemeint ist Glaser und dessen Buch „Theoretical Sensitivity"]".

„Qualitative Analysis for Social Scientists" liest sich überwiegend wie ein Werkstattbuch, in dem eine Fülle an Beispielen (i. d. R. Aufzeichnungen von Auswertungssitzungen) gegeben wird, da die Studierenden und der wissenschaftliche Nachwuchs nach Veranschaulichungen der GTM verlangten. Das dann von Strauss gemeinsam mit Juliet Corbin 1990 vorgelegte „Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques" kommt hingegen einem Lehrbuch recht nahe, denn beide bemühten sich um eine zunehmend systematische und an Lehr-/Lernzwecken orientierte Aufbereitung der GTM. Seit 1996 liegt „Basics of Qualitative Research" auch in Deutsch vor (unter Verkehrung der Titel: „Grounded Theory" ist zum Haupttitel, „Grundlagen qualitativer Sozialforschung" zum Untertitel geworden).

2 http://www.ucsf.edu/anselmstrauss/
3 http://www.groundedtheory.org/
4 http://www.groundedtheoryreview.com/

Nach dem Erscheinen von „Basics of Qualitative Research" wird dann auch der Bruch zwischen den Gründern unübersehbar. Bis dahin scheint – auch wenn es in den zurückliegenden 20 Jahren keine gemeinsamen Publikationen mehr gab – eine zumindest konzeptuelle Nähe zwischen Glaser und Strauss bestanden zu haben. So hatte nicht nur Strauss, wie erwähnt, in seinem 1987er Buch extensiv auf Glaser zurückgegriffen, sondern auch Glaser hatte noch Anfang der 1990er Jahre fachöffentlich in einer Festschrift für Anselm Strauss vermerkt:

> „I have known and collaborated with Anselm Strauss for about thirty years, and I would like to summarize the collaboration by citing its most important properties. In doing this, I hope to evoke in the reader a feeling for the meaning, the appreciation, and the love of what it has meant for me to work with and be associated with Anselm for these years" (Glaser 1991, S.11, zit. nach Legewie 2005, Abs. 33).

Nach „Basics of Qualitative Research" und – wohl vor allem – mit dem Sichtbarwerden der Koautorin, Juliet Corbin, verschärfte sich der Ton in der Diskussion seitens Glaser erheblich. Besonders deutlich wird dies in der Einleitung seines Buches „Emergence vs. Forcing: Basics of Grounded Theory", in dem er nun Strauss und Corbin scharf attackiert: „I request that you pull the book. It distorts and misconceives grounded theory, while engaging in a gross neglect of 90 % of its important ideas" (Glaser 1992, S.2).

In der Folgezeit wandte Glaser sich in seinen Monografien in der Reihe „The Grounded Theory Perspective"[5] sowie in der Reihe „Classic Grounded Theory Methodology"[6] ebenso wie in den von ihm bis Mitte der 1990er edierten Sammelbänden (Glaser 1993, 1994, 1995, 1996, letzterer in Zusammenarbeit mit W. Douglas Kaplan) vehement gegen – aus seiner Sicht – vollzogenen „Verflachungen" und Missinterpretationen der GTM. Dabei beschränkt sich seine Kritik nicht nur auf Strauss/Corbin, sondern sie wendet sich gegen Änderungsvorschläge und Erweiterungen, die er in den Darstellungen neuerer Protagonist/innen sieht, so etwa in den Arbeiten von Janice Morse und noch mehr in denen von Kathy Charmaz, die seit Mitte der 1990er Jahre wesentlich zur Verbreitung der GTM beigetragen und eine Fülle an Übersichtsartikeln vorgelegt hat, u. a. in der zweiten (2000) und dritten Auflage (2005) des von Denzin und Lincoln editierten „Handbook of Qualitative Research"[7]. Dabei hat Charmaz mehr und mehr eigene Akzente gesetzt und steht mittlerweile als wichtigste Repräsentantin für einen „konstruktivistischen" GTM-Ansatz:

---

5 Dazu gehören die Bände: I. „Conceptualization Contrasted With Description" (Glaser 2001), II. „Description's Remodeling of Grounded Theory" (Glaser 2003a) und III: „Theoretical Coding" (Glaser 2005).

6 U. a. mit „Doing Grounded Theory" (Glaser 1998), „Doing Formal Grounded Theory" (Glaser 2007) und „Doing Quantitative Grounded Theory" (Glaser 2008).

7 In der Erstauflage von 1994 stammte der GTM-Beitrag noch von Strauss und Corbin. Charmaz hat auch Artikel zur GTM in im engeren Sinne psychologischen Publikationen verfasst; u. a. 1995 und 2003.

> „In the classic grounded theory works, Glaser and Strauss talk about discovering theory as emerging from data separate from the scientific observer. Unlike their position, I assume that neither data nor theories are discovered. Rather, we are part of the world we study and the data we collect. We *construct* our grounded theories. Through our past and present involvements and interactions with people, perspectives, and research practices" (Charmaz 2006, S.10).

Indem Glaser sich in seiner Kritik immer wieder im Ton vergreift und eigene Methodenelaborationen als immanente GTM-Entwicklung, die anderer jedoch als Verflachung und *Remodeling* fasst (z. B. Glaser 2002, 2003b), manövriert er sich in einiger Hinsicht in ein (gegen methodenkritische Diskussionen abgeschottetes) Abseits, wie dies u. a. Bryant (2003, Abs. 24f.) diagnostiziert:

> „What we have got so far is a response that reads as if Glaser is more intent on establishing ‚The One True Church of GTM', than he is in clarifying the conceptual foundations of the method. … Anyone who uses GTM in a manner that Glaser finds ‚incorrect' will suffer a similar fate. Glaser will be the arbiter of what counts as GTM and who is best able to use it – blessed are those who can ‚conceptualize', they will inherit GTM, the rest will have to be satisfied with QDA [Qualitative Data Analysis, wogegen Glaser die GTM scharf abgrenzt]. Now if this is what Glaser really wishes to do, then so be it; but I would like to be able to rescue the key ideas of the method. Glaser may feel proprietorial about GTM, he has a certain right to do so as far as the initial statements are concerned; but he now has to acknowledge that GTM has outgrown his grasp. We have Glaser's view of GTM – well-documented in his books and papers, but we also have several other views …. Glaser's version of GTM is not the only game in town." (Großschreibung der Autorennamen unberücksichtigt gelassen)

3.2 Rezeptionsbesonderheiten

Diese unterschiedlichen Positionen in der GTM sowie insbesondere die Kontroverse zwischen Glaser und Strauss wurden lange Zeit in Abhandlungen zur GTM wenig dargestellt. Erst langsam mehren sich dazu systematischere Darstellungen (insbesondere Kelle 1997, 2005 und Strübing 2004; siehe dazu deren Beiträge in diesem Band). Die – zum Teil heftigen – Auseinandersetzungen haben der Verbreitung der GTM jedoch keinen Abbruch getan, richtiger: Unberührt von diesen Kontroversen erfreut sich die GTM seit Jahren eines weiter wachsenden Interesses und ist eine verbreitete Anwendung für viele Forschungsfragen und in unterschiedlichsten Forschungsbereichen. Eher anekdotisch wird diese Entwicklung verständlich, wenn man einen frühen Versuch von Lüders und Reichertz (1986) heranzieht, der das Feld der qualitativen Sozialforschung entlang verschiedener Dimensionen – Suche nach subjektiven Sinnwelten, Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus,

Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen – ordnet, und ihn mit der Überarbeitung durch Reichertz (2007) vergleicht: Hatten die Autoren die GTM 1986 als Auswertungsverfahren noch eindeutig (aber im Sinne der „Väter" der GTM zu unrecht) Studien zugeordnet, die sich um die Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus bemühen, gibt es in Reichertz' um eine vierte Kategorie („[Re] Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit") ergänzter Übersicht (2007, S.198f.) über die wichtigsten „elaborierten qualitativen Methoden" eine Methodik, die immer induziert scheint – ein jedes Mal gilt am Ende der Auflistung möglicher Verfahren zur Bearbeitung der Forschungsfragen: „und die Grounded Theory".

Allerdings erscheint die Rezeption der GTM im deutschsprachigen Raum insoweit ein Sonderfall, als hier die fast alleinige Bezugnahme auf den GTM-Stil vorherrschend war und ist, wie er von Anselm Strauss (allein und gemeinsam mit Juliet Corbin) vorgetragen und geprägt wurde. Dies kommt sehr anschaulich in dem Beitrag von Andreas Böhm zur Auswertungsmethodik der Grounded Theory im Handbuch „Qualitative Forschung" zum Ausdruck; dort heißt es fälschlicherweise: „Während sich Barney Glaser in den 80er Jahren aus dem aktiven Forschungsleben zurückzog, entwickelte Strauss den Ansatz weiter und bemühte sich insbesondere um eine didaktische Aufbereitung, um die Methode lehr- und lernbar zu machen" (Böhm 2008, S.484).[8]

Wesentlich für diese Dominanz der Strauss-Corbinschen GTM-Variante ist u. a., dass in Deutschland der Band „Qualitative Analysis for Social Scientists" von Anselm Strauss – wie eingangs angemerkt – bereits kurz nach seiner Veröffentlichung im Englischen in deutscher Übersetzung als „Grundlagen qualitativer Sozialforschung" vorlag (und seit 1994 günstig als Taschenbuch erhältlich ist). Das gemeinsam mit Juliet Corbin 1990 verfasste „Basics of Qualitative Research" ist 1996 in übersetzter Fassung auf den deutschen Markt gekommen und wurde von nun an vielfach als „das" GTM-Buch wahrgenommen; der 1967er-Ursprungsband von Glaser und Strauss – „The Discovery of Grounded Theory" – war dagegen mit deutlicher Verspätung von 21 Jahren erst 1998 in Deutsch erhältlich. Im Unterschied hierzu liegen alle Monografien Glasers – so auch der „Klassiker" „Theoretical Sensitivity" – sowie dessen Sammelbände bis heute ausschließlich in Englisch vor.

Dass es zu den deutschen Übersetzungen gekommen ist, hängt auch mit den teilweise engen Kontakten zusammen, die Strauss zu deutschen Wissenschaftler/innen unterhalten hat[9], sei es im Rahmen eigener Besuche von (damaligen) qualita-

8 Diese irrtümlicherweise vorgenommene und erstmals in der Erstauflage von 2000 getroffene Einschätzung wird bis in die neuste, mittlerweile sechste Auflage von 2008 beibehalten und zudem international verbreitet, weil das Handbuch 2004 übersetzt als „Companion to Qualitative Research" erschienen ist.

9 Glasers direkte Bezüge zu Deutschland waren dagegen bis auf wenige Ausnahmen weitgehend auf seinen Aufenthalt als Soldat in der amerikanischen Armee begrenzt.

tiven Zentren[10], sei es umgekehrt im Verlauf von Aufenthalten deutscher Forschender (u. a. Fritz Schütze, Wolfram Fischer, Gerhard Riemann und dessen Schwester Christa Hoffmann-Riem) an der University of California. Neben engen Kontakten in die deutsche interpretative Soziologie existierten zudem Verbindungen zu qualitativ orientierten Psycholog/innen, insbesondere zu Heiner Legewie und dem damaligen Projekt ATLAS (*A*rchiv für *T*echnik, *L*ebenswelt und *A*lltagssprache; unter anderem mit Beteiligung von Andreas Böhm oder Thomas Muhr), aus dem heraus dann auch die Software ATLAS.ti entwickelt wurde.

Glaser ist im deutschsprachigen Raum erst sichtbarer wieder hervorgetreten durch drei Artikelveröffentlichungen – je eine 2002, 2003b und 2004 (letzter in Zusammenarbeit mit Judith Holton) – in der Open-Access-Zeitschrift „Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Social Research" (FQS)[11], drei Beiträge, die einem breiten Markt frei zugänglich waren und international erhebliche Resonanz erfuhren. Infolge dieser nun verbesserten Zugänglichkeit ist die über lange Zeit zumindest im deutschen Sprachraum teilweise unkritische Gleichsetzung von GTM mit Strauss (und Corbin) in Bewegung geraten. So kommt Jörg Strübing sogar mittlerweile zu dem Schluss: „Insgesamt wird die methodologische Debatte derzeit relativ stark von Glaser und seinen Mitstreiterinnen und Schülern[12] am privaten Grounded Theory Institute dominiert", während die „ehemaligen Mitarbeiter und Schülerinnen" von Strauss, so Strübing, „ersichtlich weniger Interesse an einer hegemonial ausgerichteten Diskussionsstrategie haben und sich eher um praktische Adaptionen und Weiterentwicklungen bemühen" (2004, S.93).

Insoweit ist die Lesart der *einen* GTM zwischenzeitlich abgelöst durch die „zwei[er] Varianten …, eine pragmatistisch inspirierte von Anselm Strauss, die er teilweise allein, teilweise mit Juliet Corbin in ihren praktischen Dimensionen näher ausgearbeitet hat, sowie eine … empiristische Variante von Barney Glaser" (a. a. O., S.8), wobei mit Kathy Charmaz als mittlerweile international prominentester Gallionsfigur der „Töchter"-Generation mindestens eine weitere – auch gegen die Strauss-Corbinsche Lesart kritische – Position sich markant profiliert hat (siehe Charmaz 2000, 2006 und in diesem Band; kritisch Glaser 2002). Anders als Strübing sprechen Bryant und Charmaz deshalb von mindestens drei Versionen der GTM: „At the simplest level, we have the Glaserian school of GTM, the Strauss and Corbin school, and the Con-

10 Siehe hierzu Hans-Georg Soeffner im Interview mit Jo Reichertz (2004, Abs. 12). Fritz Schütze gibt eine guten Überblick zu Strauss als Gast in Deutschland in einem Papier anlässlich der Konferenz „Anselm Strauss as Theoretician: The Impact of His Thinking on German and European Social Sciences"), die er 1999 gemeinsam mit Hans-Georg Soeffner ausrichtete (siehe dazu http://www.ucsf.edu/anselmstrauss/pdf/mem-magdeburg.pdf).

11 http://www.qualitative-research.net/

12 Neben Judith Holton und Phyllis Stern (letztere keine Mitarbeiterin, aber dem Ansatz von Glaser trotz kritischer Zwischentöne vergleichsweise nahe; siehe bspw. Stern 2007) erwähnt seien u. a. Simmons und Gregory (2003) und ihre Versuche, aufbauend auf der „Glaserian GTM" konzeptuelle Weiterungen in Richtung „Grounded Action" vorzuschlagen. Mitchell Olson hat jüngst aufbauend auf den Überlegungen Glasers und auf Simmons und Gregory einen Ansatz des „Grounded Learning" vorgelegt.

structivist" (2007b, S.10).[13] Diese dritte Variante hat auch im deutschsprachigen Raum an Gewicht gewonnen durch das Aufkommen der „Reflexiven Grounded Theory" (Breuer 2009) und das generelle Bemühen, GTM mit der Fragen von Subjektivität und Selbstreflexivität zu verknüpfen (dazu grundlegend Mruck & Mey 1996, 2007; vgl. auch Breuer 1996, 1999; siehe auch Breuer, Mey & Mruck in diesem Band).

4 Zentrale Elemente der GTM im Forschungsprozess

Die Betonung von unterschiedlichen und konträren Positionen vernachlässigt die Nähe, die zugleich zwischen den Positionen (und dies trotz aller Polemik, vor allem jener von Glaser) fortdauert, denn die GTM umfasst ein Set an Grundelementen und Vorschlägen, die den Forschungsstil gesamt charakterisieren helfen. Im Folgenden werden diese zentralen Grundelemente der GTM (4.1) und auch die konkreten Kodierprozeduren im Rahmen der GTM (4.2.) vorgestellt, wobei jeweils so weit möglich Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit skizziert werden. Insgesamt liegt dabei der Schwerpunkt auf den von Glaser und Strauss vorgetragenen Überlegungen, auch um deren besondere Relevanz für das GTM-Verständnis ausreichend zu würdigen (siehe für eine ausführlichere Darstellung Mey & Mruck 2009a).

4.1 GTM als besonderer Forschungsstil

Besonders reizvoll ist, dass die GTM in erster Linie ein Forschungsstil, eine Forschungshaltung ist und erst in zweiter Linie eine „einfache" Auswertungsmethode, ein Verfahren, das angewandt werden kann (anstelle anderer, „konkurrierender" Methoden). Anselm Strauss bringt die Besonderheit der GTM zum Ausdruck, wenn er das Einhalten von drei Essentials benennt, die aus seiner Perspektive erfüllt sein müssen, damit das Vorgehen als GTM bezeichnet werden kann:

> „Erstens die Art des Kodierens. Das Kodieren ist theoretisch, es dient also nicht bloß der Klassifikation oder Beschreibung der Phänomene. Es werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für die untersuchten Phänomene besitzen. Das Zweite ist das theoretische Sampling … [d. h.], dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben und Hypothesen zu formulieren, die dann die Auswahl der nächsten Interviewpartner nahe legen. Und das Dritte sind die Vergleiche, die zwischen den Phänomenen und Kontexten gezogen werden und aus denen

13 Denzin (2007) kommt sogar auf derzeit sieben GTM-Spielarten, deren Differenzierung allerdings teilweise schwer nachvollziehbar ist: So unterscheidet er GTM-Versionen entlang unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Positionen *(positivist, postpositivist, constructivist, objectivist, postmodern)*, hinzukommen eine *situational* und eine *computer assisted GTM-Variante*.

> erst die theoretischen Konzepte erwachsen“ (Strauss 2004 [1995], Abs. 59 im Gespräch mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie; siehe Wiederabdruck in diesem Band)

Auch Glaser geht es (ganz in Übereinstimmung mit dem ersten von Strauss genannten Essential) immer wieder darum herauszustellen, dass es sich bei der GTM um „conceptual work“ handele, die er gegen eher deskriptive Vorgehensweisen abgrenzt (siehe dazu auch ausführlich seinen ersten Band aus der Reihe „The Grounded Theory Perspective“ mit dem Schwerpunkt „Conceptualization Contrasted With Description“, Glaser 2001).

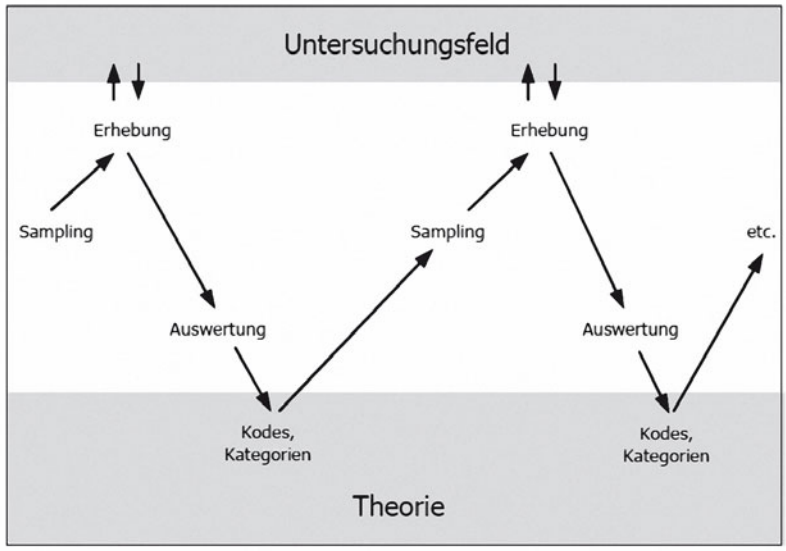
Glaser, Strauss und Corbin (sowie weitere GTM-Varianten) eint insoweit, dass sie mit der GTM den Anspruch auf Theoriebildung untrennbar verbunden sehen, und dass sie in ähnlicher Weise Enttäuschungen über die Ausfaserungen der GTM und über irreführende Nutzungen des Labels äußern. Strauss und Corbin unterstreichen aber auch gegen jeglichen Purismus, GTM müsse nützlich sein und insoweit müsse (und könne) das Vorgehen den je konkreten Forschungskontexten und -intentionen angepasst werden. Barney Glasers Position ist sehr viel fundmentalistischer: GTM in Glasers Sinne ist „klassische GTM“, teilweise sogar als „Glaserian GTM“ bezeichnet, und die Verwendung des Labels GTM setze insoweit voraus „to use the *complete* package of GT procedures as an integrated methodological whole“ (Glaser 2004, Abs. 41; unsere Hervorhebung; siehe dazu den übersetzten Beitrag von Glaser in Zusammenarbeit mit Holton in diesem Band).

4.1.1 Forschung als iterativer Prozess

Die GTM versteht sich nicht nur als Sammlung einzelner Methodenelemente, z. B. durch die Anwendung von Kodierprozeduren in der Phase der Auswertung, sondern als ein spezifischer Forschungsstil, der sich deutlich von jenem traditionellen sequenziellen Vorgehen unterscheidet, in dem Planung, Datenerhebung, Datenanalyse (und Theoriebildung) als getrennte Arbeitsphasen aufgefasst werden[14]: Forschen im Sinne der GTM erfordert einen ständigen Wechsel zwischen Handeln (Datenerhebung) und Reflexion (Datenanalyse und Theoriebildung). Analyse und Theoriebildung beginnen bereits mit dem ersten erhobenen Datenmaterial, sie dienen in all ihrer Vorläufigkeit als Startpunkt für eine fortlaufende Präzisierung der Forschungsfrage und für kontinuierliche Hypothesen- und Theoriegenerierung (siehe Abbildung 1).

14 Siehe auch einen Vergleich der Forschungsprogramme GTM und Komparative Kasuistik, der diese Besonderheit herausstellt (Mey & Mruck 2009b).

Abbildung 1 Der „iterative" Forschungsprozess der GTM (angelehnt an Haller, 2000, S.14; entnommen aus Mey & Mruck 2009a, S.111)



4.1.2 Kodieren mit dem Ziel der Theoriebildung

Anders als im Fall der Nutzung von qualitativen Daten zur Prüfung von Theorien und Hypothesen, bei der vorliegendes Material bereits verfügbaren Kategorien zugeordnet wird, existieren im Falle der Theorieentwicklung solche konzeptuellen Gemeinsamkeiten – Kategorien – noch nicht, sondern sie werden am Material gewonnen. Dies geschieht in der GTM, indem empirisches Material in Sinneinheiten zerlegt wird und für diese Sinneinheiten Kodes vergeben werden, deren konzeptueller Gehalt über eine beschreibende Zusammenfassung des empirisch Vorfindbaren hinausgehen muss. „A code sets up a relationship with your data, and with your respondents. One of the core mandates of sociology is the ability to ask the question, ‚Of what is this an example?'" (Star 2007, S.80). Das hier zum Einsatz kommende Konzept-Indikator-Modell wurde zunächst von Glaser (1978) für die GTM elaboriert und später von Strauss übernommen: „Daten sind Indikatoren für ein Konzept, das der Forscher zunächst vorläufig, später aber mit mehr Sicherheit aus den Daten ableitet" (Strauss 1991, S.54). Die Differenz zwischen Beschreibung und Konzeptualisierung lässt sich an folgendem Beispiel verdeutlichen:

> „Eine Beobachtung kann ich beschreiben als: ‚Zwei Menschen sprechen miteinander.' Wenn ich jedoch nach einer präziseren und zugleich konzeptualisierenden Benennung suche,

> könnte ich sagen: ‚Ein Mensch berät einen anderen.' ‚Beraten' ist eine konzeptualisierende Benennung im Unterschied zum Miteinander-Sprechen, weil das Beraten bereits eine bestimmte Rollenverteilung impliziert und so Fragen nach der Beziehung der beiden Personen zueinander, dem Gegenstand ihrer Beratung, der Qualität der Beratung etc. eröffnet" (Muckel 2007, S.217; siehe auch in diesem Band).

Der erste Schritt, das sog. „offene Kodieren", kann sich auf sehr kleine Segmente, z. B. einzelne Worte, Satzteile oder Sätze beziehen, im Verlauf der Analyse auch auf größere Passagen bis hin zu z. B. ganzen Interviews. Bei Strauss (1991 [1987], S.61) heißt es hierzu entsprechend:

> „Leitlinie für offenes Kodieren … ist, daß man *die Daten sehr genau analysiert* … Wenn ein Kode eine relative Sättigung erreicht hat – ‚nichts Neues mehr passiert' – dann wird der Forscher die Daten automatisch schneller durchgehen, in der Zeile-für-Zeile-Analyse Wiederholungen finden und folglich die Daten überfliegen, bis etwas Neues seine Aufmerksamkeit erregt".

Dass verschiedene Forschende hier sehr unterschiedliche Wahlen treffen, verdeutlicht Stern (2007, S.118), wenn sie entgegen Glasers und auch Strauss' Betonung der *line-by-line method of coding* insbesondere zu Beginn der Forschungsarbeit schreibt: „I never do a line-by-line analysis because there is so much filler to skip over. Rather, I do a search and seizure operation looking for cream in the data". Auch Strauss selbst scheint die Bedeutung dieses feinen Kodiervorgehens zwar in Veröffentlichungen postuliert, in den Übungen mit seinen Studierenden aber viel weniger als Glaser umgesetzt zu haben (vgl. Krassen Covan 2007, S.68).

Für einen empirischen Vorfall, *incident*, können mehrere Kodes vergeben werden, auch können für die Kode-Bezeichnungen sozialwissenschaftliche Termini *(sociological constructs)* oder aus dem Material entlehnte, alltagssprachliche *In-vivo*-Kodes genutzt werden.[15] Mit fortschreitender Theorieentwicklung werden dann nicht nur Textstellen mit Kodes versehen, sondern die Kodes selbst werden miteinander verknüpft und zu übergeordneten Kategorien zusammengefasst, die schließlich mittels einer im Kodierprozess zu generierenden Schlüsselkategorie in eine Theorie integriert werden (ausführlicher dazu Abschnitt 4.2; siehe Muckel in diesem Band). Für die zur Formulierung einer Grounded Theorie erforderliche Integration der Kategorien bedarf es – auch hier sind Strauss und Glaser sich einig – des Rückgriffs auf verfügbares (im Falle beider Autoren: soziologisches) Wissen, wobei über die hierzu

15 Beide Begriffe gehen auf Glaser (1978) zurück und wurden von Strauss (1991 [1987]) übernommen: „‚Es gibt zwei Typen von Kategorien' – die soziologischen Konstrukte […] und die natürlichen Kodes […]" (S.64). Gleiches gilt für das Konzept-Indikator-Modell und für viele weitere, in „Theoretical Sensitivity" durch Glaser vorgenommene Explikationen der Ausgangsfassung der GTM, die in der deutschsprachigen Rezeption erst über Strauss (1991 [1987]) wahrgenommen und – da Strauss nicht explizit zitiert – vielfach in der Folge Strauss zugerechnet wurden.

hinzugezogenen Meta-Modelle massiver Dissens herrscht; auch verwenden Glaser und Strauss teilweise verschiedene Begrifflichkeiten und Kodierformen (siehe Abschnitt 4.2).

4.1.3 Memoing

Eine weitere, für die GTM zentrale Regel ist, das Kodieren zu unterbrechen und die Auswertungsschritte in Memos festzuhalten: „Stop coding and record a memo on your ideas" (Glaser & Strauss 1967, S.113). Beide, Glaser und Strauss, weisen Memos, die im Forschungsprozess *kontinuierlich* erstellt werden sollen und die den (theoretischen) Wissensstand der Forschenden dokumentieren und kontinuierlich fortschreiben, auch in späteren Schriften eine zentrale Rolle im Prozess der Theoriegenierung zu, da nur so Lücken identifiziert werden können, die dann wesentlich sind für die weitere Fallauswahl. Für die Arbeit werden verschiedene Memoarten unterschieden, z. B. Planungsmemos und Methodenmemos, zentral aber sind vor allem jene Memos, in denen die sich herausbildende Theorie skizziert wird und Kategorienbeschreibungen (als Konzeptarbeit) geleistet werden. Diese zentrale Bedeutung hebt Glaser besonders hervor:

> „Memos are theoretical notes about the data and the conceptual connections between categories. The writing of theoretical memos is the core stage in the process of generating theory. If the analyst skips this stage by going directly to sorting or writing up, after coding, he/she is not doing GT" (Glaser in Zusammenarbeit mit Holton 2004, Abs. 61; siehe auch die übersetzte Fassung dieses Beitrags in diesem Band).

Auch Strauss hat gleich zwei Kapitel seines 1987er-Buches dem Thema „Memos und Memos schreiben" gewidmet, wobei Wiener (2007) berichtet, er habe für die Auswertungsarbeit häufiger als Memos Transkriptionen der Teamsitzungen herangezogen, in denen sich zahlreiche Interpretationsperspektiven fanden. Corbin wiederum hat in ihrer Überarbeitung für die dritte Auflage des gemeinsamen „Basics of Qualitative Research", die 2008 erschienen ist (unter Namensumkehrung nun als Corbin & Strauss), das *Memowriting* als *die* grundlegende Prozedur der GTM deutlich aufgewertet: In ihrem Sinne fixieren Memos das Flüchtige, sie helfen, die sich herausbildende Theorie zu präzisieren, und sie sind unerlässlich, um sie im Austausch im Team und mit anderen Forschenden zu präzisieren und voranzutreiben.

4.1.4 Die Bedeutung von Vergleichsprozessen für das Generieren von Theorie

Die grundlegende Operation, die allen Kodierschritten unterliegt, ist die „Methode des ständigen Vergleichens", ein Begriff, der bereits 1965 von Glaser in einem Artikel in der Zeitschrift „Social Problems" eingeführt wurde; der Artikel wurde als fünftes Kapitel in „The Discovery of Grounded Theory" unverändert übernommen. Vergleichsoperationen sollen während des gesamten Forschungsprozesses und auf allen Ebenen der Analyse angewandt werden: aus dem Vergleich von *incidents*, von empirischem Material mit empirischem Material, erwachsen Kodes, aus dem Vergleich von *incidents* mit Kodes und von Kodes mit Kodes Kategorien und deren Eigenschaften. Dies geschieht nicht automatisch, sondern durch in diese Vergleichsprozesse integrierte Reflexionsschlaufen. So wird, wurde ein Kode mehrmals vergeben, eine Inspektion der ihm zugeordneten Passagen/Segmente schnell auch Ungereimtheiten deutlich machen:

> „[T]he analyst will find conflicts in the emphasis of his thinking. He will be musing over theoretical notions and, at the same time, trying to concentrate his study on the next incident, to determine the alternate ways by which it should be coded and compared" (Glaser & Strauss 1967 [1998], S.107).

In der Darstellung von Strauss und Corbin wird der der Begriff *constant comparison method* fallengelassen, wobei Vergleichen neben dem Stellen generativer Fragen weiter eine zentrale Rolle für den Prozess der Konzeptualisierung zukommt. Strauss und Corbin sprechen in diesem Zusammenhang von Dimensionalisierung bzw. von Dimensionen als dem konzeptuellen Resultat von Vergleichsprozessen: Im Zuge der *constant comparison method* (bzw. des Dimensionalisierens im Sprachgebrauch von Strauss und Corbin) werden sukzessive die Eigenschaften der Kategorien bzw. der Phänomene, auf die sie verweisen und deren Verbindung zu anderen Kategorien und deren Eigenschaften herausgearbeitet. Auf diese Weise wird auch erkennbar, wo weiteres Wissen erforderlich ist, zusätzliches Material erhoben und in die Analyse einbezogen werden muss. Vergleichsprozesse und die mit ihnen verfolgte Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie beziehen sich insoweit sowohl auf die Auswertung des erhobenen Datenmaterials (Kodierung) als auch auf die sukzessive Erhebung der Daten *(Theoretical Sampling)* und auf den Endpunkt der Analyse *(Theoretical Saturation).*

4.1.5 Theoretical Sampling und Theoretical Saturation

Glaser und Strauss betonen, dass es bei der Generierung von Theorie anders als im Falle des statistischen Samplings ein theoretisches Sampling bedürfe, da weder Grundgesamtheit noch Merkmalsverteilung in einer solchen Grundgesamtheit bekannt sind und insoweit auch keine Stichprobe(ngröße) vorab definiert werden könne.[16] Beim *Theoretical Sampling* müssen einzubeziehende Fälle entlang des sich entwickelnden theoretischen Wissens nach jeweils neu im Forschungsprozess festzulegenden Kriterien definiert werden, d. h. die Suche nach Vergleichsfällen wird durch die Ergebnisse der Auswertung der Daten geleitet:

> „The basic criterion governing the selection of comparison groups for discovering theory is their *theoretical relevance* for furthering the development of emerging categories. The researcher chooses any groups that will help to generate, to the fullest extent, as many properties of the categories as possible, and that will help relate categories to each other and to their properties" (Glaser & Strauss 1967 [1998], S.49).

Ziel des *Theoretical Samplings* ist es, die gewonnenen Erkenntnisse sukzessive auszuarbeiten d. h. diese zu differenzieren und zu verfeinern. Dabei kann die Maximierung von Differenzen durch die Erhebung von Kontrastfällen den systematischen Einbezug weiterer Kategorien und eine Auffaltung der sich entwickelnden Theorie ermöglichen, Minimalvergleiche erlauben eine Konsolidierung und Verfeinerung des bereits bestehenden Kategoriennetzes (vgl. zusammenfassend Wiedemann 1991). Wichtig ist, dass Daten, die im Rahmen des *Theoretical Samplings* in die weitere Untersuchung einbezogen werden, nicht nur Interviews bzw. deren Transkripte sind, sondern jegliches Material, das helfen kann, die Theoriebildung voranzubringen – von Glaser (1998, S.8) in dem Diktum „All is data" zusammengefasst.

Für Glaser und für Strauss ist das *Theoretical Sampling* ein Essential der GTM, da die Merkmale, entlang derer die nächsten Fälle in die sich entwickelnde Theorie einbezogen werden können, nicht vorab gewusst oder definierbar sind.[17] Das Sampling

---

16 Abweichend davon haben Schatzman und Strauss (1973) das *Selective Sampling* vorgeschlagen, eine Strategie, bei Kriterien vorab festgelegt werden.

17 Wie wenig dies nach wie vor zur unverzichtbaren Praxis des Arbeitens mit der GTM gehört, beklagt u. a. Hildenbrand (2008, S.41 f.):
„Sie [die GTM] bietet am ehesten Gewähr, den Forschungsprozess […] voranzutreiben, d. h. mit einem minimalen Aufwand an Datenerhebung ein Maximum an Datenanalyse und folgender Theoriebildung zu erreichen. Garanten dafür sind die Analyse von Anfang an, Theoretical Sampling und stete Rückkehr zu den Daten. Dieser Kerngedanke der Grounded Theory scheint sich in der deutschsprachigen Forschungslandschaft nicht nachhaltig durchgesetzt zu haben, denn die ‚klassische' Abfolge: zehn Interviews zu erheben und diese *danach* zu analysieren, unabhängig davon, ob das erhobene Material eine Relevanz für die sich entwickelnde Theorie hat, gehört nach wie vor zum Standard einer sich qualitativ nennenden empirischen Sozialforschung und zu den frustrierenden Erfahrungen von Forschungsberatern, die, wenn es bereits zu spät ist, aufgefordert werden, zündende Ideen für die Rettung solcher im Ansatz problematischer Forschungsprozesse zu entwickeln".

ist beendet, wenn die theoretische Sättigung erreicht ist, d. h. wenn im Zuge weiterer Vergleichsprozesse keine neuen Einsichten erfolgen und Modifikationen nur noch zur Verbesserung der internen Konsistenz nötig sind. Dieses Abbruchkriterium für die Konstruktion einer GT ist zugleich ein theoretisches und ein pragmatisches: pragmatisch, weil zeitliche und finanzielle Ressourcen bedacht und theoretisch, weil immer nur relevante Vergleichsfälle zugezogen werden sollen. Nicht die Zahl der Fälle, sondern die Systematik ihres Einbezugs und der Vergleiche macht die Qualität einer GT aus. Da Wandel für Glaser und Strauss ein Charakteristikum sozialer Wirklichkeit ist, sind notwendig auch Theorien, die sich auf diese Wirklichkeit richten, wandlungsbedürftig: „The published word is not the final one, but only a pause in the never-ending process of generating theory" (Glaser & Strauss 1967 [1998], S.40).

Breuer (1999, S.5) schlägt in diesem Zusammenhang vor, für viele Studien, die den Strategien der GTM folgen, das Ergebnis eher als „Theorie-Skizze" denn als „Theorie" zu bezeichnen, da in vielen (Qualifikations-) Arbeiten das Kriterium der „theoretischen Sättigung" nicht ereicht und die notwendige Variation mittels *Theoretical Sampling* nicht ausgeschöpft werde, sodass es zur „Modell-Bewährung und Präzisierung" de facto weiterer Fälle bedürfte (siehe zur „theoretischen Sättigung" auch Dey [1999], der die Bezeichnung wenig glücklich findet und alternativ *theoretical sufficiency*, also „theoretische Hinlänglichkeit" vorschlägt).

4.1.6 Gegenstandsbezogene und formale Theorien

Nach Glaser und Strauss (1967 [1998]; ebenso in getrennten Folgearbeiten) kann die GTM zum Einsatz kommen, um *substantive* (gegenstandsbezogene), auf einen umgrenzten Bereich sozialen Lebens und sozialer Handlungspraxis bezogene Theorien (SGT) oder um formale, für den konzeptuellen Bereich der Soziologie (bzw. von Fachwissenschaften) verwendbare Theorien (FGT) zu generieren. In beiden Fällen handelt es sich um Theorien mittlerer Reichweite *(middle range theories)*, eine Theoriengruppe, die Robert K. Merton in die Soziologie eingeführt hatte einerseits gegen einen engen, am Sammeln von Daten jenseits von Theorie interessierten Empirismus und andererseits gegen Universaltheorien, die sog. *grand theories*, die empirischer Untersuchbarkeit mehr oder weniger entzogen sind (Merton 1949). Glaser und Strauss greifen diesen Ansatz zwar auf, kritisieren aber, Merton habe sich auf das „grounded modifying of theory", beschränkt, aber nicht mit dem „grounded generating of theory" beschäftigt (Glaser & Strauss 1967, S.2).

Eine erste Erwähnung findet die Differenzierung zwischen SGT und FGT bereits in der gemeinsamen Monografie „Awareness of Dying" (Glaser & Strauss 1965a [1995 (1974)], S.276), ebenso ein Grundverständnis über den Prozess des Generierens von FGT: „if one wishes to develop a systematic formal (or general) theory …, he must analyse data from many substantive areas", d. h., auch eine FGT wird nicht abstrakt und jenseits von Empirie entwickelt, sondern durch die sorgfältige vergleichende

Analyse und Integration verschiedener SGT (siehe für eine aktuelle Ausarbeitung des „Doing Formal Theory“ Glaser 2007).

4.1.7 GTM-spezifische Gütekriterien

Glaser und Strauss wenden sich dezidiert gegen Positionen, die die Güte einer GT mittels traditioneller Testgütekriterien zu bewerten versuchen, da diese allesamt der quantitativen Logik des Theorietestens in einem hypothetico-deduktiven Modell entspringen. Eine erste zusammenfassende Vermittlung von Kriterien der „Glaubwürdigkeit“ der GTM und ihres Produkts, einer GT, liefern sie in Kapitel 9 „The Credibility of Grounded Theory“ in dem 1967er Buch, das in Teilen auf einen gemeinsamen Artikel „Discovery of Substantive Theory: A Basic Strategy Underlying Qualitative Research“ in der Zeitschrift „The American Behavioral Scientists“ (Glaser & Strauss 1965b [1979]) zurückgeht.

Glaser (1978) hat diese Überlegungen weiter elaboriert und verdichtet, wobei folgende Kriterien im Zentrum stehen: *fit* meint anders als traditionelle Validität – die Glaser und Strauss scharf am Beispiel von Merton zurückweisen, da es dort darum gehe, Daten für eine Theorie passend zu machen (siehe den Epilog in „The Discovery of Grounded Theory“) – die Passung von Theorie für das spezifische Handlungsfeld, das sie zu erklären beansprucht, und dies bereits auf der konkreten Ebene der Passung zwischen Konzepten und empirischen Ereignissen, die diese Konzepte repräsentieren sollen; *relevance* betrifft die Frage, welche Bedeutung einer GT für die Handlungspraxis zukommt, die sie erklären will, und ist bereits mit der Entscheidung für die GTM grundlegend, die bei den Handlungsproblemen und -prozessen der Akteure in einem Feld ihren Ausgangspunkt nimmt; *workability* betrifft dann das Ausmaß, in dem eine GT bzw. die ausgearbeitete Schlüsselkategorie in der Lage ist, den Kern des Handelns in dem interessierenden Untersuchungsfeld zu identifizieren und zu erklären. In späteren Arbeiten (1978, 1998) zieht Glaser als weiteres Kriterium *modifiability* hinzu, die auf die erforderliche Flexibilität einer GT im Umgang mit neuen Bedingungen, Daten usw. zielt.

Auch Strauss und Corbin (1996 [1990]) haben Versuche der Re-Definitionen von klassischen Gütekriterien unternommen und zusätzlich anstelle von fixierten Standards eine umfassende Liste mit Leitfragen zur Prüfung einerseits der Qualität des Forschungsprozesses und andererseits der Qualität des Theoriebildungsprozesses formuliert (Strauss & Corbin 1996 [1990], S.217ff.). Hierzu gehören u. a. Fragen nach der Stichprobenziehung, nach den für die Kategorienbildung hinzugezogenen Quellen, nach der systematischen Elaboration der Kategorien, ihrer konzeptuellen Dichte, nach Hypothesen über Relationen innerhalb von und zwischen Kategorien, nach der Auswahl der Kernkategorie und ihrer integrativen Relevanz, nach der Identifizierung von übergreifenden politischen, historischen, ökonomischen Bedingungen

und ihrer konkreten Verknüpfung mit der Kernkategorie bzw. des im Rahmen der Untersuchung als zentral identifizierten Phänomens und auch die Identifikation und systematische Integration der Prozesshaftigkeit sozialer Wirklichkeit.

4.1.8 Theoretische Sensibilität

Sowohl Glaser als auch Strauss anerkennen die Bedeutsamkeit der „theoretischen Sensibilität" der Forschenden für die Qualität der am Ende des Prozesses generierten GT, d. h. die „Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Kategorien im Datenmaterial und die Herstellung von Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien im Datenmaterial, d. h. von Hypothesen" (Kelle 1997, S.312) ermöglichen.

Doch theoretische Sensibilität beschränkt sich nicht auf die Verfügbarkeit von Konzepten: Forschende benötigen vielmehr, so Glaser,

> „two essential characteristics […] First, he or she must have the personal and temperamental bent to maintain analytic distance, tolerate confusion and regression while remaining open, trusting to preconscious processing and to conceptual emergence. Second, he/she must have the ability to develop theoretical insight into the area of research combined with the ability to make something of these insights. He/she must have the ability to conceptualize and organize, make abstract connections, visualize and think multivariately" (in Zusammenarbeit mit Holton 2004, Abs. 43; siehe auch die übersetzte Fassung dieses Beitrags in diesem Band).

Dem würde Strauss nicht widersprechen, aber Glaser insistiert genau hier zugleich auf der Notwendigkeit, GT müsse „entdeckt" werden und fordert Forschende auf, „to enter the research setting with as few predetermined ideas as possible—especially logically deducted, a prior hypotheses" (a. a. O.). Und weiter heißt es in dem für Glaser typischen Duktus: „The pre study literature review of QDA is a waste of time and a derailing of relevance for the GT Study" (a. a. O., Abs. 46). Literatur darf ihm zufolge erst hinzugezogen werden, wenn die für die sich entwickelnde GT zentrale Kategorie sich im Zuge der Vergleichsprozesse herausgebildet hat. Hier sind Strauss und Corbin (1996 [1990]) deutlich liberaler: Quellen theoretischer Sensibilität können Literaturkenntnis, vorgängige Forschungserfahrungen, Berufserfahrung oder persönliche Erfahrung (u. a. Lebenskrisen etc., die zum Thema gehören) sein. Literatur kann in diesem Zusammenhang theoretische Sensibilität anregen, Hinweise für das *Theoretical Sampling* geben, der „Validierung" der (Zwischen-) Ergebnisse dienen usw. Auch für Glaser ist Literatur – im Sinne des „All is data"-Diktums, eine gleichberechtigte Quelle neben anderen, aber eine, die Forschende dazu bringen kann, Empirie immer schon im Lichte ihrer Lieblingsideen (von Glaser als *pets* bezeichnet) zuzu-

richten, eben *forcing* anstelle von *emerging* von Theorie, sein an Strauss und Corbin gerichteter Hauptvorwurf.

Dass sich die wesentlichen Unterschiede zwischen der GTM sensu Glaser auf der einen und Strauss (und Corbin) auf der anderen Seite um übergeordnete Fragen insbesondere nach dem Umgang mit Theorie, mit Vorwissen und mit einzubeziehender (Fach-) Literatur ranken, ist entlang der Schwere der Auseinandersetzung auch überraschend. Mit Blick auf den von Glaser wiederholt vorgebrachten Vorwurf des *forcing* meint z. B. Kelle, in der Kontroverse würden die unterschiedlichen Verständnisse deutlich, die der GTM von Beginn an unterlegt waren, wegen der zunächst gemeinsamen Intention der beiden Gründungsväter aber ausgeklammert blieben:

> „Thus the earliest version of Grounded Theory contained two different concepts concerning the relation between data and theory with conflicting implications: on the one hand the idea is stressed that theoretical concepts ‚emerge' from the data if the researcher approaches the empirical field with no preconceived theories or hypotheses, on the other hand the researcher is advised to use his or her previous theoretical knowledge to identify theoretical relevant phenomena in the data" (Kelle 2005, Abs. 48; in diesem Band).

Strübing (2004) unterstreicht in diesem Zusammenhang die epistemologische „Fortschrittlichkeit" von Strauss (und Corbin): Während Glaser auf dem „Induktionsprinzip" beharre (kein/wenig Vorwissen, Suspendierung von Fachwissen etc.), fänden sich bei Strauss (und Corbin) eine deutlichere Betonung vor- und nachgängiger Theoriebezüge (als zusätzlich zu reflektierende, „sensibilisierende Konzepte") und Hinweise auf eine Relativierung des „induktiven" Vorgehens (z. B. Strauss & Corbin 1994; Strauss 1991, S.38f.). Im Unterschied hierzu finden sich in der angelsächsischen Literatur auch durchaus kritische Stimmen. So schreiben Mills, Bonner und Francis (2006, S.3f.) zur „mixture of language" bei Strauss und Corbin, dass einerseits Konzepte wie „recognizing bias" und „maintaining objectivity" verwandt würden,

> „when describing the position the researcher should assume in relation to the participants and the data. Nevertheless, they mix these ideas with observations such as ‚we emphasize that it is not possible to be completely free of bias' … This has led some researchers to remark that ‚people can find support in it for any ontology that they wish'".

Umgekehrt waren sich Glaser und Strauss bereits in „The Discovery of Grounded Theory" der Grenzen eines rein induktiven Vorgehens bewusst: „Of course, the researcher does not approach reality as a tabula rasa. He must have a perspective that will help him see relevant data and abstract significant categories from his scrutiny of the data" (1967 [1998], S.3; instruktiv hierzu auch das 11. Kapitel in Glaser & Strauss zu „Insight and Theory Development").

4.1.9 Computerunterstützte Auswertung

Als die GTM entwickelt wurde, wurde die Auswertung manuell vollzogen: Interviews und Feldprotokolle wurden vervielfältigt, Zitate herausgeschnitten und auf Karteikarten geklebt und geordnet, wieder neu zusammengesetzt etc.

Heute stehen für die Auswertungsarbeit diverse Software-Pakete zur Verfügung. Die Nutzung dieser „Computer Aided Qualitative Data Analysis Software" (CAQDAS) ist mittlerweile zum Standard geworden, denn sie erleichtert die Arbeit und schafft Transparenz und Nachvollziehbarkeit – und erfüllt damit eine wichtige Funktion mit Blick auf die Güte der Forschung (vgl. zu den verschiedenen Programmpaketen die Beiträge in Evers, Mruck, Silver & Peeters 2011).

Beim Auswerten werden die entsprechenden Textpassagen (oder Filmsequenzen, Bilder etc. – dem Diktum „All is data" folgend) markiert, und es wird ein Kode oder eine Kategorie zugewiesen; liegen Kategorien bereits vor, können diese aus einer Liste übernommen werden. Später lassen sich im Sinne des Datenmanagements Sortierungen über Kategorien vornehmen und alle mit einem Kode oder einer Kategorie verbundenen Textstellen per Klick zusammenstellen (siehe Konopásek in diesem Band). Zu jedem Kode/jeder Kategorie kann eine Notiz oder ein ausführliches Memo verfasst werden. Und Kategorien lassen sich zueinander in Beziehung setzen, „mit Linien verbinden", die als inhaltliche Relationen qualifiziert werden können, bspw. „Teil von", „Voraussetzung für", „Folge von" usw. (siehe dazu auch die Überlegungen von Strauss 1991 [1987], Kapitel 8 zu integrativen Diagrammen; eine Arbeitsweise, die in der Situationsanalyse von Adele E. Clarke 2005 elaboriert wurde; vgl. Clarke in diesem Band).

Glaser ist gegenüber der computergestützten Auswertung immer skeptisch geblieben, verbindet diese vornehmlich mit allgemeinen qualitativen Datenanalyseverfahren und kritisiert sie als unspezifisch für die GTM; Strauss war hingegen zuweilen an den Diskussionen bei Entwicklung des Prototypen von ATLAS.ti beteiligt. Dennoch gilt, dass ATLAS.ti nicht nur für GTM-Analysen verwendet werden kann (richtig ist sogar, dass terminologische Abweichungen vorliegen; so wird z. B. statt des Begriffs Kategorie, den es in ATLAS.ti nicht gibt, der Begriff *Code Family* genutzt; zur Passung von GTM und ATLAS.ti siehe Mühlmeyer-Menzel 2011); umgekehrt können auch andere CAQDAS-Programme für GTM-Studien genutzt werden. Juliet Corbin etwa hat MAXQDA2007 für ihre gesamten Analysen, die als Beispiele in der dritten Auflage von „Basics of Qualitative Research" den Prozess der GTM veranschaulichen sollen, eingesetzt.

4.1.10 Forschungswerkstätten und Interpretationsgruppen

Der Einsatz von CAQDAS ist heute selbstverständlich; weit weniger selbstverständlich ist es, dass qualitative Forschung in Teams oder Forschungswerkstätten stattfindet, obwohl die Forderung danach fast ebenso häufig zu lesen ist wie jene nach der Verwendung von Auswertungssoftware.

Forschungswerkstätten sind mit der Geschichte der GTM von Beginn an verbunden, da viele Kodiersitzungen – dies zeigen gerade auch die Beispiele von Strauss (1991 [1987]) – in Form von Teamsitzungen und Arbeitsseminaren umgesetzt wurden. Strauss betont, dass Forschung nur als kommunikativer Prozess – und damit in einem Aushandlungszusammenhang – sinnvoll praktiziert werden kann. Die in der GTM zu leistenden Schritte – das konzeptuelle Arbeiten an Einzelfallmaterial, der kontrastive Vergleich unterschiedlicher Materialien und die darauf aufbauende Entwicklung theoretischer Modelle – können wesentlich effektiver in einer Arbeitsgruppe umgesetzt werden (siehe dazu Riemann in diesem Band).

Methodisch gesprochen ist hier – mit Blick auf die Güte und die Standards der Qualitätssicherung – eine Form der Validierung der Auswertungsarbeit und ihrer Ergebnisse gefordert, für die ein Abgleich möglicherweise verschiedener Lesarten vorgenommen und ein Konsens über die Interpretationsrichtung erzielt wird. Bei der Forderung nach Forschungswerkstätten ist die Frage der Validierung allerdings nur eines von mehreren Motiven. Es geht nicht zuletzt in der gemeinsamen Arbeit – gerade im Rahmen eines konstruktivistischen Verständnisses von GTM – um die Berücksichtigung und Integration unterschiedlicher Lesarten mit dem Ziel, der Vieldeutigkeit von Sinn(-zuschreibungen) und der Vielfalt von Handlungsmöglichkeiten gerecht zu werden (Mruck & Mey 2007; s. ausführlicher zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ Mruck & Mey 1998).

4.2 Kodierprozeduren in der GTM

Nach der Darlegung der Grundverständnisse und -begriffe der GTM wird im Folgenden zu zeigen versucht, dass auch die konkret vorgeschlagenen Kodierprozeduren in ihrer Abfolge eine unüberbrückbare Differenz zwischen Glaser und Strauss nicht erkennen lassen, auch wenn Unterschiede erkennbar sind.

Die Grundidee der Auswertung mittels der GTM – wie in „The Discovery of Grounded Theory“ angelegt, von Glaser in „Theoretical Sensitivity“ (1978, S.62f.) im so genannten Konzept-Indikator-Modell nochmals pointiert herausgehoben und von Strauss (1991 [1987], S.54f.) aufgegriffen – besteht, wie bereits skizziert, darin, dass zu einem interessierenden Phänomen Daten (z. B. über Feldnotizen, Interviews, Protokolle, Dokumente jeglicher Art, aber auch, dem Glaserschen „All is data“ folgend, z. B. mittels Statistiken), die sich auf ein bestimmtes soziales Ereignis beziehen, erhoben

und den dort vorfindbaren einzelnen „Vorfällen“ *(incidents)* ein zusammenfassender Begriff (Kode) zugewiesen wird. Durch diese Zuweisung werden die Daten zu „Indikatoren“ für ein dahinter liegendes Konzept, das durch den Kode bezeichnet werden soll. Im Zuge der weiteren Kodierarbeit, durch weitere Vergleiche und den Einbezug weiterer Fälle mittels des *Theoretical Samplings* sollen Kodes dann so zu Kategorien verdichtet werden, dass am Ende eine Kernkategorie herausgebildet wird, die in zu definierenden Beziehungen zu allen anderen herausgearbeiteten Kategorien steht und das interessierende soziale Phänomen oder Problemfeld am Besten erklärt. Das so ausgearbeitete relationale Gefüge bildet die neue (substantive) Theorie.

Insoweit lassen sich die Kodierprozeduren im Rahmen der GTM – auf einer abstrakten Ebene – gemeinsam beschreiben, insbesondere dann, wenn die allgemeinen Aussagen aus „The Discovery of Grounded Theory“ als Grundlage herangezogen werden, da die Arbeitsweisen hier noch am wenigsten spezifisch ausgearbeitet sind, sondern nur in groben Linien vorliegen. Demgegenüber beinhalten die nachfolgenden Schriften klarere Beschreibungen der Arbeitsschritte, wobei die Vorschläge von Glaser in „Theoretical Sensitivity“ (1978) zwei Kodierschritte vorsehen und er zudem unterschiedliche Kodierfamilien als heuristischen Rahmen stark macht (siehe Abschnitt 4.2.1), während Strauss in seiner Monografie (1991 [1987]) und später noch deutlicher gemeinsam mit Corbin (1996 [1990]) drei Kodierprozeduren einführt und auf ein Handlungs-/Interaktionsmodell – geronnen im sogenannten „Kodierparadigma“ – abhebt, mittels dessen aus den Daten isolierte Phänomene hinsichtlich Ursachen, Kontext, Bedingungen, Strategien und Konsequenzen zu ordnen sind (siehe Abschnitt 4.2.2).

4.2.1 Kodieren bei Glaser

Glaser (1978) differenziert zwischen dem „gegenstandsbezogenen Kodieren“ *(substantive coding)* – das sich aus dem „offenen Kodieren“ *(open coding)* und dem „selektiven Kodieren“ *(selective coding)* zusammensetzt und eng beim empirisch Vorfindbaren bleibt – und dem „theoretischen Kodieren“, über das theoretische Beziehungen zwischen den gegenstandsbezogenen Kodes hergestellt werden (siehe Übersicht 1).

Übersicht 1 Kodierprozeduren nach Glaser (1978)[18]

Gegenstandsbezogenes Kodieren		**Theoretisches Kodieren**
Offenes Kodieren	Selektives Kodieren	
Analyse/Vergleich möglichst kleinteiliger Einheiten (in der Regel *line-by-line coding*) mit dem Ziel, zentrale Handlungsprobleme im Untersuchungsfeld zu identifizieren und möglichst als In-vivo-Kodes zu benennen. Im Zuge des offenen Kodierens erfolgt, basierend auf permanenten Vergleichsprozessen, die Verdichtung vieler konzeptueller Kodes zu einer überschaubaren Anzahl an Kategorien.	Beginnt, wenn die vorläufige Schlüsselkategorie *(core category)* identifiziert werden konnte, die das Handeln im Feld bezogen auf das Ausgangsproblem am Besten erklärt. Alle nun folgenden Kodierprozeduren werden auf diese Schlüsselkategorie hin geleistet, ebenso ist das dann folgende Sampling auf die Schlüsselkategorie bezogen, d. h. Berücksichtigung von inversen, gegensätzlichen, allgemeinen und speziellen Fällen mit dem Ziel der Sättigung des Kategoriensystems und der (weiteren) Entwicklung einer vorläufigen Leitidee.	Ausdifferenzierung der Leitidee durch Integration der Kernkategorie und der anderen auf sie bezogenen Kategorien in ein theoretisches Modell, das die Handlungsprobleme im Feld und die auf sie bezogenen Handlungen am Besten erklärt (Entwicklung der Kern-/Schlüsselkategorie und der Beziehung zwischen den Kategorien inkl. der Bestimmung der Bedingungen, unter denen die Beziehungen gelten). Hierbei kann auf Vorwissen/bereits verfügbare Modelle zur Integration von Theorie zurückgegriffen werden kann (insbesondere mittels der Kodierfamilien; siehe Übersicht 2).

Glaser versucht sicherzustellen, dass Forschende offen an das Material herangehen, daher immer wieder sein Nachdruck, keine Literatur vor Finden der Schlüsselkategorie hinzuziehen: Es soll erst nach der Auseinandersetzung mit den empirischen Vorfällen eine Konfrontation und Integration des theoretischen Vorwissens mit dem empirischen Datenmaterial gesucht werden, damit ersteres nicht den Blick verstellt (und bestimmt). Damit auch das herangezogene (Vor-) Wissen nicht beliebig wird, schlägt er inhaltliche wie formale Kodierfamilien vor (Glaser 1978, S.73 ff.; siehe Übersicht 2). Die Zusammenstellung soll als „offene" Liste weitgehend unverbundener soziologischer und erkenntnistheoretischer Konzepte fungieren, die zur Prüfung heranzuziehen sind, damit nicht die (immer gleiche) theoretische Lieblingsvariante durchschlägt.

18 Die in Übersicht 1 erstellte Matrix ist mit den Darstellungen von Peter M. Wiedemann (1987) sowie den Ausführungen von Udo Kelle (1997) abgeglichen.

Übersicht 2 Kodierfamilien nach Glaser[19]

Formale Kodierfamilien		
Bezeichnung	Gegenstand	Elemente
C-Familie	Kausale Modelle	Ursache, Wirkung, Folgen, etc.
Prozess-Familie	Prozessmodelle	Phasen, Sequenzen, Stufen, etc.
Grad-/Merkmals-Familie	Merkmalsausprägungen	Intensität, Grad, Kontinuum, etc.
Dimensions-Familie	Zusammenhangsmuster	Element, Teil, Sektor, Segment, etc.
Typen-Familie	Typen	Formen, Arten, Klassen, Stile, etc.
Interaktions-Familie	Wechselwirkungen	Abhängigkeit, Reziprozität, Kovariation, etc.
Marker-Familie	Schnittpunkte	Trennung, Wendepunkte, Zäsuren, etc.
Relevanz-Familie	Theoriemerkmale	Reichweite, Dichte, Relevanz, etc.

Inhaltliche Kodierfamilien		
Bezeichnung	Gegenstand	Elemente
Kultur-Familie	Kulturelle Phänomene	Normen, Werte, sozial geteilte Einstellungen, etc.
Identitäts-Selbst-Familie	Selbstkonzept	Selbstbild, Selbstwert, Identität, Fremdbild, etc.
Strategie-Familie	Handlungsstrategien	Strategien, Taktiken, Mechanismen, Manipulation, Manöver, etc.
Konsens-Familie	Sozialer Konsensus	Kontrakt, Uniformität, Konformität, Homogenität, etc.
Mainline-Familie	Soziale Integration	Sozialisation, Statuspassage, soziale Organisation, etc.
Struktur-Familie	Einheiten sozialen Lebens	Organisation, Gruppe, Team, Kollektiv, Gruppe, Nation etc.

Mit der von Glaser vorgenommenen Unterscheidung zwischen zunächst gegenstandsbezogenem und erst anschließend theoretischem Kodieren (also dem Versuch einer gegenstandsbezogenen Annäherung und der späteren theoretischen Integration) und dem damit formulierten Anspruch auf Offenheit handelte sich diese Variante der GTM den Vorwurf eines „naiven Induktionismus" ein. Besonders festgemacht wird dies wiederkehrend am Konzept-Indikator-Modell:

19 Zusammengestellt in Anlehnung an Glaser (1978), Wiedemann (1987) und Kelle (1997). Für eine Erweiterung der Liste siehe auch Glasers neuere Vorschläge und Darlegungen zu „More Theoretical Coding Families" in „Doing Grounded Theory" (1998, S.170ff.). Das theoretische Wissen sollte auf die (soziologischen) *grand theories* wie in den Kodierfamilien zusammengestellt begrenzt sein; andere gegenstandsnähere Konzepte sollten demgegenüber zurückgestellt werden, damit diese den Daten nicht „aufgezwungen" werden.

> „Das Konzept-Indikator-Modell wirft von Neuem das grundlegende logische Problem des Induktionsprinzips auf. Indikator und Indiziertes stehen in einem zirkulären Verhältnis zueinander; das eine kann nicht ohne Wissen über das andere identifiziert werden. Die Indikatorfunktion bestimmter empirischer Ereignisse muß anhand theoretisch relevanter Merkmale bestimmt werden, die auch dem Konzept, d. h. dem Indizierten zu eigen sind. Da soziale Phänomene stets hinsichtlich deskriptiver Merkmale unerschöpflich sind, können die für die Indikatorfunktion relevanten Merkmale nicht allein empirisch bestimmt werden. Die einzige Möglichkeit, die aus diesem Zirkel herausführen kann, ist die Einführung theoretischen Vorwissens zur Bestimmung der für die Konstruktion eines Konzept-Indikator-Modells theoretisch bedeutsamen Kriterien für den permanenten Vergleich von empirischen Phänomenen“ (Kelle 1997, S.318).

Dem Vorwurf zugearbeitet hat sicher, dass Glaser anstelle einer dezidierten Auseinandersetzung mit diesem Problem immer wieder apodiktisch sein „trust in emergence“ vorträgt: „… I admonish the reader again: trust grounded theory, it works! Just do it, use it and publish it!“ (1998, S.254). Positiv gewendet ist sein immer wieder polemisches Insistieren gegen die Übermacht vorgängiger Theorie bei der Annäherung an Praxis nicht so fern der u. a. von Ronald Hitzler (1991) programmatisch geforderten „Dummheit als Methode“, dass sich also die Interpretierenden gegenüber den ihnen begegnenden ebenso wie gegenüber den eigenen Wissensbeständen „künstlich“ dumm stellen sollten (siehe zu den Prämissen qualitativer Forschung auch zusammenfassend Mruck & Mey 2005, S.9f.).

4.2.2 Kodierprozeduren bei Strauss (Strauss und Corbin)

Die von Strauss (später mit Corbin) vorgelegten Kodierprozeduren weisen durchaus eine Entsprechung zu dem auf, was Glaser mit dem Konzept-Indikator-Modell sowie der *constant comparison method* in die von ihm verfassten Kapitel des gemeinsamen Buches „The Discovery of Grounded Theory“ eingebracht und dann im Zuge seiner Monografie „Theoretical Sensitivity“ weiter elaboriert hat. Insoweit können die von Strauss sowie Strauss und Corbin spezifizierten Kodierprozeduren als „Spezialformen“ oder Weiterentwicklungen der von Glaser und Strauss gemeinsam formulierten Grundidee der GTM verstanden werden, wie auch Strauss selbst hervorhebt:

> „Barney Glaser, der die qualitative Analyse im Stil der Grounded Theory mitentwickelt hat, lehrt und benutzt diesen Analysemodus im Prinzip genauso wie ich das auch tue. Es gibt schon ein paar – doch nur geringfügige – Unterschiede in den spezifischen Lehrstrategien und vielleicht auch in der konkreten Durchführung der Forschung“ (Strauss 1991, S.22).

Und auch in Strauss und Corbin (1996 [1990]) heißt es einleitend, dass „die Begrifflichkeiten und empfohlenen Verfahren nicht immer identisch sind“, aber: „Im Grunde

jedoch drücken alle diese Bücher [damit sind gemeint: Glaser & Strauss 1967 [1998]; Glaser 1978; Strauss 1991 [1987] und eben Strauss & Corbin] die gleiche Haltung gegenüber qualitativer Analyse aus und empfehlen die gleichen grundlegenden Verfahren" (S.X) – eine Einschätzung, die Glaser (erinnert sei an dessen Einschätzung, dass in „Basis of Qualitative Research" nur noch 10 % GTM enthalten seien) so nicht akzeptieren würde.

Strauss (1991 [1987]) und vor allem dann Strauss und Corbin (1996 [1990]) unterscheiden „offene", „axiale" und „selektive Kodierprozeduren". Die Arbeit beginnt mit dem offenen Kodieren, durch das Konzepte, auf die das empirische Material verweist, entdeckt und benannt werden sollen. Hierfür kommen sog. generative Fragen zum Einsatz, mit denen die Daten „aufgebrochen" und „zum Sprechen gebracht" werden sollen. Dies sind bspw. Fragen nach dem

- *was* – um welches „Phänomen" geht es;
- *wer* – welche Akteur/innen sind beteiligt, welche Rollen nehmen sie ein bzw. werden ihnen zugewiesen;
- *wie* – welche Aspekte des „Phänomens" werden behandelt bzw. welche werden ausgespart;
- *wann/wie lange/wo* – welche Bedeutung kommt der raum-zeitlichen Dimension zu (biografisch bzw. für eine einzelne Handlung);
- *warum* – welche Begründungen werden gegeben/sind erschließbar;
- *womit* – welche Strategien werden verwandt;
- wozu – welche Konsequenzen werden antizipiert/wahrgenommen (siehe auch Böhm 2008, S.477 f. zu theoriegenerierenden „W-Fragen").

Neben dem Stellen von Fragen sind kontinuierliche Vergleiche erforderlich, um sich Zugang zu dem interessierenden Phänomenbereich zu verschaffen. Dabei kommt insbesondere dem Dimensionalisieren – als einer besonderen Form, Vergleichsprozesse umzusetzen – Bedeutung zu, damit Subkategorien (*properties*[20]) identifiziert und deren Relevanz im Datenmaterial analysiert werden können. Die Dimensionalisierung wird als Arbeitsform bei allen Kodierschritten angewandt, wobei Strauss sowie Strauss und Corbin keine explizite Unterscheidung treffen, wann es sich hierbei um eine begriffliche Analyse aufgrund des (Vor-) Wissens handelt oder um die empirische Untersuchung/den Vergleich der Daten/*incidents* miteinander (womit sich ähnlich wie bei Glaser mit dem Konzept-Indikator-Modell eine „Schwachstelle" hinsichtlich des Induktionsprinzips andeutet).

Im Zuge der Auswertung wird das Kodieren zunehmend gezielter, und zwar hinsichtlich der Beziehungen zwischen den Konzepten (axiales Kodieren) und in der Zentrierung auf eine Kernkategorie (selektives Kodieren). Strauss (und Corbin)

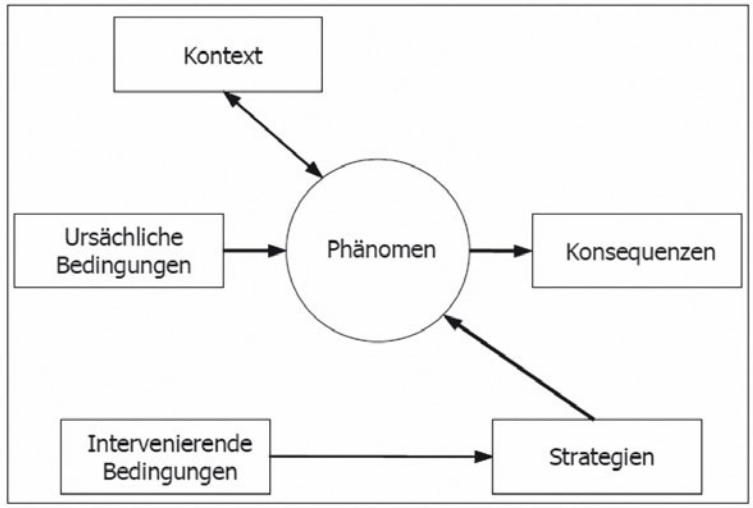
20 Je nach Übersetzung finden sich dazu die Bezeichnungen Merkmale, Eigenschaften, Dimensionen oder Subkategorien.

gehen ganz wie Glaser sowie Glaser und Strauss (1967 [1998]) in diesem Zusammenhang davon aus, dass für die Integration von Kategorien in eine GT theoretisches Wissen erforderlich ist. Dabei beschränken sich Strauss (und Corbin) jedoch auf eine Kodierfamilie aus der „Sammlung" Glasers, die der sog. „C-Familie" (siehe Übersicht 2) ähnelt, und die als Kodierparadigma bzw. als „paradigmatisches Modell" über den gesamten Auswertungsprozess leitend ist (siehe Abb. 2).

Anliegen der Anwendung des Kodierparadigmas ist, die sich entwickelnden Kategorien daraufhin systematisch zu untersuchen, ob es sich

> „(1) um Phänomene, auf die das Handeln gerichtet ist, (2) um kausale Bedingungen für diese Phänomene, (3) um Eigenschaften des Handlungskontextes, (4) um intervenierende Bedingungen, (5) um Handlungs- und Interaktionsstrategien oder (6) um deren Konsequenzen handelt" (Kelle 1997, S.328).[21]

Abbildung 2 Kodierparadigma nach Strauss 1991 [1987] (entnommen Mey & Mruck 2009a, S.131)



Auch wenn die Anwendung des Kodierparadigmas im Zuge der Ausarbeitung als Verfahrensvorschlag dem axialen Kodieren zugeordnet wurde, ist dies wohl eher einer für Lehrzwecke vollzogenen (und etwas übertrieben formalisierten) Aufteilung geschuldet, denn als unumstößliche Handlungsanweisung zu verstehen. Bei

21 Strauss (1991 [1987], S.57) betont, dass nur bei Berücksichtigung aller im paradigmatischen Modell ausgewiesenen „Elemente" vom „echten" Kodieren im Sinne der GTM gesprochen werden kann.

Anwendung der GTM im Sinne von Strauss und Corbin wird schnell erkennbar, dass das offene, axiale und selektive Kodieren

> „weder als klar von einander trennbare Vorgehensweisen noch als zeitlich eindeutig getrennte Phasen des Prozesses (miss-) verstanden werden [sollten]. Sie stellen vielmehr verschiedene Umgangsweisen mit textuellem Material dar, zwischen denen der Forscher bei Bedarf hin- und herspringt und die er miteinander kombiniert" (Flick 2007, S.387f.; dazu auch Strauss 1991 [1987], S.61ff.).

Trotzdem ist naheliegend, dass zu Beginn der Forschungsarbeit deutlich mehr offen kodiert wird, während zum Ende das selektive Kodieren im Vordergrund steht und offenes Kodieren nur noch dann erforderlich ist, wenn z. B. im Zuge der Theorieausarbeitung weitere Bausteine/Elemente der Theorie „verdichtet" werden müssen.

Übersicht 3 Kodierprozeduren nach Strauss (1991 [1987]) sowie Strauss und Corbin (1996 [1990])[22]

Kodieren als ein ineinander verschachtelter Prozess dreier Kodierformen		
Offenes Kodieren	Axiales Kodieren	Selektives Kodieren
„Aufbrechen" des Materials an möglichst kleinen Kodiereinheiten mit dem Ziel, eine Fülle an Kodes zu generieren (deren Bezeichnung erfolgt als In-vivo-Kodes oder in Anlehnung an soziologische Konstrukte), um diese dann in einem sich anschließenden Arbeitsschritt als Kategorien zusammenzufassen. Hierbei werden – im Zuge der Dimensionalisierung – theoretisch relevante Merkmalsausprägungen der jeweiligen Kategorie festgelegt und in einer begrifflichen Analyse expliziert.	Untersuchung der empirischen Zusammenhänge innerhalb der „Achsenkategorie" und zwischen ihnen gemäß des Kodierparadigmas, indem diese theoretisch in ein allgemeines kausales Handlungsmodell eingeordnet werden, d. h. für jede Achse wird der Zusammenhang zwischen Kontextbedingungen, Handlungen, Strategien und Konsequenzen im jeweiligen Untersuchungsfeld exploriert.	Ausarbeitung, Integration und Validierung der Ergebnisse des axialen Kodierens. Hierzu werden die einzelnen Achsenkategorien in ein umfassendes theoretisches Konzept integriert, indem sie unter eine Kernkategorie subsumiert werden. Ziel ist die Formulierung eines theoretischen Modell begrenzter Reichweise, bei dem für das untersuchte Phänomen die jeweils *konkreten* Kontexte, Bedingungen und Strategien und deren *konkrete* Konsequenzen in ihren relationalen Bezügen ausgearbeitet werden.[23]

22 Die in Übersicht 3 erstellte Matrix ist zusätzlich zu den Darstellungen in Strauss sowie Strauss und Corbin mit den Ausführungen von Böhm (2008) und Kelle (1997) abgeglichen.

23 Kelle (1997, S.332f.) spezifiziert, dass es in diesem Schritt um die Validierung der formulierten Hypothesen gehe, d. h. „aus der mittlerweile integrierten und empirisch gehaltvollen Theorie sollen Aussagen deduziert werden, die am Datenmaterial getestet werden können". Im Zuge dieser Arbeit sind dann auch „negative" Fälle heranzuziehen, um die Theorie zu „falsifizieren", wobei „negative Fälle" von Strauss und Corbin „im wesentlichen als Hinweis auf zusätzliche, bislang unbeobachtete Variationen der untersuchten empirischen Phänomene betrachtet [werden], sie führen deswegen zu einer Erweiterung der Theorie, nicht zu ihrer Verwerfung" (Kelle 1997, S.332f.).

Die Fokussierung auf das Kodierparadigma erscheint als deutliche Reduzierung, verglichen mit den von Glaser angebotenen Kodierfamilien einerseits und als zumindest teilweise unangemessene Apriori-Setzung einer Kodierfamlie (der C-Familie und der darin eingebetteten Ausrichtung auf ein spezifisches Handlungs- und Interaktionsmodell) andererseits (als solche wird sie auch von Glaser [1992, S.82] im Zuge der Frage von *forcing* vs. *emerging* kritisiert). Der Vorwurf des Reduktionismus an Strauss und Corbin relativiert sich aber, wenn einbezogen wird, dass die C-Familie in deren Modell lediglich als *gehaltloser* heuristischer Rahmen fungiert, den Forschende gegenstandsspezifisch, wie in Übersicht 3 zusammengefasst, mit den jeweils auf das untersuchte Phänomen und die herausgearbeitete Kernkategorie bezogenen *konkreten* Kontexten und Bedingungen, *konkreten* Strategien und *konkreten* Konsequenzen in ihren relationalen Bezügen zu bestimmen haben.

In den Methodendarstellungen zur GTM wird zuweilen auch auf beide Vorgehensweise hingewiesen, so empfiehlt Andreas Böhm (2008, S.481) trotz seiner Ausrichtung an Strauss und Corbin und deren Kodierparadigma, die von Glaser vorgeschlagenen Kodierfamilien zur „weiteren Anregung beim axialen Codieren" zu nutzen. Kathy Charmaz (2006), die – inspiriert durch Glaser – ihre Kodiervorgehensweise aufteilt in „line-by-line-coding" und „focused coding", merkt zum axialen Kodieren an:

> „Axial coding provides a frame for researchers to apply. The frame may extend or limit your vision, depending on your own subject matter and ability to tolerate ambiguity. Students who prefer to work with a preset structure will welcome having a frame. Those who prefer simple, flexible guidelines—and can tolerate ambiguity—do not need to do axial coding. They can follow the leads that they define in their empirical materials" (S.61).

Und entsprechend heißt es dann auch: „Strauss's coding paradigm and Glaser's theoretical codes appear to undermine one of the basic principles of GTM: an open-minded, framework-free orientation to the research domain at the outset" (Bryant & Charmaz 2007b, S.18).

Mit den letzten Verweisen deutet sich bereits an, dass es neben den vorgestellten Vorschlägen von Glaser bzw. Strauss (und Corbin) zusätzliche Wege gibt, die GTM anzuwenden und umzusetzen. Mehr noch: Es erscheint nahe liegend, die Vorgehensweise (Forschungsstrategie) bezogen auf die Forschungsfrage und die konkreten Umstände einer Forschungsarbeit so zu wählen und (explizit!) anzupassen, dass am Ende Resultate erbracht werden, die der Theorienentwicklung nützen (siehe dazu den Beitrag von Truschkat et al. in diesem Band).

5 Ausblick

In einer Vielzahl von empirischen Studien ist zu lesen, die Arbeit sei „in Anlehnung" an die GTM erfolgt, ohne dass kenntlich gemacht würde, worin sie sich anlehnte und was aus welchen Gründen und mit welcher (methodologischen) Konsequenz abgewandelt oder nicht berücksichtigt wurde. Roy Suddaby (2006, S.633) fasst diese Praxis in einem Beitrag, in dem er seine Erfahrungen mit der Begutachtung von GTM-Artikeln für das *Academy of Management Journal* (AMJ) skizziert, wie folgt zusammen:

> „In the manuscripts I review for *AMJ* I have seen the term ‚grounded theory' used to describe analysis via correlations, word counts, and pure introspection … I note, with some concern, that ‚grounded theory' is often used as rhetorical sleight of hand by authors who are unfamiliar with qualitative research and who wish to avoid close description or illumination of their methods."

Aus unserer Perspektive ist hier jedoch nicht nur ein Nicht-Wissen verantwortlich, sondern auch eine erhebliche Verunsicherung, da Forschende einerseits mit einer breiten Akzeptanz der GTM konfrontiert sind, andererseits mit einer zunehmenden Diversifikation von GTM-Stilen. So ist *die* GTM weiter angesagt und akzeptiert in unterschiedlichen Arbeitszusammenhängen und Disziplinen, und dies selbst bei sonst qualitativer Forschung gegenüber skeptischen „Doktorvätern und -müttern" oder Geldgebern und Förderern, weil die Notwendigkeit der Theorieentwicklung zunehmend erkannt wird und weil die GTM hierfür ein offenes (kreative Ideen beinhaltendes), aber eben auch systematisches und regelgeleitetes Auswertungsprozedere (mit vorgegebenen und benennbaren Kodierprozeduren usw.) anbietet. Zugleich wächst aber im Zuge der Ausweitung und Verbreiterung qualitativer Forschung die Zahl zusammenfassender Darstellungen, allesamt ihrerseits „Auslegungen" der GTM mit denkbar unterschiedlichen Interpretationsspielräumen. Jane Hood befand deshalb in einem Diskussionsbeitrag auf der Mailingliste QUALRS-L (Qualitative Research for the Human Sciences) zurecht: „The term ‚grounded theory' has been used so loosely even in methods textbooks that it is quite understandable when people misinterpret the basic requirements of the method"[24].

Vor diesem Hintergrund ist für diejenigen, die die GTM für ihre Forschungsarbeit nutzen wollen, die Kenntnis der (unterschiedlichen) Positionen, der darin vorgetragenen (gemeinsamen) Grundannahmen und des jeweiligen Sprachgebrauchs erforderlich. Hier wäre eine weniger Strauss (und Corbin)-zentrische Auslegung der GTM als alleinige GTM-Strategie auch aufseiten derer erforderlich, die die GTM in der Lehre oder im Rahmen von Veröffentlichungen vermitteln. Denn erst das Wissen um die GTM als besonderen Forschungsstil, um ihre Prozeduren/Techniken und

24 Mail vom 19. September 2006; zurückliegende Mails sind im Archiv der Mailingliste (http://listserv.uga.edu/archives/qualrs-l.html) abrufbar, allerdings ist hierfür eine Subskription erforderlich.

Grundlagen, erlaubt eine begründete Auswahl und/oder Anpassung an die jeweilige Forschungsfrage – bis hin zu Möglichkeiten von immer wieder verlangten Abkürzungsstrategien. Damit geht auch einher zu akzeptieren und zu nutzen, dass es bei qualitativer Forschung im Allgemeinen und bei der GTM im Besonderen nicht um ein „Befolgen" von (statistischen Prozeduren vergleichbaren) Algorithmen geht (und damit auch nicht um das „Kopieren" von Auswertungsbeispielen oder um das exakte Umsetzen von „Verfahrensvorgaben"), sondern dass Forschende ein Passungsverhältnis zwischen sich und den Methoden finden, d. h. den eigenen, individuellen GTM-Forschungsstil erlernen und (kontinuierlich) entwickeln müssen (siehe Berg & Milmeister in diesem Band).

Dies bedeutet keine Einladung zur Beliebigkeit, sondern die Aufforderung zu einer reflexiven Auseinandersetzung mit und Aneignung der GTM – wie sich diese im Band in vielen Beiträgen dargestellt findet. Diese Intention wiederum ist ganz im Sinne ihrer Gründerväter, die die GTM als eine Strategie des „freedom of research" und des Empowerment verstanden, um Mitforschende zu ermutigen, in die eigene „scientific intelligence" zu vertrauen.

Literatur

Böhm, Andreas (2004). Theoretical coding: Text analysis in grounded theory. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *A companion to qualitative research* (S.270–275). London: Sage.

Böhm, Andreas (2008). Theoretisches Codieren. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (6. Aufl., S.475–485). Reinbek: Rowohlt.

Breuer, Franz (Hrsg.) (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag. http://www.qualitative-forschung.de/publishing/modelle/psychologie/breuer.pdf.

Breuer, Franz (1999). Einleitung. In Franz Breuer (Hrsg.), *Abseits. Marginale Personen – Prekäre Identitäten* (S.3–6). Münster: Lit.

Breuer, Franz (unter Mitarbeit von Barbara Dieris & Antje Lettau) (2009). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bryant, Antony (2003). A constructive/ist response to Glaser. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *4*(1), Art. 15, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0301155.

Bryant, Antony (2009). Grounded theory and pragmatism: The curious case of Anselm Strauss. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10*(3), Art. 2, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090325.

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (Hrsg.) (2007a). *The Sage handbook of grounded theory*. London: Sage.

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (2007b). Introduction: Grounded theory research. Methods and practices. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.1–28). London: Sage.

Charmaz, Kathy (1995) Grounded theory. In Jonathan A. Smith, Rom Harre & Luc van Langenhove (Hrsg.), *Rethinking methods in psychology* (S.27–49). London: Sage.
Charmaz, Kathy (2000). Grounded theory: Objectivist and constructivist methods. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (2. Aufl., S.509–535). Thousand Oaks: Sage.
Charmaz, Kathy (2003) Grounded theory. In Jonathan A. Smith (Hrsg.), *Qualitative psychology: A practical guide to research methods* (S.81–110). London: Sage.
Charmaz, Kathy (2005). Grounded theory in the 21st century: Applications for advancing social justice studies. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (3. Aufl., S.507–535). Thousand Oaks: Sage.
Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. London: Sage.
Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis: Grounded theory after the postmodern turn*. London: Sage.
Corbin, Juliet M. & Strauss, Anselm L. (2008). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory.* London: Sage.
Denzin, Norman (2007). Grounded theory and the politics of interpretation. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.454–471). London: Sage.
Dey, Ian (1999). *Grounding grounded theory*. San Diego: Academic Press.
Evers, Jeanine C.; Silver, Christina; Mruck, Katja & Peeters, Bart (Hrsg.) (2011). The KWALON experiment: Discussions on qualitative data analysis software by developers and users. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *12*(1), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/36.
Flick, Uwe (2007). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt.
Glaser, Barney G. (1965). The constant comparative method of qualitative analysis. *Social Problems*, *12*, 436–445.
Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity: Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. (1992). *Emergence vs. forcing: Basics of grounded theory analysis*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1993). *Examples of grounded theory. A reader*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1994). *More grounded theory methodology. A reader*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1995). *Grounded theory 1984 to 1994*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. in Zusammenarbeit mit W. Douglas Kaplan (Hrsg.) (1996). *Gerund grounded theory: The basic social process dissertation*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. (1998). *Doing grounded theory. Issues and discussions*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney G. (2001). The grounded theory perspective: Conceptualization contrasted with description. Mill Valley, CA: Sociology Press.
Glaser, Barney (2002). Constructivist grounded theory? *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.
Glaser, Barney G. (2003a). *The grounded theory perspective II: Description's remodeling of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2003b). Naturalist inquiry and grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(1), Art. 7, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040170.

Glaser, Barney G. in Zusammenarbeit mit Judith Holton (2004). Remodeling grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(2), Art. 4, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040245.

Glaser, Barney G. (2005). *The grounded theory perspective III: Theoretical coding*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2007). Doing formal theory. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.97–113). London: Sage.

Glaser, Barney G. (2008). *Doing quantitative grounded theory.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1965a [1995 (1974)]). *Awareness of dying*. Chicago: Aldine Publishing Co.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1965b [1979]). Discovery of substantive theory: A basic strategy underlying qualitative research. *The American Behavioral Scientists*, *8*, 5–12.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967 [1998]). *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. New York: Aldine de Gruyter.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1968). *Time for dying*. Chicago: Aldine.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1971). *Status passage: A formal theory*. Chicago: Aldine-Atherton.

Haller, Dieter (2000). Einführung zum Grounded Theory-Approach. In Dieter Haller (Hrsg.), *Grounded Theory in der Pflegeforschung. Professionelles Handeln unter der Lupe* (S.11–27). Bern: Huber.

Hammersley, Martyn (2010). A historical and comparative note on the relationship between analytic induction and grounded theorising. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *11*(2), Art. 4, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs100243.

Hildenbrand, Bruno (2008). Anselm Strauss. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (6. Aufl., S.32–42). Reinbek: Rowohlt.

Hitzler, Ronald (1991). Dummheit als Methode. In Detlef Garz & Klaus Kraimer (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung* (S.295–318). Opladen: Westdeutscher Verlag, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-23940.

Kelle, Udo (1997). *Empirisch begründete Theoriebildung: Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung* (2. Aufl.). Weinheim: Deutscher Studienverlag.

Kelle, Udo (2005). „Emergence" vs. „forcing" of empirical data? A crucial problem of „grounded theory" reconsidered. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *6*(2), Art. 27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275.

Krassan Covan, Elenor (2007). The discovery of grounded theory in practice: The legacy of multiple mentors. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.58–74). London: Sage.

Legewie, Heiner & Schervier-Legewie, Barbara (2004 [1995]). „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen". Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(3), Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403222.

Lüders, Christian & Reichertz, Jo (1986). Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, *12*, 90–102.

Merton, Robert K. (1949). *Social theory and social structure*. Glencoe, Ill.: Free Press.

Mey, Günter & Mruck, Katja (Hrsg.) (2005). Qualitative Sozialforschung – Methodologische Reflexionen und disziplinäre Anwendungen. Ausgewählte Aufsätze aus dem Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research. *Historical Social Research*, *30*(1).

Mey, Günter & Mruck, Katja (Hrsg.) (2007). *Grounded Theory Reader* (HSR Supplement Nr 19). Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2009a). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In Wilhem Kempf & Markus Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Band 3: Psychologie als Natur- und Kulturwissenschaft. Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit* (S.100–152). Berlin: Regener.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2009b). Qualitative Forschungsprogramme in der Psychologie: Zu den Potenzialen der Komparativen Kasuistik und der Grounded-Theory-Methodologie. In Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Komparative Kasuistik. Die psychologische Analyse spezifischer Entwicklungsphänomene* (S.104–112). Lengerich: Pabst.

Mills, Jane; Bonner, Ann & Francis, Karen (2006). The development of constructivist grounded theory. *International Journal of Qualitative Methods*, *5*(1), http://www.ualberta.ca/~iiqm/backissues/5_1/HTML/mills.htm.

Morse, Janice M.; Stern, Phyllis Noerager; Corbin, Juliet; Bowers, Barbara; Charmaz, Kathy & Clarke, Adele E. (2009). *Developing grounded theory. The second generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.

Mruck, Katja & Mey, Günter (1996). Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. *Journal für Psychologie*, *4*(3), S.3–21.

Mruck, Katja & Mey, Günter (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien – zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S.284–306). Weinheim: Beltz/PVU, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2005). Qualitative Forschung: Zur Einführung in einen prosperierenden Wissenschaftszweig. *Historical Social Research*, *30*(1), 5–27.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2007). Grounded theory and reflexivity. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.515–538). London: Sage.

Muckel, Petra (2007). Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (HSR Supplement Nr 19, S.211–231). Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung.

Mühlmeyer-Mentzel, Agnes (2011). Das Datenkonzept von ATLAS.ti und sein Gewinn für „Grounded-Theory"-Forschungsarbeiten. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *12*(1), Art. 32, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1101325.

Olson, Mitchell M. (2007). Using grounded action methodology for student intervention—Driven succeeding: A grounded action study in adult education. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *9*(1), Art. 9, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs080193.

Reichenbach, Hans (1938). *Experience and prediction. An analysis of the foundations and the structure of knowledge*. Chicago: The University of Chicago Press.

Reichertz, Jo (2004). Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichertz. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(3), Art. 29, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403297.

Reichertz, Jo (2007). Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme. *Erwägen – Wissen – Ethik*, *18*, 195–208.

Schatzman, Leonard & Strauss, Anselm L. (1973). *Field research*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, Inc.

Simmons, Odis E. & Gregory, Toni A. (2003). Grounded action: Achieving optimal and sustainable change. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *4*(3), Art. 27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0303271.

Star, Susan Leigh (2007). Living grounded theory: Cognitive and emotional forms of pragmatism. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.75–93). London: Sage.

Stern, Phyllis Noerager (2007). On solid ground: Essential properties for growing grounded theory. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.114–126). London: Sage.

Strauss, Anselm L. (1991 [1987]). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1996 [1990]). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1994). Grounded theory methodology: An overview. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.273–285). Thousand Oaks, CA: Sage.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1997). *Grounded theory in practice*. London: Sage.

Strübing, Jörg (2004). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Suddaby, Roy (2006). From the editors: What grounded theory is not. *Academy of Management Journal*, *49*(4), 633–642.

Timmermans, Stefan & Tavory, Iddo (2007). Advancing ethnographic research through grounded theory practice. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.493–512). London: Sage.

Titscher, Stefan; Meyer, Michael; Wodak, Ruth & Vetter, Eva (2000). *Methods of text and discourse analysis. In search of meaning*. London: Sage.

Wiedemann, Peter M. (1987). Theoretisches Kodieren. Die Auswertung von offenen Interviews. *Arbeitsmaterialien des Instituts für Psychologie der TU Berlin*.

Wiedemann, Peter M. (1991). Gegenstandsnahe Theoriebildung. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung* (S.440–445). München: PVU,.

Wiener, Carolyn (2007). Making teams work in conducting grounded theory. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.293–310). London: Sage.

Teil I
Interviews

Editorial

Die Anfänge der Grounded-Theory-Methodologie und der Prozess ihrer Durchsetzung als ein heute herausragender Forschungsstil vermitteln zugleich einen Eindruck von der Geschichte der qualitativen Forschung, ihre Positionierung gegenüber dem quantitativen Mainstream und ihrer zunehmenden Diversifikation. Die Weiterentwicklung qualitativer Forschung spiegelt sich auch in der Geschichte der GTM wieder.

Die einzelnen Interviews, die in dieser Sektion des *Grounded Theory Readers* zu finden sind, lassen die Geschichte qualitativer Forschung und die Entwicklung und Ausarbeitung der GTM lebendig werden. Deutlich wird, wie die GTM von einem gemeinsamen, eher programmatischen Ausgangspunkt zu einem ausgefeilten Forschungsprogramm wurde, und es wird in den Interviews sehr anschaulich, dass heute unterschiedliche methodische Fassungen der GTM existieren, verbunden mit verschiedenen epistemologischen und (meta-) theoretischen Verständnissen.

Barney Glaser unterstreicht im Interview mit Massimiliano Tarozzi – rückgreifend auf die frühe Geschichte der GTM und an einigen Beispielen – die Potenz der GTM als einem strukturierten und systematischen Verfahren der Theoriegenerierung und grenzt sich zugleich deutlich gegen die bloße Nutzung eines GTM-„Jargons" etwa zu Legitimationszwecken ab.

Anselm Strauss präsentiert die GTM im Gespräch mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie (u. a. vor dem Hintergrund des von ihm als theoretisch bedeutsam benannten symbolischen Interaktionismus und Pragmatismus) als eine modifizierbare Methodologie, wobei er gleichwohl das „theoriegeleitete Kodieren" (statt einer puren Deskription), das *Theoretical Sampling* und die „Methode des (permanenten) Vergleichens" als *Basics* und als „unverrückbare Koordinaten" der GTM benennt.

Das Interview mit Juliet Corbin, das César Cisneros Puebla führte, unterstreicht diese Position durch viele historische Verweise und durch die Betrachtung der (weltweiten) Verbreitung der GTM. Für sie ist wichtig, dass sich die GTM auch Noviz/innen vermittelt und von ihnen als Forschungsstil angeeignet werden kann. Corbin macht zudem, Bezug nehmend u. a. auf narrative Ansätze, auf neue Formen des Schreiben wissenschaftlicher Texte aufmerksam, von denen qualitative Forschung insgesamt profitieren könnte.

Im Gespräch mit Antony J. Puddephatt verdeutlicht Kathy Charmaz, teilweise rückgreifend auf ihre eigene professionelle Sozialisation, einige Grundideen ihres Verständnis einer konstruktivistischen GTM, in dem neben den Vorstellungen der GTM-Gründer die Chicago School, der symbolische Interaktionismus und der Pragmatismus wichtige Rollen spielten. Indem sie eine objektivistische von einer kon-

struktivistischen GTM systematisch zu unterscheiden versucht, unterstreicht sie das Erfordernis, Forschende und deren Erfahrungen und Orientierungen in eine neuausgerichtete GTM auch method(olog)isch systematischer einzubeziehen.

Adele E. Clarke pointiert in dem Interview mit Reiner Keller noch deutlicher die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Revision der GTM. Sie verbindet die GTM konsequent u. a. mit postmodernen Ansätzen und buchstabiert mit Blick auf die von ihr entwickelte *Situational Analysis* aus, was eine kritische Sozialwissenschaft heute leisten sollte.

Die fünf Interviews mit ihren jeweiligen Akzentuierungen und Verständnissen der GTM liefern vor allem in den biografischen Rückschauen immer auch ein lebendiges Bild von den Begegnungen untereinander, den Anfängen der qualitativen Forschung und einer sich entwickelnden Wissenschaft. Und diese fünf Dokumente lassen sich auch lesen als die Fortschreibung einer Methodologie, die neben einem gemeinsamen Grundstock und einigen Überschneidungen zunehmend einige markante Unterschiede aufscheinen und damit unterschiedliche theoretische Positionen und Bezugnahmen erkennen lässt.

Wir hoffen sehr, dass die Lektüre der Interviews den Einstieg in den Band und die Auseinandersetzung um die Vielfalt der GTM erleichtert, vor allem aber hoffen wir, dass mit und in den Interviews die hinter der GTM stehenden Personen und damit der Konnex von Person und Werk sichtbar werden.

Günter Mey & Katja Mruck

Vierzig Jahre nach „The Discovery“: Grounded Theory weltweit[1]

Barney G. Glaser im Gespräch mit Massimiliano Tarozzi

MT[2]: 40 Jahre sind seit der Erstveröffentlichung von „The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research“ (Glaser & Strauss 1967) vergangen. Heute wissen wir, dass es für viele ein revolutionäres und innovatives Buch war. Aber wie wurde es damals von der wissenschaftlichen Gemeinschaft aufgenommen? Insbesondere in der Soziologie bzw. den Sozialwissenschaften im Allgemeinen? Heute ist der Erfolg des Buches unbestritten, und wir wissen, dass es seinen Platz in der Geschichte der Soziologie einnimmt. Wie aber war die Reaktion am Anfang – ganz am Anfang?

BG: Es gab sehr viel Reaktion. Es war wie eine Bombe, keine Frage. Es stellte „vorgängige Theorie“ in höchstem Maße infrage bzw. zog die Produktivität von Forschung in Bezug auf Theorie in Zweifel; jene Forschung, die genutzt wurde, um Hypothesen zu testen, anstatt sie zu entwickeln. Es gab also viele Reaktionen, aber alles in allem mochten es einige Leute, weil sie dachten, endlich frei zu sein. Andere verfluchten das Buch, da es ihre Arbeit gefährdete. In dem Sinne war es also sehr kontrovers und sehr positiv. Es bedeutete nicht nur einen Angriff gegen die vorgängige Nutzung von Theorien und gegen Mutmaßungen und Spekulationen, sondern zeigte auch einen Ausweg. Es war nicht bloß ein Argument, es war eine Lösung. Und seine Bedeutung wuchs, weil es weiter rezipiert wurde.

MT: Ich verstehe. Aber am Anfang, vor 40 Jahren, gab es da viele Rezensionen in Zeitschriften? Ich kann mir nicht vorstellen, wie die ersten Kommentare zum Buch – in Rezensionen in Zeitschriften oder als informelle Reaktionen – ausfielen?

BG: Ich erinnere mich nicht, ob es Rezensionen zu „Discovery“ gab, aber das Buch selbst war als Reaktion auf den Erfolg von „Awareness of Dying“ (Glaser & Strauss 1965) geschrieben, und „Awareness of Dying“ war sehr erfolgreich. Es wurde viel gelesen, und alle haben vielleicht gedacht: „Wie haben sie das nur gemacht?“ Da ich mich mit Methodologie auskannte, legte ich Anselm nahe, dass wir die Methodologie, die wir genutzt hatten, beschreiben. Und so haben wir am Ende eine neue

1 Das Interview wurde im Juli 2006 in Mill Valley, Kalifornien geführt. Es wurde in einer Sonderausgabe des *Grounded Theory Review* (2007) unter dem Titel „Forty Years after Discovery: Grounded Theory Worldwide“ erstmals veröffentlicht. Wir danken Massimiliano Tarozzi und Barney Glaser für das Recht der Veröffentlichung und Übersetzung. Für die Veröffentlichung wurde der Beitrag überarbeitet und gekürzt.
Aus dem Englischen übersetzt von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

2 Im Folgenden Massimiliano Tarozzi = MT, Barney G. Glaser = BG.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_2,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Methodologie konzipiert, die die Sichtweisen vieler Menschen darauf änderte, wie man Theorie macht, wie man Methoden macht und wie man Forschung macht. Es stand also nicht allein. Es war eine wesentliche Reaktion auf „Awareness“, das selbst in vier Sprachen vorliegt.

MT: „Awareness“ war also ein Erfolg. Und der Erfolg von „Discovery“ hat Jahr für Jahr zugenommen, indem Forschende es mit wachsender Kompetenz weiter nutzen. Meine eigene Wahrnehmung – mein Gefühl – ist, dass der Erfolg des Buches ein verzögerter Durchbruch war: Es war 15 Jahre nach der Erstveröffentlichung vermutlich erfolgreicher als ganz am Anfang. Erst in den 1980er Jahren wurde ihm international volle Anerkennung zuteil. Im nächsten Jahrzehnt nahm der Erfolg sowohl des Buches als auch der Methode immer weiter zu. Dies nicht nur in Nordamerika, sondern überall und insbesondere in Europa. Ich glaube, dass Soziolog/innen und Laien Ende der 1960er Jahre noch nicht bereit waren, die Innovationen dieser Methodologie aufzunehmen und zu nutzen. Vor einigen Jahren schrieben Sie, dass Sie sich im Gespräch mit Strauss einig waren, dass Ihr Buch seiner Zeit um 15 oder 20 Jahre voraus war (Glaser 1998, S.21). Was meinten Sie damit? Glauben Sie, dass es für diesen verspäteten Erfolg spezielle Gründe gab? Dafür, warum die Leute für dieses Buch zunächst nicht bereit waren?

BG: Ja, es war ein verzögertes Lernen, das aus Handlung resultierte: Zu Beginn fanden die Leute Gefallen daran, aber als sie anfingen, es zu nutzen, seine Stärke und sein Erfolg spürten, begannen sie, es mehr und mehr auch anderen anzubieten. Die Leute fangen an darüber zu sprechen – über seine Stärke, seine Dauerhaftigkeit. Und das Buch selbst ist eine *grounded theory*. Es war nichts Ausgedachtes, es beruhte auf der Arbeit an „Awareness“ und „Time for Dying“ (Glaser & Strauss 1968), es war also in der Forschung verwurzelt. Das hat eine enorme Schlagkraft. Und eine Verzögerung bestand im Widerstand, seine Stärke zu sehen. Sogar bei denen, die es wollen, findet sich eine Art „verzögerte Zündung“. Es ist auf Dauer wirksam. Es ist langsam, obgleich die Konzepte sofort greifen; ich meine, sie fesseln einen. Und deswegen habe ich 1978 „Theoretical Sensitivity“ geschrieben, das war elf Jahre später. Ich wollte mehr Klarheit schaffen, da die Leute mit „Discovery“ durch die Gegend liefen und versuchten, es zu nutzen. Heute, 40 Jahre später, gibt es eine stetige Wachstumskurve.

MT: Nach dem Erfolg von „Awareness“ gab es also eine langsame, aber beständige Entwicklung, der eine noch bewusstere Anwendung der Methode folgte. Fand dies sowohl in Nordamerika als auch in Europa oder in andern Ländern auf gleicher Ebene statt? Oder wurde der Ansatz zuerst in den Vereinigten Staaten und dann anderswo anerkannt?

BG: „Awareness“ wurde sehr rasch in anderen Sprachen veröffentlicht, da es sich mit Pflege befasst, und diese ist universell. Und es befasst sich mit Variablen großer Tragweite, abhängigen Variablen großer Tragweite. Und deshalb glaube ich nicht, dass es sich in der Soziologie ausbreitete: Es breitete sich in Management- und

in Ausbildungskontexten aus, wo die Leute von Standardkategorien die Nase voll hatten.

MT: Das leitet eine weitere Schlüsselfrage ein: Was sind Ihrer Meinung nach die Hauptanwendungsfelder oder disziplinären Blickwinkel oder die wichtigsten Forschungsbereiche der Grounded-Theory-Methodologie?

BG: Oh, das sind vor allem Management, Business, Bildung, Sozialarbeit, Pflege, Medizin. In der Medizin wird es mehr. In Malmö in Schweden organisieren wir z. B. ein Seminar mit zwölf Ärzt/innen. Sie alle versuchen, Grounded-Theory-Methodologie (GTM) zu nutzen, weil sie eine Community-Management-Ausrichtung haben, d. h., sie sind sozial-psychologisch ausgerichtet, anders als hier. Und in der Medizin in Europa ist die Wirkung insgesamt groß. In Frankreich nicht. In Frankreich hat sie sich überhaupt nicht etabliert und in Deutschland nur sehr wenig, da Anselm in Deutschland sehr gute Freunde hatte, die mich nicht mochten. „Discovery" ist jedoch auch ins Deutsche übersetzt worden (Glaser & Strauss 1998).

MT: Was sind die Gründe dafür, dass sich die GTM in den Anwendungsbereichen ausgebreitet hat, die Sie erwähnt haben? Ich glaube, eine ihrer Haupteigenschaften ist, dies wird auch im begründenden Werk deutlich, dass sie passt: „it fits, is relevant and works". Das ist der Grund, warum sie für Bereiche besonders geeignet ist, in denen Menschen Forschungsmethoden mit konkreten Handlungsanweisungen und Hinweisen für Veränderung fordern. Einige praxisorientierte Bereiche (wie Ausbildung, Pflege, Marketing etc.) und diejenigen, die nicht auf einer deskriptiven Ebene stehen bleiben können, könnten die Nähe zu einer Methodologie suchen, die die Perspektive der Teilnehmenden als ihren Ausgangspunkt nimmt und zu einer Theorie gelangt, die funktioniert, relevant und nützlich ist. Forschung, die als Ergebnis eine Theorie statt einer detaillierten Beschreibung anbieten kann, ermöglicht es Praktiker/innen, die untersuchten Kontexte umzugestalten. Und wo es notwendig ist, Praktiker/innen und Expert/innen zu schulen, Wissen und Fertigkeiten zu festigen, scheint eine *grounded theory* eine solide Grundlage zu sein, auf der Bildungsprogramme, Entscheidungsfindungen, Veränderungen und die Emanzipation von Pädagog/innen, Pfleger/innen und anderen Praktiker/innen aufbauen können.

BG: Und weil diese Bereiche mit abhängigen Variablen großer Tragweite zu tun haben. In dieser Art von Praxis sind Erklärungen über das, was vor sich geht, von sehr großer Bedeutung. Deswegen legt die GTM ihren Schwerpunkt auf abhängige Variablen. Sie hat mit diesen abhängigen Variablen und deren Bedeutung, Funktion und Passung zu tun, wenn sie sich mit Krankenpflege, medizinischer Versorgung, Unternehmensberatung – wie auch immer man es nennen möchte – auseinandersetzt. Sie eignet sich gut für Variablen mit großer Tragweite. Etwas Weiteres, was häufig nicht erwähnt wird, ist die Bedeutung des Jargons, der Begriffe. Sie haben so viel Kraft, dass sie überall benutzt werden, auch um Forschung zu rechtfertigen, die nicht mit der GTM zu tun hat. Ich erzähle meinen Studierenden immer, dass wenn etwas wirklich funktioniert, von dem, was ich erfunden habe, dann ist es dieser

Jargon: „Ich habe theoretisches Sampling gemacht“. Oh. Und: „Haben Sie Ihre Kategorie gesättigt?“ Ja. Es ist wunderbar. Und weiter: „Haben Sie permanente Vergleiche durchgeführt?“ Oh, ja, „Die ganze Zeit stelle ich Vergleiche an“. Und der Jargon ist so. Aber, wissen Sie, die GTM wurde aus Forschungsdaten entwickelt, und das beweist gerade, wie großartig sie ist, aber sie erkennen es nicht. Sie nutzen die Begriffe, den Jargon, und es wird überall in diesem Jargon gesprochen. Vielleicht ist es das, was Sie teilweise als seine Popularität auffassen. Der Jargon ist der Methodik, wie ich sie begründet habe, weit voraus, aber links und rechts davon bekommen Leute ihre Doktortitel, die die Methode wirklich nutzen. Ich werde nach Norwegen reisen, um mir eine Verteidigung anzuhören. Ich habe gerade eine andere Doktorarbeit aus England gelesen. Jemand anderes hat gerade seinen Doktor gemacht. Das ist großartig. Wissen Sie, Leute haben die Methode umgestaltet, aber den Jargon haben sie nicht umgestaltet. Sie haben ihn benutzt, um die Grounded-Theory-Methodologie umzugestalten.

MT: In diesem Sinne erlaubt der Jargon, Daten zu legitimieren. Und gleichzeitig dient er der Legitimation gegenüber irgendwelchen Komitees.

BG: Genau das. Er ist ein Mittel zur Legitimation. Ja. „Ich habe die Grounded Theory genutzt“. Sogar der Begriff „Grounded Theory“ ist ein Konzept, das aus der Analyse unserer Forschung („Awareness of Dying“) entwickelt wurde. Es ist nichts Ausgedachtes, sondern wurde aus unserer Forschung zum Thema Sterben entwickelt, indem wir Anselms Erfahrung und meine Daten verknüpften.

Wissen Sie, man kann nicht sagen, dass sie das nicht tun sollten, es ist sehr real, dass die Leute das, was sie tun, mit den geeigneten Worten irgendwie legitimieren müssen. Ich habe einen Kollegen gefragt, ob er einen Beitrag über den Legitimationsjargon der GTM schreibt: Am Sonntag habe ich einen Artikel über Ethnografie gelesen, komplett deskriptiv, der sagt, man kann GTM anwenden, indem man ein Konzept entwickelt. Nun ja, ich meine, wenn irgendetwas weit entfernt von GTM ist, dann die Ethnografie, weil die GTM mit der Deskription aufräumt. Aber wissen Sie, diesem Artikel zufolge macht die Entwicklung einer Kategorie die Ethnografie zu einem Anwendungsfeld der GTM. Es ist also sehr real. Wenn man über Legitimationsjargons nachdenkt: Sie sind überall. Es ist ein normaler, menschlicher Prozess. Er findet in der Ehe statt, in der Kindererziehung, so gut wie überall. Wenn sie erst einmal legitimiert sind, haben die Worte eine ganz eigene Kraft, sodass sie sich ohne Referenz fortpflanzen, bis sie angewendet werden.

MT: Um auf die Anwendungsbereiche zurückzukommen. In Ausbildung, Organisation, Management, Pflege ist es vielleicht erforderlich, das Feld umzugestalten, nicht nur zu beschreiben. Und eine Theorie ist stärker als eine Beschreibung, wenn es darum geht, in einem Feld Wandel herbeizuführen und Entscheidungen zu treffen. Pfleger/innen, Pädagog/innen, Manager/innen müssen die Wirklichkeit, die sie erkunden, umgestalten. Auf der anderen Seite müssen diese Felder meiner Ansicht nach also auch Expert/innen mit spezifischen Fertigkeiten hervorbringen, und diese Fertigkeiten müssen sich auf etwas Solides, etwas Wissenschaftliches stützen.

BG: Auf Legitimationsjargon beruhen.

MT: Und auch auf einer theoretischen Perspektive oder einer Epistemologie.

BG: Epistemologie … Eine Theorie von … oder eine theoretische Perspektive. Das ist alles Mist für die GTM. Man kann das in „The Grounded Theory Perspective III: Theoretical Coding" (2005) nachlesen. Die GTM ist nur eine dumme kleine Methode. Das ist alles was sie ist. Die Epistemologie ist irrelevant. Es geht darum, wie man sie verwendet. Die GTM beruht auf einer Konzept-Indikator-Methode, die in der Psychologie schon seit Jahren verwendet worden ist. Sie gewinnen Konzepte aus Indikatoren und über die Austauschbarkeit von Indikatoren und am Ende eben eine Theorie. Das war's. Die Leute machen das ständig. Und Psycholog/innen nutzen Hunderte von Indikatoren, um Persönlichkeit zu spezifizieren: ob jemand depressiv ist, bipolar oder Aggressionsprobleme hat. Sorry, aber sie ist nur eine dumme kleine Methode. Ich meine, sie auf eine epistemologische oder theoretische Ebene mit dem symbolischen Interaktionismus zu stellen ist Unsinn. Man kann sie mit symbolischem Interaktionismus verwenden. Man kann sie mit jeder Art von Perspektive nutzen. Latente Muster gibt es überall. Sogar hier gibt es latente Muster. Wussten Sie das?

MT: Ich vermute also, dass der symbolische Interaktionismus Ihrer Meinung nach keine theoretische Perspektive *hinter* der GTM darstellt, obwohl sich fast alle hinsichtlich der Anerkennung seines Einflusses auf dem Weg über die Chicago Schule einig sind?

BG: Absolut nicht. Es ist nur eine dumme – man könnte sagen: gewöhnliche – psychologische Methode, die ständig zur Beurteilung von Menschen verwendet wird. Sie entwickeln psychologische Bedingungen, indem sie die Methode des ständigen Vergleichens nutzen. Es geht lediglich um eine Konzept-Indikator-Methode, sie wird genutzt, und dann setzt man die Konzepte mit den Bedingungen in Beziehung. Man kann sie mit symbolisch-interaktionistischen Daten verwenden, wobei ich mir nicht sicher bin, was das überhaupt ist. Sie? „Wussten Sie, dass Ihre Art der Bedeutungskonstruktion mir zeigt, dass Sie ein ähnliches Verständnis wie ich haben?" Wissen Sie, das ist irgendwie Unsinn. Wie ich in „Theoretical Coding" (2005) geschrieben habe: Alle möchten die Methode als ihre eigene Methode besitzen, ihr die je eigene Epistemologie, die eigene Perspektive verpassen. Es ist eine allgemeine Methode, die jede/r mit jeglicher Art von Daten nutzen kann. Man kann sie mit Dokumenten oder Videos benutzen; es ist egal, welche Daten. Das, wonach man sucht, sind latente Muster und die gibt es überall.

MT: Mit jeglicher Art von Daten also und innerhalb jeglicher Art von Paradigma?

BG: Was ist ein Paradigma? Ich weiß es nicht. Was ist ein Paradigma?

MT: Kuhn zufolge ist es ein Bezugssystem, das von einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft geteilt wird. Es fungiert als Karte, in einer bestimmten Epoche oder einem bestimmten Zeitabschnitt, für jede weitere wissenschaftliche Tätigkeit.

BG: Was zum Beispiel?

MT: Zum Beispiel – für mich ist es eine Übereinkunft innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft über geteilte Überzeugungen, Methoden, die Vorstellung von Wissenschaft an sich.

BG: Das ist alles, was es ist: noch mehr Daten, die eine Antwort hervorbringen. Die GTM kann man mit jeglicher Art von Paradigma verwenden, und wenn man sich Legitimation verschaffen will, wirft man die Paradigma-Modeworte mit dazu. Symbolischer Interaktionismus funktioniert also, oder? Es ist genauso wie Konstruktionismus. Es handelt sich einfach nur um Daten, und häufig nicht einmal sehr interessante.

MT: Wenn ich also richtig verstehe, meinen Sie, dass die GTM mit jeglicher Art von Daten und außerdem innerhalb jeglicher Art von Paradigma verwendet werden kann, Konstruktionismus inbegriffen?

BG: Ja, weil es eine Menge Daten gibt, die einfach nur Daten sind, die man in der GTM verwendet. Es kommt darauf an. Welche Daten verwenden Sie? Man kann sie mit jeglichen Daten nutzen. Ich habe von vier Arten von Daten gesprochen: *proper line data* – man sagt, was man sagen soll, denn wen kümmert's? Man wird nicht riskieren der Forscherin oder dem Forscher etwas zu erzählen, das das eigene Leben oder die eigene Arbeit ruinieren könnte. Also *proper line data*, und es gibt *baseline data* und *interpreted data*, bei denen interpretiert wird, wie die Daten erzählt werden sollten. Und *vague data*, die sind ein großes Problem. Haben Sie schon mal mit einem Anwalt gesprochen? Das ist immer vage. Sie geben nichts preis; sie mögen „Ahas“ und „Uhmms“ total gerne. Die sind vage, oder? Es gibt also vage Daten. Einer meiner besten Studenten, Richard Rizzo, hat einen Beitrag geschrieben, der mit einem Preis ausgezeichnet wurde. Er kam aus Haight-Ashbury[3] zurück und sagte: „Ich konnte keine Daten bekommen.“ Erinnern Sie sich an Haight-Ashbury? Die Blumenkinder in San Francisco? Die waren alle Ausreißer und auf Drogen, ich weiß nicht, ob Sie diese Zeit erinnern? Es war ein großes Areal in der Stadt, das von Jugendlichen und Kids, die alle Arten von Drogen nahmen, und allen Arten von – man könnte sagen – harmlosen, devianten Personen übernommen wurde. Sie wurden die Blumenkinder genannt. Er ging dahin, um Haight-Ashbury zu beforschen, und er sagte: „Niemand erzählt mir etwas.“ Also ist das symbolischer Interaktionismus? Nein. Ich sagte: „Du hast eine der ergiebigsten Untersuchungen, die es in der Stadt gibt. Alle weichen dir aus.“ „Wo sind deine Freunde?“, „Woher kommst du?“, „Woher bekommst du dein Geld?“ – Und er ist hingegangen und hat diesen Beitrag geschrieben darüber, wie sich die Menschen in Haight-Ashbury vage äußern (Rizzo 1993) und hat einen Preis dafür bekommen. Also wo war die symbolische Bedeutung? Ich meine, es war großartig. Und dann habe ich verstanden: Viele Menschen äußern sich anderen gegenüber so vage, um ihnen nichts preiszugeben. Die Blumenkinder haben nichts preisgegeben, weil sie nicht wollten, dass bei der Polizei gegen sie Anzeige erstattet wird, dass ihre Eltern hinzugezogen werden … Interessant, nicht wahr? Jetzt wer-

3 Ein Stadtteil von San Francisco.

den Sie sich umsehen und ringsum sehen, wie Menschen sich vage äußern. Das ist eine der Stärken der GTM, über die ich in meinem Buch „Doing Formal Grounded Theory: A Proposal" (2007) schreibe. Die allgemeinen Implikationen sind phänomenal. Ein anderes Beispiel: Ich habe meinen Anwalt angerufen, wir hatten ein kleines Problem. Er sagte: „Ich gehe hin und schaue, was wir tun können." Und ich habe gesagt: „Warum Aufhebens machen? Er wird sich Ihnen gegenüber nur vage äußern. Warum sollte ich das Geld ausgeben?" „Sie haben Recht", war seine Antwort. Er hätte nichts erfahren, außer dass er seinem Klienten 500 Dollar in Rechnung stellen kann. Das ist so mit einer *grounded theory:* Man hat ein paar überzeugende Konzepte mit allgemeinen Implikationen – diese Variablen sieht man überall. Und darum dreht es sich in dem Buch – überall. Gestern habe ich jemanden getroffen, einen Laien, einen intelligenten Laien, der an einer Promotion in Anglistik/Amerikanistik arbeitet, aber für Sie und mich ist er ein intelligenter Laie. Er sagte: „Barney, ich sehe immer noch überall das, wovon Sie gesprochen haben." Ich sagte: „Wovon habe ich gesprochen?" Er sagte: „Sie haben über *super normalizing* gesprochen und ich sehe es überall … Und Sie haben nie über *super normalizing* geschrieben." Als Kathy Charmaz bei mir studiert hat, hat sie eine großartige Dissertation über *super normalizing* geschrieben (siehe zusammenfassend Charmaz 1990): wenn jemand eine Verletzung oder ein Leiden hat und sich normaler denn je verhält, um zu beweisen, nicht beeinträchtigt zu sein. *Super normalizing* findet überall statt. Kathy Charmaz hat Personen, die von Herzinfarkt betroffen waren, untersucht: Ihnen wurde gesagt, dass sie herzkrank seien, also gingen sie raus, um zu beweisen, dass dem nicht so ist, indem sie übertrieben, und das war Angst. Skiläufer/innen handeln so: Sie verletzen sich und dann fahren sie noch extremer Ski, um zu beweisen, dass sie keine Verletzung erlitten haben, und sie machen sich wirklich kaputt. Fußballspieler/innen machen es. Es gibt viele Situationen, in denen Menschen das Normalmaß überschreiten, um zu beweisen, dass sie nicht darunter liegen. Und nun, da Sie das Konzept kennen, werden Sie es überall finden. Es ist sehr real. Und zur gleichen Zeit, als Kathy ihre Theorie über *super normalizing* entwickelt hat, hat jemand anderes interessanterweise auch Personen untersucht, die von Herzinfarkt betroffen waren. Wissen Sie, was sie herausgefunden hat? Das andere Ende des Kontinuums – *cutting back* (Mullen 1993). Der Arzt hatte gesagt: „Sie sind herzkrank. Sie sollten sich besser einschränken." – „Wie schränke ich mich ein?" Der Arzt weiter: „Woher soll ich das wissen? Schauen Sie sich an, was Sie so tun und tun Sie es nicht." … Und so hat Patricia Mullen eine Untersuchung zum Sich-Einschränken durchgeführt. Diese Leute schränken den Sex ein. Sie schränken das Fahrradfahren, das Laufen und die Arbeit ein. Während die eine untersuchte, wie Menschen es übertrieben, untersuchte die andere gleichzeitig, wie Menschen es untertrieben. Ist das nicht interessant? Man bekommt also aus den gleichen Daten verschiedene *grounded theories*, und sie beide sind ebenso wahr. Wissen Sie, wie weit wir über jedweden Mist über Epistemologie und theoretische Perspektive hinaus sind? … Zurück zum *super normalizing*. Ich meine, ich kenne Leute, die sich durch *super normalizing* beim Skifahren schreckliche Verletzungen

zugezogen haben: Wenn man hinfällt, sich ein Knie verletzt und dann wieder auf die Piste geht und Ski fährt, als ob es nicht weh tun würde, dann ist man im Krankenhaus. Ich hatte einen Freund, der gestorben ist, weil er Heuballen gehoben hat, um zu beweisen, dass er nicht herzkrank war. Ja. Wenden Sie das darauf an. Es gibt Konzepte die einfach aus diesem uralten Konzept-Indikator-Model hervorgehen, und es ist irrelevant, aber nennen Sie das Zeug *super normalizing*. Haben Sie verstanden?

MT: Ja. Man kann diese zentralen Variablen, zentralen Konzepte überall sehen.

BG: Es läuft überall ab, wie das Erträglichmachen von Schmerz. Anstatt geheilt zu werden, gehen die Leute zum Zahnarzt, zum Arzt, und ihre Schmerzen werden erträglich gemacht. Das Erträglichmachen von Schmerz ohne Heilung ist ein großes Geschäft.

MT: Sie meinen also, dass die Existenz dieser zentralen Variablen, dieser Kernvariablen *per se*, die man in den verschiedensten sozialen Kontexten und in diversen Gegenstandsbereichen finden kann, irgendwelche Muster widerspiegelt, die in der Wirklichkeit existieren, irgendwelche latenten Strukturen, die unabhängig von der Haltung oder Art von Perspektive die man ihnen „überstülpt“, objektiv in der Wirklichkeit existieren.

BG: Es sind latente Muster. Es ist wie mit *credentializing*. Ich hatte einmal eine Studentin in einem meiner Seminare. Damals wollte ich keine Leute, die zu meinen Seminarthemen eine Dissertation schreiben, da es die Arbeit aufhielt und weil da zu viel auf dem Spiel steht. Aber eines Tages kam sie und knallte mir ihre Dissertation auf den Tisch: „Ich habe gerade meinen Doktortitel verliehen bekommen. Ich habe mein Wort gebrochen, und aus Ihrem Seminar heraus eine Dissertation geschrieben ohne es Ihnen zu sagen.“ „Über welches Thema?“, wollte ich wissen. Sie sagte: *„Credentializing und Pflegepersonal.“* Überlegen Sie nur, *credentializing* ist ein grundlegendes latentes Muster im Leben von uns allen. Es kann um ein Trainingsprogramm gehen, das zwei Wochen dauert, bis zu einem Trainingsprogramm von zwölf Jahren, um ein Zeugnis zu bekommen. Und alles was sie sagte, könnte für *credentializing* aller Art als relevant betrachtet werden. Und, wissen Sie, das deckt noch lange nicht alles ab; es gibt immer noch mehr. *credentializing* ist eine sehr große Sache. So funktioniert die Welt, oder?

MT: Um zur Geschichte dieser ersten 40 Jahre zurückzukehren. In dieser Zeitspanne sind viele Dinge passiert. In den Sozialwissenschaften haben sich tief greifende Transformationen ereignet, und es wurden weitreichende Überlegungen zu ihren Grundlagen angestellt. Wie, wenn überhaupt, wurde die GTM in diesen Jahren modifiziert oder umgestaltet?

BG: Nun ja, die GTM, mit der ich mich befasse nicht, aber einige haben versucht, sie zu modifizieren, um uns wieder zur qualitativen Deskription zurückzubringen. Hierfür ist u. a. die Tatsache verantwortlich, dass nicht jede Person in der Lage ist, Konzepte zu entwickeln, aber sie wollen mit der GTM arbeiten oder sie denken dies zu tun. Jegliche Forschung ist *grounded – irgendwie*. Ist sie einfach. Die Vorstellung von Forschung ist, dass, wenn man eine Idee hat, Daten findet. Leute, die keine Kon-

zepte entwickeln können, neigen also dazu, die GTM nur für qualitative Datenanalyse nutzen zu wollen, und sie nehmen an, dass diese Analyse *grounded* ist, weil es sich um Forschung handelt. Zum Thema *Umbau* der GTM: Man sagt, es gebe mehr deskriptiv als konzeptionell arbeitende Forscher/innen. Sagen wir es mal so: Nicht sehr viele Leute können Konzepte entwickeln, aber viel mehr können es, als es tun. Aber die meisten Leute beschreiben ausführlich, immer weiter und immer weiter. Wenn es ein Gespräch wäre, würde man sagen, dass sie dieselbe Sache immer und immer wieder sagen, da es einfach die Austauschbarkeit der Indikatoren ist. Aber sie wissen es nicht. Sie sagen dieselbe Sache auf unterschiedliche Weise immer und immer wieder, einfach weil es dasselbe Muster ist. Die Umgestaltung der GT basiert also auf einer sehr realen menschlichen Gegebenheit. Die GTM besitzt einen Status, und der Jargon besitzt einen Status, und die Leute wollen es machen und nennen es so. Sie werden es eine übliche qualitative Analyse nennen – genauso wie im Falle des Ethnografiebeitrags, den ich vorhin erwähnt habe. Die Konzepte mögen tief greifend sein, aber sie sind nicht systematisch entwickelt in der Weise, die die Methode erfordert.

MT: Wo wir über den Erfolg der GTM sprechen: Einer der Gründe für ihre weltweite Verbreitung war das Buch „Basics of Qualitative Research" (1990) von Strauss und Corbin. Ein internationaler Bestseller, der, wie es scheint, auf die Bedürfnisse derjenigen reagiert hat, die für ihre Arbeit mit der GTM detaillierte praktische Vorgaben benötigten. Ihr Disput mit Strauss ist wohlbekannt. Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, darüber zu sprechen: Was sind die wesentlichen methodologischen Gründe für diese Kluft, neben Ihren pointierten Kritiken zu diesem Buch?

BG: Nun ja, er fing an, den Daten eine Vor-Rahmung, vorgefasste Konzepte und vorgefasste Bezugssysteme wie beispielweise Prozess und die „fünf Cs"[4] aufzuzwängen. Obgleich ich ihm dieses Bezugssystem beigebracht habe, sagte ich, dass es emergieren muss. Im Voraus weiß man nicht, wie die theoretischen Kodes oder die Kategorien aussehen werden. Man muss davon wegkommen, die Forschung vorzufassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele Leute mich anrufen und sagen: „Ich soll das untersuchen, und ich kann es nicht finden." Nun, laut Anselms Methode ist dies, wonach man suchen soll, und entweder man findet es oder stirbt. Und ich bekomme so viele solcher Anrufe. Darum ist es wichtig, die GTM tatsächlich zu nutzen und zu vergessen, was gefunden werden soll; es geht darum, einfach zu schauen, was man findet. Ein gutes Beispiel dazu: Eine Studentin aus Texas rief mich an, eine sehr kluge Frau, und sagte: „Ich soll kontextbezogene Sozialarbeit untersuchen." Wissen Sie was das ist? Kontextbezogene Sozialarbeit ist, wenn man auf Sozialhilfe angewiesene Menschen so behandelt, als ob sie Opfer der Gesellschaft sind. Und sie ist raus gegangen und hat angefangen, sich mit Sozialarbeiter/innen

4 Glaser spielt hier auf die „C-Familie" an, *eine* der von ihm vorgeschlagenen „Kodierfamilien". Er hatte ursprünglich (Glaser 1978) „6 Cs" benannt, nämlich *causes*, *context*, *contingencies*, *consequences*, *covariances* und *conditions*.

zu unterhalten. Die konnten keine kontextbezogene Sozialarbeit verrichten, weil sie nicht in diesem Kontext ausgebildet worden waren. Sie hatten eine Art von Weltanschauung, aber sie nutzten sie nicht. Sie waren sehr besorgt um die Alltagsprobleme ihrer Klient/innen. Es war einfach so irrelevant, und sie wusste nicht, was sie tun sollte. Ich sagte: „Schauen Sie sich an, was tatsächlich vor sich geht.“ Und sie hat eine hervorragende Theorie zum Thema „Begleiten“ veröffentlicht. Es geht darum, wie Sozialarbeiter/innen ihre Klient/innen durch eine Phase begleiten. Sie hat also einen Beitrag zur Praxis der Sozialarbeit geleistet, und alle im Feld haben kontextbezogene Sozialarbeit als irrelevant herausgenommen. Ich meine, fänden Sie es gut, dass Sie sich Essensmarken holen und jemand sagt: „Ich weiß nicht. Aber Sie sind einfach ein Opfer der Gesellschaft.“ Aber ich muss essen!

MT: Eines der Probleme des Ansatzes von Strauss, des späteren Ansatz von Strauss, ist also …

BG: … das Forcieren von Daten. Durch die Rahmung von Elementen sollen Bedingungen und Konsequenzen gefunden werden. Es ist keine Relevanz, die „erworben“ wird, wie ich es fordere, sondern vorgefasste Relevanz. Und das andere Problem ergab sich, wenn das, was sie finden, zu der angenommenen Theorie im Widerspruch steht. Das ist ungeheuerlich. So etwas darf man den Leuten nicht erzählen.

MT: Was Sie sagen verstehe ich gut. Bevor ich zur Universität gegangen bin, habe ich Trainings für Sozialpädagog/innen gemacht. Das Problem des Ansatzes von Strauss und Corbin liegt also darin, dass Forschungsfragestellungen in rigide Rahmen gepresst werden, z. B. um in den Daten Dimensionen und Bedingungen „zu finden“, diese denen also aufgezwungen werden. Glauben Sie, dass dies unvermeidlich ist, wenn man versucht, detaillierte Anleitungen für die Arbeit mit der GTM zu entwickeln? Und dass dieses Streben nach Operationalisierung der Methode der Grund ist, warum man im Grunde genommen rahmt, forciert und letztendlich das vor-konzipiert, was eigentlich entdeckt werden sollte?

BG: Ja. Anselm Strauss wollte – es gibt zwei Dinge: Erstens, wenn man mit der GTM arbeitet, muss man Verwirrung ertragen, bis man sieht, was wirklich vor sich geht. Personen, die die GTM lehren, müssen außerdem fähig sein, die Verwirrung ihrer Studierenden auszuhalten; sehr oft können Professor/innen dies nicht ertragen. Das ist eine wohlwollende Interpretation. Damit sie etwas finden werden, geben sie den Studierenden also eine Vor-Rahmung, obgleich dies kein Finden ist. Zweitens, die Professor/innen wollen nicht, dass Studierende etwas „finden“. Sie wollen, dass sie in ihrem Forschungsgebiet arbeiten, was Ausbeutung ist. „Du wirst nicht das untersuchen, was dich interessiert. Du wirst das untersuchen, worüber ich geschrieben habe und etwas ergänzen.“ Man wird also in solche Rahmen eingepasst.

MT: Das ist sehr schwierig, weil man damit umgehen und es versuchen muss. Das ist nicht leicht.

BG: Nein, aber man muss sich die richtigen Studierenden zur Arbeit mit der GTM suchen, denn nicht alle können das.

MT: Im Laufe der Jahre scheint der konstruktivistische Ansatz ein weiteres Neuland der GTM geworden zu sein. Kathy Charmaz hat eine Kluft zwischen objektivistischer und konstruktivistischer GTM dargestellt (siehe auch Charmaz in diesem Band), diese Begrifflichkeiten sind sehr erfolgreich gewesen. Charmaz zufolge gehören Sie und die „klassische GTM" zum objektivistischen Ansatz. Ich habe Ihre Antwort in *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* (2002) gelesen. Aber was ist Ihre Meinung dazu, zu Objektivismus und der GTM? Wenn Ihnen jemand sagt, dass Sie objektivistisch sind, fühlen Sie sich mit diesem Label unwohl, oder spielt es für Ihre Herangehensweise an die GTM eine Rolle?

BG: Nun ja, sie macht, was Akademiker/innen machen – sie kümmert sich um ihre Karriere, indem sie eine bestimmte Lesart vorantreibt. Ich denke, dass sie irrelevant ist. Man muss sich die Daten anschauen, die man hat. Ich weiß nicht, was Objektivismus oder Postmodernismus oder Modernismus ist. Ich meine, wenn ich Ihnen von der Theorie über *credentializing* erzähle, ist das postmodern, modern, objektivistisch, konstruktivistisch? Ist es von Belang? Dieser Typ hat mich neulich gefragt: „Barney, ich sehe überall um mich herum *super normalizing*. Habe ich recht?" Er versucht, dieses Konzept zu nutzen, weil es solch eine Potenz hat. Wissen Sie, für mich ist es nicht wichtig, ob es konstruiert ist, objektivistisch – das ist nicht von Belang. Aber es liegt in der Natur fortgeschrittener Akademiker/innen zu versuchen, ihre Perspektive zu entwickeln, in der sie gefangen zu sein scheinen, und deren Anhänger/innen sie werden. Das ist Unsinn, es ist eher wie Religion. Man hat Studierende, die Feldforschung betreiben. Was sollen sie machen? Zurückkommen und sagen: „Ich habe ein paar objektive Daten und ein paar konstruierte"? Lassen Sie uns noch einmal zum *credentialzing* kommen. Ich denke, in Kalifornien gibt es derzeit möglicherweise ein sehr großes Problem. Lassen wir nicht registrierte Mexikaner/innen Autofahren? *Credentializing* ist ein Qualifikationsmerkmal. Es qualifiziert dich. Ich meine, es ist wichtig zu sagen, dass wir ihnen keinen Führerschein geben können. Sie sind hier. Wir werfen sie nicht raus, aber wir können ihnen keinen Führerschein geben, weil sie keine Staatsbürger/innen sind? Wir müssen sie als Fahrer/innen befähigen, oder sie werden auf den Straßen Leute töten. Ist das also objektivistisch, konstruktivistisch? Aber es ist ein großes Problem. Ich persönlich denke, sie sollten alle einen Führerschein bekommen. Sie sollten in jedem Fall einen Führerschein erhalten. Ich interessiere mich für Menschen, die forschen und sich mit guten latenten Mustern einen guten Namen machen. Und die sozial-strukturelle Kontrolle über Epistemologien und Perspektiven ist phänomenal. Es ist nur ein weiteres soziologisches Phänomen. Man könnte sagen, laut Parsons ist es eine funktionale Anforderung. dass Departments ihre eigenen Epistemologien und Perspektiven haben. Aber das ist ein weiteres Phänomen für sich. Es sind einfach noch mehr Daten.

MT: Ja, ich verstehe, dass aus forschungspraktischer Sicht die epistemologische Frage irrelevant ist. Es sind nur weitere Daten, aber es gibt verschiedene Arten, mit Daten umzugehen. Als „The Discovery of Grounded Theory" vor 40 Jahren

erschienen ist, haben Sie und Strauss die gängige Umgangsweise mit Daten infrage gestellt. Sie schlugen vor, nicht einfach bestehende Theorien zu verifizieren und auch nicht einfach die soziale Wirklichkeit zu beschreiben, sondern aus Daten Theorie zu entwickeln. Dieses sehr einfache Statement war damals revolutionär. Es ist bekannt, dass Ihr Beitrag das traditionelle, vorherrschende epistemologische Paradigma beeinflusst und infrage gestellt hat. Epistemologische Fragen liegen der GT also nicht *per se* fern, und Ihre soziologische Revolution wirkte auch auf diese Ebene ein und nicht nur durch die Innovation von Forschungsmethoden.

BG: Man könnte es auf diese Ebene stellen. Eigentlich ging es einfach darum, wie man Forschung betreibt. Aber dies forderte eine andere Art und Weise zu forschen heraus. Sehen Sie, ich gewinne immer mehr Einblicke in die Sache. Ja, wir haben ein Paradigma infrage gestellt, das ein Leitbild für Forschung ist. Es war ein ziemlich tragendes Leitbild für die Forschung. Viele dieser anderen Perspektiven sind viel mehr auf Ingroups und Departments ausgerichtet. Ich schätze, das Paradigma lässt etwas nach Wissenschaft klingen. Aber es sind alles nur Daten. Es sind Strukturen, Orte – Parsons spricht von sozial strukturierten, erworbenen sozialen Fiktionen, die die Welt in Gang halten.

MT: In den 40 Jahren seit der allerersten revolutionären Formulierung der GTM haben sich in den Sozialwissenschaften viele Dinge geändert. Ich würde gerne insbesondere zwei Hauptdebatten ansprechen. Eine ist die neue Debatte über die Nutzung qualitativer und quantitativer Daten in der GTM; die zweite bezieht sich auf die interpretative Wende in den Sozialwissenschaften.

BG: Was den ersten Punkt angeht, habe ich immer geltend gemacht, dass in der GTM quantitative Daten genutzt werden können. Ich schreibe ein Buch über quantitative GTM[5], das an das Kapitel in „Discovery“ anschließt. Was den zweiten Punkt betrifft: Wenn Sie mit interpretativer Wende Konstruktivismus meinen, nehmen Sie einfach das Beispiel von den Pfleger/innen, die Zeugnisse bekommen, indem sie gezwungen werden, einen Bachelor-Abschluss zu machen. Viel von dieser Zertifizierung ist Mist. Eine der Kategorien ist: „Ich weiß das schon alles, und warum muss ich es erneut lernen?“ Aber ich meine, Zertifizierung ist keine Interpretation. Es passiert überall, dass Menschen ausgebildet werden, um ihre Jobs zu machen. Man will wissen, dass sie qualifiziert sind. Sie wollen qualifiziert sein, um Geld zu verdienen. Es ist sehr real. Du fliegst nach Hause. Du willst einen Piloten mit Zertifikat. Du willst wissen, welche Ausbildung er hat. Empirisch ging, denke ich, die Vorstellung interpretativer und konstruktivistischer Forschung aus einer – man könnte sagen – bedeutenden, aber nebensächlichen Form qualitativer Forschung hervor, und zwar aus „Tiefen“-Interviews. Das ist, wenn wir miteinander sprechen, und ich füttere Sie mit Bedeutungen, und Sie füttern mich mit Bedeutungen, und wir stellen gemeinsame Bedeutungen her. Aber die meiste Forschung besteht einfach aus Beobachtung und Zuhören. Diese langen, zweistündigen Tiefeninterviews können sehr konstruktivis-

5 Mittlerweile veröffentlicht: „Doing Quantitative Grounded Theory“ (Glaser 2008).

tisch oder interpretativ sein, und das ist etwas anderes als interpretierte Daten, bei denen man Leuten es so sagt, wie sie es sehen sollen. Wir haben eine Untersuchung über eine psychiatrische Einrichtung gemacht. Man bekommt nie echte Daten. Man bekommt gesagt, wie sie etwas als Daten interpretieren, was etwas anderes ist. Das sind interpretierte Daten.

MT: Interpretationen sind also nichts weiter als eine weitere und andere Art von Daten, aber es sind Daten. Es ist keine andere Art Haltung der Forscherin oder des Forschers, die oder der die Daten ko-konstruiert oder sie ungeachtet ihrer oder seiner Perspektive analysiert.

BG: Ja, es sind einfach Daten. Das ist genau wie *proper line data*. Sie werden gemischt. Was *proper line data* angeht – ich habe es so oft bei Leuten gesehen, die anfingen Management-Probleme zu untersuchen und zu den Arbeiter/innen gingen. Wer von denen, die oder der bei Verstand ist, würde die Wahrheit sagen? Warum sollten sie ihren Job aufs Spiel setzen, nur um einem die Wahrheit zu sagen? Sie sagen einem das, von dem sie wissen, dass sie es sagen sollen, insbesondere wenn ein Tonbandgerät läuft. Man bekommt einfach keine guten Daten, man bekommt *proper lines*. Das ist ein Grund, warum ich keine Tonbandgeräte mag, weil es Leute zwingt, einem das zu erzählen, von dem sie denken, dass sie es sagen sollten, um ihren Arsch zu retten, anstatt einem wirklich zu sagen, was vor sich geht. Ich hatte mit hunderten *grounded theories* zu tun, ich sehe all diese Dinge, und man kann sagen, dass dies jenseits dieses Perspektiven- und Epistemologie-Jargons ist. Wie war es, als Diane Vaughan (1997) die Untersuchung zum Absturz von – was war es? – Apollo 13 gemacht hat und entdeckt hat, dass es ein organisatorisch bedingter Fehler war? Eine Menge Leute wussten davon, aber sie hatten nicht die Macht, es zu stoppen. Und ein paar Leute, die begannen, die Macht zu haben, hatten Angst, da es Zeitpläne und Subventionen obsolet machen würde. Da geht es um viele Thematiken. Und ich würde einfach vorschlagen, nie diese Tiefeninterviews durchzuführen, obgleich es manche Leute tun. Und Interviews sollten sehr offen sein, ohne große Eingriffe der Interviewenden. Man wird – wie ich es nenne – *instill a spill*. Sobald man auf Relevantes trifft, ist alles was man tun muss, es erwähnen – so wie ich es z. B. in einer Untersuchung zum Thema Erben gemacht habe. Alles was ich tun musste, war zu sagen, dass ich das Thema Erben untersuche, und sie haben mir ihre Geschichte erzählt. Da gab es also keinen Interpretativismus. Da war keine gemeinsame Konstruktion, es ging nur um vier Dinge: die Antizipation, das tatsächliche Erbe, die Aufteilung und die Verwendung. Aber um zu wiederholen, was ich grade gesagt habe: Eine Art von Daten ist wie die andere – nennen Sie es interpretativ oder konstruktivistisch. Für die Entwicklung einer *grounded theory* ist das nicht von Bedeutung.

MT: Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie der Grounded-Theory-Ansatz aufgefasst werden kann. Ist er Ihrer Meinung nach eine Methodologie oder eine Methode? Ich habe den Eindruck, dass „The Discovery of Grounded Theory" ein methodologisches Buch ist, während sich dann Jahre später „Theoretical Sensitivity" wahrscheinlich mehr mit Methodik beschäftigte. Was denken Sie?

BG: Es ist eine Methodologie. Und eine Methode. Methodologie – naja, Theorie ist Methode. Es ist eine Methode darüber, wie man aus Daten Konzepte entwickelt, die passen, funktionieren und Relevanz besitzen. Die Bücher, die Sie erwähnt haben, haben beide Dimensionen, teils mehr, teils weniger.

MT: Was sind, mit einem Blick in die Zukunft, Ihrer Meinung nach, die neuen Herausforderungen oder Punkte, in denen die GTM verbessert werden sollte? Oder: Was sind gegenwärtig Schwachpunkte, von denen Sie mit einem Blick in die Zukunft denken, dass sie behoben werden sollten?

BG: Mehr Menschen auf der ganzen Welt könnten adäquat in GTM ausgebildet werden, da sie auf der ganzen Welt genutzt wird, und die Leute auf die eine oder die andere Art nach Hilfe suchen. Sie würden sich wundern, dass einige der Leute in den Departments, die keine Vorstellung von der GTM haben oder ihr gegenüber negativ eingestellt sind, sie sich anschauen, von ihr ergriffen sind und mit ihr arbeiten wollen. Und diese Leute brauchen Hilfe. Da besteht also Bedarf, könnte man sagen: ein gut geführtes Netzwerk von Leuten, die anderen helfen, mit ihr zu arbeiten. Ich weiß nicht, ob sie in einem Bereich jemals ganz zuhause sein wird. Nun ja, es gibt Bereiche die sagen, dass sie Leute darin ausbilden, aber es ist nicht wirklich GTM. Es ist eher qualitative Forschung und ein wenig konzeptuelle Deskription. Da sehe ich also Ausbildungsbedarf und dessen Zufriedenstellung. Meine Bücher helfen: Ich habe sie in die ganze Welt verschickt, und wir geben ein Seminar in China. Ich fahre nach England. Ich fahre nach New York. Ich hatte gerade ein Seminar in Mill Valley. Und Leute kommen von überall her. Sie möchten in der Methode ausgebildet werden. Sie wollen bezüglich der Nutzung nicht schlecht beraten werden. Interessant. Das ist also ein großes Problem. Sie wird nicht in einem Bereich zuhause sein, weil es so viele Leute in allen möglichen Bereichen gibt, die mit ihr arbeiten.

MT: Dies scheint ein typisches Dilemma der Geschichte und des Wesens der GTM zu sein. Einerseits kann man keinen Kanon, keinen rigide definierten Satz von Verfahrensweisen festlegen, da die GTM von Grund auf gegen geschlossene, begrenzte und dogmatische Perspektiven ist. Man kann sie nicht mit einer Reihe von vorher festgelegten und detaillierten Vorgaben, die die Daten in ein Raster pressen würden, erzwingen. Andererseits muss jedoch auf genaue Art und Weise beschrieben werden, wie mit der GTM gearbeitet werden soll. Dies ist vielleicht einer der revolutionärsten Aspekte von „Discovery“. Weil es vielleicht das erste Methodenbuch in der qualitativen Forschung ist, das versucht, systematische Verfahrensweisen für einen nicht-formalisierten Ansatz darzustellen, bei dem der gesamte Prozess im Voraus nicht vollständig kontrollierbar ist.

BG: Naja, Moment! Die GTM besteht aus unbiegsamen Verfahren, auch wenn die Leute sie ständig biegen. Aber es sind Verfahren, die einen öffnen, statt zu verschließen.

MT: Aber Verfahren neigen dazu, unbiegsam zu werden, und zu einem Jargon, einem Kanon, dies hauptsächlich, wenn sie aufgeschrieben sind. Wenn man keine ordentliche Ausbildung anbietet, ist es ziemlich wahrscheinlich, dass Netzwerke von

Menschen an die Stelle eines niedergeschriebenen Kanons treten. Netzwerke von Menschen sind über die ganze Welt verteilt in Übungsgruppen, die sich gegenseitig helfen und unterstützen. Dies könnte vermutlich eine Möglichkeit darstellen, die GTM zu verbreiten und zu bewahren. Dies aber nicht in dieser rigiden Art und Weise, was gewiss das Problem von Strauss und Corbin ist, das Sie vorhin ansprachen (also Daten in vorgefasste Überlegungen zu pressen).

BG: Ich würde sagen, dass die Verfahren streng sind in Bezug auf das, was zu tun ist, während man sich in Richtung Entdeckung fortbewegt. Sie helfen einem, zu entdecken und gleichzeitig offenzubleiben.

Literatur

Charmaz, Kathy (1990). „Discovering" chronic illness: Using grounded theory. *Soc. Sci. Med.*, *30*(11), 1161–1172.

Glaser, Barney (1978). *Theoretical sensitivity: Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley: Sociology Press.

Glaser, Barney (1998). *Doing grounded theory: Issues & discussion*. Mill Valley: Sociology Press.

Glaser, Barney (2002). Constructivist grounded theory? *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 3(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Glaser, Barney (2005). *The grounded theory perspective III: Theoretical coding*. Mill Valley: Sociology Press.

Glaser, Barney (2007). *Doing formal grounded theory: A proposal*. Mill Valley: Sociology Press.

Glaser, Barney (2008). *Doing quantitative grounded theory*. Mill Valley: Sociology Press.

Glaser, Barney & Strauss, Anselm (1965). *Awareness of dying*. Chicago: Aldine.

Glaser, Barney & Strauss, Anselm (1967). *The discovery of grounded: Strategies for qualitative researc*h. New York: Aldine de Gruyter.

Glaser, Barney & Strauss, Anselm (1968). *Time for dying*. Chicago: Aldine.

Mullen, Patricia (1993). Cutting back after a heart attack: An overview. In Barney Glaser (Hrsg.), *Examples of grounded theory: A reader* (S.45–66). Mill Valley: Sociology Press.

Rizzo, Richard (1993). Vagueness in the Haight Ashbury: A study in asocialization. In Barney Glaser (Hrsg.), *Examples of grounded theory: A reader* (S.126–138). Mill Valley: Sociology Press.

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1990). *Basics of qualitative research*. Newbury Park: Sage.

Vaughan, Diane (1997). *The Challenger launch decision: Risky technology, culture, and deviance at NASA*. Chicago: University of Chicago Press.

„Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen.“[1]

Anselm L. Strauss im Gespräch mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie

Zum Interview:
Nach Heiners erster Begegnung mit Anselm Strauss im Sommer 1990 hatten wir im Mai 1994 während eines Forschungsaufenthalts in Berkeley Gelegenheit zu ausführlichen Gesprächen mit Anselm. Wir erlebten ihn als Lehrer in seinem Seminar und in der Forschungssupervision, und wir besuchten ihn und seine Frau Fran in ihrem Haus am Moore Place.

Das Interview stellt eine Bearbeitung für die Veröffentlichung dar, die in charakteristischer Weise vom Tonbandprotokoll abweicht: Es wurden erhebliche Kürzungen und einige Umstellungen vorgenommen, ebenso Einfügungen aufgrund der schriftlichen Nachfragen per E-Mail.

1 Wie wird man Sozialwissenschaftler?

HL[2]: Anselm, wir möchten Ihren Werdegang als Soziologe und die Entwicklung Ihrer wissenschaftlichen Konzepte in den Mittelpunkt des Interviews stellen.

AS: Ich verließ 1958 die Universität, um am Michael-Reese-Hospital Feldforschungen in einer großen psychiatrischen Klinik durchzuführen. Früher hatte ich schon mit Howard Becker an der Studie über „Boys in White“ (Becker, Geer, Hughes & Strauss 1961) mitgearbeitet. Das war eine der ersten größeren Studien über die berufliche Sozialisation von Medizinstudenten. Die Untersuchung lief in Kansas City, und die Feldarbeit wurde hauptsächlich von Becker und Blanche Geer gemacht, während das Konzept von Everett Hughes und mir stammte. Wir waren auch für die Forschungsberatung zuständig, und ich bin drei Monate in Kansas gewesen, habe da an der Feldarbeit mitgemacht.

---

1 Das Interview wurde in einer ersten Fassung im *Journal für Psychologie* (1995, S.64–75) veröffentlicht. Eine bearbeitete Zweitveröffentlichung, ergänzt um einem Einführungstext sowie einen Anhang und die englischen Audiomitschnitte des Gesprächs, findet sich 2004 in *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 5(3), Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403222. Die vorliegende Fassung stellt eine redaktionell von den Herausgebenden des Bandes realisierte und mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie abgesprochene Kürzung der Zweitveröffentlichung in *FQS* dar.

2 Im Folgenden Anselm L. Strauss = AS, Heiner Legewie = HL und Barbara Schervier-Legewie = BS.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_3,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Ich begann dann mit mehreren meiner Schüler, darunter Rue Bucher und Leonard Schatzmann, die sehr umfangreiche Feldstudie über psychiatrische Institutionen, die 1964 als „Psychiatric Ideologies and Institutions“ (Strauss, Schatzman, Bucher, Ehrlich & Sabshin 1964) veröffentlicht wurde. In dieser Studie arbeiteten wir, ohne es zu wissen, mehr und mehr mit Konzepten der Grounded Theory. Wir untersuchten zwei Krankenhäuser, eine Privatklinik und ein State Hospital, beide mit ihren unterschiedlichen Stationen. Wir haben zur Gewinnung unserer Konzepte alle Stationen systematisch miteinander verglichen, außerdem Psychiater verschiedener Orientierungen, Pflegepersonal, nichtmedizinisches Personal und Patienten. So haben wir die „Methode der konstanten Vergleiche“ entdeckt. Die Krankenhäuser befanden sich damals in einer Umbruchphase, und wir merkten bald, dass die Ärzte sehr unterschiedlichen Ausbildungstraditionen entstammten. Sie waren entweder biologisch orientiert oder Mitglieder des Chicagoer Psychoanalytischen Instituts – manche von ihnen sind später sehr bekannt geworden –, oder auch junge Ärzte, die in psychoanalytischer Ausbildung und Supervision standen. Unsere Beobachtungen über die Behandlungsarten machten mich zunehmend skeptisch über ihr fachliches Wissen. Das ist auch der Grund dafür, dass wir dann über „psychiatrische Ideologien“ schrieben. Wir haben während der Studie oft herzhaft gelacht. Nicht dass wir die Leute belächelt hätten, aber es passierten einfach so viele komische Zwischenfälle vor unseren Augen!

Ich erinnere mich an einen 14jährigen Jungen, der alle Regeln durchbrach, ständig weglief, gewalttätig wurde, alles „aufmischte“, sich in seinem Zimmer einschloss etc. Die ganze Station war in ständigem Aufruhr. Wir nannten diesen Jungen den „Patienten des Jahres“. Die Neuigkeiten wanderten durch das ganze Krankenhaus, das Personal diskutierte auf den Gängen, was man machen sollte; es gab jede Menge Meetings. Als Feldforscher wäre ich Ihnen in dieser Woche wie ein tanzender Derwisch erschienen, der von Akteur zu Akteur gelaufen ist – Pflegepersonal, Ärzte, Eltern, Verwaltung usw., immer wieder die Runde, immer hinter diesem Fall her. Wir haben diesen Fall in unserem Buch ausführlich dargestellt. Er diente uns zum Beleg dafür, wie es in der Feldforschung sowohl auf den Prozess ankommt, der sich im Zeitverlauf entfaltet, als auch auf die vielfältigen Perspektiven und Aktionen der Akteure. Ich habe beides später im Konzept der „Verlaufskurve“ *(trajectory)* zusammengefasst.

Wir stellten fest, dass einige Behandlungsarten in diesem oder jenem Krankenhaus erfolgreich waren, aber nicht unbedingt aufgrund der ideologischen und schulmäßigen Ausrichtung der Therapeuten. Das alles brachte uns in Distanz zu den Ärzten, sowohl theoretisch wie auch in der Feldarbeit. Wir nahmen bewusst eine sehr soziologische Perspektive ein und interessierten uns dafür, wie die Menschen es schafften, bei aller Verschiedenheit ihre anstehende Arbeit zu organisieren. Wir stellten fest, dass die soziale Ordnung auf „Aushandlungen“ *(negotiations)* beruhte: In den untersuchten Institutionen gab es praktisch keine Organisationsstrukturen, die nicht ständig infrage gestellt wurden und neu ausgehandelt werden mussten!

Ich formulierte damals das für meine weitere Arbeit zentrale Konzept der „ausgehandelten Ordnung“ *(negotiated order)*. Soziale Ordnung ist nach meiner Auffassung niemals selbstverständlich, sondern erfordert zu ihrer Etablierung, Aufrechterhaltung und ihrem Wandel immer wieder Aushandlungsprozesse, deren Art und Weise natürlich vom jeweiligen Kontext abhängig ist. Das ist ein ausgesprochen interaktionistisches Konzept; für die meisten soziologischen Theorien ist nämlich die Ordnung das selbstverständlich Gegebene, und sie tun sich dann schwer damit, Chaos und Wandel zu erklären!

2 Grounded Theory

1960 kam ich nach San Francisco an die Medical School der Universität. Ich wollte mir die Krankenhäuser anschauen und suchte einen interessanten Untersuchungsgegenstand, der auch für Mediziner und Pflegepersonal wichtig sein könnte. Ich entdeckte, dass die Leute mit dem Sterben im Krankenhaus ihre Probleme hatten. So begann ich mit Feldstudien über das Sterben im Krankenhaus. Ich konnte damals natürlich nicht ahnen, wie bald der Tod und die Sterbebewegung ins öffentliche Bewusstsein dringen und Einfluss gewinnen würden!

Es stellte sich bald heraus, dass das Thema eine umfangreichere Erhebung und Analyse erforderte. Nach sechs Monaten konnte ich Barney Glaser hinzugewinnen. Er kam frisch von der Columbia Universität, wo er bei Merton und Lazarsfeld studiert hatte. Ich stellte ihn ein ohne irgendein Empfehlungsschreiben, einfach weil ich sah, wie gut er war und zu meinen Forschungsideen passte. Wir hatten beide persönliche Vorerfahrungen mit dem Tod. Ich hatte fünf Jahre früher beim Tod meiner Mutter erlebt, wie wir Angehörigen und meine Mutter uns gegenseitig etwas über ihren Zustand vorspielten. Beim Sterben eines Freundes wirkte ich später selbst mit an einem sorgsam arrangierten geheimen Einverständnis im Freundeskreis, das den Freund über seinen bevorstehenden Tod im Unklaren lassen sollte. Barney hatte vor Beginn der Studie seinen Vater verloren und war besonders beeindruckt von der Bedeutung der Todeserwartung und der Hilflosigkeit der Angehörigen. Das Wissen um die Todeserwartung war also ein „sensibilisierendes Konzept“, das wir aus unseren persönlichen Erfahrungen in die Studie mitbrachten. Barney hatte außerdem den Kopf voll von allen möglichen Mertonschen theoretischen Begriffen; doch wir merkten bald, dass wir mit theoretischen Konzepten, die wir nach und nach aus dem Material heraus entwickelten, sehr viel dichter an die Wirklichkeit herankamen.

Die Auswahl der zu untersuchenden Krankenhäuser und Stationen wurde bereits von unseren Hypothesen über die Bedeutung der Todeserwartung und der Bewusstheit des Sterbens bestimmt. Wir untersuchten insgesamt sechs Einrichtungen in der Bucht von San Francisco. Wir begannen auf einer Frühgeborenenstation, einer Station mit hoher Todeserwartung und fehlender Bewusstheit der Patienten. Danach untersuchten wir eine Krebsstation, wo langsames Dahinsiechen typisch

war und Unterschiede in der Bewusstheit des Sterbens besonders deutlich waren. Später kamen geriatrische Stationen, Unfall- und Kinderstation hinzu. Während der Feldarbeit schrieben wir analytische Memos und entwickelten Schritt für Schritt unsere Konzepte. Jede neue Erhebung erwuchs aus vorangegangenen theoretischen Überlegungen – das war das Prinzip des theoretischen Sampling.

Schließlich formulierten wir in „Awareness of Dying“ (1965; dt.: „Interaktion mit Sterbenden“, 1974) unsere in den Daten gegründete *(grounded)* Theorie über den Einfluss der Bewusstheit auf den Umgang mit Sterbenden. Wir unterschieden verschiedene Bewusstheitskontexte: „geschlossene Bewusstheit“, „Argwohn“, „wechselseitige Täuschung“ und „offene Bewusstheit“. Praktisch wichtig sind die von uns herausgearbeiteten Auswirkungen dieser Bewusstheitskontexte auf die Interaktion mit dem Patienten. Es war erschütternd zu sehen, wie das Pflegepersonal jeden Kontakt mit dem Patienten, wenn dieser argwöhnisch war, auf das Notwendigste einschränkte, nur um offene Bewusstheit um jeden Preis zu vermeiden!

So entwickelten wir im Verlauf der Studie Zug um Zug die Methoden der Grounded Theory und unseren Forschungsstil. Ich hatte diesen Stil zwar schon vorher intuitiv praktiziert, aber ich hatte keine Namen gehabt für das, was ich tat. Barney war durch die Ausbildung bei Lazarsfeld in einer stärker systematischen Anwendung von Methoden geschult und kam immer wieder mit Vorschlägen zur Benennung der einzelnen Schritte. So haben wir uns sehr gut ergänzt.

3 Die Vermittlung der Methode

Der Chicagoer Einfluss verblasste nach dem Krieg. 1945/46 trat diese Uni ihre Rolle als wichtigstes Zentrum der Soziologie an Columbia, Harvard und Yale ab. Alle gingen jetzt dorthin, gleichzeitig gab es einen Übergang zum Funktionalismus à la Parsons und Merton und zu quantitativen Survey-Studien. Dieser Wandel ging einher mit einer Bürokratisierung der universitären Forschung und dem zunehmend konservativen politischen Klima. Chicago und der qualitative Stil lebten zwar weiter, Leute wie Goffman oder ich selbst machten ihre Sachen einfach weiter, aber weniger sichtbar. Doch in den frühen 1970er Jahren wurden diese Arbeiten wiederentdeckt.

HL: Hängt dieser Wandel mit der Studentenbewegung zusammen?

AS: Ja, natürlich: 1968 gab es diese gewaltige Studentenbewegung, den Protest gegen den Kapitalismus. In der Soziologie entstand damals der Neomarxismus, die Interaktionisten wurden wiederentdeckt, die Ethnomethodologie kam auf und auch eine phänomenologische Strömung.

HL: Wie wirkte sich das auf die Methodik der Grounded Theory aus?

AS: Wir entschieden Mitte 1960, ein Buch über Methoden zu schreiben. Wir spürten schon, dass Veränderungen in der Luft lagen, denn wir wollten für die „Kids“ schreiben – Leute über 30 schienen uns schon zu festgelegt. Barney hatte das bessere

Gefühl, dass ein solches Buch ankommen würde, ich war skeptischer, weil ich älter war. Der Titel, „The Discovery of Grounded Theory" (1967; dt.: „Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung", 1998), zeigt schon, worauf es uns ankam: nicht wie in den üblichen Methodenbüchern um die Überprüfung von Theorie, sondern um deren Entdeckung „aus den Daten heraus". Grounded Theory ist keine Theorie, sondern eine Methodologie, um in den Daten schlummernde Theorien zu entdecken.

Wir verbanden drei Zielsetzungen mit dem Buch: Erstens versuchten wir, qualitative Forschung, die damals nicht anerkannt wurde zu legitimieren. In vielen Departements ist es ja immer noch so, dass qualitative Forschung nicht als wissenschaftlich gilt! So wurde das Buch auch benutzt. – Studierende konnten damit ihre qualitativen Studien vor den Prüfungsausschüssen besser rechtfertigen. Zweitens wollten wir Funktionalisten wie Parsons und Merton attackieren. Damals wurden deren Theorien von den Studenten und jungen Soziologen umstandslos übernommen und alles andere wurde infrage gestellt. Wir wandten uns gegen diese „überlieferten Theorien", und das war auch wirkungsvoll. Deswegen hat das Buch diese aktive und scharfe Diktion. Der Lektor hat zunächst alle aktiven Verben ins Passiv verkehrt, um das abzumildern, doch wir haben dagegen protestiert und uns durchgesetzt. Der dritte Grund war die Darstellung der Möglichkeit von Theoriebildung aus den Daten heraus. Das wird ja bis heute von vielen qualitativen Forschern bezweifelt. Die meisten begnügen sich mit ethnografischen Beschreibungen wie die frühen Chicagoer. Und neuerdings die Postmodernen halten es nicht mehr für sinnvoll, systematisch Theorien zu entwickeln.

HL: Ich habe das Buch Anfang der 1980er gelesen, als ich mich mit der Auswertung meiner ersten eigenen Feldstudie herumschlug. Ich war begeistert, aber ich habe nicht gelernt, wie man mit der Methodologie der Grounded Theory arbeitet. Da haben mir erst die späteren Bücher weitergeholfen.

AS: Ja, das ist ein Missverständnis, auf das das Buch teilweise noch heute stößt. Es enthält keine Methoden, es ist programmatisch geschrieben. Wir dachten anfangs, man kann unseren Stil zu arbeiten ebenso wenig wie eine Labortechnik in einem Buch vermitteln. Wir forderten die Leute einfach auf, mit uns zusammen nach der Grounded-Theory-Methodologie zu arbeiten. Doch dann richteten wir ein Seminar ein, das Barney von 1968 bis 1979 übernahm. Er schrieb in dieser Zeit „Theoretical Sensitivity" (1978), ein gutes Buch, das ich auch heute noch meinen Studenten und Studentinnen empfehle. Aber es enthielt keine Beispiele. Dann habe ich das Seminar bis heute übernommen. Die Studierenden begannen, die Sitzungen auf Band aufzunehmen, weil ihnen alles zu schnell ging, und sie wollten sich das später noch einmal anhören. Sie fingen auch an, von den Sitzungen Transkriptionen anzufertigen. Schließlich forderten sie mich auf, ein Buch darüber zu schreiben. Ich habe die Transkriptionen durchgesehen, ergänzt und kommentiert, und so entstand das Buch „Qualitative Analysis for Social Scientists" (1987; dt.: „Grundlagen qualitativer Sozialforschung", 1991).

HL: Ein sehr lebendiges Buch. Man bekommt durch die vielen Protokolle über Kodierarbeit und Memoschreiben mit, wie die Arbeit tatsächlich läuft. Durch die vielen Beispiele gibt es aber auch einen Einblick in die Vielfalt Ihrer Forschungsthemen.

AS: Das letzte Buch, das ich mit Juliet Corbin geschrieben habe („Basics of Qualitative Research“, 1990; dt.: „Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung“, 1996) ist sehr viel didaktischer aufgebaut, es ist für Anfänger und führt schrittweise in die Arbeitsweise ein. Es ist übrigens ein Bestseller beim Sage-Verlag. Interessanterweise wird es hauptsächlich von Leuten gekauft, die nicht in der Soziologie arbeiten, sondern in der Psychologie, vor allem der Klinischen, und in Pädagogik, Public Health oder Pflegewissenschaft. Ich weiß, warum das Buch so gut ankommt: Es ist die praktische Art, die Probleme anzugehen, die vor allem Leute anspricht, die in der Praxis stehen und forschen wollen!

HL: In Deutschland ist das Verfahren der Grounded Theory sehr verbreitet, seit einigen Jahren auch in der Psychologie. Allerdings gilt die Methode als anspruchsvoll und aufwendig. Da würde mich interessieren, was Sie als die Essentials der Methode ansehen.

AS: Zunächst einmal meine ich, Grounded Theory ist weniger eine Methode oder ein Set von Methoden, sondern eine Methodologie und ein Stil, analytisch über soziale Phänomene nachzudenken. Ich habe diesen Stil gewissermaßen unvollständig entwickelt aus meinen Bedürfnissen als Interaktionist und Feldforscher heraus.

Wenn ich nun sagen sollte, was zentral ist, würde ich drei Punkte hervorheben: Erstens die Art des Kodierens. Das Kodieren ist theoretisch, es dient also nicht bloß der Klassifikation oder Beschreibung der Phänomene. Es werden theoretische Konzepte gebildet, die einen Erklärungswert für die untersuchten Phänomene besitzen. Das Zweite ist das theoretische Sampling. Ich habe immer wieder diese Leute in Chicago und sonst wo getroffen, die Berge von Interviews und Felddaten erhoben hatten und erst hinterher darüber nachdachten, was man mit den Daten machen sollte. Ich habe sehr früh begriffen, dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben und Hypothesen zu formulieren, die dann die Auswahl der nächsten Interviews nahelegen. Und das Dritte sind die Vergleiche, die zwischen den Phänomenen und Kontexten gezogen werden und aus denen erst die theoretischen Konzepte erwachsen. Wenn diese Elemente zusammenkommen, hat man die Methodologie.

Wie die Leute allerdings damit umgehen, hängt natürlich von deren Bedürfnissen ab. Denken Sie nur an Historiker, die müssen das natürlich dann mit ihren Techniken des Quellenstudiums verbinden. Ich habe z. B. eine Studentin, die über die Entwicklung der reproduktiven Medizin arbeitet, das ist eine historische Arbeit, aber mithilfe des Verfahrens der Grounded Theory. Oder denken Sie an Informatiker, die sich neuerdings der Ansatzes für Systemanalysen bedienen. Genauso gibt es Leute, die die Methode mit quantitativer Forschung verbinden möchten, warum denn nicht?

HL: Wie sehen Sie denn die Einsatzmöglichkeiten von Kurzformen für die Praxis, z. B. auch in der Aktionsforschung oder als Instrument zur Umsetzung von Reformen?

AS: Ich halte den Stil der Grounded Theory für sehr variabel. Der Vorschlag, bei bestimmten Fragestellungen abgekürzte Verfahren anzuwenden, geht genau in diese Richtung. Man muss die Methodologie an die Fragestellungen und die Randbedingungen anpassen. Seit Jahren supervidiere ich Forschungsarbeiten von Pflegekräften, das sind sehr praxisorientierte Fragestellungen, und da sind entsprechende Abstriche notwendig. Ich möchte überhaupt kein Purist sein, sondern ich möchte mit der Methode nützlich sein.

BS: Wann würden Sie denn das Gefühl haben, das ist nicht mehr meine Methode?

AS: Das ist eine gute Frage. Ich würde antworten: Wenn die genannten drei Essentials beachtet werden, ist es Grounded Theory, wenn nicht, ist es etwas anderes. Aber wenn jemand sich trotzdem auf die Methodologie der Grounded Theory beruft, kann ich es auch nicht verhindern!

4 Forschungsarbeiten

HL: Ich würde gern auf Ihre Forschungen in den letzten Jahren zu sprechen kommen. Was waren das für Themen?

AS: Nach den Studien zum Sterben habe ich über den Schmerz gearbeitet. Damals bin ich selbst krank geworden, ich hatte 1972 einen Herzanfall, sodass ich vier, fünf Jahre kaum arbeiten konnte. Ich habe in dieser Zeit ein Buch über Schmerz veröffentlicht („The Politics of Pain Management", 1977; mit Shizuko Fagerhaugh), außerdem ein theoretisches Buch über Aushandlungsprozesse („Negotiations", 1978). In diesem Buch habe ich das Konzept der „ausgehandelten Ordnung" ausgearbeitet und an ganz unterschiedlichen Beispielen – Arbeitsarrangements auf psychiatrischen Stationen, Tarifverhandlungen, Verhandlungen im kriminellen Milieu, bei den Nürnberger Prozessen und im Kalten Krieg – die Kontextbedingungen von Aushandlungsprozessen untersucht.

Anschließend kam eine Studie über die Art und Weise, wie neue Technologien in die medizinische Arbeit integriert werden, wobei es vor allem um chronisch Kranke ging, auch Patienten mit Herzerkrankungen oder Diabetes. Ich habe die gesamte Verlaufskurve *(trajectory)* der Krankheitsbewältigung untersucht, Phasen, in denen die Patienten zu Hause waren ebenso wie schwerkranke Phasen im Krankenhaus. Wir haben ein dickes Buch darüber veröffentlicht, wie Technologie die Organisation des Krankenhauses und die Arbeit an den Patienten verändert („Social Organization of Medical Work", 1985; mit S. Fagerhaugh, B. Suczek und C. Wiener).

Das Thema chronische Krankheit hat mich in den folgenden Jahren mehr und mehr beschäftigt, ich habe dazu Lehrveranstaltungen gemacht und mit Juliet Corbin

ein Buch über chronisch Kranke und deren Partner geschrieben („Unending Work and Care: Managing Chronic Illness at Home“, 1988; dt. „Weiterleben lernen. Chronisch Kranke in der Familie“, 1993). Anschließend habe ich mit Juliet auf der Grundlage unserer Studien ein Buch über Gesundheitspolitik veröffentlicht („Shaping a New Health Care System: The Explosion of Chronic Illness as a Catalyst of Change“, 1988). Dann habe ich dieses Buch über Handlungstheorie geschrieben, das letzten Sommer erschienen ist („Continual Permutations of Action“, 1993).

5 Bilanz

BS: Ich möchte Sie gern fragen, wie Sie das persönlich verkraftet haben, immer wieder über belastende Themen wie Sterben und chronische Krankheit zu forschen?

AS: Darüber habe ich selbst oft nachgedacht. Abgesehen von meinem „Temperament“ – ich glaube es gibt zwei Seiten in mir, einmal eine ziemlich distanzierte Seite und dann eine Seite, die Sie ja kennen: ich bin ziemlich kontaktfreudig und warmherzig – also abgesehen vom Temperament bin ich sehr ausgeprägt Sozialwissenschaftler und Forscher. Das heißt, ich bin darauf aus, zu verstehen was abläuft, wenn ich auf die Dinge sehe, und gleichzeitig einen größeren Zusammenhang herzustellen. Diese analytische Haltung verschafft mir gewöhnlich eine schützende Distanz.

Außerdem steckt der Glaube an Reformen in meiner Arbeit und vielleicht auch in meiner Natur: Ich möchte mich dafür einsetzen, dass mit den Schwierigkeiten des Lebens besser umgegangen werden kann, und ich hoffe, dass meine Arbeit dazu beiträgt, „die Dinge besser zu machen“. Schließlich habe ich die Überzeugung, dass Forschung sich der wichtigen menschlichen Themen annehmen sollte. Das heißt nicht unbedingt, man sollte nur schreckliche Dinge untersuchen, aber verdammt noch mal, Ereignisse wie Sterben, verrückt oder chronisch krank werden sind nun mal zentral für die menschliche Existenz!

Ich denke, es gibt hier zwei unterschiedliche Fragen: Wie hältst du es aus, so etwas zu machen, und wie bist du dazu gekommen, diese Themen zu untersuchen. Das Zweite ist leichter zu beantworten: Sterben, weil es den Leuten in den Krankenhäusern auf den Nägeln brannte, chronische Krankheit, weil ich deren Bedeutung bei der Untersuchung des Sterbens immer wieder erlebt hatte, psychische Krankheit, weil ein Freund, der Psychiater war, die Anregung gab und wir die Forschung finanziert bekamen.

BS: Ich weiß nicht, ob Sie darauf antworten mögen: Sie haben selbst die Erfahrung eines Herzanfalls gemacht, möglicherweise schwebten Sie in Lebensgefahr – hat das Ihre Forschung beeinflusst?

AS: Ich denke, ich war nicht wirklich in Lebensgefahr. Bei einem Forschungsaufenthalt in Manchester hatte ich einen Mikroinfarkt. Das war sehr schmerzhaft, und hinterher brauchte ich sehr viel Ruhe, aber ich habe Glück gehabt, weil die Ausdehnung des Infarkts nicht sehr groß war.

Bevor ich erkrankte, arbeitete ich schon über chronische Krankheit. Ich hatte Studierende, die Interviews machten, ich hatte ein Seminar über chronische Krankheit, das sehr populär war. 1972 wurde ich dann selbst krank, und 1974 schrieb ich mit Barney Glaser mein erstes Buch über chronische Krankheit („Chronic Illness and the Quality of Life", 1975), ein Buch für Praktiker. Dabei habe ich immer auch über chronische Krankheit anhand meiner eigenen Erfahrung als Vergleichsbeispiel nachgedacht. In dem späteren Buch mit Juliet Corbin („Unending Work and Care", 1988; dt. 1993: „Weiterleben lernen") habe ich auch Material über mich beschrieben: Der Fall Einstein in dem Buch, das bin ich (längeres Lachen). Aber wie ich schon sagte, ich bin Sozialwissenschaftler, ich nehme auch zu meiner eigenen Krankheit diese Distanz ein. Ich könnte nicht einfach eine Autobiografie über meine Krankheit schreiben, zumindest würde das nicht besonders gut werden, denn ich bin kein Schriftsteller. Ich denke analytisch. Als ich krank wurde und mich dann allmählich erholte, habe ich mir die Frage gestellt: „Wie machst du das, dein normales Leben wieder aufzunehmen?" Das war nicht so einfach, aber ich hatte aus meiner Beschäftigung mit dem Thema „Arbeit" schon soziologische Konzepte, um das zu analysieren.

BS: Könnte man sagen, diese Haltung hilft Ihnen, mit der Krankheit besser fertig zu werden?

AS: Ja, natürlich. Beispielsweise macht man sich Kontrollvorgänge besser klar, man merkt, wann man mit etwas aufhören muss, wenn es einem schlecht geht. Ich denke oft, Patienten, die analytisch über ihre Erfahrungen nachdenken, könnten sehr nützlich für Ärzte und Pfleger sein. Aber es ist nicht üblich, sie nach ihren Erfahrungen mit der Krankheit zu fragen. Ich habe als Wissenschaftler versucht, darüber zu schreiben.

HL: Zum Abschluss des Interviews möchte ich Sie nach der Bilanz Ihres Lebens als Wissenschaftler fragen. Was waren die Höhepunkte? Gab es auch Burn-outs oder Zeiten, in denen Sie am Sinn Ihrer Arbeit gezweifelt haben?

AS: Es gibt bei jedem Menschen Lebensabschnitte, in denen er nicht produktiv ist. Viele Kollegen meiner Generation sind in ihren 40ern und 50ern ausgebrannt. Sie publizieren zwar weiter, aber was sie schreiben, ist nicht sehr interessant, und ich denke, das wissen sie selbst.

Ich selbst war in meiner Jugend und in den 70ern, als mir die Energie fehlte, nicht besonders produktiv. Heute bin ich 77. Mein Leben ist zwar eingeschränkter als früher, weil ich dieses Herzleiden habe, aber ich arbeite noch, und dann spiele ich Piano. Die Leute sagen mir, das Zeug, das ich schreibe, ist genauso gut wie früher. Ich denke, da gibt es zwei Gründe. Erstens, ich mache es gern, ich liebe meine Arbeit. Ich sage den Studierenden oft, wenn die Forschungsarbeit keinen Spaß macht, sollten sie es lassen. Denn es ist oft sehr harte Arbeit, frustrierend und angstauslösend, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen! Und der andere Aspekt ist, denke ich, dass ich ein amerikanischer Liberaler bin. Das heißt für mich, sich für die Menschenrechte und die bürgerlichen Freiheitsrechte einzusetzen, die in jeder Generation von Neuem erkämpft und

gesichert werden müssen. Dazu möchte ich mit meiner Arbeit beitragen. Ich habe mich zwar nie direkt in Reformbewegungen engagiert – dazu fehlte mir die Energie. Als Akademiker, der ich mit ganzer Leidenschaft bin, habe ich meine Energie ins Lehren und Forschen gesteckt. Doch auch mit dieser Arbeit möchte ich praktisch und gesellschaftlich nützliche Ergebnisse haben. Deshalb habe ich seit den Büchern über das Sterben angefangen, für Leute zu schreiben, die nicht nur Soziologen, Psychologen oder Politikwissenschaftler sind. Die Bücher können genauso gut von Praktikern gelesen werden, Pflegepersonen, Ärzten oder Sozialarbeitern, die sich einfach für die Sache interessieren. Genauso geht es mir mit dem Verfahren der Grounded Theory: Es ist schön, wenn Soziologen und Psychologen es anwenden, aber es ist noch viel schöner, wenn Leute es nützlich finden, die in der Praxis arbeiten.

Literatur

Becker, Howard S.; Geer, Blanche; Hughes, Everett C. & Strauss, Anselm L. (1961). *Boys in white, Student culture in medical school*. Chicago: University of Chicago Press.

Corbin, Juliet & Strauss, Anselm L. (1988). *Unending work and care: Managing chronic illness at home*. San Francisco: Jossey-Bass. [dt. 1993: Weiterleben lernen. Chronisch Kranke in der Familie. München: Piper]

Fagerhaugh, Shyzuko & Strauss, Anselm L. (1977). *The politics of pain management*. Menlo Park, CA: Addison Wesley.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity: Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1965 [1974]). *Awareness of dying*. Chicago: Aldine.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967 [1998]). *The discovery of grounded theory*. Chicago: Aldine.

Strauss, Anselm L. (1978). *Negotiations: Varieties, processes, contexts, and social order*. San Francisco: Jossey-Bass.

Strauss, Anselm L. (1987 [1991]). *Qualitative analysis for social scientists*. Cambridge: Cambridge University Press.

Strauss, Anselm L. (1993). *Continual permutations of action*. NY: Aldine de Gruyter.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1988). *Shaping a new health care system: The explosion of chronic illness as a catalyst for change*. San Francisco: Jossey-Bass.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1990 [1996]). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park, CA: Sage.

Strauss, Anselm L. & Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1975). *Chronic illness and the quality of life*. St. Louis: C. V. Mosby.

Strauss, Anselm L.; Fagerhaugh, Shyzuko; Suczek, Barbara & Wiener, Carolyn (1985). *The social organization of medical work.* Chicago: University of Chicago Press.

Strauss, Anselm L.; Schatzman, Leonard; Bucher, Rue; Ehrlich, Danuta & Sabshin, Mel (1964). *Psychiatric ideologies and institutions*. Glencoe, IL: The Free Press.

„Lernen konzeptuell zu denken“[1]

Juliet M. Corbin im Gespräch mit César A. Cisneros-Puebla

Zum Interview:
Ich habe Juliet Corbin per E-Mail angeschrieben und ihr mitgeteilt, dass ich Forschende mit besonderer Wichtigkeit für die qualitative Sozialforschung für FQS interviewen möchte. Sie stimmte zu, und wir trafen uns zweimal für das Interview. Der thematische Schwerpunkt der Gespräche lag auf ihren gegenwärtigen Projekten und ihrer persönlichen Geschichte als qualitativer Forscherin. Die beiden Zusammenkünfte fanden zufälligerweise während zweier großer Konferenzen zu qualitativer Forschung in Nord- bzw. Südamerika statt, an denen wir beide als Vortragende teilnahmen.

Das erste Mal traf ich Juliet Corbin 2000 in Guadalajara (Mexiko), als sie dort einen Workshop zur Grounded-Theory-Methodologie leitete. Der Workshop bot allen Teilnehmenden die Möglichkeit, mehr über diese Forschungstradition zu lernen, und wurde vom International Institute for Qualitative Methodology der University of Alberta bzw. dessen Standort an der Universität von Guadalajara unterstützt. Juliet und ich verbrachten viele anregende Momente gemeinsamer Diskussion während und zwischen den Workshop-Sitzungen. Damals wusste ich jedoch noch nicht, dass ich sie später einmal interviewen würde.

Das erste Interview fand erst viel später statt, als wir beide in Kanada an der 5. internationalen Tagung „Advances in Qualitative Methods“ teilnahmen, die vom 29.–31. Januar 2004 in Edmonton, Alberta (Kanada) stattfand. Während einer arbeitsreichen Konferenz Zeit für die Durchführung eines Interviews zu finden, ist schwierig, aber wir entschieden schlussendlich, uns an einem Abend zwischen anderen Veranstaltungen zu treffen. Ich war ein wenig nervös, obwohl wir uns schon einige Male getroffen hatten. Wir hatten jedoch noch nie in der Situation eines formellen, durch ein Tonbandaufnahmegerät und einen Zeitplan usw. vermittelten Interviews miteinander gesprochen. Ich entschied mich, für unsere erste Sitzung ein analoges Aufnahmegerät zu nutzen, obwohl ich eigentlich digitale bevorzuge. Wir trafen uns in ihrem Hotelzimmer, da es mit einem Sitzbereich ausgestattet und ruhig war.

Zwei Monate später trafen wir uns wieder für den zweiten Teil des Interviews, diesmal im Center of Conventions „Amacio Mazzaropi“ in Taubate, Sao Paolo (Brasilien) während der 1. brasilianischen „International Conference on Qualitative Research“, die vom 24.–27. März 2004 stattfand. Abermals trafen wir uns in ihrem Zimmer, da dies der einzig verfügbare ruhige Ort war.

Kanada und Brasilien: zwei sehr beeindruckende, aber auch sehr verschiedene Erdteile, zwei verschiedene Zimmer für die Durchführung des Interviews, zwei verschiedene Arten, das Interview aufzuzeichnen und zwei gegensätzliche klimatische und kulturelle Schauplätze – all dies bildete die

---

1 Das Interview wurde 2004 in englischer und spanischer Sprache in *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, 5(3), Art. 32, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403325 veröffentlicht. Wir danken den Autor/innen und *FQS* für das Recht der Veröffentlichung und Übersetzung. Für die Übersetzung wurde der Beitrag überarbeitet und gekürzt.
Übersetzung: Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader*,
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_4,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Kulisse für die Gespräche mit einer der prominentesten qualitativen Forscherinnen. Für mich war es ein Lernprozess, für sie eine Möglichkeit über Dinge nachzudenken, über die sie einige Zeit nicht mehr nachgedacht hatte. Ich werde das Interview in zwei Teilen darstellen: den ersten Teil als Synopsis meiner Aufzeichnungen und den zweiten in einem Gesprächsformat.

1 Die Anfänge

Für alle qualitativ Forschenden ist es ein Albtraum, sich hinzusetzen, um ein Interview zu beginnen und dann festzustellen, dass das Aufnahmegerät nicht richtig funktioniert. Genau dies ist mir passiert. Meine Aufgabe war es dann, auf die „altmodische“ und altbewährte Art und Weise mit Stift und Papier Notizen zu machen. Dieser kleine Zwischenfall gab uns die Möglichkeit zu entspannen, indem wir scherzten und Geschichten darüber erzählten, wie Strauss, Becker und Hughes in ihrer Anfangszeit genau diese Techniken angewandt hatten, in Zeiten also, bevor es Technik gab, die versagen kann. Strauss pflegte zu erzählen, wie er während der Feldforschung auf die Toilette ging, um hastig seine Notizen zu Papier zu bringen oder nach einem anstrengenden Tag im Feld nach Hause rannte, um seine Notizen zeitnah aufzuschreiben. Nachdem wir eine Zeit lang zu diesem Punkt etwas abgeschweift waren, begannen wir das eigentliche Interview und sprachen fast eine Stunde darüber, welche Umstände sie beeinflusst hatten, eine qualitative Forscherin zu werden und was sie motivierte, dies weiter zu sein.

Unser Gespräch begann mit Corbins erstem Forschungsprojekt in den frühen 1970er Jahren als Masterstudentin an der San Jose State University (SJSU) in Kalifornien. Obwohl sie eine quantitative Masterarbeit geschrieben hatte, lernte sie an der SJSU qualitative Forschung und die Arbeit von Schatzman und Strauss durch deren Buch über Feldforschung (1973) kennen. Qualitative Forschung übte wegen des Zugangs, den sie zu Forschungsteilnehmenden bietet, einen unmittelbaren Reiz auf sie aus, und schon früh schwor Corbin sich, dass sie nach ihrem Masterabschluss an die Universität zurückkehren und bei Schatzman und Strauss an der University of California San Francisco (UCSF) in einem Promotionsprogramm studieren würde. Nachdem sie ein paar Jahre die erforderliche Lehrtätigkeit im Bereich Pflege an der SJSU geleistet hatte, trat Corbin 1976 dem pflegewissenschaftlichen Promotionsprogramm an der UCSF bei. Obwohl sie das Promotionsprogramm als Studentin der Pflege und nicht als Soziologin begann, brauchte sie nicht lange, um ihren Weg zum Fachbereich Social and Behavioral Sciences an der UCSF zu finden, wo Schatzman und Strauss lehrten. Zu dieser Zeit war der Fachbereich in einem alten Haus an der 3rd Avenue ansässig, etwa fünf Minuten zu Fuß von dem Gebäude gelegen, in dem die School of Nursing untergebracht war.

Da Barney Glaser, der in den vorhergehenden Jahren die Kurse zur qualitativen Analyse an der UCSF unterrichtet hatte, sich zum damaligen Zeitpunkt bereits von der offiziellen Lehre an der UCSF zurückgezogen hatte, hatte Anselm Strauss die

Kurse übernommen; die Kurse zur Feldforschung wurden von Leonard Schatzman und Virginia Oleson geleitet. Corbin hätte mit diesem Arrangement nicht glücklicher sein können, denn sie sah ihre Träume wahr werden: Sie studierte mit den Menschen, mit denen sie sich dies am meisten wünschte, und sie studierte die Forschungsmethoden, von denen sie seit dem ersten Augenblick, da sie von ihnen gehört hatte, fasziniert war. Unter ihren Mitstudierenden in diesem frühen Kurs waren Katherine May und Fred Bozett (inzwischen verstorben); Kathy Charmaz war in einem früheren Kurs gewesen.

Corbin erinnert sich an diese Kurse, in denen sie, Katherine May und Fred Bozett saßen und mit Bewunderung zusahen, wie Strauss mit Daten arbeitete. Damals sagte sie oft zu ihren Kommiliton/innen: „Wäre es nicht traumhaft, irgendwann mit Strauss arbeiten zu können", ohne zu der Zeit überhaupt für möglich zu halten, dass auch dies eines Tages wahr werden würde. Obwohl die Kurse in vielerlei Hinsicht außergewöhnlich waren – „es war so spannend zu sehen, was Anselm mit Daten tun konnte" – war vieles von dem, was gesagt wurde, für sie damals eher schwer verständlich.

Unter den Studierenden, die zu jener Zeit mit Strauss zusammenarbeiteten, waren Fagerhaugh, Suczeck und Wiener (Strauss, Fagerhaugh, Suczek & Wiener 1985). Fagerhaugh und Strauss arbeiteten an einer Studie zu Schmerz (1977), und manchmal kam Fagerhaugh in den Kurs und veranschaulichte zusammen mit Strauss, wie sie mit Daten arbeiteten. Laut Corbin hatte dies einen starken Einfluss auf sie, da es so viel von dem Abstrakten, mit dem sie sich beschäftigt hatte, relativierte, und Interaktionismus in der tatsächlichen Praxis aufzeigte. Corbin zuzuhören, wie sie sich an jene Tage zurückerinnerte, bot mir umgekehrt einen direkten Kontakt mit einer der Schlüsselfiguren des gegenwärtigen symbolischen Interaktionismus: Es war für mich eine sehr einschneidende Erfahrung, mit ihr „von Angesicht zu Angesicht" über Strauss zu sprechen, ähnlich wie es ihr ergangen war, als sie Strauss zuschaute, wie er in seinem Kurs zur qualitativen Analyse mit Personen wie Fagerhaugh Daten analysierte. Obwohl Corbins Kontakt zu Howard Becker auf gelegentliche abendliche Diskussionen an Elihu Gersons Tremont Institute beschränkt war, empfand Corbin auch hier den interaktionistischen Einfluss und die Begeisterung für qualitative Forschung – was für ein Glück für sie und andere Studierende wie Adele E. Clarke, Susan Leigh Star und Joan Fujimora, diese Erfahrung gemacht zu haben.

Zu der Zeit, als Corbin ihre Dissertation fertig stellte, arbeitete Anselm Strauss mit Fagerhaugh gerade an der Studie zu Schmerz (1977) und begann eine weitere Studie mit Fagerhaugh, Suczeck und Wiener über die Techniknutzung in Krankenhäusern (1985). Man sollte denken, es war eine leichte Aufgabe, die Dissertation zu schreiben, wenn man an der UCSF ist und mit Strauss arbeitet, aber dem war nicht so: Phyllis Stern, Mitglied des Promotions-Komitees von Corbin, nahm eine Lehrstelle in einem anderen Bundesstaat an. Anselm Strauss verbrachte ein Forschungsfreisemester im Ausland, und als er zurückkam, war er krank und nicht zu erreichen. Corbin blieb deshalb nichts anderes übrig, als mit Stern über die weite Entfernung hinweg zu

arbeiten, außerdem mit Ramona Mercer, ihrer Mentorin, die zwar verständnisvoll und unterstützend, aber in erster Linie eine quantitative Forscherin war. Am Ende bewerkstelligte Corbin es zwar irgendwie, ihre Dissertation fertig zustellen, aber sie war mit ihrem Wissen über die Grounded-Theory-Methodologie noch nicht zufrieden. Deshalb zog sie es vor, als Postdoc mit Strauss zu arbeiten, obwohl sie an die San Jose State University hätte zurückkehren und dort lehren können. Unter ihren Postdoc-Kolleg/innen waren Janice Swanson und Carole Chenitz; die Kurse wurden bei Anselm Strauss zuhause abgehalten, der weiter auf dem Weg der Genesung von seiner Krankheit war. In diesen Kursen lernte Corbin auch Studienkollegen wie Gerhard Riemann und Wolfram Fischer, Gäste wie beispielsweise Richard Grathoff, Hans Georg Soeffner und Fritz Schütze zusammen mit dessen Student Ralf Bohnsack kennen; später außerdem Johann Behrens, Doris Schaeffer und Bruno Hildenbrand, die alle ihr Interesse an qualitativer Forschung verband (mit Hildenbrand veröffentlichte sie auch einen Artikel zum Verfahren der Grounded Theory; siehe Corbin & Hildenbrand 2000). Corbin erinnert dies als eine großartige Zeit mit vielen anregenden Gesprächen; sie fühlte sich auch als Teil eines qualitativen „Forschungs-Kaders“, denn die School of Nursing an der UCSF und andere bedeutende Universitäten tendierten damals sehr stark zu quantitativer Forschung.

In dieser Zeit begann auch ihre 15-jährige Zusammenarbeit mit Strauss: Corbin arbeitete an einer Studie zu Paaren, bei denen eine der beiden Personen an einer chronischen Krankheit litt (Corbin & Strauss 1988). Strauss erholte sich gerade von seiner Krankheit, und ihm war es nicht möglich, das Haus zu verlassen und Feldforschung zu betreiben. Als Corbin Strauss ihre Interviews brachte, um diese mit ihm zu diskutieren, bemerkte sie, dass er sehr interessiert an dem Thema war, da er und seine Frau dies auf ganz persönlicher Ebene durchlebten. Sie fragte ihn, ob er interessiert sei, mit ihr an dieser Studie/diesem Thema zu arbeiten – der Anfang ihrer jahrelangen Zusammenarbeit an dieser und nachfolgenden Studien. Sie verstanden sich gut und arbeiteten gerne zusammen, auch weil sie miteinander nicht in Konkurrenz standen.

Ganz ohne Frage haben sich qualitative Forschung allgemein und die Ansätze zur Grounded Theory im Besonderen seit diesen Anfangstagen verändert. Da ist zum einen der sehr einseitige Streit mit Barney Glaser, einseitig, weil Strauss niemals einen solchen Konflikt wollte: Es war einfach so, dass beide Männer, nachdem sie aufgehört hatten, miteinander zu arbeiten, methodologisch eigene Wege zu gehen schienen. Schlüsselfiguren in der gegenwärtigen Debatte über die Methodologie der Grounded Theory sind Adele E. Clarke (2005 und in diesem Band) und Kathy Charmaz (2006 und in diesem Band), beide mit eigenen Visionen und Versionen, genau wie Rita Schreiber und Phyllis Stern (2001).

2 Die Zukunft[2]

CC: Was sind Ihre Vorstellungen zur Zukunft des Grounded-Theory-Ansatzes?

JC: Wie die Zukunft aussieht, weiß ich nicht, aber es gibt mittlerweile viele Versionen der Methode und ich bin mir nicht sicher, was sie neben dem gemeinsamen Anliegen, Theorie aus Daten zu entwickeln, verbindet. Ich stelle auch fest, dass Forschende Grounded-Theory-Methoden mit einigen anderen Methoden kombinieren. Sie nutzen z. B. die komparative Analyse und das Theoretical Sampling, aber nicht mit dem Ziel, tatsächlich Theorie zu entwickeln. Deshalb würde ich sagen, dass der Ansatz einen eigenen Weg eingeschlagen hat, aber ich glaube, wir müssen dies bei Methoden erwarten: Sie entwickeln sich. Aber was aus dem Grounded-Theory-Ansatz wird, beunruhigt mich nicht so sehr wie die Frage, was aus der qualitativen Forschung geworden ist. Alternative Methoden werden stärker betont, und es gibt wenig Interesse an Theorieentwicklung. Studierende möchten nicht die lange und harte Arbeit investieren, die Theorieentwicklung fordert. Ich verstehe jedoch nicht, wie wir die verschiedenen Fächer weiter voranbringen wollen ohne eine solide Wissensbasis, von der aus Theorieentwicklung geleistet werden kann. Viele Forschende leisten exzellente Arbeit. Ich schätze sie sehr. Allerdings gibt es auch solche, die schnelle Lösungen für die Datenanalyse bevorzugen. Sie sind damit zufrieden, einige gute Themen herauszuziehen, ohne sich die Mühe einer tiefgehenden Analyse zu machen, um von dort aus Themen oder Konzepte zu entwickeln. Die Folge sind oberflächliche Resultate, die wiederum qualitative Forschung in Verruf bringen. Dann gibt es diesen Trend, anstelle von Forschungsberichten Romane zu schreiben. Ich denke oft, dass es Zeit für mich ist, in den Ruhestand zu gehen; einiges geht mir wirklich zu weit. Aber da gibt es noch einen anderen Gesichtspunkt: Möglicherweise ergeben sich manche Probleme durch einen Mangel an guter Betreuung. Viele, die Arbeiten betreuen oder in Komitees sitzen, haben keine Ausbildung in qualitativer Forschung und können ihre Studierenden daher nicht auf geeignete Art und Weise anleiten.

CC: Aber es gibt z. B. auch Leute in den Geisteswissenschaften, der Organisationsforschung und sogar in der Informatik, die mit Grounded-Theory-Methoden arbeiten …

JC: Es stimmt, dass es noch Personen und Orte gibt, die an Theorieentwicklung und solider qualitativer Arbeit interessiert sind. Ich finde diese Leute vermehrt in Berufszweigen, die stärker naturwissenschaftlich orientiert sind, also außerhalb der Soziologie. Während ich in Brasilien war, wurde ich zum Beispiel gefragt, ob ich einen Vortrag an der School of Business der Mackenzie University halten würde. Die sind eher traditionell und an Fragen der Qualitätssicherung interessiert; es sind

2 Diesen zweiten Teil des Interviews habe ich mit meinem Computer aufgezeichnet, daher habe ich mich entschieden, ihn zu transkribieren. Statt einer Zusammenfassung ist dieser Teil also in Form eines Gesprächs gehalten. Im Folgenden steht JC für Juliet M. Corbin, CC für César Cisneros-Puebla.

dort qualitativ und quantitativ Forschende, die großes Interesse gezeigt und exzellente Fragen hauptsächlich dazu gestellt haben, wie sich qualitative von quantitativer Forschung unterscheidet und wann welche Methoden am ehesten geeignet sind. Ich denke, wir brauchen mehr solcher Diskussionen. Das verbessert wirklich die Verständigung zwischen Methoden und Forschenden und eröffnet neue Möglichkeiten. Sie waren auch sehr am Aspekt der Theorieentwicklung interessiert. Ich habe es sehr genossen, mit diesen Leuten zu arbeiten, wie Sie sicher gut verstehen können.

3 Die dritte Auflage von „Basics of Qualitative Research“

CC: In unserem letzten Gespräch sagten Sie mir, dass Sie gerade die dritte Auflage von „Basics of Qualitative Research“ vorbereiten. Dieser Auflage wollen Sie einen Abschnitt über den „philosophischen Unterbau“ von Strauss’ Zugang zur Grounded-Theory-Methodologie hinzufügen. Können Sie ein wenig mehr darüber sagen?

JC: Ich denke, dass es sehr wichtig ist, die philosophischen Traditionen, die einer Methode zugrunde liegen, herauszustellen. Diese Grundlagen zu verstehen ist wichtig, da sie die logischen und methodologischen Strategien beeinflussen, die verwendet werden. In den vorherigen Auflagen wurde der entsprechende Abschnitt von Verlagsseite entfernt, aufgrund von Platzmangel, hieß es. Dieses Mal werde ich mich weigern, diesen Abschnitt zu streichen. Er ist besonders wichtig, weil wir wissen, dass unsere Sichtweisen und „Glaubenssysteme“ beeinflussen, wie wir Daten betrachten und mit ihnen arbeiten. Wir wollen, dass unsere Leserinnen und Leser verstehen, warum es wichtig ist, auf Erfahrungen, Gefühle, Handlungen und Interaktionen zu schauen, die Struktur oder den Kontext anzuzeigen, in den diese eingebettet sind und warum es wichtig ist, den Prozess zu betrachten. Wir kommen aus einer interaktionistischen, Deweyschen und philosophischen Tradition, der ein bisschen Konstruktionismus und Postmodernismus beigemischt ist.

Es ist komisch zurückzublicken, denn als ich als Feldforscherin Mitte der 1970er Jahre ausgebildet wurde, lag die Betonung auf Objektivität, auf der Distanz der Forschenden zu ihrer Forschung. Jetzt wissen wir es besser und ich denke, dass die Anerkennung dessen, was wir als Personen in die Forschung mit einbringen, die Anerkennung unseres Eingebundenseins in die Datenerhebung und in die -analyse, zu den guten Ideen gehören, die in der qualitativen Forschung in den letzten Jahren aufgekommen sind. Es gibt einiges aus postmodernen, feministischen und konstruktionistischen Ansätzen, das mich geprägt und das auch Auswirkungen auf die neue Auflage der „Basics“ hat.

Jetzt, da die Neuauflage fast fertig ist, kann ich sagen, dass ich ganz glücklich damit bin. Ich habe etwas anderes gemacht und war nicht sicher, wie es ausgehen würde. Ich habe eine Studie (keine sehr umfangreiche) über alle Schritte hinweg – von der Identifikation von Konzepten bis zum Theoretisieren – vor den Augen der Leserinnen und Leser durchgeführt. Ich habe Feldnotizen genommen und angefan-

gen, sie in Form von Memos zu analysieren. Die Studie umfasst mehrere Kapitel. Ich wollte den Analyseprozess entmystifizieren. Ich wollte den Studierenden auch zeigen, wie Forschende verschiedene Arten von Material nutzen können. Ich hoffe, dass mein Beispiel eines Forschungsprojekts so funktioniert, wie ich es beabsichtigt habe.

CC: Es scheint mir, als ob Sie in der dritten Auflage von „Basics of Qualitative Research" versuchen werden, ein paar Missverständnisse zu korrigieren.

JC: Ja. Ich denke, ich werde versuchen, die Methode zu öffnen und sie flexibler und nützlicher zu machen für möglichst viele Forschende. Natürlich ist man nie zufrieden mit dem, was man früher geschrieben hat, und es gibt keine Möglichkeit, alle Kritiker/innen zufriedenzustellen. Aber ich denke, ich bin heute ein anderer Mensch als zu der Zeit der ersten und zweiten Auflage. Das Buch muss heute anders sein, weil ich mich als Forscherin entwickelt habe, hauptsächlich durch die Interaktion mit anderen Menschen.

CC: Ist es eine Art Reifungsprozess?

JC: Ja! Ich denke, es ist ein Reifungsprozess, aber auch ein Prozess der Wissensaneignung. Ich werde nie die Vorstellung akzeptieren, wir bräuchten keine Theorie, obwohl ich auch nicht glaube, dass jedes Forschungsprojekt zu Theorieentwicklung führen muss. Es gibt für alles einen Raum. Sogar die Verbreitung von Forschungsergebnissen durch Theaterstücke hat ihren Platz, solange anerkannt wird, dass dies alternative Methoden sind, und dass Konzepte und Theorien weiterhin notwendig für die Entwicklung von Wissen sind. Einblicke und Verständnis sind wertvoll und können auf verschiedenste Weise gewonnen werden. Das gleiche gilt aber auch für solide und gut entwickelte Konzepte und Theorien. Letztere werden nie aus der Mode kommen.

Meine Kollegin und Freundin Jane Gilgun und ich sprechen öfter über all diese neuen Entwicklungen in der qualitativen Forschung. Sie hat auch einen Artikel hierzu geschrieben, der im *Qualitative Inquiry* erscheinen soll[3], und den sie eher als eine literarische Arbeit denn als einen Forschungsbericht versteht. Ich bin gespannt darauf ihn zu sehen, weil ich denke, dass das Schreiben von Romanen ein eigenes Genre ist. Und obwohl es Romane wie die von Dickens und Balzac gibt, die gesellschaftlichen Wandel herbeigeführt haben, wurden sie von geschulten Romanschriftstellern geschrieben und nicht von Soziolog/innen. Jane behauptet, dass Sozialwissenschaft in ihrem „Roman" stecke, und ich möchte sehen, wo sich die Wissenschaft einpasst und wo der Roman ins Spiel kommt.

CC: Können Sie noch etwas mehr dazu sagen?

JC: Nun, ich habe damit angefangen, glaube ich, dass es die Aufgabe von Forschung ist, Wissenschaft zu betreiben. Nicht Wissenschaft im quantitativen Sinne, sondern Wissenschaft im Sinne von der Entdeckung von Konzepten und von Konzeptentwicklung. Wenn ich einen Roman schreiben würde, würde ich einen hübsch saftigen Roman mit viel Sex und Action schreiben. Vielleicht ist das so, weil ich aus

3 Siehe Gilgun (2004).

einer praxisbezogenen Disziplin komme: Ich sehe nicht, dass ich aufgrund irgendeines Romans, den ich vielleicht schreiben würde, verändern könnte, wie Pflegerinnen praktizieren, selbst wenn ich die Informationen für den Roman aus Interviews ziehen würde. Der Unterscheid, so wie ich es sehe, besteht im Grad der kreativen Lizenz, die jemand nutzen kann. Sollen Vorgehensweisen z. B. eines Berufszweiges verändert werden, dann sollten diese Veränderungen besser auf soliden und fundierten Daten beruhen und nicht auf irgendeiner kreativen Laune, die jemand vielleicht haben mag. Es ist gut, Dinge zu dramatisieren, weil dies Argumente liefern kann. Aber wenn wir uns in der qualitativen Forschung zu weit von der Idee der Wissenschaft entfernen, was passiert dann mit der Wissensentwicklung in Feldern wie der Pflege? Diese Felder müssten gänzlich auf quantitative Studien zurückgreifen, und ihnen würde die Vielfalt qualitativer Forschung entgehen. Wir brauchen etwas Gleichgewicht in der qualitativen Forschung. Leute können experimentieren und Neuerungen einbringen, aber wir brauchen dennoch irgendein Fundament. Vielleicht sollte ich, nachdem die dritte Auflage der „Basics“ fertig ist, einen Roman schreiben.

CC: Ich weiß, dass Sie einige lateinamerikanische Autoren sehr mögen, z. B. Jorge Amado und Gabriel Garcia-Marquez. In welcher Weise eröffnen sie Ihnen die Möglichkeit, sich Wissen über unsere Realitäten anzueignen?

JC: Ich finde, dass ich, wenn ich zum Beispiel Jorge Amado lese, ein wunderbares Gefühl für die Menschen von Bahia entwickele: Wer sie sind, ihr Erbe, ihre Glaubensvorstellungen, ihre Erfahrungen, ihre Lebensauffassung und auch über den Ort, ich meine ihre Spiritualität, ihre Gefühle, etwas davon, wie es ist, in diesem Teil der Welt zu leben. Lesen gibt mir die tolle Möglichkeit zu fühlen, über Dinge nachzudenken, aber ich sehe nicht, dass die Lektüre dieser Romane den wissenschaftlichen Hintergrund liefert, der erforderlich ist, um Wandel herbeizuführen. Ich bin während dieser Brasilien-Reise nach Bahia gefahren und ich habe gesehen, dass unter der Oberfläche dieses wunderschönen Ortes weiterhin ungelöste Probleme liegen. Die Schwarzen haben noch immer die schlechter bezahlten Jobs und ungenügende Ausbildungschancen. Es war wirklich ein wunderschöner Reiseort, so farbenfroh und warm. Ich denke, es wäre ein guter Ort, um hinzufahren und dort eine qualitative Studie zu machen, die hoffentlich zu einem Wandel beitragen würde.

CC: Ihrer Ansicht nach …

JC: Ich glaube, ich sehe das Ziel der Sozialwissenschaften darin, Verstehen zu ermöglichen auch über Verhältnisse, die Menschen einschränken. Es geht mir dabei nicht so sehr darum, etwas für die Menschen zu tun, sondern darum, ihnen das Werkzeug zu geben, es selbst zu tun, und dieses Werkzeug ist das Wissen. Die frühen Interaktionisten aus Chicago sind ins Feld gegangen, um die Probleme dort mit eigenen Augen zu sehen und von ihnen zu berichten. Sie waren Akteure des Wandels, aber sie waren eben auch glaubwürdige Wissenschaftler/innen und keine Schriftsteller/innen oder Dramatiker/innen. Anselm war ein solcher Akteur besonders im Bereich chronischer Krankheit. Er hätte aber niemals den Einfluss gehabt,

den er hatte, und er hätte nicht so viele Studierende ausgebildet und so viel Denken beeinflusst, wenn er sich nicht seine Identität als Sozial*wissenschaftler* bewahrt hätte! Inmitten dieses ganzen Wandels hat er sie nie verloren. Ich vermute, das geht auch auf die Chicagoer Tradition zurück.

4 Der Grounded-Theory-Ansatz als Aktivismus

CC: Es scheint, als stecke hinter dem symbolischen Interaktionismus eine Art soziales Engagement, eine Art Aktivismus?

JC: Ja, genau! Man möchte etwas im Leben der Menschen verändern, und um etwas zu bewirken, ist aktive Teilnahme erforderlich, eine Art Ideen-Anstiften. Das ist, was die Soziologen der frühen Chicagoer Schule gemacht haben – Park, Thomas, Hughes. Sie sind ins Feld gegangen, um Informationen zu sammeln, und sie haben auf Grundlage dieser Informationen versucht, Wandel herbeizuführen. Ich erachte Aktivismus in diesem Sinne als einen wichtigen Teil der Forschungspraxis, aber wer wird auf dich hören, wenn du deine Ergebnisse nicht auf glaubwürdige, wissenschaftliche Art und Weise präsentierst – nicht quantitativ wissenschaftlich, sondern qualitativ wissenschaftlich.

CC: Spüren Sie diese ganze Verantwortung im Grounded-Theory-Ansatz?

JC: Oh ja! Ich glaube, ich habe das Anselm Strauss zu verdanken. Er sah Theorieentwicklung als eine Möglichkeit, die Welt zu verstehen *und* zu verbessern. Ich bin es ihm schuldig, diese Vision am Leben zu erhalten. Als er anfing, zu chronischer Krankheit zu forschen, waren die Leute noch immer auf akute Krankheit konzentriert. Sie sahen eine Herzkrankheit als ein akutes Problem an, nicht als ein chronisches, das Auswirkungen darauf hat, wie man sein Leben lebt. Es waren Anselm und seine Studierenden und Mitarbeiter/innen, die das ganze Thema „Leben mit chronischer Krankheit" ans Licht brachten. Jetzt ist dieser Gedanke natürlich so sehr Teil des Mainstream-Denkens geworden, dass niemand sich erinnert, wie er entstanden ist.

CC: Die Rolle des Romanschriftstellers in sozialen Transformationsprozessen unterscheidet sich von der eines *grounded theorist*?

JC: Theorie ist etwas anders als ein Roman. Romane können Einblicke ermöglichen und Verständnis vermitteln. Sie können auch geschrieben sein, um zu unterhalten und die Stimmung zu heben. Der Sinn von Theorie liegt aber nicht darin zu unterhalten, sondern eine Basis für das Handeln bereitzustellen. Die theoretische Basis ist auf Konzepten errichtet, die aus den Daten abgeleitet sind. Diese Daten stammen von Personen, die die beforschten Situationen erleben und mit/in ihnen leben. Als wir uns neulich unterhalten haben, hat Michael Patton mir erzählt, wie eine Gruppe von Kindern ein Theaterstück über seine Forschungsergebnisse vorgeführt hat. Ich bin mir sicher, dass das eine sehr effektive Technik der Vermittlung war, aber ich möchte wetten, dass die Schulbehörde, die ihn engagiert hat, auch

einen detaillierten Forschungsbericht wollte, weil man eine Theaterproduktion nicht in den Händen halten und wieder und wieder darauf zurückgreifen kann, um zu schauen, was getan werden muss. Behörden und Agenturen, die Forschung finanzieren, wollen Ergebnisse, die sie in den Händen halten können, die zeigen, welches Wissen sie für ihr Geld erlangt haben. Eine Kombination aus einem Bericht und einer Produktion ist nicht schlecht. Vielleicht werde ich, nachdem ich meinem Roman geschrieben habe, ein Theaterstück verfassen …

Literatur

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. Thousand Oaks: Sage.

Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis. Grounded theory after the postmodern turn*. Thousand Oaks: Sage.

Corbin, Juliet & Hildenbrand, Bruno (2000). Qualitative Forschung. In Beate Rennen-Alhoff & Doris Schaeffer (Hrsg.), *Handbuch Pflegewissenschaft* (S.159–184). Weinheim: Juventa.

Corbin, Juliet & Strauss, Anselm (1988). *Unending work and care: Managing chronic illness at home*. San Francisco, CA: Jossey-Bass.

Corbin, Juliet & Strauss, Anselm (2008). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory* (3. Aufl.). London: Sage.

Fagerhaugh, Shyzuko & Strauss, Anselm (1977). *Politics of pain management: Staff-patient interaction*. Menlo Park, CA: Addison-Wesley.

Gilgun, Jane (2004). Fictionalizing life stories: Yukee the wine thief. *Qualitative Inquiry*, *10*(5), 691–705.

Schatzman, Leonard & Strauss, Anselm (1973). *Field research: Strategies for a natural sociology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Schreiber, Rita & Stern, Phyllis (2001). *Using grounded theory in nursing*. New York: Springer.

Strauss, Anselm; Fagerhaugh, Shyzuko; Suczek, Barbara & Wiener, Carolyn (1985). *The social organization of medical work*. Chicago: University of Chicago Press.

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. London: Sage.

Grounded Theory konstruieren[1]

Kathy C. Charmaz im Gespräch mit Antony J. Puddephatt

Zum Interview:
Kathleen C. Charmaz hat ihre Dissertation an der University of California in San Francisco geschrieben und wurde hierbei von Anselm Strauss betreut. Sie ist derzeit Professorin am Department of Sociology an der nordamerikanischen Sonoma State University. Neben vielen sonstigen Arbeiten für wissenschaftliche Zeitschriften und Fachgesellschaften war sie von 1999 bis 2003 Herausgeberin von „Symbolic Interaction". Zu den Forschungsschwerpunkten von Kathy Charmaz zählen Themen wie Gesundheit, Krankheit, Tod und Sterben, aber ebenso qualitative Methoden, die Methodologie der Grounded Theory, wissenschaftliches Schreiben und viele andere Themen, die sie häufig im Rahmen von Gastvorträgen und Keynotes auf der ganzen Welt dargestellt hat. In letzter Zeit hat Kathy Charmaz umfangreich zur Grounded-Theory-Methodologie (GTM) veröffentlicht. Sie hinterfragt die objektivistischen Tendenzen des traditionellen Modells und vergrößert, rückgreifend auf ihre Wurzeln im symbolischen Interaktionismus, das Anwendungspotenzial der GTM auf vielfache Weise. Ein wichtiges Ergebnis ihrer Arbeit ist das Buch „Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis" (2006).

Das folgende Interview beabsichtigt, Kathy Charmaz' jüngste Betrachtungen zur GTM zu erkunden, ihr neues Buch zu besprechen[2], über einige der Debatten nachzudenken, die ihre Arbeit ausgelöst hat und auch darüber, wie diese im Laufe der Jahre u. a. von Barney Glaser infrage gestellt wurde.

Das Interview habe ich mit Kathy Charmaz am 25. Juli 2006 telefonisch geführt. Es wurde auf Band aufgenommen, transkribiert und dann bearbeitet und teilweise gekürzt. Das Interview erkundet die frühe intellektuelle Entwicklung von Kathy Charmaz und ihre Beschäftigung mit der GTM, ihre Auseinandersetzung mit der Epistemologie des sozialen Konstruktivismus[3], geht auf praktische Probleme der Arbeit mit der GTM ein und stellt schließlich ihre Sicht auf die jüngste Zersplitterung des symbolischen Interaktionismus und seine Zukunft in der Soziologie dar.

Zu den Buchveröffentlichungen von Kathy Charmaz zählen neben „Constructing Grounded Theory" „The Social Reality of Death" (1980) und „Good Days, Bad Days: The Self in Chronic Illness and Time" (1991). Gemeinsam mit Jaber Gubrium hat sie „Aging, the Self, and Community" (1992) herausgegeben; mit Glennys Howarth und Allan Kellehear „The Unknown Country: Death in Australia, Britain, and the U. S. A." (1997); mit Debora Paterniti „Health, Illness and Healing: Society, Social

---

1 Das Interview wurde 2006 im *Qualitative Sociology Review,* II(3), http://www.qualitativesociology-review.org/ENG/archive_eng.php erstveröffentlicht. Wir danken für das Recht der Veröffentlichung und Übersetzung. Für die Veröffentlichung wurde der Beitrag überarbeitet und gekürzt.
Aus dem Englischen übersetzt von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

2 Zum Zeitpunkt des Interviews bereitete sie das „SAGE Handbook of Grounded Theory" vor, das sie mit Antony Bryant herausgegeben hat und das 2007 erschienen ist.

3 Die Übersetzung folgt der im englischen Original gegebenen jeweiligen Nutzung der Begriffe „Konstruktivismus" und „Konstruktionismus" bzw. „konstruktivistisch" und „konstruktionistisch".

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_5,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Context, and Self" (1999). Kathy Charmaz hat zahlreiche Artikel in Zeitschriften wie beispielsweise „Symbolic Interaction", „Qualitative Inquiry", „Qualitative Health Research", „Sociological Perspectives", „Sociological Research and Methods", „Journal of Contemporary Ethnography", „Teaching Sociology", „Sociology of Health and Illness", „Social Problems", „Studies in Symbolic Interaction und Contemporary Sociology" veröffentlicht. Sie hat des Weiteren zahlreiche Kapitel für verschiedene Sammelbände zu einer Reihe von theoretischen, methodologischen und Gegenstandsbereichen verfasst.

AP[4]: Ich habe vor Kurzem Ihr neues Buch „Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis" (2006) gelesen und hatte sehr viel Freude daran. Es war ein gutes Buch für mich, da ich in naher Zukunft eine Art Grounded-Theory-Projekt anfangen werde. Es hat mich auf viel neue Ideen gebracht, und ich habe dadurch auch Fehler in meinen vergangenen Forschungsarbeiten entdeckt. Ich fand das Buch auf mehreren Ebenen aufschlussreich. Es bietet Studierenden einen sehr guten Zugang, und es ist gut für die Lehre geeignet, da es mit einer netten allgemeinen Einführung beginnt und mit Datenerhebungsverfahren, verschiedenen analytischen Kodier-Strategien und der Bedeutung von Memos für die Theorieentwicklung fortfährt. Es bietet eine sehr originelle Diskussion des theoretischen Samplings und eine sehr kluge Erörterung von verschiedenen Formen des Theoretisierens im Feld. Am Ende haben Sie einen praktischen Abschnitt zur Kunst des Schreibens aufgenommen und ganz zum Schluss einen über den Nutzen, die eigene Arbeit zu reflektieren. Es ist keine trockene Herangehensweise im Stil eines Kochbuchs, sondern es handelt sich vielmehr um Ihre eigene, unverwechselbare Interpretation der Grounded-Theory-Methodologie, die sowohl professionellen Forscher/innen als auch denjenigen, die noch unerfahren sind, eine Menge zu bieten hat. Ich habe dieses Buch wirklich gerne gelesen und würde es allen empfehlen, die mit qualitativer Analyse noch unerfahren sind oder nach Anregungen suchen, die eigene Verwendung der Grounded-Theory-Methodik in der Praxis zu verbessern.

KC: Ich freue mich, dass Sie es nützlich fanden, denn ich arbeite hart daran, meine Arbeit zugänglich zu machen. Im Buch gibt es viel neues Material zu theoretischem Sampling, zur Theoriebildung und zur Niederschrift der Ergebnisse. Es ist ziemlich einfach zu lesen. Ich habe es sowohl für Studierende höherer Semester als auch für erfahrenere Forscher/innen geschrieben. Im Buch gebe ich auch Hinweise z. B. dazu, wie man Argumente effektiv aufbaut oder die Literaturrecherche zurückstellt, statt dies zu übergehen, wie es einige tun. Meine Kriterien für die Grounded-Theory-Forschung sind in diesem Buch weiter gefasst: Ich denke, das wichtigste Kriterium ist Glaubwürdigkeit *(credibility).* Eine Reihe von Grounded-Theory-Untersuchungen werden meiner Meinung nach zu schnell gemacht. Das Buch betont daher sehr, sich in der Forschung um Glaubwürdigkeit zu bemühen.

AP: Im Vorwort von „Constructing Grounded Theory" erwähnen Sie den schon frühen Einfluss von Barney Glaser und Anselm Strauss sowie einiger Ihrer Promo-

4 Im Folgenden Kathy C. Charmaz = KC, Antony J. Puddephatt = AP.

tions-Betreuer/innen an der University of California wie beispielsweise Fred Davis, Virginia Olesen und Leonard Schatzman. Ich bin neugierig, ein wenig darüber zu erfahren, wie diese Menschen Sie während Ihrer ersten Begegnungen mit der Grounded-Theory-Methodik beeinflusst haben mögen.

KC: Ich habe 1968 mit dem Programm begonnen, und das Buch „Discovery of Grounded Theory" von Glaser und Strauss (1967) war gerade erst veröffentlicht worden. Ich hatte es gelesen, bevor ich mich eingeschrieben habe, aber ich war weniger an der Methode als an der Art von Arbeit interessiert, die sie machten – qualitative Soziologie, die hat mich definitiv fasziniert. Ich war auch ziemlich interessiert an der Arbeit von Fred Davis oder Egon Bittner, einem sehr klugen Ethnomethodologen, der bereits als jüngerer Mensch interessante Arbeiten gemacht hatte. Genau genommen hat er das Programm verlassen, bevor wir alle kamen, aber er war ihm schon früh verbunden gewesen. Es gab also einige, deren Arbeit ich schon ziemlich lange kannte, bevor ich hingegangen bin. Aber eben nicht Grounded-Theory-Forschung *per se*, mehr qualitative Forschung.

AP: Haben Sie Kurse zu qualitativen Methoden besucht?

KC: Ja, ich habe einen Kurs über qualitative Methoden bei Sherri Cavan an der San Francisco State University im Rahmen meines Masterprogramms belegt. Einer der Gründe, warum ich mich für das Programm interessierte, war der qualitative Schwerpunkt. Im ersten Quartal hatten wir einen Einführungskurs zu Feldforschung bei Leonard Schatzman und einen Kurs bei Anselm Strauss, in dem qualitative und theoretische Arbeiten diskutiert wurden. Und dann hatten wir sechs Quartale zur GTM bei Barney Glaser, und ich habe unabhängig davon auch mit Anselm gearbeitet. Bei Virginia Olesen habe ich einen Lektürekurs zum Thema „professionelle Sozialisation" belegt. Sie hat über Krankenpflege geschrieben, sie ist eine Expertin im Bereich Organisation und Profession. Das Programm war damals sehr klein, wir Studierende waren eine sehr kleine Gruppe und hatten einen sehr starken und intensiven qualitativen und Grounded-Theory-Schwerpunkt. Ein Großteil unseres Promotionsstudiums befasste sich auf die eine oder andere Weise mit qualitativer Forschung. Viele haben sich in Richtung Stadtsoziologie spezialisiert, ich habe mich für Medizinsoziologie und das Thema Altern entschieden. Ich glaube, dies waren, neben Sozialpsychologie und qualitativen Methoden, die wesentlichen Fachgebiete.

AP: Haben Sie immer schon qualitative Forschung betrieben, oder haben sie irgendwann einmal umgesattelt?

KC: Ich habe es immer schon gemacht. Ich wäre eine Medizinanthropologin geworden, wenn ich nicht in einem Promotionsstudium weitergemacht hätte, das qualitative Forschung ermöglichte. Ich habe mich hauptsächlich nach Programmen umgeschaut von Personen, die daran interessiert waren. Viele waren Student/innen von Erving Goffman. Insoweit habe mich für die University of California, Santa Barbara und die University of California, Davis interessiert, in gewissem Maß auch für die University of British Columbia und die University of Minnesota.

AP: Befand sich die qualitative Forschung damals in einer großen Legitimationskrise? Wie marginal war der Ansatz in Bezug auf die Gesamtdisziplin?

KC: Qualitative Forschung war marginalisiert, aber es gab eine Elite, zu der Erving Goffman, Anselm Strauss oder Herbert Blumer zählten, und einige haben sich in ihren Bereichen erheblichen Respekt verschafft. Ich nehme an, worauf ich mich hier wirklich beziehe, ist das Netzwerk der Chicago School. Dies waren die Orte, für die ich mich wirklich interessiert habe. Ich würde sagen, ein Ort wie die University of Texas wäre überwiegend quantitativ gewesen, ebenso ist Chicago selbst ziemlich quantitativ geworden, auch Berkeley, nachdem Goffman gegangen ist. Blumer wurde marginalisiert, dass ist irgendwie interessant: Er hat in Berkeley ein Department aufgebaut, das für einige Jahre als das Beste des Landes bewertet wurde. Aber einige von denen, die er angestellt hat, haben ihn dann marginalisiert.

AP: Wie sind Sie anfangs auf die Arbeiten im Stil der Chicago School gestoßen?

KC: Nun, ich habe einen Kurs zum Thema Devianz an der San Francisco State University belegt, den ich einfach spannend fand. Und man stieß einfach auf Schriften der Chicago School: Alles, was zu qualitativen Methoden gemacht wurde, kam direkt oder indirekt von der Chicago School, zumindest, bis die Ethnomethodologie startete. Und das Buch „Studies in Ethnomethodology" von Garfinkel (1967) trieb dies natürlich richtig an.

AP: Welche heutigen Denkerinnen und Denker haben Ihre Position zur Grounded-Theory-Methodik in letzter Zeit, in den letzten fünf bis zehn Jahren, geprägt?

KC: Nun, ich habe sicher diesen Grounded-Theory-Schwerpunkt, der von Barney Glaser herrührt. Die Fluidität kommt von Anselm Strauss, sie ist wahrscheinlich ebenso sehr Pragmatismus und symbolischer Interaktionismus wie GTM. Ich bin von vielen Personen beeinflusst worden: Gespräche mit Susan Leigh Star und Adele E. Clarke, die in einer Schreibgruppe waren, in der ich während der 1980er Jahre teilgenommen habe. Antony Bryant ist sicherlich ein Hauptbezugspunkt. Ich denke, ein großer Einfluss stammt von außerhalb der GTM, von symbolischen Interaktionist/innen oder anderen qualitativen Forscher/innen, die eine Grounded-Theory-Identität für sich wahrscheinlich nicht so klar in Anspruch nehmen wollen würden, wie ich es tue. All diese Personen hatten bestimmt ihren Einfluss. Und ich war, wie ich im Vorwort des Buches erwähne, schon früh von Kuhn u. a. beeinflusst, von der Kulturanthropologie, die die kulturelle Relativität entdeckte und auch von Soziolog/innen, die Fragen nach der Philosophie der Wissenschaft und der Philosophie der Sozialwissenschaft stellten.

AP: Hat die Forschungserfahrung im Rahmen Ihrer bedeutendsten Untersuchung „Good Days, Bad Days" (Charmaz 1991) Ihre Sicht auf die Grounded-Theory-Methodik beeinflusst?

KC: Das hat sie, definitiv. Es hat mich eine sehr lange Zeit gekostet, das zu schreiben. Es handelte sich um die Fortsetzung der Studie, die ich für meine Dissertation gemacht habe. Damals hatte ich 55 Interviews geführt, und Anselm und Barney

waren recht zwanglos, was Datenerhebung angeht. Barney glaubte nicht an den Nutzen von Tonbandaufnahmen, Anselm war nicht so absolut dagegen, aber …

AP: Was hatte Barny Glaser gegen die Verwendung von Tonbandgeräten?

KC: Die gleichen Gründe, die er jetzt immer noch hat. Er glaubt, man lerne, gut zu protokollieren, und dass zu viele Details das Denken stören und man vom Thema abweichen und entgleisen kann. Aber die Interviews, die ich nach der Dissertation in den 1980er Jahren geführt habe, waren einfach viel besser; selbstverständlich habe ich sehr viel über Interviewführung gelernt. Die Materialien, die qualitativ Forschenden heute zur Verfügung stehen, sind sehr viel anders als die in den 1960er und 1970er Jahren. Es gibt viele gute und praktische Informationen und Ideen, die Anfänger/innen zur Verfügung stehen, und die es einfach nicht gab, als ich Doktorandin war und an meiner Promotion gearbeitet habe. Daher war mir sehr bewusst, dass die Qualität meiner Daten später viel besser war. Mir war auch bewusst, dass es nicht zwangsläufig einen einzigen übergeordneten Prozess gibt. Wenn Sie mit Barney Glasers frühen Arbeit vertraut sind: Er hat propagiert, dass es im Setting oder in der Erfahrung einen grundlegenden sozialen oder sozial-psychologischen Prozess gibt. Und es kann wirklich eine sehr nützliche Art sein, das eigene Material zu organisieren und sich auf die Dinge zu konzentrieren, die wichtig in einem Setting sind, weil ich glaube, dass Glaser und Strauss absolut Recht damit hatten, dass viele eine Menge Daten erhoben haben, aber diese waren sehr allgemein und sie haben keine Fragen beantwortet. Als ich Doktorandin war, gingen viele einfach „ins Feld", so wie ich es auch gemacht habe. Ich bin sechs Monate in eine Institution gegangen, habe dort gelebt und eine Menge Daten gesammelt. Aber sie waren „dünn", und ich war viel länger im Feld, als Strauss empfohlen hätte. Seine Formel lautete: eine Stunde im Feld und drei Stunden Notizen schreiben. Bei mir war es anders: Ich war acht Stunden lang im Feld und konnte nur ein paar Stunden darauf verwenden, Notizen anzufertigen. Das war für mich ziemlich anstrengend. Und ich habe gelernt, dass es mehr als *einen* sozialen Prozess geben kann. Interessanterweise hat sich Barney Glaser von einer seiner frühen Vorstellungen distanziert, dass man nämlich, wenn man zu sehr nach einer Sache sucht, die Daten in einen Prozess zwingt. Das ist genau das, was andere Forschende, die es ausprobiert haben, gesagt haben. Es hängt davon ab, wie man die Dinge analysiert. Es kann viele Prozesse geben, die innerhalb eines Settings ablaufen.

AP: Forcing ist, wenn man versucht, alles auf eine Sache zu reduzieren?

KC: Ja, man kann sich an etwas festhalten und damit immer weiter fortfahren. Es kann großartig sein. Aber in „Good Days, Bad Days" habe ich gelernt, dass es mich auch irgendwie aufgehalten hat, weil ich weiter nach dem übergeordneten Prozess gesucht habe. Ich hatte einen solchen Prozess gefunden, aber nie in einer Publikation darüber berichtet habe. In meiner Dissertation habe ich diesen Prozess dann *re-mobilizing* genannt, aber ich mag den Begriff nicht. Viele Menschen versuchen, nach einer chronischen Krankheit nicht stehen zu bleiben, weiterzumachen, und ich habe dies

als übergeordnete These genutzt und mit Identität und Zeit verwoben. In dem Buch, das auch viel lesenswerter ist als meine Dissertation, habe ich dies auf andere Weise entwickelt. Zum einen mochte ich den Begriff *re-mobilizing* nicht, zum anderen sah ich so viele andere Dinge, die überhaupt keine Frage einer einmaligen Re-Mobilisierung waren, wie es vielleicht nach einem Herzinfarkt sein mag. Viele Menschen, mit denen ich gesprochen habe, hatten diese intermittierenden Krankheiten, die ziemlich verheerend waren. Es gibt diese kontinuierlichen Versuche, dahin zurückzukehren, wo man vor der Krankheit war oder glaubt, nach einer Krankheitsphase wieder hinkommen zu können, und manchmal geht es jedes Mal ein Stufe nach unten. In anderen Fällen, nach chirurgischen Eingriffen und medikamentöser Behandlung, geht es eine Stufe nach oben. Das war sehr interessant: Menschen können also im Laufe der Jahre aufwärts oder abwärts gehen, häufig trifft beides zu.

AP: Interessant. Vielleicht können wir direkter zu Fragen übergehen, die die konstruktivistische GTM betreffen. Das Kapitel, das Sie für das Buch von Denzin und Lincoln geschrieben haben und in dem Sie den konstruktivistischen und objektivistischen Ansatz einander gegenüberstellen (Charmaz 2000; siehe auch Charmaz in diesem Band), hat einige Kontroversen ausgelöst. Im Grunde verorten Sie die konstruktionistische GTM als einen sinnvollen Mittelweg zwischen Postmodernismus und Objektivismus. Sie versuchen, die Differenzen zwischen den beiden Lagern zu beseitigen und weisen einen Weg nach vorn. In Ihrem neueren Buch scheint diese Position schwächer. Welche Haltung nehmen Sie heute zur GTM ein bzw. hat sich Ihre Haltung überhaupt verändert, seit Sie eine dezidiert konstruktionistische Position in dem Kapitel aus dem Jahre 2000 eingenommen haben?

KC: Ich dachte, die Unterscheidung zwischen objektivistischer und konstruktivistischer GTM sei sinnvoll, da viele das Verfahren nutzen wollten, ihnen die positivistischen Elemente jedoch viel Unbehagen bereiteten: die Vorstellungen also, etwas in einer äußeren Wirklichkeit „zu entdecken", von Wahrheit, von neutraler, unvoreingenommener Beobachtung. Ich denke, ein wichtiges Ereignis der letzten 20 Jahre ist, dass die postmodernistische Bewegung einige der Bedenken, die viele von uns in den 1960er Jahren hatten, geäußert hat. Sie hat sie etwas anders artikuliert, als wir es tun würden, hat diese Bedenken aber gleichwohl in den Vordergrund gerückt. Es geht nicht, die Position des Beobachters bzw. der Beobachterin auszuklammern, ebenso Fragen der Wahrheit und Exaktheit von Beobachtung. Da gibt es immer Spannungen, weil Wahrheit ortsgebunden, relativ, historisch, situativ und kontextuell sein kann. Ich stimme dem zu. Die objektivistische GTM, und Barney Glaser vertritt dies noch immer, zielt auf Generalisierung, Simplifizierung, sparsame Aussagen und Verallgemeinerung in abstrakten, bereichsübergreifenden Begriffen. Ich denke, dass Soziolog/innen sehr wohl versuchen, etwas Allgemeingültiges und Brauchbares anzubieten. Aber ich glaube, dass uns immer bewusst sein muss, von welchen Standpunkten aus wir über die Daten sprechen, die wir analysieren. Und ich denke, dass die postmodernistische Bewegung zu diesem Bewusstsein beigetragen hat. Norman

Denzins Auffassung des Postmodernismus geht natürlich viel weiter was Forschung und was Schreiben angeht. Natürlich befürworte ich einen zugänglichen Schreibstil, da ich denke, dass wir eine größere Verantwortung für eine eher größere als kleine Öffentlichkeit tragen, und ich denke, dass die meisten Soziolog/innen daran nicht furchtbar hart gearbeitet haben und meist dazu neigen, sich akademisch und schwer verständlich auszudrücken. Das ist etwas, was ich beim Schreiben empirischer Beiträge zu vermeiden versuche, während ich in manchen Theoriebeiträgen, die ich für ein viel kleineres Publikum schreibe, ein paar theoretische Begriffe verwenden muss, die mit bestimmten Argumenten verbunden sind; aber ich versuche, sie so nachvollziehbar wie möglich zu verwenden. Im Grunde dachte ich, das Kapitel über objektivistische vs. konstruktivistische GTM sei eine Möglichkeit, eine Methode zu retten, die Gefahr lief, ausrangiert zu werden, weil viele diese als veraltet ansahen. Gleichwohl haben noch einige der grundlegenden Regeln Bestand: die Art des Kodierens, die Art des Schreibens von Memos, der Versuch, Memos analytisch und theoretisch zu verfassen und dann mittels theoretischem Sampling zu überprüfen. Dies sind sehr nützliche Techniken, und sie können mit einer Vielzahl theoretischer Rahmen oder Arten von Daten genutzt werden.

AP: Wie würden Sie auf Glasers Behauptung reagieren, dass ihm als Objektivist natürlich bewusst ist, dass es eine Verzerrung durch die Forscherin oder den Forscher geben und dass dies bedeutsam sein kann? Im Unterschied zu Ihnen argumentiert er jedoch, dass eine solche Verzerrung als Variable berücksichtigt werden und es möglich sein sollte, die eigene Perspektive und Gefühle einfach als weitere Daten zu analysieren, als Möglichkeit, um zu den zugrunde liegenden sozialen Bedingungen im Feld vorzudringen (Glaser 2002). Was ist Ihre Haltung in Bezug auf dieses Argument oder dieses Bestreben?

KC: Nun, zunächst einmal interessiere ich mich nicht wirklich für Variablenanalyse. Für mich hat das wirklich einen positivistischen Beigeschmack, und er bringt immer klarer zu Sprache, dass seine Version der GTM eine Art Variablenanalyse ist. Ich würde ihm zustimmen, dass der Standpunkt des Beobachters bzw. der Beobachterin etwas ist, das berücksichtigt werden muss. Ich glaube aber nicht, dass er das tut. Und ich glaube nicht, dass er mir darin zustimmen würde, dass eben jener Blick des Beobachters bzw. der Beobachterin alles prägt, was man sieht. Und das bedeutet, dass Werthaltungen und Tatsachen verknüpft sind. Alles, was ich von ihm gelesen habe, geht von verlässlichen, neutralen und sachkundigen Beobachter/innen aus. Seltsamerweise geht er auch davon aus, dass man nicht notwendigerweise „genau" sein muss. Das widerspricht dem üblichen Positivismus irgendwie völlig, der auf Genauigkeit abzielt, *worrisome accuracy*, wie er es nennt, und er wirft Forscher/innen vor, mit den Interviewtranskripten danach zu streben. Er denkt, dass man sich in Einzelheiten verliert und die wesentlichen Prozesse und Probleme in den Daten nicht mehr sieht. Ich hingegen gehe davon aus, dass der Standpunkt der Beobachterin oder des Beobachters kein Zusatz ist. Es ist eine Art zu sehen, und ich denke, man muss stets

selbstreflexiv sein in Bezug darauf, wo man herkommt, um eine Vorstellung von den eigenen Werthaltungen zu haben, da die Dinge, die uns am wichtigsten sind, jene sind, die wir als selbstverständlich vorauszusetzen neigen.

AP: Was würden Sie auf Glasers (2002) Behauptung erwidern, dass Konstruktionismus dazu genutzt wird, *forcing* zu legitimieren? Dass also die Forschenden, wenn sie an der Konstruktion der Daten teilhaben, diese genauso gut nach eigener Manier konstruieren könnten?

KC: Nun, das glaube ich nicht. Ich bin wirklich anderer Meinung, denn man versucht, so gut wie möglich zu verstehen, wie die Personen, mit denen man sich unterhält oder die man untersucht, die Situation konstruieren, und zwar in dem Wissen, dass es alles der eigenen Perspektive geschuldet ist. Ich denke, dass die GTM eine riesige Hilfe sein kann, die verschiedenen Konstruktionen einzufangen und ein Gespür für sie zu bekommen. Aber es entspringt alles unserer Perspektive. Ich würde schon zustimmen, dass manche Dinge im Glaserschen Modell die Daten forcieren. Ich denke, dass man dazu neigt, die eigene Sicht für die einzige zu halten, wenn man sich der eigenen Ausgangspunkte, Herkunft und Positionen nicht bewusst ist.

AP: Man kann also Dinge implizit forcieren, ohne dass dies bewusst zu tun?

KC: Ja. Ein Beispiel dafür ist, dass Menschen mit weißer Hautfarbe häufig nicht verstehen, warum *people of color* sich so sehr mit Identität beschäftigen, da sie dies nicht in gleicher Weise tun. Für sie stellt die Hautfarbe kein Problem dar. Es sind diese Dinge, die für Menschen ein Problem darstellen oder Fragen aufwerfen, entlang derer sie Nuancen von Interaktionen auf andere Art und Weise sehen als die Mehrheit. Und ich glaube, die poststrukturalistische Wende war es, die derlei Anliegen sichtbarer gemacht hat.

AP: Besteht für eine Methode die Möglichkeit, über die Person, die diese Methode anwendet, hinauszuweisen? Oder ist die Standpunktepistemologie ein unhintergehbares Problem? Können wir den Einfluss des Standpunkts der Forscherin oder des Forschers auf die nachfolgende Forschung und Analyse durch die Verwendung der Grounded-Theory-Methoden dahingehend reduzieren, dass die Untersuchung mehr durch die Methode als durch die Person geleitet wird, die bestimmte Sichtweisen hineinträgt?

KC: Viele denken, dass sie den Einfluss der Forscherin oder des Forschers reduzieren, indem sie die Methode „richtig" anwenden, aber ich bin mir nicht sicher, ob das immer zutreffend ist. Jede Untersuchung ist im Kontext und der Position verankert, in der Zeit und in all diesen Dingen.

AP: Glaser (2002) hat das Beispiel angeführt, dass Krankenschwestern Daten über Patient/innen erheben und ihre Ergebnisse vergleichen, um Verzerrungen zu verringern. Sie führen eine Art gemeinsame Überprüfung im Team durch, gewissermaßen in Popperscher Manier, mit dem Ziel, die verborgenen Subjektivitäten ans Licht zu holen. Glauben Sie, dass solche Strategien helfen, Verzerrungen zu verringern?

KC: Naja, wenn die Personen alle dasselbe sehen, würde ich ihnen vielleicht sagen: „Nun ja, ihr seid alle ziemlich ähnlich!" (lacht)

AP: Bei der Lektüre des Buches hatte ich auch das Gefühl, dass Sie 2000 eine viel stärkere konstruktionistische Position vertreten haben. Aber in letzter Zeit sprechen Sie mehr über Pragmatismus, die Analyse von Handlung, die Durchführung von Beobachtungen, die Berücksichtigung nichtmenschlicher Akteure wie beispielsweise von Institutionen und Organisationen und darüber, das Augenmerk auf Dinge zu richten, die über die bloße menschliche Perspektive hinausgehen (z. B. Charmaz 2005, 2006). Bei dem Beitrag 2000 hatte ich mehr das Gefühl, dass Sie nicht daran interessiert waren zu versuchen, eine wahre Wirklichkeit darzustellen, sondern vielmehr eine Vielzahl von Wirklichkeiten, die aus unterschiedlichen Perspektiven existieren.

KC: Ich glaube, das mache ich noch immer. Ich glaube nicht, dass ich so anders bin als 2000. Ich habe versucht, um der Analyse und des Vergleichs willen, recht klare Grenzen zu ziehen.

AP: OK, wie ziehen Sie die Grenzen?

KC: Ich habe damals die Grenzen zwischen dem objektivistischen und dem konstruktivistischen Ansatz ziemlich hart gezogen, damit die, die an der GTM interessiert sind, Unterschiede erkennen, die Nützlichkeit von Grounded-Theory-Methoden für eine andere Art von Forschung sehen und einen etwas anderen Ansatz wählen können. Dies ist in dem Sinn ziemlich erfolgreich gewesen, dass viele sich heute klarer darüber sind, wo sie andere und wo sie sich selbst platzieren. In „Basics of Qualitative Research" von Strauss und Corbin (1998) gibt es zum Beispiel eine Menge an positivistischen Themen. Die dritte Auflage wird bald erscheinen[5], und ich habe gehört, dass Juliet gesagt hat, dass ihre Position sich von meiner nicht so sehr unterscheidet, und vielleicht tut sie das auch nicht (siehe auch Corbin in diesem Band). Aber die Art und Weise, wie das Buch geschrieben war, war in gewisser Hinsicht ziemlich positivistisch und objektivistisch. Darin gab es all die Techniken, die auf die Daten angewendet werden sollen, statt aus dem hervorzugehen, was man analysiert. Das ist eine ganz andere Art von Auffassung. Ich habe also im Grunde versucht, die GTM davor zu bewahren, wegen ihres positivistischen Gehalts beiseite gelegt zu werden.

AP: Sie haben die Kategorien „konstruktivistisch" und „objektivistisch" also als Idealtypen gebildet? In dem Sinne, dass keine Untersuchung ganz und gar konstruktivistisch oder ganz und gar objektivistisch ist?

KC: Ja, ja.

AP: Wenn es stimmt, dass alle Untersuchungen konstruktivistische *und* objektivistische Elemente in sich tragen: Bedeutet dies, dass diese Untersuchungen auf sich widersprechenden Epistemologien gründen, was problematisch sein kann?

KC: Nicht zwangsläufig. Ich war seit den 1960er Jahren immer davon überzeugt, dass Dinge objektiv sind, weil wir es so festlegen. Und ein Kern von Forschenden, ein Konsens unter Wissenschaftler/innen oder ein öffentlicher Konsens definiert sie als wirklich. Definitionen der Teile der Öffentlichkeit, die die Macht haben, dass

5 Sie ist zwischenzeitlich veröffentlicht worden, siehe Corbin und Strauss (2008).

ihre Definitionen überdauern, haben reale Konsequenzen. Dies sind Definitionen, die Handeln leiten und häufig reifiziert werden. Und wir ändern, was wir als wirklich definieren. Ich glaube das klassische Beispiel für solche Veränderungen sind männliches und weibliches Verhalten. In den letzten vierzig Jahren hat sich das, was als Gender angesehen wird, wirklich verändert. Das ist also eine Konstruktion, die die Menschen als objektiv und real aufgefasst hatten, und die Menschen haben sich derart geändert, dass die Definition viel umstrittener geworden ist. Diese Dinge werden jedoch gegenständlicher. Deswegen können wir bestimmte Dinge als objektiv behandeln, wenn wir sie untersuchen, beispielsweise Gesellschaftsschichten. Auch wenn wir uns erklärtermaßen auf unsicherem Terrain bewegen, können wir doch einige Einschätzungen vornehmen.

AP: Die Gemeinschaft einigt sich also darauf, dass es Gesellschaftsschichten gibt, und deshalb haben sie auch reale Konsequenzen. Insoweit können Dinge untersucht werden, als ob sie real wären?

KC: Ja, bestimmte Dinge sind gerecht und andere sind ungerecht, aufgrund der Definitionen der Menschen. Aus konstruktivistischer Perspektive würden Sie daher erfahren wollen, wie diese Konstruktionen zustande kommen, wessen Sichtweisen dominieren und bis zu welchem Grad.

AP: Können wir denn nicht mehr zustande bringen als eine Konsenstheorie der Wahrheit? Die Pragmatiker/innen haben sich sicher um mehr bemüht, und haben Wahrheit anhand ihrer praktischen Auswirkungen durch Handeln bemessen (was materialistisch ist und über einen bloßen sozialen Konsens hinausgeht). Ich denke an die von Dewey, Peirce und Mead vertretene Philosophie. Glauben Sie, dass dies eine weitere notwenige Voraussetzung für Wahrheit ist, oder halten Sie an einem sozialen Konsensmodell fest? Anders gefragt: Sehen Sie eine Spannung zwischen einer pragmatischen Philosophie, die eine ziemlich materialistische Konnotation hat, und modernen Ablegern des sozialen Konstruktivismus, die tendenziell eher idealistisch geprägt sind? Und was hiervon sollten wir bevorzugen?

KC: Ich stehe hier dem Pragmatismus näher, da ich Marx Aussage beipflichte: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbst gewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen" (Marx 1972 [1852], S.115). Diese materialistische Betrachtungsweise von Handlung widerspricht dem in radikalen konstruktivistischen Sichtweisen gegebenen extremen Individualismus und Solipsismus. Was wissenschaftliche Wahrheiten auf der Grundlage von Konsens angeht, leugnet dieser Standpunkt nicht die Bedeutung von Macht in der Wissenschaft – teilweise durch das errungen, was funktioniert – teilweise durch Macht und etablierte Sichtweisen, wie Thomas Kuhn (1962) es nahegelegt hat.

AP: Glaser würde jedoch argumentieren, dass es mehrere Standpunkte gibt, sie aber alle Teile einer übergreifenden sozialen Wirklichkeit und von Zusammenhangsmustern sind. Er schreibt: „GT is a theory about a conceptualized latent pattern – e. g., cultivating, credentializing, covering, client control, ritual loss ceremonies … etc.

etc." (2002, Abs. 26). Und später: „Conceptual reality DOES EXIST. For example, client control is real, cautionary control is real. These processes and a host of others discovered in grounded theory impinge on us every day" (Abs. 31). Sind Sie mit dieser von Glaser dargelegten Perspektive nicht einverstanden?

KC: Ich denke im Vergleich zu dem, was er vor ein paar Jahren gesagt hat, stellt es einen Fortschritt dar. Jetzt sagt er, dass es latente Muster gibt und eben nicht nur manifeste Muster, die analysiert werden müssen. Für mich ist das ein Fortschritt. 1992 hatte er geschrieben, man solle seine Forschungsteilnehmenden einfach fragen, was vor sich geht, und sie werden es sagen (Glaser 1992). Naja, nicht unbedingt. Nun sieht er dies ein. Ich denke nicht, dass alle Muster, über die er spricht, immer so bedeutsam sind, wie er glaubt. Ich denke, dass sie in bestimmten Kontexten wichtig sind und in anderen nicht. Man sollte mit ihrer Verallgemeinerung sehr vorsichtig sein, unabhängig davon, ob man Konstruktivist/in oder Objektivist/in ist. Für mich sind die latenten Muster also ein Fortschritt. Aber dann muss man sich fragen: Für wen sind sie latent, für wen nicht, für wen besitzen sie Bedeutung, für wen nicht? Er zielt auf Allgemeingültigkeit, ohne notwendigerweise an Variabilität zu arbeiten. Meiner Ansicht nach will er vereinfachen, ohne die soziale Welt in ihrer Handlungskomplexität zu sehen.

AP: Mein Problem mit dem Konstruktivismus ist, dass seine Vertreter/innen argumentieren, es gebe nicht unbedingt eine objektive Wirklichkeit, sondern diese sei von den Betrachtenden abhängig, und alles sei Interpretation. Der Konstruktivismus unterstellt jedoch, es sei möglich, die Sichtweise einer Person, die interviewt wird, genau darzustellen. Ist dies nicht eine objektivistische Behauptung, wenn unterstellt wird, die Wahrheit in Bezug auf eine Sichtweise könne dargestellt werden?

KC: Ich denke nicht, dass Konstruktivist/innen das tun. Ich glaube, wir versuchen anzustreben, die Sichtweise einer Person so gut wir können zu verstehen, in dem Wissen, dass wir begrenzt sind. Ich glaube hingegen nicht, dass Objektivist/innen diese Ambiguität des Wissens zulassen. Objektivist/innen betrachten Daten und ihre eigene Sichtweise im Grunde als unproblematisch.

AP: Könnte man nicht eine Interpretation einer Sichtweise haben, vergleichbar der Interpretation einer sozialen Struktur, eines latenten sozialen Musters oder einer Reihe von Bedingungen? Warum wird eine Datenart als privilegierter behandelt als andere?

KC: Ich denke, dass Sichtweisen immer interpretiert sind, weil die Dinge ausgewählt und einbezogen und Daten gerahmt werden. Man interpretiert immer auf eine gewisse Art. Zum Beispiel, wenn man umfangreiche Interviewauszüge hat. Man kann es auch auf das herunterbrechen, was jemand hört. Eine Person mag andere Dinge wahrnehmen als eine andere. Dies passiert ziemlich häufig, wenn Aufzeichnungen gemacht werden. Unterschiedliche Beobachter/innen sehen oder hören unterschiedliche Dinge. Eines der Risiken der Transkription von Interviews besteht selbstverständlich darin, insbesondere wenn das Transkript nicht von der Person analysiert wird, die auch das Interview durchgeführt hat, dass eine gelesene

Aussage anderes verstanden werden kann als im Falle des Hören. Gedrucktes kann anderes vermitteln als Gesprochenes oder Gehörtes, aber man versucht, so gut wie möglich zu verstehen. Meine Meinung zu Genauigkeit ist: Man bemüht sich, aber man stellt immer fest, dass es positionsgebundenes Verstehen und Interpretation ist.

AP: In einem neueren Kapitel in der dritten Auflage des Handbuchs von Denzin und Lincoln sprechen Sie davon, die Grounded-Theory-Methodik für Studien zu sozialer Gerechtigkeit zu nutzen (Charmaz 2005). Sie wollen „unsichtbare Strukturen sichtbar" machen und Systemen, Ressourcen, Hierarchien, Strategien, Bedeutungen und Handeln und dergleichen mehr Beachtung schenken. Würden Konstruktionist/innen Ihnen vorwerfen, dass Sie Moral und soziale Strukturen in einer Weise reifizieren, dass Sie zu der Objektivistin werden, vor der Sie warnen?

KC: Es hängt davon ab, wie man sie untersucht und was man tut. Ich denke zum Beispiel nicht, dass „Ressourcen" einfach als Tatsachen einem Bericht entnommen oder von einem Amtsträger oder einer Organisation benannt werden können. Man muss wirklich analysieren, was als Ressourcen fungiert, an welchen Handlungen sie beteiligt sind und mit Blick auf was immer sie erreichen wollen. Ich weiß, dass einige Ethnograf/innen sich auch damit beschäftigen. In welche Aktivitäten sind Personen involviert, was benötigen sie für dieses Engagement, was kostet es sie? Wie bekommen sie das, was erforderlich ist oder wie kompensieren sie es?

AP: Was ist mit den Auswirkungen von latenten sozialen Strukturen, die jenseits menschlicher Wahrnehmung und Begriffsbestimmung liegen, um die herum die Handelnden agieren und aushandeln müssen, ohne dass sie ihnen bewusst sind?

KC: Oder sie werden als selbstverständlich angesehen und die Menschen bringen sie nicht zur Sprache. Nun, ich denke, dass jede gute Soziologin und jeder gute Soziologe immer nach versteckten Annahmen sucht. Die Vorstellung, etwas zu finden, das unter der Oberfläche liegt, das unausgesprochen ist, das liminal ist und das bestimmte Positionen anzunehmen geneigt sind, ist, denke ich, für einen konstruktivistischen Ansatz sehr reizvoll. Ich denke nicht, dass dies notwendigerweise objektivistisch ist; vorauszusetzen, dass es bestimmte Strukturen gibt, wäre objektivistisch. Etwas zu betrachten hingegen, etwas intensiv zu betrachten und zu versuchen, latente Dinge ausfindig zu machen, entspräche dem sozialen Konstruktionismus und der Grounded-Theory-Methodologie durchaus.

AP: In Ihrem Buch „Constructing Grounded Theory" (Charmaz 2006) sprechen Sie auf Seite 58 über die Entdeckung bis dahin impliziter Themen, die eine befragte Person explizit macht. Sie erklären, dass die Forscherin oder der Forscher dann „verstehe", was vor sich geht, und ihre oder seine Daten in diesem neuen Licht nochmals ansehen solle. Ist diese Art von Annahme über die Entdeckung impliziter Beziehungen oder Konzepte in den Daten ein weiteres Gleiten in objektivistische Annahmen über das Vermögen, eine objektive Wirklichkeit zu entdecken?

KC: Nicht zwangsläufig. Es kann bedeuten, dass man nun Themen, Sichtweisen oder Handlungen bestimmt, die man vorher noch nicht definiert hatte. Dieses „Verstehen" entspringt der Erfahrung und wie man sie konzeptualisiert und ihr

gegenüber handelt. Die Interaktionen mit den Forschungsteilnehmenden und anschließend mit den Kodes und Kategorien führen zur Definition von neuen Hinweisen, die empirisch und analytisch verfolgt werden. Dadurch kann man tiefer in die interpretative Untersuchung eintauchen.

AP: Der Abschnitt zum theoretischen Sampling in „Constructing Grounded Theory" hat mir sehr gut gefallen; ich glaube nicht, dass ich schon einmal gesehen habe, dass das Thema auf diese Weise behandelt wurde: Forschende „sampeln" Konzepte, und nicht Personen, entlang demografischer Merkmale.

KC: Dieses Argument wurde bisher nicht vorgebracht, nein, ich glaube nicht, dass dies zuvor schon in dieser Weise dargestellt wurde.

AP: Sie sagen schon früh, dass die konstruktionistische Betrachtungsweise davon ausgeht, dass man die Forschung mit vielen Annahmen und Sichtweisen beginnt, die nicht völlig ausgeblendet werden können; Forschende sind keine *tabula rasa*. Und Sie sagen, dass man versuchen solle, sich eigener Annahmen, die in die Forschung eingehen, bewusst zu sein. Auf der anderen Seite sagen Sie jedoch, und dies mehr im Einklang mit der traditionellen GTM wie der von Glaser und Strauss (1967), man solle erst Literatur sichten, wenn der Großteil der Forschung abgeschlossen ist. Ich frage mich, ob es nicht eine gute Idee wäre, nach theoretischen Konzepten zu sampeln, möglicherweise begleitet von Bibliotheksbesuchen, wenn man theoretisch sampelt und Dinge in den Daten zum Vorschein kommen, die weniger auf Menschen *per se* und eher auf Konzepte verweisen.

KC: Nun, ich habe immer gesagt, dass die Bibliothek großartige Quellen für Vergleiche und Material zum Sampeln liefern kann. Und ich halte, wie ich am Anfang des Buches vermerkt habe, die Vorstellung, dass wir unsere Untersuchungen als *tabula rasa* beginnen, für ausgeschlossen. Jene, die völlig unerfahren auf ihrem jeweiligen Gebiet sind, waren sicher keine wirklich guten Student/innen. Aber man kann an die Forschung offen herangehen. Ich denke, hier ist das Konzept des „theoretischen Agnostizismus", das Karen Henwood und ihr Partner Nick Pidgeon anbieten, sehr nützlich: Man versucht, Dinge, rückgreifend auf eine Reihe von Theorien die man kennt, theoretisch zu betrachten, und überlegt, welche für die je vorliegenden Daten nützlich sein könnten (Henwood & Pidgeon 2003). Ich komme hier also Barney Glasers Konzeption von theoretischen Kodes ziemlich nahe, aber diese können den Daten auch aufgezwungen werden. Das Konzept des „theoretischen Agnostizismus" ist ziemlich gut, weil man die Forschung mit Zweifeln beginnt und nach irgendeiner interessanten Kategorie oder einem Fund sucht, was mit Abduktion oder abduktivem Denken im Einklang steht. Dann erkundet man und überprüft wieder, ob die Kategorie Bestand hat. Ich denke, das ist wirklich interessant. Also ja, ich denke, für das theoretische Sampling sind einige echte Kategorien erforderlich, bevor man sampelt. Ich habe gerade neulich gelesen, dass eine Autorin oder ein Autor behauptet hat, repräsentatives Sampling sei theoretisches Sampling. Also nein, das ist es nicht. Das ist einfach ein populationsbezogenes Sampling. Zum Beispiel sich darüber klar zu werden, dass im ersten Sample mehr Männer als Frauen sein sollten, um eine

Thematik zu untersuchen, die Männer anders betreffen könnte. Das ist eine gute Idee, aber es ist nicht theoretisches Sampling. Beim theoretischen Sampling geht es um die Konzepte und Kategorien, die man entwickelt, und um deren Überprüfung.

AP: Also sagen wir, nach einem ersten Feldzugang stellt man fest, dass es dort ein Thema gibt, das um Status und Identität kreist. Ist es an diesem Punkt vertretbar, in die Bibliothek zu gehen und einen Berg Literatur über Status und Identität zu sampeln mit dem Ziel, Elemente dieses Konzepts zu entdecken, die helfen könnten, die weitere Untersuchung im Feld zu bereichern, beispielsweise in Bezug auf die Dinge, nach denen man sucht? Könnte das Sampling von Konzepten zu einer Thematik helfen, die theoretische Sensibilität zu erhöhen?

KC: Also, ich würde sagen, man sollte so oft wie möglich ins Feld zurückgehen und die eigenen Ideen überprüfen, bevor man in die Bibliothek geht. Manchmal findet man in der Bibliothek sowieso nicht, wonach man sucht. Ein Beispiel: Ich entdeckte im Verlauf meiner Forschung zu chronischer Krankheit, dass Zeit „auseinanderfiel", wenn die Menschen sich stark erholten. Ich hatte wirklich Bedenken, zurückzugehen und die Interviewten nach ihren Erfahrungen zu fragen, weil es so esoterisch ist und es keine Sprache gibt, um zu thematisieren, wie wir über Zeit nachdenken. Wir haben einfach bislang die Sprache, insbesondere in der Alltagssprache nicht, um das möglichst weitgehend zu artikulieren. Ich habe also mit mehreren Personen gesprochen, und da sagte diese eine Frau zu mir: „Ja, irgendwie, sie fiel auseinander – wie ein Augenblick!" Sie verstand sofort, worauf ich hinauswollte, das war wirklich interessant. Ich glaube nicht, dass ich es in der Literatur gefunden hätte. Ich habe es in Thomas Manns Roman „Der Zauberberg" (1973 [1924]) entdeckt, darin steht viel über Zeit, aber zum Zeitpunkt meiner Forschung nicht in der soziologischen oder sozial-psychologischen Literatur über Zeit.

AP: Nun, denken Sie, dass es Ihnen geholfen hätte, bestimmte Fragen im Feld zu stellen und nach bestimmten Informationen zu suchen, die theoretisch ergiebig gewesen wären, wenn Sie die Theorie über Zeit von G. H. Mead (1932) gelesen hätten?

KC: Für diejenigen, die sich zwischen Theorien und Literatur bewegen können und dann zurück zu den Daten gehen, mit dieser leichten Skepsis und auch mit Interesse und Neugierde: Ja. Es gibt allerdings immer das Problem, dass versucht wird, etwas einfach nur anzuwenden. Ich denke, Glaser hat darauf eher überreagiert, in der Annahme, dass Studierende Theorien aus der Literatur einfach auf ihre eigenen Beobachtungen anwenden würden. Aber ich glaube, dass es möglich ist, sich hin und her zu bewegen. Ich glaube nicht, dass viele solch einen spielerischen Umgang mit Theorien pflegen, das muss erst entwickelt werden.

AP: Ich glaube, dass dies ein Problem ist, das viele Forschungsprojekte betrifft, die im Grounded-Theory-Stil gestaltet sind: Es kann zu deskriptiv werden, es gibt nicht viel theoretisches Material, die Ergebnisse sind häufig zu offensichtlich, und es besteht die Gefahr, dass das Rad immer wieder neu erfunden wird, ohne es zu merken. Wie sehen Sie den Versuch, Untersuchungen stärker theoretisch fundiert zu gestalten?

KC: Nun, das ist etwas, dem jetzt wirklich mein Interesse gilt. Ich denke, dass wir in der ganzen Soziologie mehr stärker theoretisch fundierte, qualitative Arbeiten brauchen. Wir müssen uns über Deskription hinausbewegen. Deskription ist schön und gut, aber ich glaube, dass wir mehr als das zustande bringen können.

AP: Was würden Sie jemandem wie Joan Huber (1973) antworten, die sagen würde, dass jede Art von sich entwickelndem Sample von Natur aus verzerrt ist durch die Launen der Forschenden, die gezielt Fälle auswählen, die das jeweilige Konzept stützen, mit dem sie arbeiten? Das bedeutet, dass Forschende durch das sich entwickelnde Sampling schlicht das finden, wonach auch immer sie im Feld suchen und das ignorieren, was die Theorie nicht bestätigt. Außerdem bedeutet das Fehlen einer systematischen Zufallsstichprobe, dass man den Ergebnissen nicht trauen kann, da es keine Möglichkeit gibt, die Verallgemeinerbarkeit auf die Grundgesamtheit zu beurteilen. Andere Empiriker/innen könnten behaupten, dass die einzige Möglichkeit, eine Theorie sicher zu prüfen, darin besteht zu schauen, ob sie innerhalb einer systematischen Stichprobe, die verallgemeinerbare Überprüfungen erlauben würde, Bestand hat. Ohne verallgemeinerbare Stichprobe und ohne Transparenz des Forschungsprozesses, der von Skeptiker/innen genau überprüft werden könnte, ist die GTM daher keine wissenschaftliche Methode. Wie lautet Ihre Antwort auf Vorwürfe dieser Art?

KC: Ich glaube, dies ist ein sehr gängiger Vorwurf vonseiten quantitativ orientierter Wissenschaftler/innen, die qualitative Forschung kritisieren. Ich denke, diese Kritiker/innen sehen nicht die Stärken der Grounded-Theory-Methodologie und die Art von Tiefe, die sie erreichen kann. Wenn man die Möglichkeit hat, irgendwelche nachvollziehbaren Tests durchzuführen, die man jeder und jedem geben kann, dann wird das Resultat wahrscheinlich ziemlich deskriptiv, ziemlich begrenzt und ziemlich atheoretisch ausfallen. Darin liegt nicht mein Interesse. Der Vorstellung der Emergenz ist für mich eine der größten Stärken der qualitativen Forschung überhaupt und eine eindeutige Stärke der Grounded-Theory-Methodik, daher würde ich dem sehr widersprechen. Ich glaube, dass häufig ein Kriterium anlegt wird, das für andere Arten von Forschung sinnvoll, aber für qualitative Forschung nicht brauchbar ist. Es gibt andere Kriterien, die viel wichtiger sind.

AP: In ähnlicher Weise wirft John Goldthorpe (2000) qualitativ Forschenden vor, sie glaubten, dagegen gefeit sein, auf strenge Art und Weise eine Stichprobe ziehen zu müssen, aber sie seien nicht mehr als quantitative Forscher/innen von der Erfordernis entbunden, systematisch Stichproben zu ziehen. Wir verwenden den Begriff der theoretischen Sättigung als Begründung für ein adäquates Sample, aber er würde sagen, dass dies inadäquat ist. Nur weil wir qualitativ forschen, sind wir – was das Thema systematische Stichprobenziehung angeht – nicht zwangsläufig aus dem Schneider.

KC: Ja, ich würde genau das sagen und zwar ziemlich deutlich. Ich habe in vielen Zusammenhängen gesagt, dass ich denke, theoretische Sättigung ist etwas, das proklamiert wird. Ich glaube, im Glossar erkläre ich, dass ich theoretische Sättigung

nicht notwendigerweise befürworte, aber ich versuche, mich so weit möglich an bestehende Arbeitsdefinitionen zu halten. Ich erwähne dieses Problem in dem Kapitel über das theoretische Sampling: Ich denke, dass dieses Konzept häufig eine bloß rhetorische Funktion erfüllt, es wird genutzt, um ein sehr dünnes Sample zu legitimieren.

AP: Goldthorpe würde sagen, dass wir Forschungsstrategien anwenden sollten, die viele Forscher/innen einbinden, die Daten in unterschiedlichen Städten erheben, und dass wir traditionelle statistische Methoden für Stichproben nutzen sollten, um die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse zu erhöhen.

KC: Naja, wie gesagt: Ich spreche mich meist gegen repräsentative Stichproben aus, sofern sie nicht für das spezielle Problem notwendig sind, das untersucht werden soll. Ich denke, es ist ein guter Ausgangspunkt: Wenn man weiß, dass das zu untersuchende Phänomen hauptsächlich Männer betrifft, dann ist es wunderbar, ein Sample mit mehr Männern als Frauen zu haben, und gegebenenfalls mehr älteren Männern, wenn sich zeigen sollte, dass sie stärker betroffen sind. Aber für mich ist dies ein Ausgangspunkt, kein Schlusspunkt. Das Kapitel über theoretisches Sampling (Charmaz 2006, S.96–122) ist interessant, da ich Jane Hood interviewe, die ich immer schon für eine Person gehalten habe, die es verstanden hat; ich greife auf eine ältere, bedeutende Grounded-Theory-Studie zurück, die sie durchgeführt hat. Es ist sehr schwer, jemanden zu finden, die oder der wirklich die eigenen Methoden expliziert. Jane Hood hat eine zahlenmäßig sehr kleine Untersuchung durchgeführt, die aber sehr fundiert ist. Sie hat über sechs bis sieben Jahre verschiedenste Daten gesammelt, und ich finde ihre Logik sehr interessant. Es hat eine meiner feministischen Gutachterinnen gestört, da sie fand, es sei überholt und sexistisch, die Entscheidung verheirateter Frauen zu untersuchen, wieder arbeiten zu gehen. Und sie fand, dies lasse lesbische Paare außer Acht – was es tut: Die Untersuchung konzentrierte sich nur auf verheiratete Paare. Jane macht das ziemlich klar. Aber ich glaube, Sie werden das interessant finden. Ich finde es interessant.

AP: Was ist mit Versuchen, die Daten öffentlich verfügbar zu machen, damit andere das Transkript und dergleichen anschauen können in dem Bestreben, die Daten und den Forschungsprozess transparenter zu gestalten?

KC: In den Vereinigten Staaten geht das nicht, weil man Vertraulichkeit und Anonymität zusichert, um die Forschung betreiben zu können. Einige meiner Forschungsteilnehmer/innen haben sich gesorgt, ihre ganzen Geschichten könnten offengelegt werden. Der narrative Ansatz legt den Schwerpunkt auf die Biografie der Person und wertet diese aus. Nicht jede Person möchte so leicht erkennbar sein. Selbst wenn man versucht, die Identitäten geheim zu halten, reichen ein paar Charakteristika, um eine Person für jemanden identifizierbar zu machen, die oder der weiß, über wen man spricht. Und manchmal kann man sich bei der Identifizierung natürlich irren. Ich habe einmal ein Paper über chronische Krankheit präsentiert, und ein Kollege aus Illinois hebt seine Hand und fragt: „Haben Sie meine Cousine

Glenda interviewt?" (lacht).[6] Ich habe geantwortet, dass ich seine Cousine nicht interviewt habe. Er hatte also eine der Personen in meinem Paper identifiziert, die sich „genau wie Glenda angehört" hatte, aber sie war es nicht. In den Vereinigten Staaten kann man wirklich nicht alles transparent machen. Die Memos, die Interviewtranskripte insbesondere, sind zu leicht identifizierbar. Wegen der möglichen Verletzung der Anonymität kann ich berechtigterweise nicht einmal ganze Interviewtranskripte für Lehrzwecke nutzen.

AP: Der symbolische Interaktionismus scheint in letzter Zeit unterschiedliche Richtungen einzuschlagen. Dies kann Auswirkungen darauf haben, wie innerhalb dieser Tradition in Zukunft geforscht wird. David Maines (2001) beispielsweise möchte die Tradition in Richtung des Mainstreams rücken und sie anschlussfähiger für andere Ansätze machen. Demgegenüber möchte Norman Denzin (1997) sie näher an die *Cultural Studies* und den Postmodernismus heranbringen. Wie stehen Sie zu diesen Trends?

KC: Nun, worauf Sie abheben ist, dass es eine Zersplitterung gibt. Wir sprechen nicht mit einer Stimme. Im symbolischen Interaktionismus gibt es verschiedene Trends, verschiedene Gemeinschaften, die sich um bestimmte Ansätze sammeln. Ich glaube, David Maines (2001) liegt ziemlich richtig damit, dass der symbolische Interaktionismus in vielerlei Hinsicht Teil des Mainstreams geworden ist, vielen ist dies allerdings nicht unbedingt bewusst. Ich denke, dass es sehr wichtig ist, dass Ihre Generation Pragmatismus und symbolischen Interaktionismus weiterführt, weiter in die Zukunft. Ich denke, für diejenigen, die von symbolischen Interaktionist/innen ausgebildet wurden, ist es ist wichtig, in ihren Schriften diese Tradition zu vermitteln und an ihre Studierenden weiterzugeben. Wenn man diesen Hintergrund hat, wenn man bei Leuten studiert hat wie ich bei Anselm Strauss, wirkt sich dies darauf aus, wie man die Welt und auch die Literatur im eigenen Fachgebiet betrachtet. Es beeinflusst die eigenen Interpretationen. Ich würde ein stabiles, pragmatisches Fundament für den symbolischen Interaktionismus mit Personen, die in dieser Tradition gearbeitet haben, sehr begrüßen. Und ich würde dies einem Ass aus Harvard vorziehen, der den symbolischen Interaktionismus auf seine eigene Weise wiederentdeckt, ohne den Hintergrund zu haben, ohne die Einblicke zu haben, die davon herrühren würden, der Tradition ausgesetzt gewesen zu sein. Ich merke, dass etliche Studierende auf eigene Faust etwas über symbolischen Interaktionismus lernen mussten. Dies ist teilweise so, weil es in ihrem Gebiet niemanden gegeben hat, die oder der in dieser Perspektive verwurzelt ist. In dem Kapitel, das ich für die dritte Auflage des „Handbook of Qualitative Research" geschrieben habe, plädiere ich dafür, zur Tradition des Pragmatismus zurückzukehren und auf diesem pragmatischen Fundament aufzubauen (Charmaz 2005), insbesondere auf den interpretativen und auch den demokratischen Aspekten. Ich glaube, dass Poststrukturalist/innen, indem sie den

6 Der Name ist ein Pseudonym.

symbolischen Interaktionismus weiter in Richtung *Cultural Studies* tragen, leicht ein Teil dieses Fundaments verlieren können. Das ist eine Sorge.

AP: Was ist Ihre Haltung zu dem Vorschlag von Ulmer und Wilson (2003), man solle statistische Umfragedaten nutzen, um interaktionistische Konzepte zu testen?

KC: Ich stimme David Maines dahingehend zu, dass viele Schriften des symbolischen Interaktionismus schon immer quantitativ gewesen sind. Diejenigen, die qualitativ arbeiten, sehen das nicht immer, weil diese quantitativen Forscher/innen häufig nicht zur *Society for the Study of Symbolic Interaction* gehören und tendenziell in anderen Zeitschriften publizieren. Aber es kann gut sein, dass sie den symbolischen Interaktionismus als Hintergrund nutzen. Ich denke, dass Ulmer und Wilson (2003) Recht damit haben, dass es in diesem Bereich Platz für Umfrageforschung gibt. Beides könnte sich vielleicht in bestimmten Projekten gegenseitig ergänzen, statt zu konkurrieren. Der Schritt hin zu *Mixed Methods* würde den interpretativen symbolischen Interaktionismus und die objektivistische symbolisch-interaktionistische Umfrageforschung in einem gemeinsamen Projekt näher zueinander bringen. Das könnte durchaus sinnvoll sein. Ich bin also bestimmt nicht auf irgendeine Weise dagegen.

AP: Integrationsansätze stören Sie also nicht?

KC: Nein, nicht unbedingt. Ich bin auf diesem Gebiet keine Expertin, und ich möchte es auch nicht bearbeiten. Aber ich sehe definitiv den möglichen Nutzen des symbolischen Interaktionismus für Fragebögen und für Umfrageforschung. Mit unserem Schwerpunkt auf Bedeutung und Formulierung usw. könnten wir der Umfrageforschung eine Menge nutzen.

AP: Gibt es noch etwas, das Sie gerne sagen würden?

KC: Für die Grounded-Theory-Methodologie sehe ich in der Zukunft großartige Möglichkeiten. Ich hoffe, dass diese Möglichkeiten in der Soziologie und darüber hinaus genutzt werden.

Literatur

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (Hrsg.) (2007). *Handbook of grounded theory*. London: Sage.

Charmaz, Kathy (1980). *The social reality of death*. Reading, MA: Addison-Wesley.

Charmaz, Kathy (1991). *Good days, bad days: The self in chronic illness and time*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.

Charmaz, Kathy (2000). Grounded theory methodology: Objectivist and constructivist qualitative methods. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (2. Aufl., S.509–535). Thousand Oaks, CA: Sage.

Charmaz, Kathy (2005). Grounded theory in the 21st century: Applications for advanced social justice studies. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (3. Aufl., S.507–535). Thousand Oaks, CA: Sage.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory: A practical guide through qualitative analysis*. London: Sage.

Charmaz, Kathy & Paterniti, Debora A. (Hrsg.) (1999). *Health, illness, and healing: Society, social context, and self.* Los Angeles: Roxbury.

Charmaz, Kathy; Howarth, Glennys & Kellehear, Allan (Hrsg.) (1997). *The unknown country: Death in Australia, Britain and the U. S. A*. London: McMillan.

Corbin, Juliet M. & Strauss, Anselm L. (2008). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory* (3. Aufl.). London: Sage.

Denzin, Norman (1997). *Interpretive ethnography: Ethnographic practices for the 21st century.* Thousand Oaks, CA: Sage.

Garfinkel, Harold (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.

Glaser, Barney G. (1992). *Basics of grounded theory analysis*. Mill Valley, CA: The Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2002) Constructivist grounded theory?. *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, *3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory*. Chicago, IL: Aldine.

Goldthorpe, John (2000). *On sociology: Numbers, narratives and the integration of research and theory*. Oxford, UK: Oxford University Press.

Gubrium, Jaber & Charmaz, Kathy (Hrsg.) (1992). *Aging, the self, and community.* Greenwich, CT: JAI Press.

Henwood, Karen & Pidgeon, Nicholas (2003). Grounded theory in psychological research. In Paul M. Camic, Jean E. Rhodes & Lucy Yardley (Hrsg.), *Qualitative research in psychology: Expanding perspectives in methodology and design* (S.131–155). Washington, DC: American Psychological Association.

Huber, Joan (1973). Symbolic interaction as a pragmatic perspective: The bias of emergent theory. *American Sociological Review*, *38*, 278–284.

Kuhn, Thomas (1962). *The structure of scientific revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.

Maines, David (2001). *The faultline of consciousness: A view of interactionism in sociology*. New York, NY: Aldine de Gruyter.

Mann, Thomas (1973 [1924]). *The magic mountain*. New York, NY: Alfred A. Knopf.

Marx, Karl (1972 [1852]). Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In Karl Marx & Friedrich Engels, *Marx-Engels-Werke*, Band 8 (S.111–207). Berlin (Ost)/DDR: Dietz.

Mead, George Herbert (1932). *Philosophy of the present*. LaSalle, IL: Open Court Press.

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1998). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques* (2. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.

Ulmer, Jeffrey & Wilson, Mindy (2003). The potential contributions of quantitative research to symbolic interactionism. *Symbolic Interaction*, *26*(4), 531–552.

„Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt." Zur Begründung der Situationsanalyse

Adele E. Clarke im Gespräch mit Reiner Keller

Zum Interview:
Das nachfolgende Interview wurde zwischen Dezember 2010 und Februar 2011 in Form eines E-Mail-Austausches geführt. Anlass dafür war die im Sommer 2011 anstehende deutschsprachige Veröffentlichung des 2005 erschienenen Buches „Situational Analysis" von Adele E. Clarke [deutscher Titel: „Situationsanalyse"]. Aufmerksam auf die „Situational Analysis" wurde ich durch eine – wie sollte es heute anders sein – Recherche im Internet. Die eingegebenen Suchbegriffe waren „Symbolischer Interaktionismus" und „Foucault", denn, wie Stuart Hall schrieb: „Heutige Kommentare betonen nicht nur die Brüche und Paradigmenwechsel, sondern auch die Ähnlichkeiten und Kontinuitäten zwischen älteren und neueren Traditionen: beispielsweise zwischen Webers klassischer interpretativer ‚Soziologie der Bedeutung' und Foucaults Betonung des ‚Diskursiven'." (Hall 2002 [1997], S.111)[1]

Hinter dieser zunächst vielleicht ungewöhnlich anmutenden Kombination verbirgt sich mein eigenes Theorie- und Forschungsinteresse an der Zusammenführung interpretativer und sozialkonstruktivistischer Traditionen mit Foucaultschen Konzepten und Ideen. Der daraus hervorgegangene, in den Jahren 1999–2003 formulierte Vorschlag zu einer wissenssoziologisch fundierten sozialwissenschaftlichen Diskursforschung, die sich für gesellschaftliche Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken interessiert – die „Wissenssoziologische Diskursanalyse" (Keller 2011 [2005]) – erschien als Buch im selben Jahr wie die „Situational Analysis". Während ich selbst mich darum bemühe, durch die Integration Foucaultscher Überlegungen und Konzepte in die Wissenssoziologie wechselseitige Stärken und Schwächen der Paradigmen im Hinblick auf die Analyse gesellschaftlicher Wissensverhältnisse auszugleichen, entwickelt Adele E. Clarke in ihrem Buch u. a. mit Hilfe Foucaults einen weitreichenden Ansatz zur Entgrenzung der ursprünglichen Grounded-Theory-Methodologie (GTM) hin zu einer umfassend ansetzenden „Analyse von Situationen" – der alten, ungebrochen aktuellen Idee der frühen Chicagoer Soziologie. Im Vergleich der beiden Bücher tritt deutlich ein gemeinsames Anliegen hervor: unter dem Eindruck einer bestehenden und nachteiligen „Engführung" der qualitativen Sozialforschung auf Fragen der Mikroebene eine theoretische Perspektive und ein analytisches Vokabular zur Einholung gesellschaftlicher Meso- und Makroebenen zu formulieren, bei dem der Begriff des Diskurses eine zen-

1 Die Netzsuche ergab damals einige weitere Treffer: Neben einem mir schon länger bekannten Artikel von Brian Castellani (1999) über „Foucault und den Symbolischen Interaktionismus", auf den sich Adele E. Clarke ebenfalls bezog, gehörte dazu auch der Beitrag der britischen Soziologinnen Stevi Jackson und Sue Scott über weibliches *doing orgasm*, der inzwischen in überarbeiteter Form in deutscher Sprache erschienen ist, und in dem es den Autorinnen darum geht, die empirisch-analytische Stärke der symbolisch-interaktionistischen Tradition gegenüber den Versuchen ihrer „poststrukturalistischen Verabschiedung" deutlich zu machen (Jackson & Scott 2011).

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_6,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

trale Rolle spielen soll. Auch wenn dieses Vorhaben unterschiedlich bearbeitet wird, so finden sich doch zahlreiche Parallelen und natürlich viele Anknüpfungspunkte, die es zukünftig weiter auszuloten gilt.

Im nachfolgenden Interview steht die Situationsanalyse im Vordergrund, aber auch der (biografische) Weg und wissenschaftliche Kontext von Adele E. Clarke, die diesem Ansatz zugrunde liegen.[2]

1 „Nach Hause kommen“ oder: der Weg in die Grounded-Theory-Methodologie

RK[3]: Bevor wir genauer auf die Situationsanalyse eingehen, möchte ich Sie gerne zu Ihrem biografischen und wissenschaftlichen Hintergrund befragen. Könnten Sie uns dazu zunächst etwas über Ihren Weg zur Grounded-Theory-Methodologie erzählen? Wie sind Sie in dieses Feld der Sozialwissenschaften und der Sozialforschung eingestiegen? Was hat Sie daran fasziniert?

AC: Da ich in den szientistischen 1960er Jahren studiert habe, bin ich mit qualitativer Forschung nur sehr sehr wenig in Berührung gekommen. Aber am New Yorker Barnard College brachte uns Renee Fox dazu, Laura Bohannans Buch „Return to Laughter“ (1956) zu lesen. Darin geht es um die Durchführung ethnografischer Forschung, und ich war davon begeistert. An der New York University, wo ich meinen Master in Soziologie machte, wurden wir nur in Statistik und in Umfrageforschung ausgebildet. Doch Eliot Freidson lud Howard Becker zu einer Konferenz ein, und wir lasen qualitative Studien. In meinem Job in der Umfrageforschung fiel mir auf, dass die Antworten auf die offenen Fragen einfach in den Aktenschrank gestellt wurden. Niemand wusste, was man damit machen sollte. Ich hatte die Interviews durchgeführt und deswegen trieb mich das irgendwie um.

Zehn Jahre später wollte ich meinen Doktor in Soziologie machen und suchte nach einem Studienangebot, durch das ich mich auf qualitative Forschung, Medizinsoziologie und Frauengesundheitsforschung spezialisieren konnte. Eine ungemein großzügige Kollegin von der Sonoma State University, Kathy Charmaz, verwies mich an die University of California in San Francisco (UCSF), und zwar an Anselm Strauss und Ginnie Olesen. 1980, mit meinem Eintritt in die UCSF als Studentin, kam ich endlich in intellektueller und methodologischer Hinsicht „nach Hause“ – zum Symbolischen Interaktionismus und zur Grounded-Theory-Methodologie (Clarke & Star 1998). Als Studentinnen verfolgten wir unsere eigenen Forschungsprojekte, vom Design bis zur Abschlusspräsentation, und das in einer herausragenden Fakultät: Ginnie Olesen und Lenny Schatzmann lehrten Feldforschung, während Anselm mit qualitativen Analysen in kleinen Arbeitsgruppen anschloss. Wir lasen und

2 Es handelt sich um die gekürzte Fassung eines längeren Interviews, das im Herbst 2011 in *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* (http://www.qualitative-research.net/) im englischen Original erscheinen soll. Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch: Reiner Keller. Für zusätzliche Literaturhinweise vgl. http://www.situationsanalysis.com/.

3 Im Folgenden Reiner Keller = RK, Adele E. Clarke = AC.

kommentierten sogar Kapitel aus Anselms Manuskript für sein Buch „Qualitative Analysis for Social Scientists" (Strauss 2007 [1987]), das in der Tat Transkriptionen einiger unserer Gruppensitzungen enthält. Die GTM fing an, mir in Fleisch und Blut überzugehen. Mein weiter unten noch erwähntes Promotionsprojekt verband meine diesbezüglichen Interessen und hielt sie schriftlich fest.

RK: Aber bei Ihnen spielen auch Bezüge zum Feminismus eine wichtige Rolle. War das ebenfalls ein Thema an der UCSF?

AC: Als ich Studentin an der UCSF wurde, hatte ich bereits einige Jahre lang *Womens Studies* gelehrt und kam mit einer starken feministischen Sensibilität für Fragen der Methode und natürlich auch der Inhalte an. In Anselms Theoriekurs traf ich gleich zu Beginn (Susan) Leigh Star, und kurz danach waren wir in einer Schreibgruppe für qualitativ Forschende, zu der auch Kathy Charmaz und einige andere gehörten. Leighs lange und von Angstgefühlen begleitete Reise, die sie schließlich hin zu Anselm und der GTM führte, war wie ein Echo meiner eigenen Erfahrungen (Star 2007). Darum waren wir beide so unendlich dankbar dafür, nun eine intellektuelle Heimat zu finden. Wir stützten uns wechselseitig 1996 bei der Gedenkfeier anlässlich von Anselms Tod, und als sie 2010 starb, starb auch ein Stück von mir mit ihr. Wir teilten ein gemeinsames, tiefes Verständnis der Grounded-Theory-Methodologie als einem in irgendeiner Weise immer schon feministischen Ansatz (Clarke 2006). Und wir führten quälende Diskussionen über Anselms und Barney Glasers Mangel an auch nur einem Hauch von Ideen des Feminismus, über die ich seitdem ein paar Mal geschrieben habe (Clarke 2008).

Nachdem ich meinen PhD absolviert hatte, arbeitete ich mit Ginnie Olesen an einem großen *Women's Health*-Projekt. Daneben lehrte ich an der UCSF in Studiengängen zur Soziologie und zur Geschichte der Gesundheitswissenschaften, und bekam dann eine Postdoc-Stelle in Organisationssoziologie an der Stanford University bei Richard Scott, einem wirklich großmütigen Mentor. Zu meiner ziemlichen Überraschung wurde ich 1989 auf die Stelle von Anselm Strauss an der UCSF eingestellt, als er im Alter von 70 Jahren in Rente gehen musste. Glücklicherweise haben wir heute keine solchen altersdiskriminierenden Vorschriften mehr. Ich habe gerade meine Autobiografie fertiggestellt, die den Rest dieser Geschichte erzählt, als Teil einer Serie, die regelmäßig in den *Studies in Symbolic Interaction* erscheint.

RK: Haben Sie dann mit der ursprünglichen Grounded-Theory-Methodologie bzw. ihrer Fassung bei Anselm Strauss gearbeitet? Und wenn ja, was waren Ihre Themen?

AC: Ich habe bei Anselm mit der klassischen GTM begonnen, das war in meinem Promotionsstudium. Dann gab es zwei Hauptstränge in meinen Projekten, die beide sehr „Anselmianisch" waren. Erstens habe ich seine Perspektive auf die Soziologie der Arbeit auf das Gebiet der Untersuchung wissenschaftlicher Praktiken übertragen. Mir ging es dabei um das Handeln von Reproduktionswissenschaftler/innen – also darum, was sie tatsächlich machten. Seit 1987 habe ich dazu veröffentlicht, wie sie den Zugang zu Forschungsmaterial organisieren und aufrechterhalten.

Zusammen mit Joan Fujimura habe ich 1992 ein Buch mit dem Titel „The Right Tools for the Job: At Work in Twentieth Century Life Sciences“ herausgegeben (Clarke & Fujimura 1992). Das wurde auch ins Französische übersetzt. Monica Casper und ich führten auch eine klassische Grounded-Theory-Analyse des Pap-Testes durch – das ist ein Abstrich im Gebärmutterhals, der zur Früherkennung von Gebärmutterkrebs eingesetzt wird; darin konnten wir u. a. zeigen, wie das „falsche Werkzeug für diese Aufgabe“ zum „richtigen Werkzeug“ wurde. Und ich bin gerade dabei, einen Artikel zusammen mit Carrie Friese zu schreiben, in dem wir die Art der Arbeit am Material, welche die Reproduktionswissenschaftler/innen Mitte des 20. Jahrhunderts praktizierten, mit dem heutigen Klonen gefährdeter Arten in Zoos vergleichen.

Der zweite Schwerpunkt meiner Arbeiten im Rahmen der klassischen GTM schloss an das Konzept der sozialen Welten/Arenen an und richtete es auf die Entstehung von Wissenschaftsdisziplinen. Anselm hatte gerade angefangen, dazu zu veröffentlichen. Ich begann damit 1980 und arbeite auch heute noch daran. Mein 1998 erschienenes Buch „Disciplining Reproduction: Modernity, American Life Sciences and the ‚Problems of Sex‘“ ist buchstäblich durch die Theorie sozialer Welten organisiert (Clarke 1998). Das Buch nimmt zwei Bereiche in den Blick. Für jeden habe ich ein Kapitel geschrieben, das sich direkt mit der Reproduktionswissenschaft beschäftigt; und dazu jeweils ein zweites Kapitel über die für diese Wissenschaft wichtigste nicht-wissenschaftliche Welt. In der Entstehungsphase der Disziplin ging es hier um die hauptsächliche Finanzierungsquelle. In der Phase der Stabilisierung waren das die Bewegungen zur Geburtenkontrolle bzw. zur Kontrolle des Bevölkerungswachstums, die als Märkte in Frage kamen. Leigh Star, Joan Fujimura und ich brachten damit die Analyse von sozialen Welten/Arenen in das Feld der sozialwissenschaftlichen Wissenschafts-, Technik- und Medizinforschung (vgl. zum Überblick Clarke & Star 2008).

2 Die Bedeutung der sozialen Welten/Arenen

RK: Im deutschsprachigen Raum ist die „klassische“ Grounded-Theory-Methodologie insbesondere entlang der Arbeiten von Glaser und Strauss, später dann von Strauss bzw. Strauss und Corbin rezipiert worden. Das Konzept der sozialen Welten/Arenen dagegen wird bislang – so ist zumindest mein Eindruck – sehr viel weniger beachtet; dies gilt wohl auch für die neueren Entwicklungen des Symbolischen Interaktionismus und der Chicago Tradition. Worin sehen Sie die Bedeutung der „sozialen Welten/Arenen“?

AC: Die Theorie sozialer Welten/Arenen beschäftigt sich mit dem, was wir die Mesoebene nennen können. Natürlich wissen wir, dass es hier in der Praxis keine Grenzen gibt – es sind einfach komplexe Fließzustände. Ich habe mich schon immer vor allem für diese Meso- oder Organisations- bzw. institutionelle Analyseebene interessiert. Dort werden die Prozesse der Makroebene generiert, mit ihren Lang-

zeitwirkungen: die Urbanisierung, die Industrialisierung, die Formation von Geschlechtern, Rassen und ethnischen Zugehörigkeiten, der Neoliberalismus und die Globalisierung oder Transnationalisierung – das alles ist hier in seiner zeitlichen Dauer und in seinem „Bestehen nur auf Zeit", also in seinem Vorübergehen verankert: in Praktiken, die routinisiert, normalisiert, innerweltlich wirksam werden. Als junge Sozialwissenschaftlerin hatte ich in den 1980er Jahren den Eindruck, dass dieses Feld in der Soziologie und auch darüber hinaus ziemlich unterentwickelt geblieben war. Es ist schon interessant zu sehen, dass ich bei Weitem nicht die einzige war, die so dachte, und heute gibt es ja eine ganze Reihe solcher Theorieangebote und Ansätze, von der Aktor-Netzwerk-Theorie bis zur *Assemblage Theory*, in den verschiedenen Varianten der Netzwerkanalyse und natürlich in einigen Ansätzen der Diskursanalyse (vgl. Keller 2011 [2005]). Diese verschiedenen Ansätze betonen eben auch unterschiedliche Aspekte, und es ist ziemlich aufregend, so eine Breite an Vorgehensweisen zu haben, die jeweils unterschiedliches Arbeiten mit Fragen der Mesoebene – die selbst ja wieder vielfältig und sehr unterschiedlich sind – ermöglichen, je nach dem, was wir tun möchten.

Ich denke, diese Analyseebene ist so wichtig, weil wir, ganz im Sinne von Anselms Vorgehen, hier in der Forschung auf der Mesoebene die ganzen Beziehungen zu und Auswirkungen von Makrokräften wie dem Neoliberalismus und der Transnationalisierung sehen können. Und wir können uns natürlich *auch*, und sogar im selben Projekt, dafür entscheiden, stärker die Phänomene der Mikroebene in ihrem Verhältnis zur Mesoebene zu untersuchen. Ich bin mir natürlich völlig darüber im Klaren, dass das „Gequatsche" von Mikro-/Meso-/Makroebenen aus vielen sozialwissenschaftlichen Herangehensweisen verschwunden ist. Aber ich habe zwanzig Jahre damit verbracht, Promovierenden, von denen viele überhaupt keinen sozialwissenschaftlichen Hintergrund hatten, beizubringen, wie man qualitative Forschung macht. Und ich finde diese Metaphern extrem nützlich, gerade weil heutzutage so wenige Menschen überhaupt noch irgendeine Vorstellung von „dem Sozialen" haben, die über die Bezeichnung von irgendwelchen besonderen „sozialen Gruppen" hinausgeht. In viel zu vieler Hinsicht ist „das Soziale" unter der Hand „aus dem Handeln verschwunden". Aber überall auf der Welt arbeiten heute Leute mit null Background in Sozialtheorie in den Gesundheitswissenschaften, in der Politikumsetzung, im Bildungssystem, in der Sozialarbeit usw. und versuchen, qualitative Methoden zu erlernen – um soziale Phänomene zu untersuchen. Zum Glück entstehen neue Bücher, die diese Kluft angehen (z. B. Pascale 2011), und die die Philosophie des Pragmatismus, den Symbolischen Interaktionismus sowie andere Ansätze einbeziehen.

3 Die postmoderne Wende der Grounded Theory zur Situationsanalyse

RK: Obwohl ich in einem anderen Kontext arbeite, kann ich Ihrem Eindruck nur zustimmen. Mir scheint, dieses „Verschwinden des Sozialen“ gibt es auch in den jüngeren Bewegungen einer poststrukturalistischen Soziologie, die in gewisser Weise nur noch Selbsttransformationen des Sinns erkennt, aber keine sozialen Prozesse, Akteure oder Organisationen mehr. Postmoderne Argumente und Analysestrategien spielen auch in der Situationsanalyse eine wichtige Rolle. Wie entstand bei Ihnen der Eindruck, dass eine Weiterentwicklung der Grounded-Theory-Methodologie hin zur postmodernen Wende notwendig wurde? Wie sind Sie mit diesen Denkansätzen und Argumentationen in Berührung gekommen?

AC: Als Fakultätsmitglied der UCSF begann ich sehr schnell, in der fast einjährigen Reihe von Lehrveranstaltungen zur qualitativen Forschung und Analyse mit zu lehren, in einem Kreis von methodologisch ungemein reflektierten Kolleginnen und Kollegen aus der Pflegewissenschaft. Durch die Jahre der Lehre in Grounded-Theory-Vorgehensweisen hindurch und durch viele Diskussionen mit anderen „Grounded-Theoretikerinnen“, insbesondere mit Kathy Charmaz und Leigh Star, entwickelte ich nach und nach eine Kritik einiger Aspekte der GTM. 1995 war ich dann auch *Residential Research Fellow* am UC Humanities Research Institute, in einer Gruppe, die sich mit „Feministischen Epistemologien und Methodologien“ beschäftigte. Zu dieser unglaublichen Gruppe von Wissenschaftlerinnen gehörte die heute bei Weitem wichtigste poststrukturalistische Methodologie-Theoretikerin, Patti Lather, außerdem Val Hartouni, Katie King und andere. Das brachte mich endgültig über die Klippe und ich wusste, ich musste etwas über die Grounded-Theory-Methodologie und die Postmoderne- bzw. Poststrukturalismusdiskussion machen.

Ich schrieb dann einen Artikel zur Situationsanalyse (Clarke 2003), der von *Symbolic Interaction* angenommen wurde und auf gute Resonanz stieß – aber die darin formulierte Kritik und die damit verbundenen ersten Vorschläge nicht. Ich beschloss, ein Buch zu schreiben, das einerseits sehr ernsthaft die theoretischen und philosophischen Defizite der GTM diskutieren sollte, und andererseits – in Gestalt der Situationsanalyse – eine methodologische Ausarbeitung anbot, die den *postmodern turn* berücksichtigten wollte. Das war zum Davonlaufen schwer und kinderleicht zugleich.

Natürlich hallten Entwicklungen von der konstruktivistischen Theorie zum Postmodernismus und Poststrukturalismus ziemlich lautstark durch die Welten der qualitativen Forschung. Im Hinblick auf die GTM wurden in den letzten zwei Jahrzehnten ganz unterschiedliche Positionen eingenommen. Es gab große Kämpfe, die von Barney Glaser angezettelt wurden. Kathy Charmaz entwickelte in einem ausgezeichneten Text, den ich immer in der Lehre verwende, eine konstruktivistische und interpretative Grounded-Theory-Methodologie (vgl. Charmaz 2006; siehe auch ihren Beitrag in diesem Band). Vor kurzem hat Jan Morse eine Tagung über die „zweite Generation“ von Grounded-Theoretiker/innen organisiert und ein hilfreiches Buch

über die Bandbreite unserer Ansätze in der GTM herausgebracht (Morse et al. 2009). Denzin (2007) beschreibt den Ansatz von Glaser als objektivistisch, die Variante von Strauss und Corbin als systematisch, das Programm von Charmaz als konstruktivistisch, und meinen eigenen als situationistisch. Ich denke, diese Begriffe treffen das gut.

Zur Zeit arbeite ich mit zwei Kolleginnen (Adams, Murphy & Clarke 2009) an einem Projekt, das sich mit der Antizipation als einem Phänomen beschäftigt, das unser Heute charakterisiert – mit dem individuellen und kollektiven Denken und Leben *im Horizont* der Zukunft. In dem Maße, wie die Wissenschaften des Tatsächlichen durch spekulative Ausblicke ersetzt werden, wird die Antizipation zunehmend zu einer epistemischen Tugend. Mein eigener Fokus richtet sich dabei auf eine ihrer Schlüsseldimensionen, die Abduktion. Den Begriff entwickle ich von Charles Sanders Peirce und einigen anderen aktuellen Grounded-Theory-Arbeiten aus (z. B. Reichertz 2007 und in diesem Band). Hier wird die Abduktion zum Hilfsmittel, welches das Hinter-uns-Liegende mit dem Vor-uns-Liegenden zusammenheftet, Schleifen zwischen Zukünften, Vergangenheiten und Gegenwarten erzeugt und Blaupausen für die Produktion von Zukünften liefert.

RK: Häufig scheinen Vertreter/innen postmoderner und poststrukturalistischer Positionen – ich denke etwa (aber nicht nur) an Judith Butler und die Butler-Rezeption – die Soziologie insgesamt verabschieden zu wollen. Wie sehen Sie das?

AC: Ich teile ja auch viele Kritiken an der Mainstream-Soziologie. Aber oft muss man das genauer fassen. Judith Butler zum Beispiel ist ja keine neue Autorin. Sie gehört zu meiner Seniorinnengeneration und ich kenne, schätze und lehre ihre Arbeiten seit Jahrzehnten. Aber bei ihr – wie bei vielen anderen, die sich Sozialanalysen zuwenden, ohne über einen sozialwissenschaftlichen Hintergrund zu verfügen – zeigt sich ein Mangel an Wissen in dem Unvermögen, auf tatsächlich frühere, vorangehende bahnbrechende Arbeiten zu verweisen, die für ihr eigenes Werk wichtig sind. Erving Goffmans interaktionistische Studien zur Performativität gingen denen von Butler um Jahrzehnte voraus. Natürlich gibt es in den Theorien der Beiden Unterschiede, aber Goffman schuf und stabilisierte eine sehr ernsthafte, breit rezipierte dramaturgische Perspektive auf das soziale Leben, die auch heute noch ziemlich lebendig ist – nicht nur in der Soziologie, sondern weit darüber hinaus. Für mich sind solche „Abwesenheiten" keine legitime Praxis der Zitation und Bezugnahme.

Das bringt mich zu einem Kernpunkt der Strategie von „Strohmann"-Argumenten, bei der viel Zeit und Platz damit verbraucht wird, kritisch gegenüber dem zu sein, was vorher war, und oft kein einziges Fitzelchen zu finden, das bewahrenswert wäre, um dann „das neue Ding" zu promoten. Mir sind solche Strategien des „Niedermachens" Anderer, um dann selbst „ein Bein hochzukriegen", oder die versuchen, durch Missachtung und „Anweisung von oben" ein Feld abzuräumen, schon lange verdächtig. Im Gegenteil scheint mir: Wenn ein neuer Ansatz etwas wert ist, sollte er in der Lage sein, auf seinen eigenen zwei Beinen zu stehen. Warum sollte man die Zeit mit Kritik verschwenden, statt die eigene Alternative zu entwickeln? Ein anderes

Problem liegt darin, dass solche Kritiken häufig das, was sie kritisieren, ernstlich – und ich befürchte, manchmal ziemlich absichtlich – falsch darstellen. Das habe ich sicherlich selbst erlebt, bezogen auf meine eigenen Arbeiten und bezogen auf den Interaktionismus. Eine interaktionistische Kritik der Aktor-Netzwerk-Theorie haben wir vor vielen Jahren vorgestellt. Die meisten Punkte davon stimmen heute noch.

4 Pragmatismus und Symbolischer Interaktionismus bleiben grundlegend

RK: Es geht Ihnen ja aber nicht um eine einfache Ersetzung der GTM oder der pragmatistischen Tradition durch den Postmodernismus und Poststrukturalismus. Vielmehr verbinden Sie in der Situationsanalyse – ähnlich, wie ich das in der „Wissenssoziologischen Diskursanalyse“ (WDA; Keller 2011 [2005]) vorgeschlagen habe – den Symbolischen Interaktionismus der Chicagoer Tradition bzw. im Stil der soziale Welten/Arenen-Analyse mit Foucaultschem Denken, der Aktor-Netzwerk-Theorie und anderen Ansätzen. Und wie in der WDA bleibt auch bei Ihnen die interaktionistische und pragmatistische Tradition doch der Ausgangspunkt oder die allgemeine Grundlage. Warum ist das so? Und warum denken Sie, dass der dort ursprünglich entwickelte begriffliche Rahmen heute nicht mehr ausreicht?

AC: Lassen Sie mich zunächst festhalten, dass die Situationsanalyse in der Tat den Symbolischen Interaktionismus, die Soziologietradition der Chicago School und Strauss' Analyse von sozialen Welten/Arenen mit Foucaultschen Denkwerkzeugen verknüpft. Aber der Bezug zur Aktor-Netzwerk-Theorie ist nur minimal. Ich habe dort den Ausdruck des „Nicht-Menschlichen“ *(non-human)* geklaut, um die Bedeutung der „Dinge“ zu unterstreichen und so zu argumentieren, dass eine *angemessene Analyse von Situationen das Nicht-Menschliche explizit und wirklich sehr genau einbeziehen muss*. Wenn man die „Handlungsfähigkeit“ der nicht-menschlichen Elemente „sieht“, die in der Situation präsent sind, dann wird dadurch das Selbstverständliche der Situation aufgebrochen; so entstehen die von Mead (1973 [1934]) betonten Momente des begrifflichen Bruchs, durch die wir die Welt ganz neu sehen können.

„Dinge“ haben aber in der Geschichte der symbolisch-interaktionistischen Theorie immer schon eine Rolle gespielt. McCarthy (1984, S.108f.) argumentiert dazu folgendermaßen:

> „Mead spricht von der Kontinuität, die zwischen dem Individuum und der Objektwelt hergestellt wird – eine Kontinuität, die impliziert, daß die Erfahrung des Selbst mit physikalischen Dingen durchsetzt ist, mit denen man soziale Beziehungen eingeht […] Die Erfahrung der Widerständigkeit von Objekten bedeutet nichts anderes als die Erfahrung ihrer Handlung in Bezug auf einen selbst […] Objekte spielen für die Konstitution und Aufrechterhaltung von sozialen Identitäten eine zentrale Rolle.“

In einem weitreichenden Bezug auf Mead schrieb Herbert Blumer (1969, S.10f.): „Die Position des Symbolischen Interaktionismus lautet, daß die ‚Welten', die für menschliche Wesen und ihre Gruppen existieren, aus ‚Objekten' zusammengesetzt sind, *und daß diese Objekte das Ergebnis von symbolischer Interaktion sind*."

Das ist einer der Schlüsselzugänge, durch den die im Symbolischen Interaktionismus verwurzelte Grounded-Theory-Methodologie einen spezifischen und entschiedenen *materialistischen* Konstruktivismus anbietet. Die Situationsanalyse berücksichtigt ganz explizit die nicht-menschlichen Bestandteile der Forschungssituation, sowohl die materiellen wie auch die diskursiven.

Wir hören ja nicht an unseren Häuten auf, sondern wir existieren in Beziehungen – sogar in einer Art Ko-Konstitution – mit allen Arten von Dingen, lebendige oder nicht lebendige. Die ausdrückliche Aufnahme des Nicht-Menschlichen in die Forschung stellt sich auch der mit dem postmodernen Denken verbundenen posthumanistischen Herausforderung – also der Infragestellung der Idee, dass nur Menschen „wirklich" oder „am meisten" zählen. Insbesondere dank der Arbeiten von Donna Haraway (2007) müssen wir heute auch den Begriff des Nicht-Menschlichen infrage stellen, einschließlich der darin unterstellten Trennung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem. Sie argumentiert in brillanter Weise, dass „wir" nicht nur Menschen sind, sondern aus Millionen anderen Organismen bestehen – wenn man die mitzählt, die in unserem Darm und auf unseren Häuten leben. Eine Trennung zwischen menschlich/nicht-menschlich ist im Bereich des Lebenden nicht möglich. Vielmehr handelt es sich um ein historisches Artefakt unserer Mensch-zentrierten Sicht der Welt.

RK: Damit argumentieren Sie, dass das Nicht-Menschliche in gewisser Weise immer schon seinen Platz in der pragmatistischen Tradition hatte. Insoweit haben die Diskussionen um die Aktor-Netzwerk-Theorie und den Posthumanismus zwar sicherlich und mit großem Nachdruck zur Korrektur der „Mensch-Zentriertheit" soziologischen Forschens beigetragen. Aber das bedeutet dann nicht, die bestehenden Traditionen des interpretativen Paradigmas (Keller 2011) einfach beiseitezuschieben. Wie legen Sie diese Verbindung von „Grundlagen (-tradition)" und „Neuerung" an?

AC: Auf jeden Fall bleibt die selbst wiederum im Pragmatismus verwurzelte interaktionistische Tradition meine philosophische Heimat, mein Ausgangspunkt. So wie ich es sehe, legte der Pragmatismus die Grundlagen für den wissenssoziologischen Konstruktivismus, der von Berger und Luckmann (1980 [1966]) entwickelt wurde, eines der ersten Bücher, das ich in der Graduate School las. Ich denke, Schlüsselaspekte der Wissenssoziologie sind im US-amerikanischen Pragmatismus verwurzelt, genauso wie bei Karl Mannheim und anderen. Das wundervolle Buch von Doyle McCarthy (1996), das ich in meiner Lehre im Bereich der Sozialtheorien benutze, zeigt viele dieser Verbindungen auf.

Der Hauptgrund, warum mir der Begriffsapparat des Symbolischen Interaktionismus heute nicht mehr ausreichend erscheint, liegt darin, dass der Interaktionismus sich nicht „jenseits des erkennenden und wissenden Subjekts" begab, um eine

Konzeptualisierung von Diskursen in der wichtigen Mesoebene und in der historisch-institutionenübergreifenden Weise zu entwickeln, wie Michel Foucault das tat. Als ich zum ersten Mal Foucaults Konzepte „in die Hand bekam“ – das war erst irgendwann in den 1980er Jahren – wurde mir klar, dass ich seit Ende der 1960er Jahre nach so etwas gesucht hatte, seitdem mir die Bedeutung der Massenmedien dämmerte. Ich wusste da schon, dass nicht nur die Medien Diskurse hervorbrachten und zirkulieren ließen, aber meine Theorieausbildung ging da nicht sehr weit. Antonio Gramsci wäre auch eine Hilfe gewesen. Und ich war nicht die einzige unter den Interaktionist/innen, die so dachte. Norman Denzin (1992, S.65) schrieb zum Beispiel: „Wenn der Interaktionismus wachsen und gedeihen soll, muss er Elemente der poststrukturalistischen und postmodernen Theorie (z. B. die Arbeiten von Barthes, Derrida, Foucault, Baudrillard usw.) in seine eigenen Blicke auf Geschichte, Kultur und Politik aufnehmen.“

Ich habe versucht, das in der Situationsanalyse zu machen, und auch sonst in meinen Arbeiten und in meiner Lehre. Meine Generation bewegt sich aus der Disziplingefolgschaft hinaus und kombiniert sogar Elemente, die vorher als gegensätzlich angesehen wurden. Um mich in dieser Hinsicht weiter „provozieren“ zu lassen, fahre ich regelmäßig zu den internationalen Kongressen zur qualitativen Forschung, die Denzin und andere an der University of Illinois in Urbana/Champaign organisieren. Bei meinem letzten Besuch waren da fast 1.300 Leute aus 78 verschiedenen Ländern. Man fühlte sich wie bei der Teilnahme an einer transnationalen sozialen Bewegung für qualitative Forschung – das ist in diesen schwierigen Zeiten sehr ermutigend.

5 Das Erstellen von Maps als Schlüssel zur Situationsanalyse

RK: Was sind nun die Kernelemente der Situationsanalyse?

AC: In der Erweiterung der Methoden der Grounded Theory, die ich entwickelt habe und Situationsanalyse nenne (Clarke 2003, 2011 [2005]), *wird die sehr breit und umfassend betrachtete Situation selbst zur Schlüsselgröße der Untersuchung*. Das unterscheidet sich ziemlich stark von der herkömmlichen GTM, die ja die hauptsächlichen sozialen Prozesse – menschliches Handeln – im Untersuchungsfeld fokussiert. In der Situationsanalyse wird die Untersuchungssituation empirisch konstruiert, und zwar durch die Entwicklung von drei Arten von „Landkarten“ *(Maps)*, durch analytisches Durcharbeiten und durch unterschiedliche Arten von Memos.

Die erste Art von *Maps* nenne ich Situations-*Maps*. Darin werden die wichtigsten menschlichen, nicht-menschlichen, diskursiven, historischen, symbolischen, kulturellen, politischen und weitere Elemente der betreffenden Untersuchungssituation ausgebreitet. Diese *Map* zielt zuerst darauf, das Forschungsdesign und die anschließenden Analysen zu verbessern, indem sie all das festhält, worüber zumindest einige Forschungsdaten zusammengetragen werden sollten. Im weiteren Verlauf der Unter-

suchung dienen die Situations-*Maps* dazu, Analysen der Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen anzuregen. Indem sie in spezifisch postmodernen und feministischen Arten und Weisen *gegen* die üblichen Vereinfachungen arbeiten, halten diese *Maps* die vielen und heterogenen Elemente sowie die vertrackt-verwickelten Komplexitäten der Situation fest und provozieren Diskussionen darüber.

RK: Wenn ich das richtig verstehe, kann man so einen ersten, vielleicht etwas chaotisch anmutenden Überblick über die ganz unterschiedlichen Bestandteile einer Situation gewinnen. Doch wie geht es dann mit den anderen *Maps* weiter?

AC: Als zweites schlage ich vor, *Maps* von sozialen Welten/Arenen zu erstellen. Sie halten alle vorkommenden *kollektiven* Akteure fest und ebenso die Arena oder die Arenen, auf die sie sich beziehen, d. h., in denen sie in fortlaufenden Diskursen und Aushandlungen engagiert sind. Solche *Maps* bieten eine Interpretation der Situation auf der Mesoebene, indem sie ihre sozialorganisatorische, institutionelle und diskursive Dimension aufnehmen. Ihnen liegen entschieden postmoderne Annahmen zugrunde: Wir können keine Richtungen des Einflusses feststellen; Grenzen sind offen und durchlässig; Aushandlungen sind immer im Fluss; Diskurse sind vielfältig und potenziell widersprüchlich. Unterschiedliche Formen von *Aushandlungen*, vom Zwang bis zum *bargaining* (also zum Verhandeln und Feilschen) bilden die grundlegenden Sozialprozesse, die *basic social processes*, welche die sozialen Welten/Arenen aufbauen und permanent auch wieder destabilisieren. Die Dinge könnten immer anders sein – nicht nur individuell, sondern auch in kollektiver, organisatorischer, institutioneller oder diskursiver Hinsicht, und diese *Maps* porträtieren solche postmodernen Möglichkeiten.

Die Positions-*Maps* schließlich zeigen die in den Daten hauptsächlich eingenommenen Positionen an, und auch die, die *nicht* eingenommen werden. Diese Positionen beziehen sich auf verschiedene Achsen der Variation und der Differenz, der Fokussierung und der Kontroversen, die in der betreffenden Situation vorfindbar sind. Das Besondere an solchen Positions-*Maps* liegt vielleicht darin, dass sie *nicht* auf Personen oder Gruppen bezogen sind; eher zielen sie darauf, das gesamte Spektrum *diskursiver* Positionen zu den Schlüsselthemen der Situation wiederzugeben. Dadurch lassen sie die Wiedergabe vielfältiger Positionen und sogar von Widersprüchen innerhalb von Individuen und Kollektiven zu. Die Komplexitäten sind selbst heterogen, und wir brauchen bessere Möglichkeiten, sie darzustellen.

RK: Was heißt dann aber tatsächlich „Situation": Wo beginnt sie, wo hört sie auf?

AC: Mein Verständnis von Situation ist durch verschiedene Wissenschaftler/innen geprägt. Zunächst ist natürlich das Thomas-Theorem aus den 1920er Jahren, das im Kern des Sozialkonstruktivismus und des Symbolischen Interaktionismus steht – „wenn Situationen als wirklich wahrgenommen werden, sind sie in ihren Folgen wirklich" (Thomas & Thomas 1970 [1928]) – auch für die Situationsanalyse von grundlegender Bedeutung. Zweitens hat mich Charles Wright Mills' Arbeit über situierte Motive (Mills 1940) inspiriert, und dann drittens Norman Denzins frühe Bemühungen zur Ortsbestimmung der Forschung in seinem Buch „The Research

Act“ (Denzin 1989 [1970]). Und schließlich war Donna Haraways einschlägiger feministischer Text über „situiertes Wissen“ (Haraway 1995 [1991]), der klassische Themen der Mannheimschen Wissenssoziologie aufwirft, eine zentrale Grundlage für das Konzept der Situation.

Wie die Konzepte der sozialen Welten/Arenen ist auch dasjenige der Situation sehr elastisch. Sie fragen: „Wo fängt sie an, wo hört sie auf?“. Als Studentin von Anselm kann ich dazu nur die Antwort anbieten, dass das eine *empirische Frage* ist. Die Art und Weise, wie Sozialforschende ihr Projekt bestimmen, bestimmt auch die Untersuchungssituation, die Daten, die zusammengetragen werden müssen, und die Analyse. Man kann die Forschung auf eine kleine Situation oder auf eine umfangreiche hin ausrichten. Allgemein gesagt nimmt sich eine breiter ausgerichtete empirische qualitative Forschung üblicherweise eine Arena oder mehrere Arenen in einem zusammengehörigen Feld vor. Leigh Star und ich haben eine ganze Anzahl solcher Projekte in den *Science und Technology Studies* in einem Überblick besprochen (Clarke & Star 2008).

Eine solche Dehnbarkeit von Konzepten macht einige Leute nervös. Aber es versetzt die Begriffe auch in die Lage, über Disziplingrenzen und Spezialisierungen hinweg zu reisen und nützlich zu sein, zugeschnitten auf lokale Bedürfnisse und doch aufgegriffen und brauchbar über Welten hinweg – Grenzobjekte *par excellence*! Es sind also letztlich die Forscherin und der Forscher, welche die Grenzen der Situation festlegen, wenn sie ihre Forschungsfrage bestimmen – und diese Bestimmung kann sich ja im Laufe des Forschungsprojektes entwickeln und verändern. Wie die Grounded-Theory-Methodik geht auch die Situationanalyse iterativ vor.

RK: Sie führen, wie wir gerade gehört haben, die Idee der *Maps* neu ein, oder genauer gesagt, sie beleben eine Tradition des Anfertigens von „(Land-) Karten“ wieder, die sich schon in der frühen Chicagoer Soziologie fand, geben ihr aber einen neuen, zentralen Stellenwert. *Maps* enthalten nun ja zunächst ungeordnete oder geordnete Elemente (der Situation, der Akteure und implizierten Aktanten, der Positionen usw.). Aber damit wir verstehen, was in ihnen festgehalten wird, damit wir also die Analyseergebnisse zusammenführen, können wir meines Erachtens ja nicht von Narrativen, von Erzählungen absehen, zumal dann, wenn es darum geht zu beschreiben, was sich in den *Maps* findet. Warum betonen Sie die *Maps* so stark, warum werden sie zentral in Ihren Arbeiten, worin sehen Sie ihre Vorteile?

AC: Einige Leute lieben *Maps*, während anderer davon weniger begeistert sind. Ich gehöre zu Ersteren und bin bei Weitem nicht alleine. Ich denke, dass die drei Strategien des Situations-*Mappings* (Situations-*Maps*; soziale Welten/Arenen-*Maps*; Positions-*Maps*) jede für sich und alle zusammen es den Forschenden erlauben, Daten und Analysen weniger dicht, leichter verständlich und leichter veränderbar zu präsentieren, als das Erzählungen möglich machen. In analytischer Hinsicht kann man mehr mit einer guten *Map* erfassen als mit einer „dichten“ Geschichte, und das noch dazu schneller. Und man kann auch sehr viel einfacher ein *„Re-Mapping“* vornehmen und neue Erkenntnisse schnell und klar sehen – und auch, ohne sich ganz

und gar darauf festzulegen, was oft mit dem Schreiben einer Geschichte einhergeht, die dann die Analyse zu früh beendet. Bei den *Maps* geht es in erster Linie um eine Arbeitsmöglichkeit zur Durchführung von qualitativen Analysen – sie sind als Arbeitswerkzeuge gedacht, nicht so sehr als Darstellungswerkzeuge. Oft helfen sie den Forschenden, eine Projektlandkarte zu erstellen, die das Spezifische ihrer Forschung deutlich macht und für Präsentationen oder Publikationen nützlich ist.

6 Implizierte Aktanten, Macht und die Rolle von Diskursen

RK: Sie hatten vorhin auch die nicht-menschlichen Entitäten *(non-humans)* erwähnt. Darauf hat in den letzten Jahren ja vor allem die Aktor-Netzwerk-Theorie hingewiesen. Wie wird das in der Situationsanalyse berücksichtigt?

AC: Die Situationsanalyse nimmt das Nicht-Menschliche in der Untersuchungssituation – also z. B. Dinge, auch Diskurse – sehr Ernst. Wenn die ersten Situations-*Maps* angefertigt werden, wird vom den Forschenden verlangt, die nicht-menschlichen Elemente der Situation zu benennen. Dadurch werden relevante Materialitäten und Diskurse von Anfang an sichtbar. Die Rückseite der zweiten Art von *Maps*, der soziale Welten/Arenen *Maps* sind natürlich Diskurs- und Arenen-*Maps*. Soziale Welten sind „Diskursuniversen"[4], die ganz selbstverständlich Diskurse über die wichtigen Elemente einer Situation hervorbringen. Solche Diskurse können kartografiert und analysiert werden.

Schließlich brechen die Positions-*Maps* die Diskurse sowieso auf, indem sie die Positionen entlang von Schlüsseldimensionen untersuchen. Diskurse können so ihren Herstellungsorten „entwendet werden"; sie werden dezentriert, und dadurch können wir analytische Komplexitäten und „stumme Orte" erfassen, von denen aus scheinbar keine Diskursinterventionen ausgehen. Es gibt in dem Buch (Clarke 2011 [2005]) einige Kapitel dazu, wie man die Situationsanalyse einsetzen kann, um narrative, visuelle und historische Diskurse zu untersuchen. Und durch alle *Mappings* hindurch werden die Forschenden zu einer systematischen Betrachtung der Daten ermutigt – auch dazu, weiterzuarbeiten, selbst wenn man schon aufregende Ergebnisse vorweisen kann, denn das Weitermachen mit den *Maps* kann vielleicht sogar noch bessere hervorbringen.

RK: In der Situationsanalyse führen Sie „implizierte Aktanten" ein, aber Sie bezeichnen sie als gesellschaftlich konstruiert. Latour und seine Freunde behaupten stattdessen, dass Aktanten an sich existieren. Warum folgen Sie seinem Argument nicht?

4 Ein Begriff der pragmatistischen Tradition, der sich etwa bei Mead findet; vgl. Keller (2011 [2005], S.195–205).

AC: Das Konzept der Aktanten ist von der Aktor-Netzwerk-Theorie geklaut, ebenso die Begrifflichkeit des Nicht-Menschlichen *(non-human)*.[5] Genau da hört das Klauen auch auf. Lassen Sie mich deswegen das „Implizierte“ erläutern. Es weist auf die Analyse der in Situationen verteilten Macht hin. *Implizierte Akteure* sind Akteure, die von einer sozialen Welt explizit konstruiert und/oder durch eine soziale Welt explizit adressiert werden, und für die die Aktivitäten dieser Welt höchst folgenreich sein können. Aber implizierte Akteure sind entweder in dieser Welt nicht wirklich präsent, oder es ist ihnen nicht erlaubt, in ihrem aktuellen Ablauf voll handlungsfähig zu sein. Implizierte Akteure können im Großen und Ganzen nicht „sprechen“ und niemand stellt ihnen Fragen. Normalerweise sprechen andere an ihrer Stelle – sie werden im Diskurs dieser Welt konstruiert und bilden häufig ihren Fokus oder ihr Ziel. Die Handlungen, die „im Namen von“ implizierten Akteuren vorgenommen werden, erfolgen häufig „zu ihrem Wohlergehen“. Individuen und soziale Gruppen mit weniger Macht in solchen Situationen sind eher implizierte statt voll handlungsmächtige Akteure.

Implizierte Aktanten sind in Situationen implizierte nichtmenschliche Akteure. Wie die Menschen, so können auch die implizierten Aktanten in der Forschungssituation *physisch und/oder diskursiv* präsent sein. Das bedeutet, dass menschliche Akteure (individuell oder als Kollektive in sozialen Welten) routinemäßig nicht-menschliche Aktanten aus ihren eigenen Perspektiven heraus konstruieren, indem sie die Eigenschaften und Handlungen interpretieren, die solche Aktanten in spezifischen Situationen zeigen. Zu den analytischen Fragen gehört dann: Was sind die spezifischen Eigenschaften und Fähigkeiten des oder der Aktanten? Wer konstruiert diskursiv was? Wie und warum machen sie das?

RK: Wie beziehen Sie das auf die gerade erwähnte Rolle von Macht?

AC: Macht zu analysieren bedeutet zu untersuchen, wessen Konstruktionen von wem oder was existieren. Welche werden von den verschiedenen Teilnehmenden als „die wirklichen“ Konstruktionen hergenommen oder als diejenigen, welche tatsächlich in der Situation „zählen“? Welche sind umstritten? Welche werden ignoriert? Von wem? Durch das Verständnis der diskursiven Konstruktionen implizierter Akteure und Aktanten können Forscher/innen viel von den sozialen Welten und der Arena erfassen, in der erstere aktiv sind. Der Begriff der implizierten Akteure und Aktanten verweist auf die Machtdynamiken in der Situation. Wer kommt zum Sprechen? Wer kann sich repräsentieren? Wer wird von anderen repräsentiert?

In der Sprache der Beteuerungen von Latour & Co: dass Aktanten an sich existieren – da bin ich völlig einverstanden! Doch wenn es darum geht, wie und was sie in einer Situation sind und tun: das ist durch andere in der Situation konstruiert – interpretiert. Um Anleihen bei dem erwähnten klassischen Zitat von Thomas und Thomas (1970 [1928]) zu machen: Ein Aktant, der als wirklich definiert wird, ist in

5 Anm. R. K.: Vgl. zu dem von Michel Callon, Bruno Latour, John Law u. a. geprägten Vokabular der ANT z. B. Belliger und Krieger (2006).

seinen Folgen wirklich. Leigh Stars berühmter Text über Zwiebelallergien (Star 1991) gibt zu diesen Fragen einen amüsanten Einstieg.

RK: Sie haben vorhin erwähnt, dass Sie von der Aktor-Netzwerk-Theorie die Betonung des Nicht-Menschlichen übernommen haben, aber dass diese Tradition ansonsten nicht so wichtig für Ihr Arbeiten ist, und dass Sie die Frage der Akteure und Aktanten durch die Brille der „Definition" angehen. Das scheint mir im Hinblick auf Michel Foucault und den Diskursbegriff doch deutlich anders zu sein. In der Situationsanalyse bekommt der Blick auf Diskurse einen zentralen Stellenwert. Warum?

AC: Für mich sind Diskurse heute von zentraler – fundamentaler – Bedeutung für das Sozialleben, und das sind sie wohl schon seit bestimmt einem Jahrhundert, mit zunehmender Stärke. Genau deswegen gehört Foucault zu den Top-Theoretiker/innen des 20. Jahrhunderts – und deswegen ist sein Werk auch im 21. Jahrhundert so wichtig, und darum blühen auch so viele Spielarten der Diskursanalyse (Keller 2010 [2003]). Ich sehe die Hinwendung zum Diskurs als einen Schlüsseleinsatz des Poststrukturalismus und Postmodernismus, in gewisser Weise als Übergang zum Post-Humanismus. Die Sozialwissenschaften mussten schon ein Jahrhundert lang über das sprechende Subjekt hinausgehen – seit die Schriftkultur, die Zeitungen und die Fotografie im 19. Jahrhundert begonnen haben, den Planeten zu verändern. Und seit sie ihn im 20. Jahrhundert durch das Fernsehen, das Silizium (man denke nur an das kalifornische „Silicon Valley"), das *Web,* die *Social Media* usw. bis heute immer wieder verändern. Wir schwimmen durchgehend in Ozeanen von Diskursen – narrativer, historischer, visueller Art. Doch nur wenige Ansätze der sozialwissenschaftlichen Analyse haben sich mit Diskursen *per se* beschäftigt. In den USA sind es neuere disziplinäre Formationen wie die *Communication Studies* und andere *„X Studies"*, in denen Diskurse Ernst genommen wurden.

RK: In der WDA könnte man vielleicht davon sprechen, dass eine Diskursarena oder ein bzw. mehrere Diskurse und deren Verläufe – also Entstehen, Stabilisierungen, Transformationen, Effekte – den Hauptgegenstand bilden, in gewissem Sinne also die „Situation", die zur Untersuchung bestimmt wird. Bei Ihnen liegt das etwas anders. Trotz der starken Betonung der Diskurse bleibt der Fokus auf der bzw. einer Situation, von der aus unter anderem nach der Bedeutung von Diskursen gefragt wird. Das führt mich zur Frage: Wie hängen Diskurs und Situation zusammen?

AC: In der Situationsanalyse werden Diskurse als Bestandteile von Situationen betrachtet. Ich kann mir keine Situation vorstellen, über die es nicht irgendwo einen Diskurs gibt – und meist sogar viele. Soziale Welten erzeugen typischerweise Diskurse über sich selbst. Webseiten gehören heute zu den uns am lebhaftesten vertrauten Diskursen spezifischer sozialer Welten. Und natürlich produzieren soziale Welten Diskurse über andere soziale Welten und über Themen der spezifischen Arenen, in denen sie engagiert sind und in denen sie Handlungsverpflichtungen übernehmen. *Non-humans* – Aktanten – aller Art stehen im Fokus von Diskursen, und das immer weiter und immer weiter.

Deswegen habe ich den Diskursbegriff im Zentrum der Situationsanalyse platziert: *Egal was man heute untersucht, höchstwahrscheinlich gibt es dazu ausgedehnte diskursive Terrains, die als Teil eines ernsthaften Forschungsprojektes in die Analyse einbezogen werden müssen.* Ein ziemlich langes Kapitel der Situationsanalyse (Clarke 2011 [2005]) beschäftigt sich deswegen mit der „Hinwendung zu Diskursen“. Dadurch führt sie ein neues Publikum in das komplexe Feld der Diskursforschung ein, die das hoffentlich aufgreifen. Ich beginne im Buch mit einem Überblick über das Feld und diskutiere die vorhandenen Arten und Ziele von Diskursanalysen. Dazu gehören die Untersuchung 1. der Aushandlung sozialer Beziehungen in diskursiven Interaktionen, 2. der Erzeugung von Identitäten und Subjektivitäten durch Diskurse und 3. der Herstellung von Macht/Wissen, Ideologien und Kontrolle durch Diskurse.

Der letzte dieser Punkte wird in meinem eigenen Arbeitsfeld der *Science, Technology & Medicine Studies* am häufigsten aufgegriffen. Dort – und wie ich weiß, auch in anderen Arbeitsfeldern – sind Dissertationen und Buchprojekte zunehmend *multi-sited* oder *multi-scaped*, verbinden also mehrere Untersuchungsorte und -gegenden. Einer der dabei anvisierten Hauptorte oder „Hauptbereiche“ wird durch Diskurse konstituiert, die deswegen einer umfangreichen Analyse bedürfen. In den USA machen wir heute einen Crashkurs durch über die Macht extremer Diskurse, bestimmte Praktiken aus dem Gesichtsfeld zu vertreiben oder auszuradieren. Das ist in der Politik zum Extremsport geworden.

Die besondere Bedeutung von Diskursen für ein spezifisches Forschungsthema sollte sich durch die grundlegende Situations-*Map (basic situational map)* klären; deswegen ist deren Erstellung im Entwicklungsstadium eines Forschungsprojekts unverzichtbar. Die Auswahl von (möglicherweise multiplen) Orten *(sites)* und Bereichen *(scapes)* zum Erkunden und Zusammentragen von Daten ist ein früher Schlüsselmoment. Eine der besonderen Facetten der Situationsanalyse von Diskursen liegt darin, dass letztere mit spezifischen sozialen Gruppen oder Institutionen auf eine Linie gebracht werden können oder auch nicht. Situations-*Maps* sollten die in einer untersuchten Situation wichtigen Diskurse benennen. Die soziale-Welten/Arenen-*Maps* verweisen auf die Diskurse, die von den in der interessierenden Arena oder den Arenen vorfindlichen sozialen Welten erzeugt werden. Schließlich analysiert das Positions-*Mapping* die verschiedenen Positionen, die in den Diskursen durch die Arenen hindurch entlang spezifischer wichtiger Dimensionen oder Achsen der verhandelten Anliegen vorkommen. Ich kann das hier jetzt nicht weiter ausführen, aber Positions-*Maps* ermöglichen es den Untersuchenden auch, *nicht eingenommene* – fehlende – Diskurspositionen in den Daten zu identifizieren. Das hatte ich vorhin schon angedeutet. Solche „stummen Orte“ können äußerst interessant und wichtig sein. Zuallerletzt: Sowohl integratives als auch komparatives *Mapping* sind möglich – Diskurse können zusammen analysiert werden oder für sich allein und vergleichend.

7 Gegenwärtige Herausforderungen an die qualitative Sozialforschung

RK: Unser Gespräch nähert sich seinem vorläufigen Ende. Deswegen möchte ich abschließend gerne etwas von der Situationsanalyse zurücktreten und allgemeiner fragen: Wie würden Sie die gegenwärtigen Herausforderungen an die Soziologie und die qualitative soziologische Forschung beschreiben?

AC: Vor vielen Jahren fragte Foucault: „Was ist zu tun?" Diese Frage ist im neuen Jahrtausend in der Soziologie und auch in den meisten anderen Disziplinen noch dringender geworden. Die neuen Geopolitiken der Globalisierung – oder besser: der Transnationalisierung – verändern die Art und Weise, wie wir über die „Möglichkeitsbedingungen" für die Zukunft nachdenken können, und zwar in jedem Gegenstandsbereich, an jedem Ort. Interessanterweise lautet das Thema des 2012 stattfindenden Jahreskongresses der American Sociological Association (ASA) „Real Utopias: Emancipatory projects, institutional designs, possible futures". Für mich ist ein „wirkliches utopisches" Denken, das all die derzeit bestehenden Widersprüche angeht, genau das, was gebraucht wird. Wie lassen sich am besten die Möglichkeitsbedingungen in Bezug auf ein konkretes und spezifisches Phänomen verstehen, sodass wir über Zukünfte nachdenken und forschen können, in denen es zwar bescheidene, aber gleichzeitig „lebbare" Arten und Weisen des Lebens gibt, die für Menschen und andere lebende Dinge gleicher verteilt sind als jetzt (Haraway 2007).

Mein intellektuelles Erwachsenwerden fiel in eine Zeit, als die Ära, in der man Schülerinnen und Schüler entweder dieser oder jener Schule, dieser oder jener Person sein *musste*, dankenswerterweise in den USA zu Ende ging. Aber ich will nach wie vor betonen, dass wir heutzutage alle Arten von Wissen und Erkenntnissen benötigen, um diese dringenden Fragen anzugehen. Solche Erkenntnisse können durch die verschiedensten Methodologien erzeugt werden – durch quantitative, qualitative oder multiperspektivische. Zum Beispiel brauchen wir exzellente deskriptive Sozialstatistiken – über die Menschen und Dinge auf der Welt. Troy Duster (2006), ein afroamerikanischer qualitativer Wissenschaftsforscher, hat festgestellt, dass Sozialstatistiken zu Fragen von Rassenzugehörigkeit, Gender, Klassenbezug, Lagen und anderen Aspekten verkörperter Personen und sozialer Gruppen gegenwärtig am Verschwinden sind. Gleichzeitig expandieren Datenbanken über unsere Genome und Neurologie, also über abstrakte innere Räume. Die politischen Dimensionen eines solchen *Nichtvorhandenseins* von Forschungsdaten sind gravierend.

RK: Welche Rolle spielt dabei die qualitative Sozialforschung?

AC: Selbstverständlich brauchen wir qualitative Forschung zu ganz verschiedenen Fragen und aus ganz vielen Gründen. Dazu gehört auch die Verbesserung unseres Verständnisses von Sinn bzw. Bedeutungen und Interpretationen, der gelebten Erfahrungen, vom Trauma bis zu utopischen Träumen, von Diskursanalysen

usw. Die Arbeiten von Fritz Schütze (z. B. 2008) und Gerhard Riemann (Riemann & Schütze 1991) belegen das im deutschen Kontext sicher ganz entschieden. Während es eine ganze Bandbreite von innovativen Entwicklungen im neuen Jahrtausend gibt (vgl. z. B. Clarke 2002; die Beiträge in *FQS*[6]; Denzin & Lincoln 2011), ergibt sich für mich der Bedarf an qualitativer Forschung primär aus der Notwendigkeit, unser Verständnis von und unsere Kompetenzen im Umgang mit Komplexitäten zu verbessern. Das ist heute die grundlegende methodologische Herausforderung. Komplexitäten sind selbst heterogen, und wir brauchen bessere Mittel und Wege, um sie kohärent darzustellen (Taylor 2005). Die sozialwissenschaftliche Forschung ist viel zu oft simplifiziert betrieben worden (siehe hierzu Star 1983), statt Differenzen und Diversitäten aufzuzeigen. Um Sozialpolitiken hervorzubringen, die Differenzen und Komplexitäten berücksichtigen – egal ob diese menschlicher oder nicht-menschlicher Art sind, Sozialitäten oder den Treibhauseffekt betreffen –, brauchen wir leistungsfähigere sozialwissenschaftliche Methodologien, welche Relationalitäten, d. h. die Beziehungsverhältnisse, adressieren. Wir müssen sie begreifen und herausfinden, was wirkungsvoll soziales Leiden reduziert und die Biodiversität aufrechterhält. Ich bin auch eine sehr entschiedene Anhängerin der „Forschung nach oben“. Damit meine ich Untersuchungen der Orte und Wirkungsformen von Macht, um effizientere Interventionen im Hinblick auf eine Verbesserung der sozialen Gerechtigkeit, z. B. durch eine verbesserte *Governance* zu erreichen. Heutzutage werden jedoch vergleichsweise wenig solche Studien durchgeführt.

RK: Lassen Sie uns am Ende noch über den Einsatz, das „Engagement“ der qualitativen Forschung sprechen. Die Sozialwissenschaften als eine Wissenschaftspraxis – und auch die qualitative Forschung – müssen ihre Analysen rechtfertigen; das kann manchmal mit stärker politischen Orientierungen in der Soziologie (ich denke hier etwa an Norman Denzin u. a.) in Konflikt geraten. Wie würden Sie Fragen und Anliegen der „Emanzipation“ mit der qualitativen Forschung in Beziehung setzen? Und gibt es Kriterien zur Beurteilung bzw. Unterscheidung von „guter“ und „schlechter“ Situationsanalyse? Wenn verschiedene „Forschungssubjekte“ eine Situationsanalyse durchführen, kämen sie dann zu unterschiedlichen Ergebnissen im Hinblick auf dieselbe Situation? Und wie verhalten sich diese Ergebnisse zueinander?

AC: Ich persönlich sehe keinen Raum oder Platz, der außerhalb irgendeiner Art des Politischen steht. Die Dinge können mehr oder weniger implizit oder explizit angesprochen sein. Selbst quantitative Projekte, die Grundlagendaten über irgendetwas liefern sollen, haben „eingebaute“ epistemologische und ontologische Positionen. Prozesse der Klassifikation, der Standardisierung, aber auch Infrastrukturen werden mittlerweile in der Wissenschafts- und Technikforschung als eindeutig und klar politisch verstanden. Max Weber (1973 [1922] und 1992 [1917/1919]) hatte argumentiert, dass die Politik im Forschungsprozess nur am Anfang stehen sollte, bei der Auswahl des Forschungsproblems, und dann irgendwie ausgeblendet wird. Aber die

6 http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/archive

erkenntnistheoretischen und ontologischen Positionen aller Methoden haben „eingebaute" Politiken. Die meiste qualitative Forschung will die Stimmen derjenigen repräsentieren, mit denen wir „in fairer Weise" sprechen – also in einer Art und Weise, die sie selbst anerkennen können, und mit der sie im Allgemeinen einverstanden sind. Durch eine gute Wiedergabe der ganzen Bandbreite von Unterschiedlichkeiten verstärkt die qualitative Forschung häufig auch die Stimmen derjenigen, die sich in einer Situation in den Positionen mit weniger Macht oder Autorität wiederfinden. Vor vielen vielen Jahren schrieb Howard Becker (1970 [1967]) dazu unter dem Titel „Whose Side Are We On?" und diskutierte, wie selbst die Entscheidung für das, was man untersuchen will, als eine Art der Parteinahme gesehen werden kann. Das gilt sicherlich auch für die umfassende Artikulation von nicht-vorherrschenden Positionen.

Die Grounded-Theory-Methodologie mit ihrer tief gehenden Verpflichtung zum „Empirizismus" und zur „Wahrheit gegenüber den Daten" unterstützt diese Öffnungen, sie ist radikal demokratisch und offen pluralistisch. Vor dem Hintergrund ihrer historischen Wurzeln im Pragmatismus können wir sie diesbezüglich als sehr „amerikanisch" ansehen, zumindest im Hinblick auf das Amerika, von dem John Dewey (z. B. 1993 [1916], 1996 [1927]) träumte, und das wir durch Erziehung und Bildung sowie durch zivilgesellschaftliches Engagement selbst herstellen. Strauss und Glaser schufen in den kleinen Analyse-Arbeitsgruppen, die von ihnen angeleitet wurden, ebenfalls einen Raum für analytische Offenheit. Jede/r, die oder der in solchen Gruppen analysiert, hört zugleich die Perspektiven und Analysen der Anderen in Bezug auf die Daten – das ist ebenfalls eine Art und Weise der „Öffnung", die auch unbequem sein kann. Leigh Star und ich sahen dies als eine Form, in der die GTM immer schon feministisch war, denn die Analysegruppen zeigten im Hinblick auf ihre Offenheit gegenüber alternativen Deutungen viele Parallelen zu den feministischen Gruppen, die ein Bewusstsein für feministische Anliegen erzeugen wollten (Clarke 2006; Star 2007).

In der Situationsanalyse habe ich in verschiedener Hinsicht versucht, auf diese „Öffnungen", diese demokratisierenden analytischen und repräsentierenden Bewegungszüge aufzubauen. Situations-*Maps* sollen so „inklusiv" wie möglich sein: Was ist in der Situation da – egal ob Themen auf dem Tisch liegen oder nicht. Solche *Maps* können und sollten die „Elefanten im Raum"[7] aufzeigen! Die soziale-Welten/Arenen-Analysen stellen häufig dar, wie in einer spezifischen Arena kleinere Welten die mächtigeren Großen herausfordern. Und Positions-*Maps* machen den ganzen Umfang der in den Daten artikulierten Positionen deutlich – nicht nur diejenigen, welche „die Mehrheit" haben. Wie Becker schon bemerkte: Wir können deswegen beschuldigt werden, die *underdogs* zu unterstützen. Für mich ist damit noch ein tie-

7 Anm. R. K.: Der im Englischen geläufige geflügelte Ausdruck „Elefanten im Raum" bezieht sich darauf, dass im Hinblick auf etwas, was offensichtlich nicht übersehen werden kann, doch von allen beteiligten Akteuren bzw. Anwesenden so getan wird, als sei es gar nicht da.

fer gehendes politisches Thema verbunden – ein Thema, das viel mit dem Werk von Foucault und mit der Aktor-Netzwerk-Theorie zu tun hat: Wenn man immer nur dem Ort oder den Orten der Macht folgt, wird man auch nur diese Orte und das, was dort ist, zu sehen bekommen. Oder zumindest wird das alles sein, was man gut sehen kann. Dagegen versucht die Situationsanalyse, Situationen zu öffnen, sodass sie in ihren Verdichtungen und Komplexitäten deutlicher zutage treten. Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt – und das kann auch als eine politische Position verstanden werden.

Was die Frage der Qualität von Situationsanalysen betrifft, so würde ich ganz im Einklang mit den üblichen Kriterien für gute qualitative Forschung zusätzlich hoffen, dass es einen starken inneren Anspruch der Forschenden bezüglich des Blicks auf Aspekte des Sozialen gibt. Ich meine damit den Einbezug von organisatorischen und institutionellen Elementen, Diskursen usw. Ich setze auch auf einen hohen Anspruch hinsichtlich der Erfassung und Darstellung von Komplexitäten und Variationsbreiten, indem die nicht-menschlichen Bestandteile der Situation ernst genommen werden, indem die Analyse den implizierten Akteuren und Aktanten Rechnung trägt. Wie die GTM, so glaube auch ich, dass Situationsanalysen, wenn diese von verschiedenen Forschenden durchgeführt werden, auch unterschiedliche Ergebnisse zeigen werden. In den Schlussphasen von Forschungsprojekten müssen wir die schwierigen und schmerzlichen Entscheidungen darüber treffen, welche Geschichten wir erzählen wollen, welche Teile der Analyse wir in den Vordergrund stellen, und was in den Hintergrund kommt oder ganz beiseite gelassen wird. Verschiedene Leute werden verschiedene Forschungsziele haben und diese Entscheidungen daran ausrichten. Ich hoffe jedoch, dass es im vorherigen Analyseprozess selbst Ähnlichkeiten gegeben haben wird, im Hinblick auf die Analyse der Elemente, die zur Situation gehören, welche soziale Welten und Arenen da involviert sind, und was die Hauptgegenstände des Streits in den Diskursen zwischen solchen Welten sind.

RK: Könnten Sie uns zum Schluss ein oder mehrere Beispiele für eine besonders gut gelungene Situationsanalyse und deren Ergebnisse nennen?

AC: Diese letzte Frage gibt mir die Gelegenheit zum Ausdruck zu bringen, wie tief geehrt ich mich fühle und wie aufregend es für mich ist, dass die Situationsanalyse ins Deutsche übersetzt wird (Clarke 2011 [2005]). Als akademische Wissenschaftlerin habe ich im Rahmen von Veranstaltungen zur qualitativen Forschung und zur Wissenschafts- und Technikforschung etliche Male Deutschland und Österreich besucht. Ich war immer beeindruckt von der Ernsthaftigkeit, die dort Fragen der Methodologie entgegengebracht wurde. Es gibt dort ja auch ein schon lange anhaltendes Interesse an der Theorie sozialer Welten und an der Untersuchung von „Verlaufsbahnen“ (Trajekten; vgl. z. B. Grathoff 1991; Soeffner 1991). Vor kurzem wurde die Situationsanalyse in einer interessanten Studie von Thomas Mathar (2009) über „Präventive Selbste“ aufgegriffen, die mit Telemonitoring-Apparaten (als Aktanten) interagieren. Das hochspannende Buch von Helen Kohlen (2009) über „Conflicts of Care: Hospital Ethics Committees in the USA and Germany“ fokussiert relationale Analysen, d. h.

die Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen der Situationen. Carrie Friese (2010) nutzt Positions-*Maps* für eine detaillierte Beschreibung der umstrittenen Klassifizierung von Organismen, die aus den Versuchen entstanden, bedrohte Arten zu klonen. Eine ganze Liste mit weiteren Arbeiten, welche die Situationsanalyse nutzen, steht auf der Webseite http://www.situationalanalysis.com/.[8]

Literatur

Adams, Vincanne; Murphy, Michelle & Clarke, Adele E. (2009). Anticipation: Technoscience, life, affect, temporality. *Subjectivity*, *28*, 246–265.

Becker, Howard S. (1970 [1967]). Whose side are we on? In Howard S. Becker, *Sociological work: Method and substance* (S.123–134). New Brunswick, NJ: Transaction Books.

Belliger, Andréa & Krieger, David J. (2006). *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript.

Berger, Peter & Luckmann, Thomas (1980 [1966]). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer.

Blumer, Herbert (1969). *Symbolic interactionism: Perspective and method*. Berkeley: University of California Press.

Bohannan, Laura [bzw. Smith Bowen, Eleonore] (1956). *Return to laughter.* London: Victor Gollanz.

Castellani, Brian (1999). Michel Foucault and symbolic interactionism. *Studies in Symbolic Interactionism*. *22*, 247–272.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory: A practical guide to qualitative analysis.* London: Sage.

Clarke, Adele E. (1998): *Disciplining reproduction. Modernity, American life sciences and the ‚problem of sex'*. Berkeley: University of California Press.

Clarke, Adele E. (2002). Neue Wege der Qualitativen Forschung und die Grounded Theory. In Doris Schaeffer (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S.71–89). Bern: Huber.

Clarke, Adele E. (2003). Situational analyses: Grounded theory mapping after the postmodern turn. *Symbolic Interaction*, *26*(4), 553–576.

Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis: Grounded theory after the postmodern turn.* Thousand Oaks, CA: Sage.

Clarke, Adele E. (2006). Feminisms, grounded theory and situational analysis. In Sharlene Hesse-Biber (Hrsg.), *Handbook of feminist research: Theory and praxis* (S.345–370). Thousand Oaks, CA: Sage.

Clarke, Adele E. (2008). Sex/gender and race/ethnicity in the legacy of Anselm Strauss. *Studies in Symbolic Interaction*, *32*, 159–174.

Clarke, Adele E. (2011 [2005]). *Situationsanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Clarke, Adele E. & Fujimura, Joan (Hrsg.) (1992): *The right tools for the job: At work in twentieth century life sciences*. Princeton: University Press.

8 Siehe auch zu Adele E. Clarke http://nurseweb.ucsf.edu/www/ffclara.htm und zu Anselm Strauss http://sbs.ucsf.edu/medsoc/anselmstrauss/strauss.

Clarke, Adele E. & Star, Susan Leigh (1998). On coming home and intellectual generosity: Introduction to Anselm Strauss memorial issue. *Symbolic Interaction*, *21*(4), 341–464.

Clarke, Adele E. & Star, Susan Leigh (2008). The social worlds/arenas framework as a theory-methods package. In Edward Hackett, Olga Amsterdamska, Michael Lynch & Judy Wacjman (Hrsg.), *Handbook of science and technology studies* (S.113–137). Cambridge, MA: MIT Pres.

Denzin, Norman (1989 [1970]). *The research act: A theoretical introduction to sociological methods*. Chicago: Aldine.

Denzin, Norman (1992). *Symbolic interaction and cultural studies: The politics of interpretation.* Oxford: Basil Blackwell.

Denzin, Norman (2007). Grounded theory and the politics of interpretation. In Kathy Charmaz & Anthony Bryant (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.454–472). London: Sage.

Denzin, Norman & Lincoln, Yvonna (Hrsg.) (2011). *Sage handbook of qualitative research* (4. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.

Dewey, John (1993 [1916]). *Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik* (hrsg. von Jürgen Oelkers). Weinheim: Beltz.

Dewey, John (1996 [1927]). *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme* (hrsg. von Hans-Peter Krüger). Bodenheim: Philo Fine Arts.

Duster, Troy (2006). Comparative perspectives and competing explanations: Taking on the newly configured reductionist challenge to sociology. *American Sociological Review*, *71*, 1–15.

Friese, Carrie (2010). Classification conundrums: Classifying chimeras and enacting species preservation. *Theory and Society*, *39*(2), 145–172.

Grathoff, Richard (1991). Reality of social worlds and trajectories of working. In David Maines (Hrsg.), *Social organization and social process: Essays in honor of Anselm Strauss* (S.373–382). Hawthorne, NY: Aldine de Gruyter.

Hall, Stuart (2002 [1997]). Die Zentralität von Kultur. In Andreas Hepp & Martin Löffeholz (Hrsg.), *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation* (S.95–117). Konstanz: UVK.

Haraway, Donna J. (1995 [1991]). Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Donna J. Haraway, *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen* (S.73–97). Frankfurt/M.: Campus.

Haraway, Donna (2007). *When species meet.* Minneapolis: University of Minnesota Press.

Jackson, Stevi & Scott, Sue (2011). Putting the interaction back in to sex. Für eine interpretative Soziologie der verkörperten Lust. In Reiner Keller & Michael Meuser (Hrsg.), *Körperwissen.* (S.107–128). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, Reiner (2010 [2003]). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, Reiner (2011 [2005]). *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms* (3. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, Reiner (2011/im Druck). *Das Interpretative Paradigma.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Kohlen, Helen (2009). *Conflicts of care: Hospital ethics committees in the USA and Germany.* Frankfurt/M.: Campus.

Mathar, Thomas (2009). Body-identity trajectories of preventive selves. In Thomas Mathar & Yvonne J. F. M. Jansen (Hrsg.), *Health promotion and prevention programmes in practice:*

How patients' health practices are rationalized, reconceptualised and reorganised (S.171–196). Bielefeld: transcript.

McCarthy, Doyle E. (1984). Toward a sociology of the physical world: George Herbert Mead on physical objects. *Studies in Symbolic Interaction*, *5*, 105–121.

McCarthy, Doyle E. (1996). *Knowledge as culture. The new sociology of knowledge.* London: Routledge.

Mead, George Herbert (1973 [1934]). *Geist, Identität und Gesellschaft* (hrsg. von Charles W. Morris). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mills, Charles W. (1940). Situated actions and vocabularies of motive. *American Sociological Review*, *5*, 904–913.

Morse, Janice M.; Stern, Phyllis Noerager; Corbin, Juliet; Bowers, Barbara; Charmaz, Kathy & Clarke, Adele E. (2009). *Developing grounded theory. The second generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.

Pascale, Celine Marie (2011). *Cartographies of knowledge: Exploring qualitative epistemologies.* Los Angeles, CA: Sage.

Reichertz, Jo (2009). Abduction: The logic of discovery of grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *11*(1), Art. 13, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1001135.

Riemann, Gerhard & Schütze, Fritz (1991). „Trajectory" as a basic theoretical concept for analyzing suffering and disorderly social processes. In David Maines (Hrsg.), *Social organization and social process: Essays in honor of Anselm Strauss* (S.333–357). Hawthorne, NY: Aldine de Gruyter.

Schütze, Fritz (2008). The legacy in Germany today of Anselm Strauss's vision and practice in sociology. *Studies in Symbolic Interaction*, *31*, 103–126.

Soeffner, Hans-Georg (1991). „Trajectory" – das geplante Fragment. Die Kritik der empirischen Vernunft bei Anselm Strauss. *Bios*, *4*(1), 1–12.

Star, Susan Leigh (1983). Simplification in scientific work: An example from neuroscience research. *Social Studies of Science*, *13*, 208–226.

Star, Susan Leigh (1991). Power, technologies and the phenomenology of conventions: On being allergic to onions. In John Law (Hrsg.), *A sociology of monsters: Essays on power, technology and domination* (S.26–56). New York: Routledge.

Star, Susan Leigh (2007). Living grounded theory: Cognitive and emotional forms of pragmatism. In Kathy Charmaz & Anthony Bryant (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.75–94). London: Sage.

Strauss, Anselm (2007 [1987]). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (2. Aufl.). München: Fink.

Taylor, Peter J. (2005). *Unruly complexity: Ecology, interpretation, engagement.* Chicago: University of Chicago Press.

Thomas, William I. & Thomas, Dorothy S. (1970 [1928]). Situations defined as real are real in their consequences. In Gregory P. Stone & Harvey A. Farberman (Hrsg.), *Social psychology through symbolic interaction* (S.154–155). Waltham, MA: Xerox College Publishing.

Weber, Max (1973 [1922]). Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (S.146–214). Tübingen: Mohr.

Weber, Max (1992 [1917/1919]). *Gesamtausgabe Bd. 17: Wissenschaft als Beruf. 1917/1919. Politik als Beruf. 1919* (hrsg. von Wolfgang J. Mommsen & Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod). Tübingen: Mohr.

Teil II
Positionen

Editorial

Dass es vor dem Hintergrund der über vierzigjährigen Entwicklungsgeschichte der GTM in einiger Hinsicht richtiger erscheint, dass wir nicht mehr von *einer* Grounded-Theory-Methodologie auszugehen haben, sondern vielmehr von Grounded-Theory-Methodologien „im Plural" geredet werden muss, machen die in dieser Sektion des *Grounded Theory Reader*s versammelten Artikel sehr deutlich.

Barney Glaser definiert in seinem (gemeinsam mit Judith Holton verfassten) Beitrag die GTM im strengen Sinne als „klassische GTM", die er Versuchen jedweden „Umbaus" des „Ursprungsmodells" – das von ihm gemeinsam mit Anselm Strauss in „The Discovery of Grounded Theory" erstmals entworfen wurde – entgegensetzt. Glaser versucht dabei nicht nur, einige in dem 1967er-Band nur angedeutete method(olog)ische Implikationen vor dem Hintergrund seiner vielen Arbeiten zu skizzieren (und zu präzisieren), sondern wendet sich scharf gegen Versuche, die GTM als eine beliebige qualitative Datenanalysestrategie zu nutzen bzw. will sie gegen die in seiner Perspektive damit verbundene „Verwässerung" durch nicht-autorisierte Dritte schützen.

Die von Juliet Corbin und Anselm Strauss konzipierte Fassung der GTM, wie sie insbesondere in „Basics of Qualitative Research" Anfang der 1990er Jahre vorgestellt wurde, hat Glaser scharf attackiert. Nach dem Tod von Anselm Strauss, 1996, ist Juliet Corbin dann oft als Koautorin von Strauss – gewissermaßen als Verwalterin von dessen Erbe – angesehen worden. In dem hier veröffentlichten Beitrag nimmt sie diese Herausforderung weiter an und wahr, verwehrt sich aber zugleich gegen eine Position, weiter „Strauss' Version" der GTM vertreten zu sollen. Rückgreifend auf das, was ihr an Entwicklung innerhalb der qualitativen Sozialforschung der letzten Jahrzehnte wesentlich scheint, bemüht sie sich um eine Aufbereitung und Revision des nun gemeinsamen Erbes. Und sie verdeutlicht an einem Beispiel, was es heißen könnte, nicht nur *über* Methoden zu schreiben, sondern zu zeigen, wie GTM in ihrem Sinne *angewendet* werden könnte.

Eine von vornherein als eigenständig rezipierte Position hat Kathy Charmaz mit ihrer konstruktivistischen Auslegung der GTM vorgelegt. Anders als Glaser, der Subjektivität und Perspektivität der Forschenden als „*eine* Variable" unter vielen sieht, geht es Charmaz um eine grundsätzliche Re-Positionierung unter Anerkennung der Ko-Konstruktion durch Forschende im gesamten Forschungsprozess. Nach der Klärung einiger ontologischer und epistemologischer Voraussetzungen versucht sie, wesentliche Charakteristika einer konstruktivistischen GTM durch den Vergleich mit einer „objektivistischen GTM" und an ausgewählten Beispielen zu umreißen.

Adele E. Clarke geht in ihrer Fassung noch über Charmaz hinaus, mit der sie die konstruktivistische Position teilt. Ihr geht es um eine Öffnung der GTM, die u. a.

postmodernen Anforderungen Rechnung trägt. Im Zuge dessen rekurriert sie zum einen auf die von Strauss vorgeschlagene Theorie sozialer Welten und Arenen, zum anderen geht es ihr um die Analyse von Aushandlungen und Diskursen im Sinne diskursanalytischer Arbeiten. All dies mündet in einen eigenen methodologischen Vorschlag, die „Situationsanalyse", als umfassende kartografische Analyse komplexer Untersuchungseinheiten.

Günter Mey & Katja Mruck

Der Umbau der Grounded-Theory-Methodologie[1]

Barney G. Glaser unter Mitarbeit von Judith A. Holton

1 Einleitung

Der Unterschied zwischen den partikularistischen, regelmäßig anfallenden und normativen Daten, die wir alle in unserem Alltagsleben sammeln einerseits und wissenschaftlichen Daten andererseits besteht darin, dass letztere mithilfe von Methodologien generiert werden. Dies macht sie wissenschaftlich. Diese Aussage mag trivial klingen, bildet aber den Ausgangspunkt für viele komplexe Fragen. Welche Methodologie auch immer gewählt wird, damit die anschließende Forschung das Attribut „wissenschaftlich" erhält, bringt viele implizite und explizite Probleme mit sich. Die Wahl beinhaltet eine bestimmte Art der Datenerhebung, des Tempos und der zeitlichen Planung der Erhebung, eine bestimmte Art der Analyse und spezifische Forschungsergebnisse.

Im Falle qualitativer Daten ist das explizite Ziel die Deskription. Das Thema, das von einem Gros der Literatur zur Methodologie qualitativer Datenanalyse (QDA) deutlich angesprochen wird, bezieht sich auf die Genauigkeit, Wahrhaftigkeit, Glaubwürdigkeit oder Objektivität der Daten. Im Fokus stehen dabei die Subjektivität der Forschenden und der interpretative bzw. Konstruktionscharakter der Daten. Exaktheit ist für QDA-Methodologien immer das zentrale Anliegen, um das sich ihre Vertreter/innen besonders sorgen.

Dies sind aber nur ein paar der Probleme, die mit Deskription einhergehen. Weitere QDA-Probleme betreffen das Tempo der Datenerhebung, den Datenumfang, den Ablauf und die Strenge der Datenanalyse, die Generalisierbarkeit der Teilbefunde sowie die Rahmung der vorgenommenen Analyse und der Ergebnisse. Diese und andere Themen werden in der Literatur zu qualitativer Forschung ausführlich erörtert, denn die Akkuratheit der Deskription ist für qualitativ Forschende und ihre Leser/innen ein ständiges Thema. Ich habe diese Probleme in „The Grounded Theory Perspective: Conceptualization Contrasted with Description" (Glaser 2001) ausführlich behandelt.

---

1 Zuerst veröffentlicht in englischer Sprache unter dem Titel „Remodeling Grounded Theory" in *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 5*(2), Art. 4, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040245. Wir danken den Autor/innen und *FQS* für das Recht der Veröffentlichung und Übersetzung. Für die Veröffentlichung wurde der Beitrag überarbeitet und gekürzt. Aus dem Englischen übersetzt von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_7,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

In diesem Beitrag werde ich die konzeptuelle Perspektive der klassischen Grounded-Theory-Methodologie (GTM) aufgreifen. (In mancher Forschungsliteratur ist die klassische GTM auch als „Glasersche GTM" bezeichnet worden, obwohl ich persönlich die Bezeichnung „klassisch" bevorzuge als Anerkennung der Ursprünge dieser Methodologie.) Der konzeptionelle Charakter der klassischen GTM macht sie unabhängig von Zeit, Ort und Personen. Weil die GTM datenbasiert *(grounded)* ist, schlagen sich ihre konzeptuellen Hypothesen (anders als im Falle der QDA-Methoden) nicht mit Problemen der Genauigkeit usw. herum.

Die Vermischung von QDA und GTM hat eine Herabstufung und Erodierung des GTM-Ziels, eine konzeptuelle Theorie zu generieren, zur Folge. Das Resultat ist ein Umbau *(remodeling)* der klassischen GTM in nur eine weitere QDA-Methode mit all ihrem deskriptiven Balast. Angesichts des Bedeutungszuwachses der QDA durch die bloße Anzahl von Forscherinnen und Forschern, die sich mit qualitativer Analyse unter dem Label GTM beschäftigen, resultiert aus dem offenkundigen Zusammenschluss der beiden Methodologien ein Umbau der GTM in Richtung des QDA-Kanons und der QDA-Techniken. Konzeptuelle Voraussetzungen der GTM gehen leicht verloren in den QDA-Problemen der Genauigkeit, der Datentypen, der Konstruiertheit von Daten, der „Stimme" der Teilnehmenden und der Strenge der Datenerhebung im Rahmen von positivistischen Darstellungsvoraussetzungen, wie flexibel ein solcher Ansatz auch immer formuliert sein mag (siehe Lowe 1997). Das Resultat ist eine Blockierung der klassischen GTM und ein Verlust ihrer eigentlichen Stärke, nämlich das Generieren konzeptueller Theorien, die grundlegende soziale Muster im Zuge einer Untersuchung zu erklären versuchen.

Ich werde einige, aber nicht alle Behinderungen behandeln, die aus dem Umbau der klassischen GTM-Analyse herrühren bzw. daraus, dass die GTM mit den deskriptiven methodologischen Anforderungen der QDA zusammengeschnürt wird. Mein Ziel ist es, die Nachteile für gute GT-Analysen etwas abzumildern, die auf diejenigen erfahrenen QDA-Forscher/innen zurückgehen, die für keine andere Methode offen sind, insbesondere nicht für die GTM. Ich hoffe, die GTM von dem exzessiven Szientismus befreien zu können, der durch diejenigen verursacht wurde, die sich bei der Hervorbringung eines wissenschaftlichen Produkts um Genauigkeit sorgen und um die Frage, was „echte" Daten sind. Und ich hoffe, denjenigen Doktorand/innen Rückhalt zu geben, die sich mit falsch angewandter QDA-Kritik erfahrener Forscher/innen oder ihrer Betreuer/innen abmühen müssen.

Ich möchte einmal mehr daran erinnern, dass die klassische GTM schlicht eine Reihe integrierter, konzeptueller Hypothesen ist, die systematisch generiert wurden, um eine induktive Theorie über einen substanziellen Gegenstandsbereich zu bilden. Die klassische GTM ist eine hoch strukturierte, aber ausgesprochen flexible Methodologie. Ihre Datenerhebungs- und Analyseverfahren sind definiert, und diese Verfahren werden zugleich simultan, sequenziell, nacheinander, geplant und zufällig durchschritten und formen ein integriertes methodologisches „Ganzes", das im Unterschied zu der für die QDA-Forschung charakteristischen thematischen Ana-

lyse die Emergenz konzeptueller Theorie ermöglicht. Ich habe dies in meinen Büchern „Theoretical Sensitivity" (Glaser 1978), „Basics of Grounded Theory Analysis" (Glaser 1992), „Doing Grounded Theory" (Glaser 1998) und „The Grounded Theory Perspective" (Glaser 2001) ausführlich beschrieben.

Seit der Erstveröffentlichung von „The Discovery of Grounded Theory" (Glaser & Strauss 1967) wurde die hervorragende Eigenschaft der GTM als eine allgemeine Forschungsmethodologie im Laufe der Jahre durch die Übernahme der GTM-Terminologie und die selektive Anwendung einzelner Aspekte der GTM durch die QDA-Forschungsmethodologie vereinnahmt. Diese multi-methodale Rosinenpickerei, obwohl offensichtlich akzeptabel für QDA, ist mit den Voraussetzungen der GTM nicht kompatibel.

Derzeit scheint es sehr populär zu sein, in fachbezogenen und methodologischen Artikeln allgemeine QDA-Vorgehensweisen wegen des rhetorischen Legitimationseffekts mit dem Label GTM zu versehen; überdies wird der dort vorgenommene Mix von Methoden als *eine* Methode behandelt. Die klassische GTM ist nicht das, was diese „adoptierten QDA"-Anwendungen als GTM bezeichnen würden. Diese Forscher/innen erkennen nicht, dass GTM und QDA – obwohl sie häufig die gleichen qualitativen Datentypen nutzen – in einer Weise unvereinbar sind, die einer Integration entgegenstehen. Jede Methode für sich hat durchaus eine zumindest tendenzielle Berechtigung. Die Leserin oder der Leser sollte nicht vergessen, dass es in diesem Beitrag um die GTM geht und darum, wie diese vor einem solchen Umbau geschützt werden kann. Es geht in keiner Weise darum, QDA zu verurteilen: QDA-Methoden können durchaus wertvoll, respektabel und akzeptabel sein. Wie eingangs ausgeführt, liegt die Wahl der Methodologie, um wissenschaftliche Forschung auf der Grundlage qualitativer Daten zu betreiben, bei den Forschenden. Es besteht jedoch ein Unterschied zwischen einerseits vorgängig übernommenen Konzepten und Problemstellungen, die den Daten durch QDA-Methoden aufgezwungen werden, und andererseits dem Fokus der GTM auf der Generierung und Emergenz von Konzepten, Problemstellungen und theoretischen Kodes. Sofern die GTM involviert ist, sollte die Wahl der Methodologie nicht wirr und zusammengewürfelt oder als Stückwerk erfolgen. Dies zu tun, bedeutet eine Aushöhlung der konzeptuellen Stärke der GTM.

Verfahren und Ideen der GTM werden verwendet, um routinemäßige QDA-Methodologie zu legitimieren und zu untermauern. Angesichts der Flut von QDA-Maximen werden Lesende verstehen, dass es schwer ist, diese Lawine zu assimilieren oder ihr auch nur standzuhalten. Der Sturmangriff ist dermaßen stark und gut gemeint, dass viele – besonders Nachwuchsforscher/innen – weder wissen noch realisieren, dass es sich um einen Umbau der GTM handelt.

Dieser Beitrag vertritt die Sichtweise, dass Forschende, die ein GTM-Produkt fertigstellen müssen, um auf ihrem Karriereweg voranzuschreiten und ihre Kompetenzen voranzutreiben, häufig durch diesen inadäquaten Mix von Methoden und die hierdurch aufgezwungenen QDA-Anforderungen verwirrt und bei ihren Vorhaben

blockiert werden. Die durch diesen Umbau der GTM hervorgerufenen Hindernisse zu beseitigen, ist angesichts der großen Diffusion, die entstanden ist und weiter zuzunehmen scheint, keine leichte Aufgabe.

Es geht mir darum, im Sinne der Stärkung der GTM- Perspektive den QDA-Umbau rückgängig zu machen. Ich werde konsequent argumentieren, dass die GTM sich mit den Daten befasst, so wie sie sind, und nicht damit, wie sich die QDA diese wünscht; oder förmlicher: was die QDA aufgrund vorgängigen Wissens als akkurat begreift und den Daten aufzwingt. Dies erfordert allerdings Ehrlichkeit, nämlich alle Daten so zu nehmen, wie sie kommen, sie zu verstehen, und sie *dann* zu konzeptualisieren. Ich habe in „Doing Grounded Theory" (Glaser 1998) ausführlich über „All is data" und das *forcing* geschrieben.

Meine Hoffnung ist, dass es durch die Beschäftigung mit dem eskalierenden Umbau der GTM gemäß den QDA-Anforderungen gelingen könnte, die GTM insoweit zu befreien, dass sie wieder ist, was sie ursprünglich war. In „Theoretical Sensitivity" habe ich hierzu geschrieben: „The goal of grounded theory is to generate a conceptual theory that accounts for a pattern of behavior which is relevant and problematic for those involved. The goal is not voluminous description, nor clever verification" (Glaser 1978, S.93).

2 Die Blockierung der GTM durch die QDA

Dieser Beitrag hat eine simple Botschaft. Die GTM ist eine geradlinige Methodologie. Es geht um einen umfassenden, integrierten und hoch strukturierten, doch ausgesprochen flexiblen Prozess, der die Forscherin oder den Forscher vom ersten Tag im Feld bis zur fertig geschriebenen Theorie bringt. Das Einhalten der umfassenden GT-Verfahren, die auf der Methode des ständigen Vergleichens basieren, führt zu einer reibungslosen und ununterbrochenen emergenten Analyse und der Generierung einer gegenstandsbezogenen *(substantive)* oder formalen *(formal)* Theorie. Wenn GT-Verfahren allerdings mit den zahlreich vorhandenen Anforderungen der QDA-Methodologie verknotet werden, wird die *grounded theory* verzerrt, und es wird sehr viel kostbare Forschungszeit verwendet; schlimmer noch, das Wissen der GTM darüber, was wirklich vor sich geht – und somit das *grounding* – wird zu Fall gebracht. Die Verflechtung mit vorgefassten Annahmen und Meinungen, forcierten Konzepten und Gliederungen, logischen Verbindungen und im Vorfeld schon bestehenden professionellen Interessen lässt die GTM auf den Status einer Mixed-Methods-QDA-Methodologie absinken.

Das Wort „Analyse" ist ein vager Sammelbegriff dafür, was man mit Daten macht oder machen soll. Es wird in QDA-Methodologien hoch, runter und seitwärts „verwissenschaftlicht" und holt die GTM in deren Windschatten ein. QDA führt zu einer partikularistischen Analyse auf der Grundlage diskreter Erfahrungen, während die

abstrakte Idee der Konzeptualisierung latenter Muster, auf der die GTM basiert, blockiert wird.

Die GTM umfasst klare und elaborierte Vorgehensweisen. Wenn sie in die QDA eingebaut wird, wird die GT-Abstraktion zugunsten der Genauigkeit der Beschreibung vernachlässigt – nochmals: das ist die Hauptsorge der QDA-Methodologie –, und die GTM übernimmt umgekehrt das QDA-Problem der Exaktheit und Akkuratheit: eine für die GTM irrelevante Sorge. Der GTM geht es um Theoriegenerierung: Zeit dafür aufzuwenden, sich Sorgen um ihren Platz in den QDA-Methoden zu machen, ist einfach nur modisches Legitimationsgerede.

Creswell wirft die GTM in seinem Buch „Qualitative Inquiry and Research Design" (1998) in einen Topf mit Phänomenologie, Ethnografie, Fallstudie und biografischer Forschung. Das Ergebnis ist eine oberflächliche Umgestaltung der GTM zu einer „Art" von QDA. Damit wird verhindert, dass die GTM als übergreifende, allgemeine Forschungsmethodologie gefasst wird. Auf Creswells Kontinuum werden Methoden danach geordnet, wann auf Theorie in der Forschung zurückgegriffen wird, und er ordnet dies an zwischen einem Pol vor dem Beginn der Studie und dem zweiten nach Abschluss der Studie. Mit Studie meint er Datenerhebung und strukturierende Fragen. Creswell unterscheidet offensichtlich nicht zwischen Theoriegenerierung durch Datenerhebung und Theoriegenerierung, die auf die Daten angewendet wird, wenn diese einmal gesammelt sind. Beide ereignen sich während *und* nach der Datenerhebung, sind jedoch sehr unterschiedlich gespeist. Das Resultat ist im Falle von Creswell eine Konfusion von GTM mit QDA, z. B., wenn er schreibt:

> „At the most extreme end of the continuum, toward the ‚after' end, I place grounded theory. Strauss and Corbin (1990) are clear that one collects and analyzes data before using theory in a grounded theory study. This explains, for example, the women's sexually abuse study by Morrow and Smith (1995) in which they generate the theory through data collection, pose it at the end, and eschew prescribing a theory at the beginning of the study. In my own studies, I have refrained from advancing a theory at the beginning of my grounded theory research, generated the theory through data collection and analysis, posed the theory as a logic diagram and introduced contending and contrasting theory with the model I generate at the end of my study (Creswell & Brown 1992, Creswell & Urbom 1997)." (Creswell 1998, S.86)

Creswell mag einen wesentlichen Grundsatz der GTM ansprechen: Beginne ohne vorgefasste Theorie und generiere dann eine Theorie im Verlauf der Analyse (sofern er nicht die Anwendung einer bestehenden Theorie meinte). Als Unterscheidungsmerkmal für die GTM ist dies jedoch kaum ein Ansatz. Er lässt die Lesenden in Unkenntnis darüber, *wie* die Theoriegenerierung vonstatten geht, *weil* die Annahme ist, dass sie mittels der üblichen QDA-Methoden vollzogen wird. Die generierte Theorie mit anderen bestehenden Theorien zu kontrastieren, um die eine oder andere zu

beweisen, zu verbessern oder zu widerlegen, lässt außer Acht oder vernachlässigt, die Theorien ständig nach Kategorie- und Eigenschaftsgenerierung zu vergleichen.

Die GTM mag in methodologischen QDA-Diskussionen genannt werden oder auch nicht, ihre Vorgehensweisen werden sehr häufig erwähnt. Von daher werden die Methode des ständigen Vergleichens, Problememergenz, theoretisches Sampling, theoretische Sättigung, konzeptuelle Emergenz, das Schreiben von Memos *(memoing)*, das Sortieren *(sorting)* etc. mit QDA-Vorstellungen gemixt. Diese faktische Unterminierung der GTM führt für Nachwuchsforscher/innen zu einem komplexen Durcheinander mit Blick auf eine sonst einfache Methodologie. Die Forschenden sind blockiert, statt das Potenzial und die Autonomie nutzen zu können, die die GTM bietet, um zu einer neuen, emergenten und generierten Theorie zu gelangen. Das Vermögen, ehrlich darüber zu sein, was genau die Daten sind, verkümmert infolgedessen wegen des unaufhörlichen Strebens nach QDA-Exaktheit. Kathryn May z. B. höhlt unabsichtlich die GTM nach QDA-Manier aus, wenn sie die kognitiven Prozesse beschreibt, die der Datenanalyse inhärent sind.

> „Doing qualitative research is not a passive endeavor. Despite current perceptions and student's prayers, theory does not magically emerge from data. Nor is it true that, if only one is patient enough, insight wondrously enlightens the researcher. Rather, data analysis is a process that requires astute questioning, a relentless search for answers, active observation, and accurate recall. It is a process of piecing together data, of making the invisible obvious, of recognizing the significant from the insignificant, of linking seemingly unrelated facts logically, of fitting categories one with another, and of attributing consequences to antecedents. It is a process of conjecture and verification, of correction and modification, of suggestion and defense. It is a creative process of organizing data so that the analytic scheme will appear obvious." (May 1994, S.10)

May beschäftigt sich mit dem deskriptiven Einfangen im Sinne von QDA und greift den wichtigsten Grundsatz der GTM an, dass Theorie emergieren kann. Sie ist im Gewirr der Auseinandersetzung um akkurate Fakten-Forschung verfangen, was aber irrelevant für die GTM ist. Sie zieht *forcing* vor, d. h., die Daten sollen sich ihrem vorgefassten Rahmen beugen. Sie erkennt die Methode des ständigen Vergleichens nicht an, durch die aus allen Daten Theorie emergiert.

In ähnlicher Weise wollte die folgend zitierte Doktorandin – in ihrem E-Mail-Hilferuf an mich – eine GTM-Dissertation schreiben, hatte sich aber ebenfalls in QDA und Deskription verstrickt.

> „I need some guidance. I'm on wrong track – I don't care about the main concerns of clinical social workers in private practice. I care about the main concerns of anyone attempting to contextualize practice. Maybe the issue is that I'm interested in an activity regardless

> of the actor. If I ask these questions I have no doubt that main concerns will emerge as well as attempts to continually resolve them. This I care about." (E-Mail-Korrespondenz, Januar 2002)

Sie ist gefangen im QDA-Ansatz, die Daten für ein professionelles Interesse zu forcieren. Die GTM funktioniert so nicht, aber die Vorherrschaft der QDA lässt sie dies denken. Später ließ sie, unter meiner Betreuung, das Hauptanliegen emergieren und schrieb eine erstaunlich gute Dissertation über die binäre Dekonstruktion zwischen Sozialarbeiter/innen und Klient/innen.

Das für die Theorie zentrale Problem und die Kernvariable müssen emergieren, und das werden sie auch. Ich habe es schon hunderte Male gesehen. Später, wenn das Hauptanliegen emergiert ist und in einer generierten Theorie erklärt wird, wird es für die professionellen Anliegen von Relevanz sein. Wenn man Daten vor der Emergenz mit dem professionellen Interesse aufbricht, wird ein Problem höchstwahrscheinlich zu Ergebnissen führen, die wenig oder keine Relevanz besitzen – bloß übliche QDA-Deskription mit „als ob"-Bedeutung.

Hier ist ein weiteres gutes Beispiel einer Vermengung der GTM mit QDA-Ansprüchen, die die GTM am Ende eindeutig aushöhlt.

> „Comprehension is achieved in grounded theory by using tape-recorded, unstructured interviews and by observing participants in their daily lives. However, the assumption of symbolic interactionism that underlie grounded theory set the stage for examining process, for identifying stages and phases in the participant's experience. Symbolic interaction purports that meaning is socially constructed, negotiated and changes over time. Therefore the interview process seeks to elicit a participant's story, and this story is told sequentially as the events being reported unfold. Comprehension is reached when the researcher has interviewed enough to gain in-depth understanding." (Morse 1994, S.39)

Genau genommen verlangt die GTM keine auf Bändern aufgezeichneten Daten. Feldnotizen sind vorzuziehen. Die GTM nutzt alle Interviewtypen, und indem die Studie voranschreitet, emergiert der beste Interviewstil. Die GTM nutzt alles als Daten, entsprechend sind Symbolische Interaktion und konstruierte Daten nur eine Datensorte, es gibt viele andere. Die GTM fasst Prozess als theoretischen Kode nicht im Voraus. Es gibt über 18 Kodierfamilien, von denen die Prozess-Familie nur eine ist. In der GTM muss deren Relevanz emergieren; sie wird nicht im Vorhinein festgelegt. Interviews führen zu vielen theoretischen Kodes. Die Geschichten der Teilnehmenden sind strittig. Es werden Muster gesucht und konzeptualisiert. Die GTM sucht nicht nach einer Deskription partikularistischer Berichte. Alle Daten werden ständig verglichen, um Konzepte zu generieren.

Morse (a. a. O.) führt ihre Beschreibung der GTM wie folgt fort:

> „Synthesis is facilitated by adequacy of the data and the processes of analysis. During this phase the researcher is able to create a generalized story and to determine points of departure, of variation in this story. The process of analysis begins with line-by-line analysis to identify first level codes. Second-level codes are used to identify significant portions of the text and compile these excerpts into categories. Writing memos is key to recording insight and facilitates, at an early stage, the development of theory."

Es ist wirklich schwierig, in diesem Zitat von Morse GTM-Verfahren wiederzuerkennen. „Adequacy of the data" und „generalized story" haben den Beigeschmack der Sorge um Exaktheit und um Deskription, die, um es nochmals zu wiederholen, reine QDA-Anliegen sind; sie betreffen nicht die GT-Verfahren. Die GTM bricht die „Geschichte" im Dienste der Konzeptualisierung auf. Ihre Herangehensweise einer Zeile-für-Zeile-Analyse ist bloß eine Referenz auf den Prozess des ständigen Vergleichens, aber das ist alles. Ihre Bezüge zu Kodes erster und zweiter Ordnung, zu Textteilen und zur Kompilierung von Exzerpten zu Kategorien sind keineswegs die Methode des ständigen Vergleichens, die dafür gedacht ist, von Beginn der Datenerhebung und -analyse an konzeptuelle Kategorien und ihre Eigenschaften zu generieren. Memos zu schreiben hat mit der unmittelbaren Aufzeichnung von theoretischen und konzeptuellen Ideen zu tun, die – *grounded in data* – generiert wurden, nicht mit geheimnisvollen – vielleicht auf Vermutungen beruhenden – Einsichten, von denen Morse spricht.

Und weiter (a. a. O.):

> „As synthesis is gained and the variation in the data becomes evident, grounded theorists sample according to the theoretical needs of the study. If a negative case is identified, the researcher, theoretically, must sample for more negative cases until saturation is reached when synthesis is attained."

Es ist abermals schwer, GT-Verfahren in dieser Beschreibung zu erkennen. Es gibt immer Variation in den Daten. Die GTM befasst sich mit der Generierung einer multivariaten konzeptuellen Theorie – nicht mit der Variation von Daten für die QDA. Die Suche nach negativen Fällen ist kein Vorgehen der GTM, sie spricht eher für ein vorgefasstes *forcing*. Die GTM sucht durch das theoretische Sampling Vergleichsfälle, um Kategorien und ihre Eigenschaften zu generieren. Forschende, die mit der GTM arbeiten, wissen im Vorhinein nicht, was sie finden werden. In das Sample einzubeziehende Fälle können ähnlich oder verschieden, positiv oder negativ sein. Morses Bezug auf Sättigung bedeutet keine konzeptuelle Sättigung; er antizipiert vielmehr schlichte Redundanz ohne konzeptuelle Analyse.

Morse (a. a. O.) fährt fort:

> „Theorizing follows from the processes of theoretical sampling. Typologies are constructed by determining two significant characteristics and sorting participants against each

> characteristic on a 2x2 matrix. Diagramming is used to enhance understanding and identifying the basic social process (BSP) that accounts for most of the variation in the data."

Das Theoretisieren in der GTM ist ein emergenter Prozess, der sich durch kontinuierliche und integrierte Kreisläufe der Datenerhebung, Kodierung und konzeptuellen Analyse vollzieht, und bei dem die Resultate laufend in Memos festgehalten werden. Das theoretische Sampling ist nur eine Quelle des *grounding* bei der Anwendung der Methode des ständigen Vergleichens. Theoretische Kodes wie beispielsweise Typologien oder *basic social processes* (BSPs) *a priori* vorzufassen, ist nicht GTM. In der GTM emergieren relevante theoretische Kodes im Verlauf der konzeptuellen Sortierung von Memos und können „was auch immer" sein. Obwohl die 2×2-Matrix, *wenn* sie emergiert, ein gutes Werkzeug für die Konzeptualisierung von Typen ist (siehe Glaser & Strauss 1965), ist sie dies *nicht* für die *A priori*-Platzierung, Sortierung oder Zählung von Teilnehmenden. Dies ist eine routinemäßige, vorgefasste und deskriptive Erfassung durch die QDA, *nicht* GTM.

Und noch einmal Morse (S.34):

> „As with the methods previously discussed, recontextualization is determined by the level of abstraction attained in the model development. Whereas substantive theory is context bound, formal theory is more abstract and may be applicable to many settings or other experiences."

Diese Darstellung entspricht überhaupt nicht der GTM, aber sie adressiert das übliche QDA-Dilemma, aus der Beschreibung einer Einheit oder eines Falles zu generalisieren. Im Unterschied hierzu haben Theorien im Sinne der GTM immer generelle Implikationen und können mit der Methode des ständigen Vergleichens modifiziert und auf andere substanzielle Gegenstandsbereiche angewendet werden. Indem beispielsweise Ereignisse verglichen werden, kann eine gegenstandsbezogene Theorie von Milchmännern, die sich des Gewinns wegen mit Hausfrauen beschäftigen, zu einer gegenstandsbezogenen Theorie der „Kultivierung" von Klient/innen durch Ärzte und Ärztinnen modifiziert werden, die versuchen, eine Praxis aufzubauen. Dadurch wird die ursprüngliche gegenstandsbezogene Theorie um „Kultivierung" auf einem höheren Level der sozialen Skala erweitert. Eine formale Theorie entsteht durch viele solcher Vergleiche unterschiedlicher Bereiche, die auf abgestimmte Art und Weise angestellt werden; hier z. B., um eine formale Theorie der Kultivierung (zur Erholung, für den Profit, für den Aufbau eines Klient/innenstamms, der Hilfe, des Spendens etc.) zu generieren.

In einer *grounded theory* muss der Kontext als relevante Kategorie oder als theoretischer Kode emergieren, wie alle anderen Kategorien auch. Er kann nicht im Vorhinein als relevant vorausgesetzt werden. Wird eine gegenstandsbezogene Theorie anderswo anwendet oder eine formale Theorie generiert, wird der Kontext – wenn er relevant ist – emergieren.

Alle angeführten Zitate verorten die GTM offensichtlich im Lager der Multi-Method-QDA mit dem Resultat der Aushöhlung der klassischen GTM. An keiner Stelle nimmt Morse Bezug auf die GT-Verfahren der Begrenzung in jeder Phase der Generierung, der theoretischen Vollständigkeit, der konzeptuellen Sättigung, der Analyse der Kernvariablen, des offenen bis selektiven Kodierens, auf Memo-Datenbanken, analytische Regeln, theoretisches Sortieren, das Aufschreiben von Memos, deren Überarbeitung und Sortieren, das emergente Problem, die Austauschbarkeit von Indizes und das theoretische (nicht gegenstandsbezogene) Kodieren. Das Ergebnis ist ein großer Verlust an essenziellen GT-Verfahren.

Die GTM verlangt, dass man ihren strengen Verfahren folgt, um eine Theorie zu generieren, die passt, funktioniert, relevant und leicht modifizierbar ist. Wenn die GTM durch die QDA-Forschung vereinnahmt und korrumpiert wird, zeigt ein genauerer Blick auf diese Arbeiten häufig, dass QDA-Forschende an der GTM herumpfuschen. Sie pressen die GTM in ein QDA-Forschungsdesign, um den Verengungen und professionellen Erwartungen des jeweils dominanten Paradigmas zu entsprechen. Irgendeine Art von Produkt mit ein paar Konzepten zu erhalten soll die QDA-Forschung retten, wenn die QDA-Deskription alleine nicht ausreicht. Anschließend wird das GTM-Label verwendet, um die QDA-Forschung zu legitimieren.

Die GTM als eine konzeptuelle Theorie generierende Methodologie ist für sich stehend. Sie ist eine allgemeine Methodologie. Sie kann jegliche Form von Daten nutzen, aber offensichtlich werden bisher qualitative Daten bevorzugt. Ergo wird die GTM in die QDA-Welt der *multi-methods* gezogen und in der Folge, wenn auch unwissentlich, ausgehöhlt. Diese Aufdeckung des Methoden-Durcheinanders (siehe Baker, Wuest & Stern 1992) leistet eine Bastel-Rettungsarbeit, aber im Endeffekt wird die GTM umgestaltet. Sie wird als eine interpretative Methode missverstanden, als Methode des symbolischen Interaktionismus, als konstruktivistische Methode, als qualitative Methode, als beschreibende Methode, als Fakten-Produzent, als Methode des Schreibens von Memos, als Interview- oder Feldmethode und so weiter. Im günstigsten Fall werden einige aus dem Kontext gerissene GT-Verfahren übernommen.

Diese oben genannten Autor/innen stehen für viele, die versuchen, die GTM irgendwo im QDA-Lager unterzubringen. Sie verknüpfen die GTM mit einigen QDA-Voraussetzungen und -Vorstellungen, aber dies blockiert die Entwicklung einer guten *grounded theory* und höhlt die GTM aus.

Im weiteren Teil dieses Beitrags werde ich nun versuchen zu zeigen, wie die GTM als eine konzeptualisierende Methodologie für sich steht. Mein Ziel wird sein, die klassische GTM-Perspektive kenntlich zu machen. Mir geht es darum zu verdeutlichen, wie die GT-Analyse geleistet wird und dabei zu demonstrieren, wie die QDA die Erzeugung von *grounded theories* blockiert.

3 Verfahrensweisen der GTM

Die Verfahrensweisen der GTM sind ziemlich einfach, wenn sie nicht mit QDA-Anforderungen zusammengeworfen werden; Blockierungsproblematiken ergeben sich durch die Vermischung der Methoden. Ich habe bereits ausführlich und detailliert über die GT-Verfahrensweisen in „Discovery of Grounded Theory" (Glaser & Strauss 1967), „Theoretical Sensitivity" (Glaser 1978), „Doing Grounded Theory" (Glaser 1998), „Basics of Grounded Theory Analysis" (Glaser 1992), „More Grounded Theory Methodology" (Glaser 1994) und „The Grounded Theory Perspective" (Glaser 2001) geschrieben, alle bei Sociology Press erschienen. Ich habe ebenfalls viele Beispiele „guter" GT-Analysen veröffentlicht – „Examples of Grounded Theory" (Glaser 1993), „Grounded Theory 1984 to 1994" (Glaser 1995), „Gerund Grounded Theory" (Glaser 1996) – und in meinen Büchern viele Referenzen angegeben.

Das Produkt der GTM ist einfach. Es ist keine Tatsachenbeschreibung, es ist eine Reihe sorgfältig aus den Daten generierter Konzepte, die um eine Kernkategorie organisiert und in Hypothesen integriert sind. Die generierte Theorie erklärt das Vorherrschen bestimmter Handlungsweisen in einem Gegenstandsbereich mit dem Movens dieses Handelns, das als Hauptanliegen der wichtigsten Akteure zum Vorschein kommt. Ich habe immer wieder gesagt, dass eine *grounded theory* weder aus akkuraten Fakten besteht noch deskriptiv ist. Sie ist einfach eine gradlinige, in Theorie integrierte Konzeptualisierung – eine Reihe plausibler, *grounded* Hypothesen. Sie ist nur das – nicht mehr –, und sie ist ohne weiteres modifizierbar, wenn neue Daten, egal welchen Ursprungs, hinzukommen – Literatur, Daten im engeren Sinne, Kommentare von Kolleg/innen etc. Durch die Methode des ständigen Vergleichens werden diese neuen Daten in die Sub-Konzeptualisierung eingeflochten. Wichtig ist, das Gesamtpaket der GT-Verfahren als ein integriertes methodologisches Ganzes zu nutzen.

3.1 Theoretische Sensibilität

Die Fähigkeit, aus Daten Konzepte zu generieren und diese – üblichen Standards der Theoriemodellierung im Allgemeinen und denen der Soziologie im Besonderen genügend – in Beziehung zu setzen, macht das Wesen der theoretischen Sensibilität aus. Aus Daten eine Theorie zu generieren bedeutet, dass die meisten Hypothesen und Konzepte nicht nur aus den Daten abgeleitet, sondern während des Forschungsverlaufs in Bezug auf die Daten systematisch ausgearbeitet werden. Für die Entwicklung theoretischer Sensibilität müssen Forschende zwei wesentliche Eigenschaften aufweisen: Erstens müssen sie die persönliche Neigung und das Temperament haben, analytische Distanz zu wahren, Verwirrung und Rückschritte zu tolerieren und zur gleichen Zeit offen zu bleiben, vorbewusster Verarbeitung und konzeptueller Emergenz vertrauend. Zweitens müssen sie in der Lage sein, theoretische Einsichten in

einen Forschungsfeld zu entwickeln, verbunden mit der Fähigkeit, diese Einblicke fruchtbar zu machen. Sie oder er muss die Fähigkeit besitzen, zu konzeptualisieren und zu organisieren, abstrakte Bezüge herzustellen, zu visualisieren und multivariat zu denken. Der erste Schritt, theoretische Sensibilität zu erlangen, besteht darin, das Forschungssetting mit so wenig vorgefassten Positionen und Vorstellungen wie möglich zu betreten – insbesondere muss auf logisch abgeleitete Apriori-Hypothesen verzichtet werden. Das zentrale Problem des jeweiligen Forschungsfeldes und dessen Grenzen müssen entdeckt werden. Der Forschung vorausgehende Rahmungsbemühungen der QDA blockieren diese theoretische Sensibilität.

3.2 Die ersten Schritte

Eine gute GT-Analyse beginnt sofort mit regelmäßiger, täglicher Datenerhebung, Kodierung und Analyse. Der Start wird nicht blockiert durch vorgefasste Fragestellungen, ein Methodenkapitel oder einen Literaturüberblick. Der Fokus und Fluss konzentriert sich unmittelbar auf die Konzeptualisierung unter Verwendung der Methode des ständigen Vergleichens. Die beste Art und Weise, die GTM zu betreiben, ist sie einfach zu machen. Sie kann nicht missglücken, da sich die sozialpsychologische Welt der Struktur, Kultur, sozialen Interaktion, sozialen Organisation etc. kontinuierlich dreht. Es gibt immer ein Hauptanliegen, und es gibt immer ein Movens. Als eine offene, generative und emergente Methodologie bietet die GTM einen Zugang zu den Daten, der die natürliche Organisation von substanziellem Leben emergieren lässt. GT-Forschende hören sich an, wie sich die Teilnehmenden über Belange auslassen, anstatt sie zu ermutigen, über ein Thema zu sprechen, an dem wenig Interesse besteht. Der Auftrag besteht darin, dafür offen zu bleiben, was tatsächlich passiert und nicht darin, Daten mittels vorgefasster Hypothesen und Vorlieben zu filtern. Es geht darum, zuzuhören, zu beobachten und so die zentrale Problemstellung der Teilnehmenden im Feld zu *entdecken* sowie deren Art und Weise der Problemklärung. *Forcing*, vorgefasste Vorstellungen von einem professionellen Problem, bestehende Theorien und Bezugssysteme werden zurückgehalten, um zu sehen, was durch die Analyse des ständigen Vergleichens konzeptuell emergiert.

3.3 All is data

Wie bereits erwähnt kann die GTM als eine konzeptuelle, Theorie generierende Methodologie jegliche Art von Daten nutzen, auch wenn bisher zumeist qualitative Daten und insbesondere Interviews präferiert werden: *All is data*. Forschende müssen selbst entscheiden, welche Art von Daten sie erhalten, also ob *base line*, *proper line*, *vage* oder *interpretierte* Daten. Die Daten dürfen nicht als „subjektiv", „offensichtlich", „konstruiert" etc. abgetan werden, wie wir es in QDA-Kritiken finden.

Mit steigendem konzeptuellem Niveau geht es immer um Wahrnehmungen von Wahrnehmungen. Dabei sind wir natürlich einer „menschlichen" Betrachtungsweise verhaftet über das, was im Feld passiert und vagen Konzepten und Beschreibungen davon. Die GT-Verfahrensweisen schärfen die generierten Konzepte systematisch.

3.4 Die Verwendung von Literatur

Für die GTM ist es entscheidend, die Vor-Konzeptualisierung der Forschung durch umfassende Lektüre im substanziellen Gegenstandsbereich zu vermeiden, da sonst der Datenerhebung und -analyse bestehende theoretische Überlagerungen aufgezwungen und diese übermäßig beeinflusst würden. Eine umfassende Sichtung verfügbarer Literatur vor der Emergenz einer Kernkategorie missachtet die grundlegende Prämisse der GTM, die lautet, dass Theorie aus den Daten emergieren und nicht aus bestehender Theorie abgeleitet werden soll. Dies birgt auch die Gefahr, die Fähigkeit der Forschenden zu trüben, offen für die Emergenz einer wirklich neuen Kernkategorie zu bleiben, die in der Forschung bis dahin keine große Rolle gespielt hat. Die theoretische Sensibilität wird so eingeschränkt. Praktisch kann dies durchaus dazu führen, dass Forschende kostbare Zeit mit Literatur zu einem Bereich verbringen, der sich für die sich ergebende *grounded theory* als wenig bedeutsam herausstellt. Die GTM behandelt Literatur stattdessen als eine zusätzliche Datenquelle, die in den Prozess der Analyse des ständigen Vergleichens integriert werden muss, wenn die Kernkategorie, deren Eigenschaften und in Beziehung stehende Kategorien erst einmal emergiert sind und die grundlegende konzeptuelle Entwicklung voll im Gang ist. Die Literatursichtung vor der Studie ist in diesem Sinne Zeitverschwendung und beeinträchtigt die Relevanz der GT-Studie bzw. ihrer Ergebnisse.

3.5 Theoretisches Kodieren

Die Konzeptualisierung der Daten durch Kodieren bildet die Grundlage der Entwicklung einer *grounded theory*. In den Daten vorfindbare Ereignisse werden unter Verwendung der Methode des ständigen Vergleichens analysiert und kodiert, um zunächst gegenstandsbezogene und später theoretische Kategorien zu generieren. Die wesentliche Relation zwischen Daten und Theorie ist ein konzeptueller Kode. Der Kode konzeptualisiert das zugrunde liegende Muster einer Reihe empirischer Indikatoren innerhalb der Daten. Durch das Kodieren lösen sich die Interpret/innen von der empirischen Ebene, indem die Daten aufgebrochen und dann konzeptuell in Kodes gruppiert werden, die Bausteine einer Theorie sind, die erklärt, worauf die Empirie verweist. Ein Kode gibt den Forschenden einen kondensierten, abstrakten Blick auf die Reichweite der Daten, wo sonst nur scheinbar disparate Phänomene erfasst würden. Gegenstandsbezogene Kodes konzeptualisieren die empirische

Substanz des Forschungsfeldes. Theoretische Kodes konzeptualisieren, wie die gegenstandsbezogenen Kodes miteinander in Beziehung stehen könnten, im Sinne von Hypothesen, die die Integration in eine Theorie vorantreiben. Theoretische Kodes bieten einen integrativen Rahmen und eröffnen neue Perspektiven. Sie helfen den Forschenden, die konzeptuelle Ebene beizubehalten, wenn sie über Konzepte und deren wechselseitigen Beziehungen schreiben.

3.6 Offenes Kodieren

Zu Beginn des offenen Kodierens – und mit nur einem Minimum an Vorverständnis – wird das Selbstvertrauen der Forschenden und ihr Vertrauen in die GTM, ihr Vertrauen in die eigene Fähigkeit, diese Methodik zu nutzen, Kodes zu generieren und Relevanz zu erkennen, am härtesten auf die Probe gestellt. Der Prozess beginnt mit dem offenen Zeile-für-Zeile-Kodieren, um gegenstandsbezogene Kodes zu identifizieren, die in den Daten auftauchen. Die Forschenden beginnen damit, die Daten auf jede mögliche Art und Weise zu kodieren – in einem sehr offenen Prozess. Von Beginn an stellen sie Fragen wie: „Wovon handeln diese Daten?" „Auf welche Kategorie deutet dieses Vorkommnis hin?" „Mit welchem Hauptanliegen sehen sich die Teilnehmenden konfrontiert?" und „Was trägt zur kontinuierlichen Klärung dieses Anliegens bei?" Diese Fragen helfen den Forschenden theoretisch sensibel und offen zu bleiben, während sie Daten analysieren, neu erheben und kodieren. Sie zwingen sie, sich auf Muster zwischen Vorkommnissen zu konzentrieren, die Kodes liefern, und die konzeptuell über detaillierte Beschreibungen von Vorkommnissen hinausreichen. Sukzessive aufeinander folgende, unterschiedliche Vorkommnisse werden in so viele Kategorien wie möglich bzw. nötig kodiert. Neue Kategorien tauchen auf, neue Vorkommnisse können bereits existierenden Kategorien zugeordnet werden.

Offenes Kodieren lässt Forschende die Richtung erkennen, in die die Studie durch das theoretische Sampling gelenkt werden kann, bevor sie selektiv vorgehen und ein spezifisches Problem fokussieren. Auf diese Weise können sie sicher sein, dass das, was sie dann später fokussieren, relevant ist: Sie beginnen, die Arten von Kategorien zu erkennen, die theoretisch bedeutungsvoll sind bzw. helfen, im Weiteren alle Daten zu kodieren, dass die emergierende Theorie „passt und funktioniert".

Offenes Kodieren erlaubt und benötigt die gesamte Bandbreite an theoretischer Sensibilität. Zeile um Zeile zu kodieren zwingt die Forschenden, Kategorien zu verifizieren und zu sättigen, es minimiert die Gefahr, eine wichtige Kategorie zu übersehen und stellt das *grounding* von Kategorien in den Daten jenseits bloßer Impression sicher. Es korrigiert auch das Forcieren von „Lieblings"-Themen und -Ideen, sofern diese keine emergente Passung besitzen. Forschende sollten selbst kodieren, da in diesem Prozess unentwegt neue Ideen stimuliert werden. Das Resultat ist eine ergiebige, dichte Theorie und die Gewissheit, nichts ausgelassen zu haben.

3.7 Theoretisches Sampling

Das theoretische Sampling ist der Prozess der Datenerhebung zur Generierung von Theorie, wobei der oder die Forschende die Daten parallel erhebt, kodiert, analysiert und darüber entscheidet, welche Daten als Nächste erhoben werden sollen und wo diese zu finden sind, um die emergierende Theorie zu entwickeln. Der Datenerhebungsprozess wird durch die entstehende Theorie kontrolliert, unabhängig davon, ob es sich um eine gegenstandsbezogene oder formale Theorie handelt. Über die Entscheidung für die anfängliche Datenerhebung hinaus kann die weitere Erhebung nicht im Voraus geplant werden. Nur indem die Forscherin oder der Forscher Kodes entdeckt und versucht, diese durch theoretisches Sampling in Vergleichsgruppen zu sättigen, ergeben sich sukzessive die Voraussetzungen für die weitere Datenerhebung und zwar 1. mit Blick auf die Kategorien und Eigenschaften, auf die hin das Sampling ausgerichtet werden sollte, und 2. auch in Bezug auf die Frage, wo welche Daten erhoben werden sollten. Indem sie Lücken in der entstehenden Theorie identifizieren, werden die Interpret/innen zur nächsten Quelle der Datenerhebung und ggf. zum nächsten Interview gelenkt. Die Grundfrage beim theoretischen Sampling ist, welchen Gruppen oder Untergruppen man sich bei der Datenerhebung als nächstes zuwendet – und zu welchem theoretischen Zweck? Die Möglichkeiten vielfacher Vergleiche sind unendlich, und daher müssen die Gruppen gemäß theoretischer Kriterien ausgewählt werden. Die Kriterien – des theoretischen Zwecks und der Relevanz – werden in der fortlaufenden, parallelen Datenerhebung und -analyse angewendet. Dies bedeutet, dass sie fortwährend auf die Daten zugeschnitten und zum richtigen Zeitpunkt in der Analyse umsichtig angewendet werden. Auf diese Art können Forschende die Kontrolle der Datenerhebung kontinuierlich anpassen, um die Relevanz der Daten für die im Entstehen begriffene Theorie zu gewährleisten.

Diese Herangehensweise der gemeinsamen Datenerhebung und -analyse unterscheidet sich offensichtlich sehr vom typischen QDA-Ansatz mit einer im Voraus geplanten und sequenziell organisierten Datenerhebung und -analyse. Der GTM den QDA-Ansatz aufzuzwingen, würde sie von Beginn an blockieren.

3.8 Die Methode des ständigen Vergleichens

Die Methode des ständigen Vergleichens ermöglicht Theoriegenerierung durch systematische und explizite Kodier- und Analyseverfahren. Der Prozess beinhaltet drei Typen von Vergleichen. Vorkommnisse werden mit Vorkommnissen verglichen, um deren zugrunde liegende Gemeinsamkeit und variierenden Bedingungen festzustellen. Die Gemeinsamkeit und deren Bedingungen werden zu generierten Konzepten und Hypothesen. Die Konzepte werden dann mit weiteren Vorkommnissen verglichen, um neue theoretische Eigenschaften der Konzepte und weitere Hypothesen zu generieren. Ziel ist die theoretische Elaboration, Sättigung und Verifikation

von Konzepten und die Verdichtung von Konzepten, indem ihre Eigenschaften entwickelt und weitere Konzepte generiert werden. Schließlich werden Konzepte mit Konzepten verglichen. Die Zielsetzung ist hier, die beste Passung einer großen Auswahl an Konzepten zu einer Reihe von Indikatoren herzustellen, der konzeptuellen Ebenen zwischen den Konzepten, die sich auf die gleiche Reihe von Indikatoren beziehen und die Integration in Hypothesen zwischen den Konzepten, die zur Theorie führt. Vergleiche in der QDA-Forschung beziehen sich auf sehr viel allgemeinere Konzepte und führen nicht zu fein herausgearbeiteten, *grounded* Kategorien.

3.9 Kernvariable

Indem die Forscherin oder der Forscher fortfährt, in den Daten einzelne Vorkommnisse mit einzelnen Vorkommnissen, diese dann mit Kategorien zu vergleichen, beginnt sich eine Kernkategorie herauszuschälen. Diese Kernkategorie, die für den Großteil der Variation um das Anliegen oder Problem verantwortlich zu sein scheint, das den Fokus der Studie bildet, wird zum Mittelpunkt weiterführender selektiver Datenerhebung und Kodierbemühungen. Während die Interpret/innen mehrere geeignete kodierte Kategorien entwickeln, sollten sie früh damit anfangen, diejenige, die die meiste Erklärungskraft zu besitzen scheinen, soweit wie möglich zu sättigen. Die Kernkategorie kann jegliche Art von theoretischem Kode sein – ein Prozess, eine Bedingung, zwei Dimensionen, eine Konsequenz, ein Rang und so weiter. Ihre Hauptfunktion besteht darin, die Theorie zu integrieren und zu sättigen. Es erfordert Zeit und viel Kodier- und Analysearbeit, um eine Kernkategorie mit Blick auf Sättigung, Relevanz und Handhabbarkeit zu verifizieren. Damit sich eine Kernkategorie innerhalb einer *grounded theory* etabliert, muss sie zentral sein, d. h., so viele andere Kategorien und ihre Eigenschaften wie möglich müssen sich auf sie beziehen und sie muss einen großen Teil der Variationen in einem Verhaltensmuster erklären. Die Kernkategorie ist als stabiles Muster häufig in den Daten zu finden, sie steht in bedeutsamer und einfacher Art und Weise mit anderen Kategorien in Beziehung. Sie hat klare und griffige Implikationen für eine formale Theorie. Sie ist völlig variabel und führt die Interpret/innen durch ihre Relevanz und Erklärungskraft konzeptuell durch den Prozess der entstehenden Theorie, an der sie arbeiten. Kernkategorie und konzeptuelle Theorie gehen weit über die Deskription der QDA oder Beschreibungen hinaus, die kein konzeptuelles Schema verfolgen.

3.10 Selektives Kodieren

Selektives Kodieren meint, das offene Kodieren zu beenden und das Kodieren ausschließlich auf diejenigen Variablen bzw. Kategorien zu begrenzen, die mit der

Kernkategorie in hinlänglich bedeutsamer Art und Weise in Zusammenhang stehen, um eine sparsame Theorie zu generieren. Das selektive Kodieren beginnt, nachdem die Interpret/innen sicher sind, die Kernvariable identifiziert zu haben. QDA-Forscher/innen sind sich nie über das genaue Ziel und die Techniken des selektiven Kodierens klar geworden. Häufig kodieren sie von Anfang an selektiv mit vorgefassten Kategorien.

3.11 Begrenzen

Die anschließende Datenerhebung und das Kodieren werden somit auf das begrenzt, was relevant für den entstehenden konzeptuellen Rahmen ist. Diese selektive Datenerhebung und -analyse wird fortgeführt, bis die Kernkategorie bzw. deren Eigenschaften und theoretische Bezüge zu anderen relevanten Kategorien, ausreichend elaboriert und integriert sind.

Eine Theorie um eine Kernkategorie herum zu integrieren, begrenzt die Theorie und damit auch das Forschungsprojekt. Diese Begrenzung erfolgt auf zwei Ebenen – der der Theorie und der der Kategorien. Zunächst festigt sich die Theorie, indem bedeutende Modifikationen weniger und weniger werden, wenn die nächsten Vorkommnisse mit einer Kategorie und deren Eigenschaften verglichen werden. Spätere Modifikationen erfolgen hauptsächlich zur Klärung der Logik, zur Entfernung von nicht relevanten Eigenschaften, zur Integration von elaborierenden Details von Eigenschaften in den Hauptentwurf der in Wechselbeziehungen stehenden Kategorien und – am wichtigsten – zur Reduktion. Reduktion findet statt, wenn die der ursprünglichen Zusammenstellung der Kategorien oder ihren Eigenschaften zugrunde liegende Ordnung entdeckt und dann die Theorie mit weniger Konzepten reformuliert wird, die auf einer höheren Ebene angesiedelt sind. Die zweite Stufe der Begrenzung der Theorie ist eine Reduktion der ursprünglichen Liste der Kategorien für das Kodieren. Indem die Theorie wächst, reduziert wird und immer besser zur Ordnung einer großen Anzahl von qualitativen Daten beiträgt, verfestigt sie sich für die Interpret/innen. Dies erlaubt ihnen, die ursprüngliche Kategorienliste für die Datenerhebung und -kodierung, den ermittelten, gegenwärtigen Grenzen der Theorie entsprechend zu kürzen. Sie konzentrieren sich nun auf eine Kategorie als Kernkategorie, und nur Variablen bzw. Kategorien, die mit ihr in Verbindung stehen, werden in die Theorie aufgenommen. Die Kategorienliste für das Kodieren wird durch die theoretische Sättigung weiter begrenzt. Da QDA-Forscher/innen ihr Augenmerk auf eine möglichst vollständige Beschreibung richten und nicht auf die konzeptuelle Analyse einer Kernkategorie, findet dort eine solche Begrenzung nicht statt. Sie arbeiten einfach immer weiter – empirisch winzige Themen zehren die Aufmerksamkeit der Forschenden und die ihres Publikums/ihrer Lesenden auf.

3.12 Austauschbarkeit von Indikatoren

Die GTM basiert auf einem Konzept-Indikator-Modell von ständigen Vergleichen von Vorkommnissen (Indikatoren) mit Vorkommnissen (Indikatoren) und, wenn ein konzeptueller Kode generiert wurde, von Vorkommnissen (Indikatoren) mit emergierenden Konzepten. Dies zwingt die Interpret/innen zum Vergleich auf Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Abstufungen, wodurch eine jeweils zugrunde liegende Ordnung sichtbar wird, die wiederum zu einer kodierten Kategorie und ihren anfänglichen Eigenschaften führt. Durch das Vergleichen mit weiteren Vorkommnissen (Indikatoren) und mit konzeptuellen Kodes wird der je interessierende Kode mit dem Ziel seiner optimalen Passung geschärft, es werden weitere Eigenschaften generiert, bis der Kode verifiziert und gesättigt ist.

Der Fokus der GTM liegt dabei auf der konzeptuellen Spezifikation, nicht auf der Definition. Das Konzept-Indikator-Modell der GTM verlangt von Konzepten und deren Dimensionen, dass sie sich ihre Aufnahme in die Theorie systematisch „verdienen". Neue Eigenschaften eines Kodes werden solange generiert, bis die Interpret/innen Sättigung von Ideen durch die Austauschbarkeit von Indikatoren entdecken. Diese Austauschbarkeit schafft zur gleichen Zeit die Übertragbarkeit der Theorie auf andere Bereiche, indem an Vorkommnisse (Indikatoren) in anderen (Teil-) Gegenstandsbereichen angeknüpft wird, die dieselbe Kategorie oder eine ihrer Eigenschaften hervorbringen. Austauschbarkeit schafft die Sättigung von Konzepten und von deren Eigenschaften, *nicht* Redundanz von Beschreibung, wie manche QDA-Methodolog/innen meinen (siehe Morse 1995, S.147).

3.13 Angemessenes Arbeitstempo

Es braucht Zeit, um eine *grounded theory* zu generieren. Hier kommen Phänomene eines verzögerten Handelns zum Zug. Kleine Zuwächse in der Datenkodierung, -analyse und -erhebung reifen sukzessive und erblühen dann später zu theoretischen Memos. Bedeutsame theoretische Erkenntnisse ergeben sich durch das Wachstum und die Reife der Daten; und vieles hiervon spielt sich außerhalb des Bewusstseins der Interpret/innen ab, bis irgendwann die vorbewusste Verarbeitung bewusst wird. Daher müssen Forschende ein angemessenes Tempo finden, sich in Geduld üben und nichts annehmen oder vorantreiben, bis es quasi von selbst passiert – und es wird passieren. Es ist wichtig, offensichtliche Verwirrung und Konfusion zu ertragen. Dies setzt voraus, dass Forschende sich soviel Zeit nehmen, wie sie für den Entdeckungsprozess brauchen, dass sie lernen, sich diese Zeit auf eine Weise zu nehmen, die mit ihnen in Einklang steht – ihr je persönlich sinnvolles und angemessenes Tempo. Zu hetzen und diesen Prozess zu forcieren, raubt den Interpret/innen ihre Kreativität und ihre konzeptuellen Fähigkeiten: Sie verbrauchen Energie, bleiben selbst leer, und die Theorie am Ende ist dünn und unvollständig. In der QDA-Arbeit

werden Forschende meist sequenziell durch den Arbeitsprozess gejagt, häufig verbunden mit langen Phasen ohne sichtbare Ergebnisse und mit Erschöpfung. Der GTM einen solchen QDA-Fahrplan „überzustülpen", gestaltet sie erheblich und zu ihrem Nachteil um.

3.14 Schreiben von Memos

Das Ausarbeiten einer Theorie wird durch den umfassenden und systematischen Prozess des Schreibens von Memos gefördert, der in der GTM parallel zum Prozess der Datenanalyse abläuft. Memos sind theoretische Notizen über die Daten und über die konzeptuellen Beziehungen zwischen Kategorien. Das Schreiben von theoretischen Memos ist die Schlüsselphase im Prozess der Theoriegenerierung. Diese Phase auszulassen und nach dem Kodieren direkt zum Sortieren oder Niederschreiben überzugehen, wäre kein Arbeiten im Sinne der GTM.

Das Schreiben von Memos ist ein kontinuierlicher Prozess, der notwendig zu Abstraktion oder Ideenbildung führt – er erfasst kontinuierlich die „Grenzen des Denkens der Forschenden", während sie die Daten durchgehen und kodieren, sortieren und schreiben. Es ist unerlässlich, dass sie das Kodieren unterbrechen, um Ideen, wenn sie entstehen, als Memos aufzuschreiben, wenn sie die subtile Belohnung aus dem stetigen Input des sorgfältigen Lesens der Daten, des Stellens der oben genannten Fragen und des entsprechenden Kodierens erhalten wollen. Memos helfen, die Daten auf eine konzeptuelle Ebene zu heben und die Eigenschaften einer jeden Kategorie zu entwickeln, die anfangen, sie operativ zu bestimmen. Memos beinhalten Hypothesen über Beziehungen zwischen Kategorien und/oder deren Eigenschaften, in ihnen werden diese Beziehungen mit Clustern von anderen Kategorien integriert, um die Theorie zu generieren. Memos erlauben auch, die emergierende Theorie in Bezug zu anderen Theorien mit möglicherweise mehr oder weniger Relevanz zu lokalisieren.

Das grundlegende Ziel des Schreibens von Memos besteht darin, in völliger Freiheit Ideen für Kategorien zu entwickeln, und so einen sehr gut sortierbaren Memo-Fundus aufzubauen. Das Erstellen von Memos unterscheidet sich vom Schreiben einer detaillierten Deskription. Obwohl sie typischerweise auf Beschreibung basieren, heben Memos diese Beschreibung durch die konzeptuelle Darstellung des Materials auf ein theoretisches Niveau. Auf diese Weise wird die ursprüngliche Deskription durch die Analyse aufgehoben. Kodes konzeptualisieren Daten. Memos legen durch theoretisches Kodieren die Eigenschaften von gegenstandbezogenen Kodes offen und stellen einen Zusammenhang zwischen ihnen her – sie destillieren analytische Eigenschaften aus den deskriptiven Daten.

Schon früh ergeben sich Memos aus dem ständigen Vergleichen von Indikatoren mit Indikatoren und dann Indikatoren mit Konzepten. Später generieren Memos neue Memos, die Lektüre von Literatur generiert Memos, das Sortieren und

Schreiben generiert ebenfalls Memos – das Schreiben von Memos ist niemals abgeschlossen! Memos verlangsamen das Tempo, zwingen Forschende, Kategorien und deren Integration und Passung, ihre Relevanz und ihren Beitrag für die emergierende Theorie zu durchdenken und zu verifizieren. Auf diese Weise werden der endgültige theoretische Rahmen und die Arbeit an Kernkategorien nicht vorzeitig beendet.

Komparatives Denken in Memos – durch ständige Vergleiche – arbeitet vorgefassten Auffassungen, Hypothesen und wissenschaftlichem Ballast entgegen, während es gleichzeitig ständig die Grenzen der laufenden Analysen erweitert und sprengt. Memos sind eine großartige Quelle für Hinweise für das theoretische Sampling – sie zeigen Lücken in bestehenden Analysen und mögliche neue Richtungen für die emergierende Theorie auf. Der vorgefasste Ansatz und Rahmen der QDA-Forschung steht ohne Frage im Konflikt mit der Freiheit des Schreibens von Memos. Der Konflikt wird in der QDA-Forschung in den meisten Fällen zuungunsten der GTM aufgelöst; diese büßt einen entscheidenden Aspekt ein.

3.15 Sortieren und Niederschrift

Über den Kodierprozess des ständigen Vergleichens hinweg fangen Forschende die entstehende Ideenbildung von gegenstandsbezogenen und theoretischen Kategorien in Form von Memos ein. Sobald die theoretische Sättigung der Kategorien erreicht ist, fahren sie fort, die zahlreichen, mit der Kernkategorie in Zusammenhang stehenden Memos, deren Eigenschaften und mit ihr verbundene Kategorien zu überprüfen, zu sortieren und zu integrieren. Die sortierten Memos bringen einen theoretischen Entwurf oder einen konzeptuellen Rahmen für die vollständige Artikulation der *grounded theory* durch einen integrierten Satz von Hypothesen hervor.

Ideenbildende Memos sind der Fundus der GTM. Das theoretische Sortieren der Memos ist der Schlüssel für die Formulierung der Theorie und deren Präsentation oder Niederschrift. Das Sortieren ist unerlässlich – es fügt die aufgebrochenen Daten wieder zusammen. Für die GTM ist der Entwurf für die Niederschrift schlicht ein emergentes Produkt der Sortierung der Memos. Es gibt keine im Vorhinein ausgedachten Entwürfe. Die GTM generiert den Entwurf durch das Sortieren der Memos, durch das Sortieren der Kategorien und Eigenschaften in den Memos nach Gemeinsamkeiten, Beziehungen und konzeptuellen Ordnungen. Dies erzwingt Muster, die zu dem Entwurf werden.

Wenn man einen theoretischen Rahmen vorfasst, setzt man die logische Elaboration aufs Spiel. Theoretisches Sortieren stattdessen forciert die einzelnen theoretischen Unterscheidungen darüber, wie und wo sich die jeweilige Idee in die emergierende Theorie einpasst. Theoretisches Sortieren bezieht sich auf theoretische Kodes. Die theoretische Entscheidung über den genauen Ort eines einzelnen Memos fußt auf dem theoretischen Kodieren der Daten, da die Interpret/innen Gemeinsam-

keiten, Beziehungen, und zugrunde liegende Ordnungen erkennen – das ist mit dem *grounding* von Ideen gemeint.

Unterbleibt das Sortieren, wird die Theorie linear, dünn und nicht vollständig integriert sein. Ergiebige, multi-relationale und multivariate Theorie wird durch das Sortieren generiert. Ohne Sortieren fehlt einer Theorie die interne Integration von Beziehungen zwischen vielen Kategorien. Mit dem Sortieren sind die Daten und Ideen theoretisch geordnet. Sortieren ist konzeptuelles Sortieren, nicht das Sortieren von Daten. Sortieren verleiht theoretische Vollständigkeit. Das Sortieren generiert weitere Memos – häufig auf höherem konzeptuellen Niveau – und bringt so die Theorie voran und kondensiert sie. Es integriert relevante vorgängige Literatur in die Theorie, ordnet sie mit den Memos ein.

Das Sortieren hat auch eine konzeptuelle, fokussierende Funktion. Die Forschenden sehen bald, wo und wie jedes Konzept passt, welche Relevanz es besitzt, und wie es die kumulative Theorieentwicklung weiterführen wird. Sortieren verhindert Über-Konzeptualisierung und Vor-Konzeptualisierung, die entfallen, wenn der sparsamste Satz von integrierten Konzepten eingekreist wird. Das Sortieren forciert daher die ideenbildende Unterscheidung zwischen Kategorien und stellt zur gleichen Zeit einen Zusammenhang zwischen ihnen her, integriert sie und verhindert ihre „Wucherung". Die ständige Kreativität des Sortierens von Memos macht die Nutzung von Computern für die Sortierung, wie in der QDA-Arbeit üblich, überflüssig.

3.16 Während des Sortierens entwickelte analytische Regeln

Während das theoretische Kodieren die Beziehung zwischen Variablen bzw. Kategorien herstellt, leiten analytische Regeln die Konstruktion der emergierenden Theorie. Sie leiten das theoretische Sortieren und das anschließende Niederschreiben der Theorie. Analytische Regeln geben eine genaue Beschreibung der Operationen, bestimmen die Foki, begrenzen und selektieren die Verwendung der Daten und Konzepte, fungieren als Gedächtnisstütze dafür, was zu tun ist, geben einen Überblick und liefern die notwendige Disziplin, um am zentralen Thema zu bleiben und es weiterzuverfolgen, während die Gesamttheorie generiert wird.

Es gibt mehrere grundlegende analytische Regeln. Erstens kann das *Sortieren* überall beginnen. Es wird einen je eigenen Anfang, den weiteren Verlauf und das Ende der Niederschrift erzwingen. Die Hauptsache ist, dass man damit anfängt. Indem die Interpret/innen versuchen, die ersten Memos konzeptuell zu ordnen, beginnen sie, die Integration zu durchdenken. Wenn sie erst einmal angefangen haben, bemerken sie bald, wo Ideen voraussichtlich am besten zu integrieren sind, und wo das Sortieren produktiv wird und Spaß macht. Beginnen Sie mit der *Kernkategorie* und sortieren Sie dann alle anderen Kategorien und Eigenschaften nur danach, wie diese mit der Kernkategorie in Zusammenhang stehen. Diese Regel forciert Fokus,

Selektivität und eine Begrenzung der Analyse. Theoretisches Kodieren hilft, die Bedeutung des Verhältnisses eines Konzepts zur Kernkategorie herauszufinden und zu bestimmen. Dieser theoretische Kode sollte aufgeschrieben und in den entsprechenden Stapel mit dem gegenstandsbezogenen Kode eingeordnet werden. Sobald das Sortieren im Lichte der Kernkategorie beginnt, rufen die ständigen Vergleiche wahrscheinlich viele neue Ideen hervor, insbesondere zu theoretischen Kodes für die Integration der Theorie. Hören Sie dann auf zu sortieren und *schreiben Sie ein Memo*! Sortieren Sie anschließend das Memo in das Gesamtbild ein.

Die Interpret/innen führen dann weitere Sortierungen für jedes Konzept mit Blick auf dessen Integration in die Theorie durch. Veranschaulicht und illustriert wird das jeweilige Konzept nur, wenn es erstmals genutzt wird, um eine Vorstellung von seiner Reichweite und Bedeutung zu erlangen. Danach wird nur das Konzept verwendet, nicht die Veranschaulichung. Alle Ideen müssen irgendwo in den Entwurf passen, oder die *Integration* muss verändert werden. Dies ist unerlässlich, denn wenn die Interpret/innen diese Passung aller Kategorien nicht prüfen, bleiben wichtige Ideen und Beziehungen ungenutzt. Diese Regel fußt auf der Annahme, dass die soziale Welt integriert ist, und es ist die Aufgabe der Forschenden, die Besonderheit dieser Integration zu entdecken. Gelingt dies nicht, muss erneut sortiert und müssen die Konzepte mit dem Ziel einer besseren Passung wieder neu integriert werden. Forschende bewegen sich dabei zwischen dem Theorieentwurf und Ideen hin und her, während sie zugrunde liegende Muster, Integrationen und multivariate Beziehungen zwischen den Konzepten (neu) sortieren. Der Prozess ist ungemein produktiv und liefert viele theoretische Kodier-Memos, die jeweils umsortiert werden müssen. Dies kann wiederum nicht durch das einfache *Code- und Retrieve*-Verfahren mittels Computer erledigt werden.

Das Sortieren zwingt die Interpret/innen, an einer Stelle eine *Idee* einzubringen und dann ihre Fortsetzung innerhalb der Theorie zu ergründen, indem sie in anderen Zusammenhängen erneut genutzt wird. Wenn Sie Zweifel an der Sortierung bzw. Zuordnung einer Idee haben, notieren Sie dies dort, wo sich die erste Verwendungsmöglichkeit ergibt, mit dem Hinweis, dies genauer zu überprüfen, und arbeiten Sie an der nächsten möglichen Stelle weiter. Theoretische Vollständigkeit impliziert eine theoretische Reichweite, die so weit geht, wie die Studie die Forschenden trägt. Sie verlangt, dass Forschende mit Ende ihrer Arbeit anhand möglichst weniger Konzepte und der größtmöglichen Reichweite soviel Variation im untersuchten Handeln und für das untersuchte Problemfeld wie irgend möglich zu erklären in der Lage sind. Mit Konzepten, die passen, funktionieren, relevant und gesättigt sind, erklärt die Theorie dann hinreichend, wie Menschen im Untersuchungsfeld ihre Hauptanliegen kontinuierlich bearbeiten und klären.

4 Zusammenfassung

Vergessen Sie nie, dass die GTM selbst eine *grounded theory ist*, die aus einer Forschungsarbeit über sterbende Patient/innen im Jahre 1967 hervorgegangen ist. Sie wurde entdeckt, nicht erfunden. Sie ist eine sichere Sache, der sich Forschende überlassen können. Sie ist *kein* erdachter Ansatz, um Forschung – basierend auf mutmaßlichen wissenschaftlichen, positivistischen oder naturalistischen „Weisheiten" – zu betreiben. Sie ist keine auf logischer „wissenschaftlicher" Literatur basierende Erfindung, die uns sagt, wie Wissenschaft sein sollte.

Die GTM verleiht der sozial-psychologischen Welt eine Rhetorik – einen vergewissernden Jargon –, allerdings durch systematische Verfahrensweisen gestützt. Es handelt sich nicht um leere Rhetorik, aber bedauerlicherweise brauchen GT-Verfahrensweisen häufig Zeit, damit diese Rhetorik greift. Dieses verzögerte Lernen ist oft dem Umbau – folglich der Blockierung – durch QDA-Anforderungen geschuldet, insbesondere deren Streben nach Exaktheit.

Ein Versprechen ist, dass das Generieren von Theorie aus den Daten – das Generieren von *grounded theory* – die Probleme der QDA beseitigt, die derzeit immer weiter „verwissenschaftlicht" werden. Indem Forschende, die die GTM nutzen (und zwar insbesondere Doktorand/innen), eine gegenstandsbezogene, konzeptuelle Theorie mit allgemeinen Implikationen hervorbringen – nicht deskriptive Befunde – werden sie den Treibsand der Deskription ratsam umgehen. Es gibt zahlreiche QDA-Probleme; eine kurze Liste beinhaltet beispielweise Exaktheit, Interpretation, Konstruktion, Bedeutung, positivistische und naturalistische Kanons der Datenerhebung und -analyse von Untersuchungseinheiten, das Beginnen mit vorgefassten, strukturierten Interviews, sequenzielle Prozeduren, vorgefasste professionelle Probleme, theoretische Lieblings-Kodes etc. etc. Die Liste ist lang, der Gedanke ist klar.

Forschende ohne ausreichende Betreuung sollten vorsichtig sein, wenn sie aus ihrem Alleinsein heraus zu viel Anleitung von Mentor/innen suchen, die gerade einmal ein GTM-Buch gelesen haben und dann vor diesem Hintergrund versuchen, die GTM im ihrem QDA-Kontext zu verstehen. Sie sollten bei denen Hilfe suchen, die ein GTM-Buch geschrieben haben.

Die GTM zu nutzen, um zu erklären, „was vor sich geht", heißt, der Attacke durch die QDA-Methodologien auszuweichen, die sie aushöhlen und dann umgestalten. Evert Gummesson sagt dies in seiner Veröffentlichung „Relationship Marketing and the New Economy: It's Time for De-Programming" (2002) deutlich, und was er über Marketing sagt, trifft auf Pflege, Medizin, Bildung, Sozialarbeit und andere Berufe und ebenso auf wissenschaftliche Arbeit zu.

> „Today's general textbooks perpetuate the established marketing management epic from the 1960s with the new just added as extras. It is further my contention that marketing education has taken an unfortunate direction and has crossed the fine line between education

> and brainwashing. The countdown of a painful – but revitalizing – process of deprogramming has to be initiated.
>
> What do we need in such a situation? A shrink? No, it is less sophisticated than that. All we need is systematic application of common sense, both in academe and in corporations. We need to use our observational capacity in an inductive mode and allow it to receive the true story of life, search for patterns and build theory. Yes, theory. General marketing theory that helps us put events and activities into a context. This is all within the spirit of grounded theory, wide spread in sociology but little understood by marketers. My interpretation of a recent book on the subject by Glaser (2001) is as follows: *‚take the elevator from the ground floor of raw substantive data and description to the penthouse of conceptualization and general theory. And do this without paying homage to the legacy of extant theory.‘* In doing this, complexity, fuzziness and ambiguity are received with cheers by the researchers and not shunned as unorderly and threatening as they are by quantitative researchers. Good theory is useful for scholars and practicing managers alike.“ (S.585f.)

Ich hoffe, dass dieser Beitrag aufzeigt, wie die Loslösung von QDA-Voraussetzungen den dann nicht mehr eingeschränkten GT-Verfahrensweisen ermöglicht, Theorie zu generieren, die Gummerssons Vorstellung erfüllt.

Literatur

Baker, Cynthia; Wuest, Judith & Stern, Phyllis (1992). Method slurring, The phenomenology/grounded theory example. *Journal of Advanced Nursing, 17*, 1355–1360.

Creswell, John W. (1998). *Qualitative inquiry and research design*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity: Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1992). *Basics of grounded theory analysis*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1993). *Examples of grounded theory. A reader*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1994). *More grounded theory methodology. A reader*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (Hrsg.) (1995). *Grounded theory 1984 to 1994*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1998). *Doing grounded theory. Issues and discussions*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. unter Mitarbeit von W. Douglas Kaplan (Hrsg.) (1996). *Gerund grounded theory: The basic social process dissertations*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2001). *The grounded theory perspective: Conceptualization contrasted with description*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1965). *Awareness of dying*. Chicago: Aldine Publishing Co.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *Discovery of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Gummesson, Evert (2002). Relationship marketing and the new economy: It's time for de-programming. *Journal of Services Marketing*, *16*(7), 585–589.
Lowe, Andy (1997). *Managing to post merger aftermath-default remodeling*. Department of Marketing University of Strathclyde (Grounded Theory Review).
May, Katharyn A. (1994). Abstract knowing. The case for magic in method. In Janice Morse (Hrsg.), *Critical issues in qualitative research methods* (S.10–22). Thousand Oaks, CA: Sage.
Morse, Janice (1994). „Emerging from the data." Cognitive processes of analysis in qualitative research. In Janice Morse (Hrsg.), *Critical issues in qualitative research methods* (S.23–41). Thousand Oaks, CA: Sage.
Morse, Janice (1995). Editorial. *Qualitative Health Review*, *5*, 147–149.

Eine analytische Reise unternehmen[1]

Juliet M. Corbin

Im Laufe der letzten zehn bis fünfzehn Jahre sind viele neue Ideen innerhalb der qualitativen Sozialforschung entstanden. Diese Ideen haben auch auf mich als Forscherin eine bedeutsame Wirkung ausgeübt. Obwohl ich gebeten wurde, über „Strauss' Version" der Grounded-Theory-Methodologie zu schreiben, stelle ich fest, dass ich nicht mehr darüber schreiben kann, was genau seine Version ist. Zu viel Zeit ist verstrichen, seit Anselm Strauss gestorben ist, und über seine Version zu schreiben impliziert, dass sich eine Methodologie im Laufe der Zeit und mit ihrer Verwendung nicht verändert. Es impliziert auch, dass die Menschen, die über diese Methode reden und schreiben, keinem Wandel unterliegen. Obwohl ich in diesem Beitrag versuchen werde, Strauss' Auffassung der Methodologie treu zu bleiben, besteht daher die Möglichkeit, dass das, was ich im Begriffe bin zu schreiben, ebenso sehr meine gegenwärtige Interpretation widerspiegelt wie seine ursprünglichen Überlegungen. Genau genommen schreibt jede/r, die oder der über eine Forschungsmethode schreibt, mit Ausnahme der ursprünglichen Autor/innen, über ihre oder seine Interpretation dieser Methode, da es sich um eine Darstellung aus der Perspektive dieser zweiten Person handelt. Deshalb empfinde ich es als erforderlich, zu Beginn dieses Beitrags etwas Zeit darauf zu verwenden zu erläutern, wie ich mich infolge gegenwärtiger Überlegungen innerhalb der qualitativen Forschung verändert habe. Des Weiteren wollte ich in diesem Beitrag mehr tun, als nur über Methoden zu *sprechen*. Ich will unter Verwendung eines Beispiels aus der dritten Auflage der „Basics of Qualitative Research" (Corbin & Strauss 2008) veranschaulichen, wie das Verfahren der Grounded Theory *angewendet* wird. Ich schließe den Beitrag dann mit einer Erörterung dessen, was ich *glaube*, was Strauss' Version Forscherinnen und Forschern zu bieten hat.

1 Dieser Beitrag ist zuerst in englischer Sprache in „Developing Grounded Theory. The Second Generation" (Morse, Stern, Corbin, Bowers, Charmaz & Clarke 2009) erschienen. Wir danken Juliet Corbin und der Left Coast Press, insbesondere Mitch Allen, für die freundliche Genehmigung, ihn hier erstmals in revidierter Fassung und in Deutsch veröffentlichen zu dürfen.
Der Beitrag wurde übersetzt von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_8,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

1 Menschen ändern sich, Methoden auch

Meine erste Begegnung mit qualitativer Forschung machte ich in der „Dinosaurierzeit", wie ich sie nenne. Damals war ich eine naive Masterstudentin, die an einem vorgeschriebenen Forschungskurs teilnahm. Ich fand den quantitativen Teil des Kurses ziemlich trocken; er förderte mein Interesse Forschung zu betreiben nicht. Als eine Präsentation im Kurs jedoch zu einer Diskussion über qualitative Forschungsmethoden führte, sagte ich „Was ist das? Erzähl mir mehr davon." Irgendetwas an qualitativer Forschung fand ich sehr ansprechend, wenngleich ich damals nicht hätte sagen können, was es war. Rückblickend glaube ich, dass irgendetwas in mir eine Resonanz auf qualitative Forschung erzeugte und es immer noch tut, da sie das, was Pflege eigentlich ausmacht, im Kern berührt: Menschen eine helfende Hand zu reichen, zuzuhören, was sie zu sagen haben, und dann dieses Wissen zu nutzen, um in ihrem Leben etwas zu verändern.

Als es Zeit wurde eine Masterarbeit zu schreiben, empfahlen mir meine Betreuer/innen nachdrücklich, eine quantitative Studie durchzuführen, da es im Fachbereich niemanden gab, die oder der ausreichend in qualitativen Methoden ausgebildet war, um mich während der Durchführung der Arbeit zu betreuen. Noch bevor ich den Master abgeschlossen hatte, entschied ich mich dafür, mit einer Promotion an der University of California in San Francisco (UCSF) weiterzumachen und dort zu lernen, wie qualitative Forschung „funktioniert". An der UCSF hatte ich viele kompetente Mentor/innen; unter ihnen Ramona Mercer, Phyllis Stern, Leonard Schatzman und Anselm Strauss. Als ich mein Promotionsstudium anfing, ahnte ich nicht, dass ich letztendlich mit Anselm Strauss forschen und Bücher schreiben würde, am allerwenigsten ein Buch über seine Forschungsmethodologie.

Bevor ich erörtere, wie ich mich über die Jahre verändert habe, möchte ich ein wenig zum Stand der qualitativen Forschung ausführen, den ich 1976 vorfand, als mein Promotionsstudium begann – auch wegen des Einflusses dieser spezifischen Geschichte auf das Schreiben der früheren Auflagen der „Basics of Qualitative Research" (Strauss & Corbin 1990, 1998) und auf die in diesem Beitrag skizzierte methodische Herangehensweise. Vorstellungen wie die Folgenden waren damals nicht unüblich:

1. Die Theorie ist in den Daten „verborgen". Wenn Forschende hinreichend sensibel sind und die Daten genau genug ansehen, kommt die Theorie quasi von selbst zum Vorschein; das Schlüsselwort war „Emergenz".
2. Forschende sollten bei der Datenerhebung und -analyse möglichst „objektiv" sein.
3. Forschende sollten ein *going native* (d. h. die Übernahme der Einstellungen der Teilnehmenden oder eine zu große Nähe zu ihnen) vermeiden, da dies erschwere, diese Objektivität zu wahren.
4. Obwohl eingeräumt wurde, dass es nicht die „eine" Wahrheit gibt, herrschte doch noch die Vorstellung, das Forschende „einen Anflug von Wirklichkeit" in den

Daten einfangen und diese Wirklichkeit als eine Reihe von theoretischen Ergebnissen darlegen könnten.

Heute scheinen diese Vorstellungen überholt, aber ich erwähne sie, um ein Argument vorzutragen. Wie alle anderen Phänomene müssen sie im Kontext von Raum und Zeit verortet werden. Als die erste Auflage der „Basics" 1990 veröffentlicht wurde, übernahmen viele von uns (das kollektive „Wir") die damals vorherrschenden Auffassungen von qualitativer Forschung. Methodologie und Methoden sind aber lebendig in dem Sinne, dass ihnen zugebilligt werden muss, dass sie die Möglichkeit zur Veränderung besitzen. Veränderung meint hier nicht, dass ich die philosophischen Grundlagen von Strauss' Version der Grounded-Theory-Methodologie preisgegeben hätte: Sie ist mit ihrer Betonung auf Struktur *und* Prozess weiter im Pragmatismus und im symbolischen Interaktionismus verankert. Was sich verändert hat, ist subtil und hat damit zu tun, wie ich mich qualitativer Forschung nähere, über sie nachdenke und schreibe. Mit der Zeit haben sich einige Forscher/innen einfach von den traditionelleren Ansätzen, qualitative Forschung zu betreiben, entfernt; mache sind sogar so weit gegangen, die Grenzen zwischen Dichtung und Forschung infrage zu stellen. Andere wie ich haben versucht, an dem, was sich aus der Vergangenheit bewährt hat, festzuhalten, und die Methodik zur gleichen Zeit zu modernisieren, um sie an die Gegenwart anzunähern.

In diesem Sinne habe ich beim Schreiben der dritten Auflage der „Basics" Teile der Vergangenheit und der Gegenwart ausgewählt und andere verworfen. Ich denke, dass ich das, was sich an Strauss' Ansatz der Durchführung der Analyse am meisten bewährt hat, beibehalten habe. Man darf nicht vergessen, dass jedes Forschungsprojekt anders ist, und dass jede Person, die ein Verfahren nutzt, dieses Verfahren in jedem Projekt subjektiv und auf dieses konkrete Projekt bezogen ein wenig verändert, um es angemessener nutzen zu können. Wenn Anselm Strauss heute noch leben würde, hätte er sich höchstwahrscheinlich auch verändert, da er niemals stehen blieb. Ich schätze z. B. die Arbeiten von Clarke (2005 und in diesem Band) sowie Charmaz (2006 und in diesem Band) und die Art, wie sie postmoderne und konstruktivistische Paradigmen auf die Grounded-Theory-Methodologie angewendet haben, sich der Herausforderung Denzins (1994) stellend, dass sich interpretative Methoden mehr auf postmoderne Sensibilitäten einrichten müssten (S.512).

Die erste Auflage der „Basics" war ursprünglich und hauptsächlich für uns selbst geschrieben, um sie mit unseren Studierenden nutzen zu können. Strauss und ich dachten nie, dass es ein so populärer Text werden oder dass er irgendeine Kontroverse auslösen würde. Wir wollten unsere Studierenden einfach mit einer praktischen Orientierungshilfe ausstatten, auf die sie rekurrieren konnten, wenn sie den Schutz des Seminarraums hinter sich gelassen hatten, um auf eigene Faust ins Feld zu gehen und an ihren Dissertationen zu arbeiten. Da das Buch sich über die Jahre – und trotz der Veröffentlichung weiterer Texte über qualitative Datenanalyse – andauernd großer Beliebtheit erfreute, wurden wir gebeten, eine zweite Auflage der „Basics"

zu schreiben. Bedauerlicherweise starb Anselm Strauss, bevor diese Auflage fertiggestellt war. Mit Blick auf Anselms Vermächtnis und die Beliebtheit des Buches fand ich es zum damaligen Zeitpunkt angemessen, nicht zu viele Änderungen vorzunehmen. Später wurde ich dann gefragt, eine dritte Auflage zu schreiben.

Die Herausforderung dieser dritten Auflage lag wie bereits erwähnt darin, an dem festzuhalten, was an Strauss' grundlegendem Ansatz zur Durchführung der Analyse am besten geeignet schien und dies gleichzeitig mit aktuellen Überlegungen und meinen Veränderungen in Einklang zu bringen. Ich hatte keinen einfachen Begriff, um die Person, die ich im Laufe der Jahre seit seinem Tod methodologisch geworden war zu klassifizieren. Ich erkannte, dass mich, wie ihn, eine Mischung vieler (philosophischer) Richtungen beeinflusst hatte. Die Perspektive des Pragmatismus/Interaktionismus, die für Strauss so wichtig war, ist auch für mich weiter bedeutsam und insofern auch für die methodische Vorgehensweise, die ich in der dritten Auflage der „Basics" darstelle. Anderes ist hinzugekommen. Oder mit den sehr treffenden Worten von Denzin (1998, S.338): „Clearly simplistic classifications do not work. Any given qualitative researcher-as-bricoleur can be more than one thing at the same time, can be fitted into both the tender-and the tough-minded categories". Einige für mich wichtige Vorstellungen und Konzepte der zeitgenössischen qualitativen Forschung, die auch in die dritte Auflage der „Basics" Eingang gefunden haben, möchte ich kurz skizzieren.

Es gibt nicht eine Wirklichkeit, es gibt mehrere „Wirklichkeiten", und Datenerhebung und -analyse erfordern, diese mannigfachen Sichtweisen einzufangen und angemessen zu berücksichtigen. Es mag äußere Ereignisse geben – den Vollmond, einen Krieg oder ein Flugzeug, das in ein Gebäude stürzt –, aber diese Ereignisse sind untrennbar von der Art und Weise, wie Menschen sie erleben und auf sie reagieren. Oder mit Schwandt (1998, S.237): „One can reasonably hold that concepts and ideas are invented (rather than discovered) yet maintain that these inventions correspond to something in the real world." Daher sind es nicht die Ereignisse selbst, die den Mittelpunkt unser Untersuchungen bilden, sondern die Bedeutungen, die ihnen zugeschrieben werden, die Handlungen/Interaktionen/Emotionen, die als Reaktion darauf vollzogen und ausgedrückt werden sowie der Kontext, in dem diese Ereignisse und Reaktionen auf sie stattfinden.

Jeder Mensch schreibt Ereignissen Bedeutung zu und reagiert auf sie vor dem Hintergrund der je eigenen Biografie, von Gender, Zeit und Ort, entlang kultureller, politischer, religiöser und beruflicher Erfahrungen. Die Gültigkeit dieser Aussage ist evident, wenn man das Fernsehen anschaltet und einer Gruppe von Menschen zuhört, die ein Ereignis, z. B. eine politische Rede, diskutieren: Es gibt Gespräche und manchmal offenen Streit, aber es gibt selten völlige Übereinkunft über die Bedeutung oder selbst den Inhalt eines Ereignisses. Die Zuschauer/innen sehen und hören mannigfache Sichtweisen zum selben Thema (was aber nicht heißt, dass es keine Reaktionsmuster gibt). Fügen Sie dieser Beobachtung die Vorstellung hinzu, dass auch die Zuschauer/innen das, was sie im Fernsehen sehen und hören, entlang

ihrer Interpretation des Ereignisses, ihrer persönlichen Geschichte und Biografie, filtern, und Sie erhalten ein sehr komplexes Bild, das nie ganz verstanden oder von der Forscherin oder dem Forscher in dieser Komplexität *rekonstruiert* werden kann.

Insoweit stimme ich der konstruktionistischen Sichtweise zu, dass Konzepte und Theorien von Forschenden *konstruiert* werden (sie emergieren nicht) aus Geschichten, mit denen die Forschungsteilnehmer/innen versuchen, ihre Erfahrungen und/oder ihr Leben zu erklären und ihnen einen Sinn zu geben. Aus diesen mannigfachen Konstruktionen konstruieren Forschende etwas, das sie Wissen nennen. Schwandt (1998, S.237) sagt hierzu:

> „In a fairly unremarkable sense, we are all constructivists if we believe that the mind is active in the construction of knowledge. Most of us would agree that knowing is not passive – a simple imprinting of sense data on the mind – but active; mind does something with these impressions, at the very least forms abstractions of concepts. In this sense, constructivism means that human beings do not find or discover knowledge so much as construct or make it. We invent concepts, models, and schemes to make sense of experience and further we continually test and modify these constructions in light of new experience."

Und obwohl ich erkenne, dass sich Wissen in Anbetracht neuer Erfahrung ständig weiterentwickelt und Untersuchungsergebnisse „Konstruktionen" und keine exakten Nachbildungen von Wirklichkeit sind, glaube ich – und vielleicht ist es die Pflegewissenschaftlerin in mir, die spricht – dass sowohl „interpretative" Arbeit als auch die Konzeptualisierung von Daten notwendig sind, weil es unerlässlich ist, eine Sprache und Begriffe zu haben, um über Phänomene und Probleme zu sprechen, denen die Praktiker/innen in einem beliebigen Feld begegnen. Hier gilt die Feststellung Blumers (1969), dass es ohne eine konzeptuelle Sprache keine Grundlage für Diskussion, Konflikt, Verhandlung oder Entwicklung einer wissensbasierten Praxis gibt. Praktiker/innen benötigen neben ihren Erfahrungen einen theoretischen Wissenskorpus, der ihre Handlungen leitet. Wissen mag die Wirklichkeit nicht widerspiegeln, aber es hilft, menschliche Reaktionen zu verstehen.

In dem, was ich mit meiner Forschung erreichen will, stütze ich mich wie Anselm Strauss auf den Pragmatismus und auf symbolische Interaktionisten wie z. B. Blumer (1969), Hughes (1971), Park (1967) oder Thomas (1966) und deren Vorstellung von Forschung als einer Grundlage, um Wandel herbeizuführen. Ich stimme dem Ziel sozialer Gerechtigkeit zu, wie dies beispielsweise im Rahmen feministischer Forschung (Olesen 1998) formuliert wird. (Gleichzeitig genieße ich es, qualitative Forschung um ihrer selbst willen zu betreiben – wegen der Menschen, die ich treffe, der intellektuellen Anregung, die ich bekomme, und der Möglichkeit, aus Unordnung Ordnung zu machen.) Ich stimme der feministischen Auffassung auch dahin gehend zu, dass wir als Personen untrennbar verflochten sind mit der Forschung und Analyse, die wir betreiben. Daher müssen wir selbst-reflexiv sein bezüglich der Art und Weise, wie wir den Forschungsprozess beeinflussen und wie dieser wiederum uns

beeinflusst. Hamberg und Johansson (1999) erläutern ihr eigenes Vorgehen, das ich auch in meiner Forschung zu realisieren versuche, wie folgt:

> „For this reflexive analysis, we have reread the coded interviews to scrutinize parts featuring tension, contradictions, or conflicting codes-passages that had often been discussed when we were striving to find reasonable and legitimate interpretations. We have also read our memos to recall our instant reactions during, and after, the interviews and our discussions when we compared our coding" (S.458).

Obwohl Leser/innen von Forschungsergebnissen diese im Lichter ihrer Erfahrungen (re-) konstruieren, negiert die Tatsache, dass es sich um Konstruktionen und Rekonstruktionen handelt, nicht die Relevanz der Ergebnisse oder der Einblicke, die durch sie gewonnen werden können. Denn wir teilen eine gemeinsame Kultur, aus der heraus gemeinsame Konstruktionen oder Übereinstimmungen über die Bedeutung von Konzepten durch Diskurs erzielt werden können. Konzepte geben uns eine Grundlage für Diskurs und für das Erreichen eines geteilten Verständnisses. Daher werde ich weiter an die Kraft von Konzepten glauben und für ihren Gebrauch plädieren.

Es gibt noch ein weiteres Argument, das mir wichtig ist, da es einige Missverständnisse darüber gab, wie Strauss und ich Techniken und Verfahren nutzen. Techniken und Verfahren sind Werkzeuge, die von Forschenden verwandt werden sollen, wenn sie diese als tauglich erachten, um methodologische Probleme zu lösen. Es handelt sich nicht um eine Serie von Anweisungen, die starr befolgt werden müssen. Keine Forscherin und kein Forscher sollte Kodierverfahren in einer Weise zu befolgen versuchen, dass der fließende und dynamische Charakter qualitativer Analyse verloren geht. Der Analyseprozess ist vor allem ein Denkprozess. Er verlangt, „in die Schuhe der anderen zu schlüpfen" und sich zu bemühen, die Welt aus deren Perspektive zu sehen. Die Analyse sollte entspannt und flexibel sein und getrieben durch die Einsichten, die durch die Interaktion mit den Daten gewonnen werden, statt starr-strukturiert und von Verfahren *gelenkt*.

2 Den Herausforderungen begegnen

Als ich an der dritten Auflage der „Basics" zu arbeiten begann, quälte ich mich damit herum, wie ich das Beste aus der Vergangenheit mit meinem gegenwärtigen Denken zusammenfügen könnte. Viele Fragen gingen mir durch den Kopf: Was sind Methoden? Sind sie bloß eine Reihe von Verfahrensschritten? Geht es und in welcher Weise um ihnen unterliegende philosophische Ansätze und weniger um konkrete Verfahren? Welche Rolle spielen Methoden in der Forschung? Sind sie Anleitungen oder nur eine Sammlung von Ideen? Welche und wie viel Anleitungsstruktur ist notwendig, um ein Verfahren nachvollziehbar zu machen? Welche Rolle spielen die Forschenden? Wie können sie bzw. kann ihr Beitrag anerkannt und zugleich die

Geschichte der Forschungsteilnehmenden erzählt werden? Wie viel oder wie wenig Interpretation sollte im Spiel sein?

Neben den obigen Fragen haben weitere Themen das Schreiben der dritten Auflage der „Basics" erschwert. Seit der ursprünglichen Veröffentlichung von „The Discovery of Grounded Theory" (Glaser & Strauss 1967) sind viele verschiedene Ansätze unter dem Label „Grounded Theory" entstanden. Gibt es überhaupt *einen* Forschungsansatz namens „Grounded Theory" oder *sollte es ihn geben*? Vielleicht wäre es besser, „Grounded Theory" als ein Kompendium von verschiedenen Methoden zu betrachten, deren Ziel es ist, aus Daten Theorie zu konstruieren, wobei jede Version der Grounded-Theory-Methodik ihre eigene philosophische Grundlage und ihren Ansatz zur Datenerhebung und Analyse hat und zur gleichen Zeit einige gemeinsame Verfahren teilt. Dann gibt es da die noch größere Frage: Ist Forschung, die Theorie entwickelt, heute noch relevant? Wenn es da draußen nicht eine, sondern mannigfache „Wirklichkeiten" gibt, ist es dann möglich oder gar zweckmäßig, Forschungsergebnisse in *ein* theoretisches Erklärungsschema zu packen, obwohl man anerkennt, dass jede Theorie in ihrer Erklärungskraft beschränkt ist? Würden dichte Beschreibung, Fallanalyse, auf Wandel gerichtete Forschung oder das Erzählen von Geschichten nicht berechtigtere Gründe liefern, Forschung zu betreiben?

Ich war durch die vor mir liegende Aufgabe, die dritte Auflage zu schreiben, ziemlich entmutigt. Ich zögerte, schrieb und schrieb um, probierte Ideen aus. Und im Laufe des Schreibens und Probierens merkte ich, dass ich an diesem Prozess Gefallen fand. Ich erkannte, dass ich keine ganz neue Methode entwarf: Ich modernisierte die Methodik, mit der ich aufgewachsen war, ließ viel vom Dogma fallen, gestaltete Verfahrensweisen flexibler und suchte sogar nach Wegen, um zu erklären, wie Computer den Forschungsprozess verbessern könnten.

3 Die Methode

Wie ich in der Einleitung dieses Beitrags dargelegt habe, will ich mit dieser langen Erörterung darauf hinaus, dass es für mich, aus der Perspektive der Person, die ich geworden bin, unmöglich ist, so über Methodologie zu sprechen, wie ich es vor zehn oder fünfzehn Jahren getan habe. Ich kann nicht sagen, dies ist Strauss' Version des Grounded-Theory-Ansatzes, da, wie ich gegenwärtig über Methode spreche (und wie ich sie in der dritten Auflage der „Basics" geschrieben habe) eine Kombination ist aus

- dem, was ich als das Beste an Strauss' Methode empfunden habe,
- zusammen mit den Lehren, die ich aus aktuellen Debatten gezogen habe, und dies
- aus der Perspektive der Person, die ich im Laufe der Jahre geworden bin: aufgrund von Lektüre, von kontinuierlicher Forschung und Lebenserfahrung, in

Interaktion mit Studierenden beim Lehren von Methoden in verschiedenen Teilen der Welt und auch über das Internet usw.

Anstatt an dieser Stelle in eine tiefgreifende philosophische oder methodologische Diskussion über „die Straussche Grounded Theory" einzusteigen, möchte ich ein Beispiel davon präsentieren, wie ich heute Forschung betreibe, bezogen auf all das, was ich oben dargestellt habe. Das Beispiel ist der dritten Auflage der „Basics" entnommen. Was ich mit diesem Beispiel zu vermitteln hoffe ist, dass ich – obwohl das Wesentliche von Strauss' Ansatz geblieben ist – bei der Durchführung der Analyse flexibler und offener geworden bin. Ich nutze alle relevanten Verfahren, aber sie bleiben im Hintergrund.

Haben Sie etwas Geduld mit mir, während ich versuche, ein wenig von der neuesten und für mich ergiebigsten Forschung meiner gesamten Karriere zu berichten: einer Studie über Personen, die am Vietnamkrieg teilgenommen haben. Dieses Thema ist auf den ersten Blick kein pflegewissenschaftliches, aber es hat Implikationen für die Versorgung von jungen Soldat/innen, die an Kriegen teilnehmen, und es ist in Anbetracht gegenwärtiger Ereignisse besonders relevant.

Nachdem ich das Einleitungskapitel der dritten Auflage abgeschlossen hatte, habe ich darüber nachgedacht, wie ich Studierenden den fluiden und dynamischen Charakter der Datenerhebung und -analyse am besten würde veranschaulichen können. Ich wollte die Interaktion deutlich machen, die zwischen der oder dem Forschenden und den Daten stattfindet, und ich wollte zeigen, dass es eine Kombination aus den Daten und aus deren Interpretation durch Forschende ist, die den Forschungsprozess leitet und vorantreibt. Auszüge aus eigenen früheren Untersuchungen vorzustellen ist die gängige Art, wie Autor/innen ein solches Anliegen umzusetzen versuchen. Ich wollte aber ein Forschungsprojekt direkt vor den Augen meiner Leser/innen durchführen, sie also von Anfang bis Ende am Forschungsprozess beteiligen. Außerdem wollte ich etwas untersuchen, womit ich mich als Wissenschaftlerin zuvor noch nicht beschäftigt hatte. Ich wollte, dass die Leser/innen die methodologischen Probleme sehen, denen ich unterwegs begegnete, dass sie sehen, wie ich mit diesen Problemen umgegangen bin, was ich gedacht und wie ich entschieden habe. Ich wollte meine Erfahrungen teilen. Zu dem Zeitpunkt dieser Überlegungen wusste ich weder, wie lange ich brauchen würde, um ein Forschungsprojekt als Teil eines Methodenbuches durchzuführen, noch war mir klar, in welcher Weise mich der Untersuchungsgegenstand/das gewählte Thema berühren würde.

Ich hatte zunächst eine Vorstellung davon, was ich methodologisch und methodisch tun wollte, aber kein Forschungsthema. Ich fing an, meine Ordner durchzusehen, und fand ein Interview, dass Anselm Strauss vor Jahren mit einem meiner engen Freunde über dessen Erfahrungen als Krankenpfleger während des Vietnamkriegs durchgeführt hatte. Nach dem Durchlesen des Interviews wusste ich, dass ich das Thema für meine Studie gefunden hatte. Ich war während des Vietnamkrieges aufgewachsen, wusste aber nur wenig hierüber. Ich wollte zugleich mich

informieren und den Lesenden veranschaulichen, wie man Daten analysiert. Und es war wichtig, dass es ein Thema war, das mich wirklich interessierte: Für eine Forscherin oder einen Forscher ist es schwer, kreativ zu sein, die erforderliche harte und langwierige Arbeit zu verrichten, wenn ihr oder ihm die Leidenschaft für den Untersuchungsgegenstand fehlt.

Beachten Sie, dass ich keine spezifische Forschungsfrage hatte, als ich die Untersuchung angefangen habe. Ich war nicht sicher, wohin mich die Forschung führen würde. Ich habe mich einfach hingesetzt mit diesem ersten Stück Daten vor mir und habe mich im Zuge der Forschung dahin tragen lassen, wohin sie wollte. Um meine Leser/innen mitzunehmen, schrieb ich meine Gedanken in einer Reihe von Memos auf. Diese sind jedoch zu umfangreich, um sie hier zu wiederholen, daher skizziere ich im Folgenden den Prozess der Durchführung und einige meiner Ergebnisse.

4 Der analytische Prozess

Die Art und Weise meines Herangehens an die Daten bestand zunächst darin, sie entsprechend der natürlichen Brüche im Gesprächsfluss auseinanderzubrechen. Dann arbeitete ich mit dem jeweiligen Datensegment. Ich bemühte mich, das zu erkennen, von dem ich glaubte, dass die Teilnehmenden es mir sagten. Ich probierte verschiedene Interpretationen aus und verwarf die, die nicht durch die Daten gestützt wurden. Ich habe dabei Konzepte genutzt, um meine Interpretationen einzufangen. Ich habe dann mehrere Datensegmente innerhalb eines Interviews und zwischen verschiedenen Interviews verglichen und nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden gesucht. Nachdem ich einige Konzepte generiert hatte, habe ich die Daten auf Deskriptoren oder Kennzeichen für diese Konzepte hin genau geprüft. Anders ausgedrückt heißt das, dass ich nach Eigenschaften von Konzepten gesucht habe und danach untersucht habe, wie sie dimensional variierten.

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. Teilnehmer #1 begann das Interview mit Erzählungen über sich selbst in der Vorkriegszeit. Danach erläuterte er, warum er sich entschieden hatte, sich freiwillig als Krankenpfleger bei der Army zu melden. Ich habe diese Datensegmente als das „Vorkriegs-Selbst“ *(prewar self)* konzeptualisiert. Einige der Merkmale dieses Vorkriegs-Selbst waren Jugend, Idealismus, ein Gefühl von Patriotismus, Kriegsunerfahrenheit, Ausbildung als Krankenpfleger und die Zugehörigkeit zu einer Familie, die den Krieg und seinen Eintritt ins Militär befürwortete.

Der Stellenwert des Konzepts „Vorkriegs-Selbst“ war zu Anfang der Analyse relativ gering. Es schien mir zu diesem Zeitpunkt einfach wichtig, ein Memo zu schreiben zu den Charakteristika der Männer und Frauen und ihrer Lebenssituation, bevor sie nach Vietnam gingen. Ich wusste, dass jede Person im Detail unterschiedlich sein würde, aber jede Person, die ich interviewte, würde ein Vorkriegs-Selbst haben.

Es ist ein wichtiges Merkmal qualitativer Forschung, dass Forschende zu Beginn der Analyse den Grad der Bedeutung von frühen Konzepten nicht mit Sicherheit kennen; sie wissen nur intuitiv, dass etwas wichtig sein könnte und notiert werden sollte. Obwohl ich also z. B. erkannte, dass es wichtig sein könnte, etwas darüber zu wissen, wer eine Person war, bevor sie in den Krieg gegangen ist, dauerte es einige Zeit, bis ich im Fortgang der Analyse entdeckte, dass das Konzept „Vorkriegs-Selbst" Teil eines Konzepts (oder einer Kategorie) höherer Ordnung war, das ich „sich verändernde Selbst" *(changing self)* nannte: Ich bemerkte nämlich, dass sich die Art und Weise, wie Frauen und Männer sich selbst beschrieben, *bevor* sie in den Krieg gingen, erheblich von ihrer (Selbst-) Beschreibung *während* ihrer Zeit in Vietnam und *nach* dem Verlassen von Vietnam unterschied.

Während ich das erste Interview kodierte, leitete ich viele Konzepte ab. Es dauerte allerdings fast bis zum Ende meiner Analyse dieses Interviews, bis mir zwei Dinge als besonders beachtenswert auffielen.

Zum einen bemerkte ich, dass der Interviewte seine Erfahrungen in Vietnam als „nicht so schlecht" beschrieb, eher als Teil eines „Reifeprozesses". Dies irritierte mich, da ich während der Vietnam-Ära erwachsen wurde, und alles, was ich damals las oder im Fernsehen sah, ließ mich glauben, dass in den Krieg zu gehen bzw. dort zu sein eine „schreckliche" Erfahrung sein müsse. (Erst später verstand ich, dass eine Erfahrung beschwerlich oder sogar schrecklich sein kann und trotzdem Teil einer persönlichen Reifung.) Auf mein Hintergrundwissen rückgreifend fragte ich mich, wie es sein konnte, dass die Erfahrung dieses Mannes „nicht so schlecht" war und nahm so diese Dimension in mein sich entwickelndes Konzept auf. Nach und nach wurde mir klar, dass die Qualifizierung der Erfahrung von Teilnehmer #1 als „nicht so schlecht" daraus resultierte, dass er Krankenpfleger, also nicht unmittelbar am Kriegsgeschehen beteiligt war: Obwohl er mit Hubschraubern in Kriegsgebiete flog, um Verletzte aufzunehmen, musste er sich nie direkt am Kampf beteiligen oder feindliche Soldaten töten.

Zum anderen fiel mir im Lauf der Analyse auf, dass es Zorn und Ambivalenz über die Kriegserfahrung zu geben schien und darüber, wie der Krieg gehandhabt wurde, obwohl dies nie offen geäußert wurde. Am aufschlussreichsten war für mich in diesem Zusammenhang, dass der Teilnehmer #1 im Interview sagte, dass er *nie* mit einer anderen Person über seine Erfahrungen in Vietnam gesprochen hatte. Obwohl seine beiden Brüder und viele seiner Freunde auch in Vietnam gewesen waren, hatte er in seinem Gespräch mit Anselm Strauss zum ersten Mal von seinen Erfahrungen in Vietnam erzählt. Ich habe später gelernt, dass „nicht über Vietnam [zu] sprechen" eine verbreitete Thematik unter Vietnam-Veteran/innen ist. Im Grunde genommen trennten sie diesen Teil ihres Lebens von ihren übrigen Erfahrungen ab.

Ich dachte eine Weile über diese beiden Beobachtungen nach und entwickelte zwei Fragen, die die nächsten Schritte der Forschung leiteten. Die erste Frage war: Wäre die Kriegserfahrung für Personen anders, die in Vietnam unmittelbar am Kriegsgeschehen beteiligt waren? Und die zweite Frage: Warum gab es noch immer

eine Mauer des Schweigens und so viel Zorn? An diesen Fragen orientierte ich die nächsten Schritte meiner Datenerhebung und -analyse, indem ich das theoretische Sampling entlang der Konzepte „unmittelbare Teilnahme am Kriegsgeschehen" und „keine unmittelbare Teilnahme am Kriegsgeschehen", „Mauer des Schweigens" und „verbliebener Zorn" vollzog. Neben meiner gezielten Suche nach Daten, die diesen Konzepten zuzuordnen waren, hatte ich das „Vorkriegs-Selbst" und einige weitere, aus der ersten Datenanalyse abgeleitete Konzepte im Blick.

In dieser Anfangsphase konnte ich nicht sicher sein, dass meine Forschung „die richtige Richtung" einschlagen würde. Ich musste meinen Instinkten vertrauen. Ich ließ mich von den Interpretationen, die ich als bedeutsam empfand, zur nächsten Phase der Analyse leiten. Ich hatte immer noch keine wohlformulierte, übergreifende Forschungsfrage: Ich wusste nicht genau, wonach ich suchte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich in meinen Forschungsarbeiten meinen eigenen intuitiven Reaktionen auf Daten nie so sehr vertraut; normalerweise hatte ich, wenn ich ein Forschungsprojekt anfing, zumindest irgendeine vage Forschungsfrage im Kopf gehabt. Diesmal prägten die Fragen, die *während* meiner Auseinandersetzung mit den Daten entstanden, die Richtung meiner Forschung, anstatt dass eine spezifische Frage die Forschung *von Anfang an* leitete.

Als ich mit der Untersuchung fortfahren wollte, bemerkte ich, dass mir Interviewpartner/innen fehlten, um die Konzepte „unmittelbare Teilnahme am Kriegsgeschehen" und „keine unmittelbare Teilnahme am Kriegsgeschehen" weiter zu explorieren: Ich kannte niemanden, die oder der im Vietnamkrieg gekämpft hatte. Meine nächste methodische Schwierigkeit bestand also darin herauszufinden, wo ich eine Gruppe von Vietnamkriegsteilnehmer/innen für Interviews finden könnte. Ich nutzte das Internet, wo so viele Menschen heutzutage Hilfe suchen, und veröffentlichte eine Bitte zur Teilnahme an Interviews. *Meine Güte, was für eine Entdeckung!* Nach einigen Tagen erhielt ich eine Antwort auf meine Anfrage. Ich meine: Genau *eine* Antwort, während ich erwartet hatte, von interessierten Gesprächspartner/innen überrannt zu werden. Der Antwortende, ein Vietnam-Veteran, ließ mich wissen, dass er meine Fragen zu seiner Zeit in Vietnam gerne beantworten würde. Er wolle reden, da er interessiert daran sei, Menschen über den Vietnamkrieg zu unterrichten. Er warnte mich jedoch, dass ich keine Antwort von anderen Veteran/innen erwarten solle, da trotz der Tatsache, dass dreißig Jahre seit dem Krieg vergangen waren, viele noch immer Schwierigkeiten hätten, mit ihren Erfahrungen in Vietnam fertig zu werden. Ich war ziemlich erstaunt, dass der Vietnamkrieg noch immer so viel Leid verursachte.

Ich erhielt eine weitere E-Mail von jemandem aus derselben Chat-Gruppe. Darin stand: „Wenn ich sogar meiner Frau nichts vom Krieg erzählen kann, wie kommen Sie dann darauf, dass ich mit Ihnen sprechen kann?" Autsch! In diesem Moment dachte ich, dass eine Untersuchung zu Vietnamkriegsveteran/innen vielleicht keine so gute Idee war. Schließlich erhielt ich eine weitere Antwort, und diese dritte Person war gewillt, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Ich hatte also zwei weitere

Teilnehmer für meine Untersuchung und entschied, mit der Analyse, die ich Monate zuvor begonnen hatte, fortzufahren.

Ich fragte den Teilnehmenden #2, wie es für ihn war, am Krieg unmittelbar beteiligt gewesen zu sein. Ich wollte die ersten beiden Interviews auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin vergleichen und hatte noch immer keine Hauptfrage oder Idee, in welche Richtung ich mit meiner Untersuchung unterwegs war, aber ich trieb sie voran. Teilnehmer #2 antwortete eher knapp, aber was er sagte, war ziemlich erschreckend, zumindest für mich. Zuerst war ich nicht sicher, ob ich sein Interview in mein Buch aufnehmen sollte. Ich hatte Sorge, dass Leser/innen solch plastische Worte über den Krieg erschrecken könnten: Teilnehmer #2 sagte mir, dass es beim Krieg ums Töten geht. „Du tötest den Feind, bevor er dich tötet." Er sagte auch, dass den Soldat/innen, auch wenn sie mit einem gewissen Idealismus und Patriotismus in den Krieg ziehen, diese Tugenden zum Zeitpunkt der ersten Schlacht verloren gingen. „Wenn du in einem Kriegsgebiet bist und Tag für Tag auf dich geschossen wird, läuft alles aufs Überleben hinaus – dein eigenes und das Überleben deiner Brüder bei den Marinesoldaten."

Ich fragte ihn dann nach dem Zorn. Er sagte, es gebe mehrere Dinge, die ihn zornig machten: Zunächst, dass Amerika den Krieg verloren habe, der erste verlorene Krieg. Er glaubte, dass die Hände derer, die wirklich im Krieg kämpften, durch die vielen Einsatzregeln gebunden waren, die ihnen von politischen Entscheidungsträgern in Washington „übergestülpt" worden seien. Zweitens sei er wütend, weil 58.000 Männer ihr Leben in einem Krieg gelassen hatten, der keinen Sinn hatte. Und drittens galt sein Zorn dem Empfang, den die Veteran/innen bei ihrer Heimkehr erfahren hatten. Die Auseinandersetzungen darüber, ob der Vietnamkrieg ein gerechter Krieg war, seien nicht bis zu denen vorgedrungen, die an der Front kämpften. Sie glaubten, dass sie für ihr Land kämpften. Dazu komme, dass die, die gekämpft hatten, den Krieg nicht einfach hinter sich lassen könnten, bloß weil sie das Schlachtfeld verließen und heimkehrten. Sie bringen den Krieg in Gestalt von Erinnerungen und Albträumen mit nach Hause.

Nachdem ich Interview #2 analysiert hatte, wusste ich, dass ich mehr über die „Kriegserfahrung" *per se* und über das „Überleben" lernen musste, zwei neue bedeutende Konzepte. Es war das, was während des Kampfes geschah, das den Unterschied zwischen denen ausmachte, die unmittelbar oder nicht unmittelbar ins Kriegsgeschehen involviert waren.

Zu diesem Zeitpunkt begann sich das Forschungsprojekt auch jenseits des Methoden-Buches, das ich schreiben wollte, zu verselbstständigen. Die Geschichten, die ich gehört hatte, hatten mich sehr berührt. Gleichzeitig erkannte ich, dass ich emotional nicht zu sehr würde Anteil nehmen dürfen, oder ich wäre nicht fähig, das Buch fertigzustellen. Ich sah auch ein, dass diese Studie sehr viel mehr an weiterer Forschung bedurfte, da es noch immer so viele unbeantwortete Fragen gab. Mir war ein bisschen bange, da ich mir immer noch nicht sicher war, wohin ich mit dieser

Forschung auf dem Weg war. Ich würde weiter auf mich und den Forschungsprozess vertrauen müssen.

Ich wendete mich dem Gespräch mit Teilnehmer #3 zu, der einzige Veteran, der sich auf meine Anfrage hin noch gemeldet hatte. An diesem Interview wollte ich das Konzept „Zorn" tief gehender erkunden: Könnte er mir helfen zu verstehen, warum dieser Zorn, nach all den Jahren, so viele Veteran/innen noch nicht losgelassen hatte?

Teilnehmer #3 erzählte mir, die Wut habe bereits im Ausbildungslager begonnen, „wo die Ausbilder dich erniedrigen und mürbe machen". Deren Strategie sei es, genau diese Wut zu erzeugen und so aus unbedarften Rekrut/innen ein Team zu schmieden, das zusammenhält und Außenstehende als Feind betrachtet. Gehen diese Soldat/innen dann in den Krieg, wächst ihre Wut, weil sie merken, dass auf sie geschossen wird, bloß weil sie da sind: „Du kennst die Leute, die auf dich schießen, nicht einmal. Wenn du das Glück hast, zu überleben und heimzukehren, stellst du fest, dass diejenigen, die zuhause geblieben sind, ihr Leben wie gewohnt weitergelebt haben. Sie sind aufs College gegangen, haben geheiratet und einen guten Job bekommen." Deshalb könnten Familie, Freunde und Nicht-Veteran/innen nicht nachempfinden, was die, die gekämpft hatten, durchgemacht hatten, noch könnten sie deren Albträume und Schwierigkeiten, sich ans „zivile Leben" wieder anzupassen, verstehen.

Nach der Analyse von drei Interviews hatte ich noch immer unzählige Fragen. Ich wusste nicht viel über die tatsächliche Erfahrung des Kampfes. Außerdem müsste ich die Kriegserfahrung in einen größeren, historischen und politischen Kontext setzen, um sie besser zu verstehen. Ich erkannte, dass ich mehr über die Einsatzregeln und die Strategien wissen müsste, die die Vereinigten Staaten und Vietnam in den Krieg geführt hatten. Auch müsste ich mehr über diesen „Feind" wissen, die Nordvietnames/innen und den Vietcong, und warum sie so erbittert kämpften. Ich müsste mir Kampfsituationen genau ansehen und sie analysieren, damit ich über den Prozess des Überlebens besser Bescheid wissen könnte und darüber, warum, obwohl 58.000 Menschen starben (eine riesige Zahl), viel mehr überlebt hatten und nach Hause zurückgekehrt waren.

Da ich keine weiteren Gesprächspartner/innen hatte, fragte ich mich, wie ich die für den Fortgang der Studie erforderlichen Daten bekommen würde. Ich nutzte abermals das Internet, diesmal Amazon.com. Hier machte ich eine interessante Entdeckung: Obwohl die Vietnam-Veteran/innen, zu denen ich über einen Chatroom Kontakt gefunden hatte, Schwierigkeiten hatten, über den Krieg zu sprechen, gab es offensichtlich andere, die bereit waren, ihre Geschichten zu veröffentlichen Ich fand einen riesigen Fundus an Daten – in Form von *Memoiren*. Ich bestellte so viele Bücher, wie ich konnte; manche waren von Menschen geschrieben, die unmittelbar ins Kriegsgeschehen involviert waren, andere von Krankenpfleger/innen, von Hubschrauber- und Kampfpilot/innen, einige von Kriegsgefangenen und Journalist/innen. Ich fand sogar ein paar Bücher, die von Vietcong-Soldaten verfasst worden

waren, für mich von Bedeutung, da qualitative Forschung an diesen multiplen Perspektiven interessiert ist. Ich besorgte auch mehrere historische Bücher über den Krieg und über Vietnam, um Daten zu *kontextuellen Fragen* zu finden, z. B. zu den Ereignissen, die zu diesem Krieg geführt hatten. Außerdem beschäftigte ich mich mit den Biografien der Männer in Washington, die den Krieg aus der Ferne geführt und die Einsatzregeln festgelegt hatten; auch deren Sichtweise war wichtig.

Bald fand ich mich inmitten einer Flut von Daten. Ich erfuhr mehr über den Krieg, als ich je hatte wissen wollen. Ich hatte Schlafprobleme. Es belastete mich zunehmend, das Material anzuschauen. Ich befand, dass ich mich eine Weile von diesem Kriegsmaterial distanzieren musste, um später zurückkehren und die Analyse fortführen zu können.

Als ich mich der Studie nach einiger Zeit wieder zuwandte, analysierte ich die Memoiren auf die gleiche Weise wie zuvor die Interviews. Ich nutzte Konzepte und Fragen, die ich aus der je vorherigen Analyse hergeleitet hatte, um das theoretische Sampling fortzusetzen. Anhand der Memoiren stellte ich fest, dass das Überleben im Krieg situationsabhängig war und eng verbunden mit dem Risiko, das mit je spezifischen Situationen einherging. Ich erfuhr, dass die Sterberaten bei denen am höchsten waren, die wenig Kriegserfahrung hatten, und dass sich die Überlebenswahrscheinlichkeit für „den erfahrenen Soldat" erhöhte. Im Laufe der Zeit und längerem Kämpfen ausgesetzt, neigten jedoch auch erfahrene Soldaten dazu, sich „abzunutzen", was wiederum ihr Verwundungs- oder Sterberisiko erhöhte. Auch schienen die, die kämpften, Vietnam als einen Krieg anzusehen, der nirgendwohin zu führen schien. Es ging nicht darum, Gebiete zu erringen und zu halten. Erfolg beruhte vielmehr auf Todeszahlen. Die Soldat/innen kämpften gegen den Feind und eroberten ein Stück Territorium, um dem Feind nach der Schlacht die Freiheit zu lassen, das Territorium wieder einzunehmen. Wurde der Feind zurückgedrängt, zog er sich oberhalb des 17. Breitengrades zurück, der Trennlinie zwischen Nord- und Südvietnam, oder ging nach Kambodscha oder Laos. Auf beiden Seiten gab es hohe Sterblichkeits- und Morbiditätsraten, allerdings galt die Hauptsorge der US-Soldat/innen den eigenen, gefallenen Kamerad/innen. Außerdem war für die Soldat/innen die mangelnde Unterstützung des Krieges zuhause bedeutsam, die zumeist als demoralisierend erlebt wurde.

Die meisten dienten ihrem Land ehrenhaft, aber einige verübten Gräueltaten, und häufig machten diese Gräueltaten negative Schlagzeilen. Einige Gräueltaten ereigneten sich, weil Soldat/innen von der Belastung zermürbt waren, ununterbrochen im Kriegsgebiet zu sein und nicht zu wissen, wer unter der Zivilbevölkerung Freund und wer Feind war. Das hatte zur Folge, dass sie manchmal auf irgendjemand schossen, die oder der sich verdächtig verhielt; aus ihrer Perspektive insoweit verständlich, als sich der Feind manchmal inmitten der Zivilbevölkerung versteckte. Ich entschuldige das Fehlverhalten der Soldat/innen nicht, manche waren einfach schlechte Menschen, die zufällig im Militär waren. Andere waren jung, leicht beeinflussbar, und ihnen fehlten eine geeignete Führung durch Offiziere und stabile

sittliche Werte. Manchmal waren Soldat/innen aufgebracht, weil sie Kamerad/innen vor ihren Augen sterben sahen und wollten deren Tod rächen, indem sie den Feind bestraften, oder schlimmer, Zivilisten, die ihnen in die Quere kamen, Leid antaten. Die positive Seite an dem Zorn scheint gewesen zu sein, dass er manche Soldat/innen am Leben halten konnte; er trug zu ihrem Überleben bei, auch wenn sie vom Krieg ermüdet und enttäuscht waren. Das Problem lag darin, dass die Soldat/innen nach ihrer Heimkehr und Rückkehr ins Zivilleben nicht imstande waren, ihren Zorn loszulassen.

Diese Befunde führten mich zu einer weiteren Frage und zum weiteren theoretischen Sampling. Ich fragte mich, warum manche fähig waren zu überleben *und* gleichzeitig ihre moralische Integrität zu wahren, auch wenn das Zermürbungs-Risiko so hoch war. Warum ist es so, dass es trotz der schrecklichen Dinge, die in Kriegen passieren, immer auch Männer und Frauen gibt, die sich heldenhaft für die Zivilbevölkerung einsetzen? Ich wendete mich in der Folge spezifischen Risikosituationen zu. Ich betrachtete die persönlichen und sozialpsychologischen Bedingungen, die den Soldat/innen ermöglichten zu überleben und die mit dem Krieg einhergehenden physischen, psychologischen und moralischen Risiken zu meistern. Später versuchte ich entlang der Daten zu verstehen, warum manche Personen nach dem Krieg gesunden konnten, während andere an posttraumatischen Belastungsstörungen litten. Ich entdeckte, dass Soldat/innen, um in Kämpfen physisch und psychisch zu überleben, ihr ziviles Vorkriegs-Selbst beiseite legen und sich an die „Realitäten des Krieges" anpassen mussten; anschließend, nach Hause zurückgekehrt, mussten sie sich abermals neu anpassen, also mehrfach ihr Bild des „Selbst" und das der „Bedeutung des Krieges" ändern. Die Fähigkeit zu diesen Transitionen habe ich „Überleben als Versöhnung multipler Wirklichkeiten" *(surviving: reconciling multiple realities)* benannt, und sie wurde zum Kernkonzept meiner Untersuchung.

Die Untersuchung war komplizierter als das, was ich bisher zu skizzieren versucht habe, aber es gibt Ihnen vielleicht eine Vorstellung davon, wie ich begonnen habe und dann nach und nach weiter vorgegangen bin. Ich werde an dieser Stelle auf weitere Details verzichten: Sie finden sie, wenn Sie mögen, in der dritten Auflage der „Basics".

Ich möchte aber noch einmal betonen, dass Verfahren, über die wir in methodologischen und methodischen Texten sprechen, zumeist breit angelegte Richtlinien sind, die auf dynamische und flexible Art und Weise genutzt werden sollten, um die Analyse voranzubringen. Immer, wenn Autor/innen in Worte zu fassen versuchen, was sie tun, wenn sie analytisch arbeiten, wird etwas zugleich festgeschrieben und bleibt doch offen für nicht intendierte Anwendungen. Der eigentliche Forschungsprozess ist fließend, dynamisch und entfaltet sich. Denken Sie daran, dass ich zu Beginn der oben dargestellten Untersuchung keine Ahnung hatte, wohin sie mich führen würde. Ich ließ meine Interpretationen mittels der Konzepte, die ich generierte und der Fragen, die ich zu diesen Konzepten stellte, jeden Schritt des Forschungsprozesses lenken. Während der Analyse fühlte ich mich immer wieder wie eine Detektivin,

die einem Hinweis nach dem anderen nachgeht, bis eine ganze Geschichte zusammengefügt werden kann. Ich staune immer wieder über die Informationen, die aus den Daten gezogen werden können, wenn die richtigen Fragen gestellt werden und die Zeit zum Schreiben von Memos genutzt wird. In Memos finden weder nur die Forschenden noch nur die Daten ihren Ausdruck, sondern deren je spezifische Interaktion, um Antworten auf die Frage zu finden, „was vor sich geht". Memos reflektieren diese Interaktion; es ist unmöglich, auf sie zu verzichten, z. B. um den Forschungsprozess abzukürzen. Fehlen Memos, auf die zurückverwiesen werden kann, dann schlägt sich dies am Ende in der Qualität des Produkts, das erzeugt wird, nieder: Ihm fehlen Dichte und Variation, da sich Forschende unmöglich all die Details der Analyse merken können.

5 Schlussbemerkungen

Ich glaube, dass diejenigen, die die dritte Auflage der „Basics of Qualitative Research" in die Hand nehmen, feststellen werden, dass sich das Buch auf vielfache Weise von der ersten und zweiten Auflage unterscheidet, während es gleichzeitig viele der grundlegenden Elemente von Anselm Strauss' Herangehensweise an die Grounded-Theory-Entwicklung bewahrt. Ich habe versucht, Bewährtes aus der Vergangenheit zu übernehmen und es mit gegenwärtigen Überlegungen zu verbinden, um ein Verfahren zu präsentieren, das zu hochwertigen Ergebnissen qualitativer Forschung beitragen kann. Diese Herangehensweise soll Forschende dazu ermutigen, aufgeschlossen in ihre Untersuchung zu gehen, bereit zu hören, was die Teilnehmenden sagen, und bereit, sich von den Fragen, die sich sukzessive ergeben, in den nächsten Schritten der Datenerhebung und -analyse lenken zu lassen. Es ist eine Methodik, die einer dogmatischen und rigiden Herangehensweise an Forschung entgegensteht und stattdessen erwartet, probeweise die Rolle der anderen zu übernehmen, den Teilnehmenden eine Stimme zu verleihen und dabei immer auch zu beachten, wie die Forscherin oder der Forscher selbst reagiert und die Forschung formt.

Während sich die Forschung entwickelt, formuliert die Forscherin oder der Forscher neue Fragen, sie oder er wählt unter einer Vielzahl von Datenquellen und analytischen Strategien und ändert auf halber Strecke sogar die Richtung der Forschung, wenn die Situation dies verlangt. Wie in anderer qualitativer Forschung auch, ist das Selbst das eigentliche Forschungsinstrument. Dies macht erforderlich, dass Forschende bei ihrem Vorgehen ihren Instinkten vertrauen, also z. B. bei der Frage, welche Arten von Daten sie erheben, wann sie „loslassen" und wann sie weitermachen sollen. Was mir aber am Wichtigsten ist: Die dritte Auflage der „Basics" macht Vorschläge, wie die Komplexität des Lebens und die Vielzahl der unterschiedlichen Arten und Weisen, wie Personen in ihrem Leben auf Ereignisse reagieren, mittels fortlaufender Formen der (Inter-) Aktion und des Mitfühlens eingefangen werden können. Indem sie aufrechterhält und betont, was Anselm Strauss so teuer war, hebt die dritte

Auflage die Bedeutung hervor, Prozess mit Struktur zusammenzufügen. Sie rückt Interaktion, Handlungen und emotionale Reaktionen auf Ereignisse in den Mittelpunkt und verortet sie innerhalb des größeren historischen, sozialen, ökonomischen, politischen etc. Kontextes, in dem diese Ereignisse stattfinden. Und für diejenigen, die Theorie entwickeln möchten, hat das Buch ein Kapitel über die Integration von Teilbefunden und Konzepten, wenngleich es Personen, deren Interesse es ist, eine dichte Beschreibung oder eine Fallanalyse anzufertigen, nicht davon abhält, einige der im Buch vorgeschlagenen Methoden zu nutzen. Vor allem betont die in der dritten Auflage der „Basics" dargestellte Methodologie die Notwendigkeit, dass Forschende sich Zeit zum Nachdenken nehmen, zum Beobachten, zum Gespräch mit unterschiedlichen Gruppen; um zu vergleichen, Fragen zu stellen, den Hinweisen in den Daten nachzugehen und Memos zu verfassen.

Obwohl Vertreter/innen der Grounded-Theory-Methodologie heute unterschiedliche Perspektiven einnehmen und eigene Herangehensweisen an die Analyse von Daten haben, denke ich, dass sich bestimmte Themen durch all unsere Ansätze ziehen, zum Beispiel die Durchführung komparativer Analysen, das Stellen von Fragen an die Daten und das Schreiben von Memos. Konzepte bilden weiter die Grundlage der Forschung, zusammen mit der Entwicklung von Konzepten hinsichtlich ihrer Eigenschaften und Dimensionen. Weitere gemeinsame Themen sind theoretisches Sampling und theoretische Sättigung, zwei Konzepte, die von Forschungs-Neulingen häufig falsch verstanden und falsch verwendet werden.

Für mich liegt die Bedeutung der Grounded-Theory-Methodologie nicht darin, *wessen* Ansatz man wählt, sondern in der *Qualität* der Forschungsergebnisse, die durch den jeweiligen Ansatz hervorgebracht werden. Wenn man sich beispielsweise die von Charmaz in ihrem Buch „Constructing Grounded Theory" (2006) bereitgestellte Liste der Evaluationskriterien anschaut, finde ich, dass tatsächlich jedes davon auf den in der dritten Auflage der „Basics" beschriebenen Ansatz angewendet werden könnte. Untersuchungsergebnisse sprechen in gewisser Weise für sich selbst. Sie klingen entweder nach, bieten neue Einblicke, erkunden Phänomene tiefgehend, tragen zu einem Wissensfundus bei und ermuntern zum Lesen bzw. Zuhören, oder sie tun es nicht. Ich persönlich sehe den Zweck all dieses Aufhebens, das um Methodenfragen gemacht wird, nicht. Man könnte den ganzen Tag über Methoden streiten und sie diskutieren. Letztendlich spielt es keine Rolle. Die Leute werden die Methode wählen, die sie am meisten anspricht, und sie werden sie auf eine Art und Weise nutzen, die für sie sinnvoll scheint.

Eine letzte Anmerkung. Ich bin mir sicher, dass Anselm Strauss, würde er heute noch leben, sagen würde, dass es sein Ziel war, Studierende zum Denken zu ermutigen. Er wollte Forschende mit einer Methodologie ausstatten, die sie befähigen sollte, etwas von der Komplexität und Vielfalt dieser Welt einzufangen. Er wollte ihnen Werkzeuge an die Hand geben, um Ergebnisse hervorzubringen, die dazu genutzt werden können, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Er wäre erfreut, die unterschiedlichen methodologischen Verzweigungen zu sehen, die von der zweiten

und dritten Generation der Vertreter/innen des Grounded-Theory-Ansatzes auf der Grundlage der ursprünglichen Arbeit von ihm und Barney Glaser (Glaser & Strauss 1967) entstanden sind. Obwohl sich alle diese Verzweigungen teilweise unterscheiden mögen, so haben sie alle zugleich die Fähigkeit, wenn richtig angewendet, genau das zu tun, was bereits zu Beginn intendiert war – brauchbare Theorien zu entwickeln, die in den Daten verankert sind.

Literatur

Blumer, Herbert (1969). *Symbolic interactionism.* Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory.* Thousand Oaks, CA: Sage.

Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis.* Thousand Oaks, CA: Sage.

Corbin, Juliet M. & Strauss, Anselm L. (2008). *Basics of qualitative research* (3. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.

Denzin, Norman K. (1994). The art and politics of interpretation. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *The Sage handbook of qualitative research* (S.500–515). Thousand Oaks, CA: Sage.

Denzin, Norman K. (1998). The art and politics of interpretation. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Collecting and interpreting qualitative materials* (S.313–371). Thousand Oaks, CA: Sage.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory.* Chicago: Aldine.

Hamberg, Katarina & Johansson, Eva E. (1999). Practitioner, researcher, and gender conflict in a qualitative study. *Qualitative Health Research*, *9*(4), 455–467.

Hughes, Everett C. (1971). *The sociological eye: Selected papers.* Chicago: Aldine-Atherton.

Morse, Janice M.; Stern, Phyllis Noerager; Corbin, Juliet; Bowers, Barbara; Charmaz, Kathy & Clarke, Adele E. (2009). *Developing grounded theory. The second generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.

Olesen, Virginia L. (1998). Feminism and models of qualitative research. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *The landscape of qualitative research theories and issues* (S.300–332). Thousand Oaks, CA: Sage.

Park, Robert E. (1967). *On social control and collective behavior. Selected papers* (hrsg. von R. H. Turner). Chicago: University of Chicago Press.

Schwandt, Thomas A. (1998). Constructivist, interpretivist approaches to human inquiry. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *The landscape of qualitative research theories and issues* (S.221–259). Thousand Oaks, CA: Sage.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1990). *Basics of qualitative research.* Thousand Oaks, CA: Sage.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1998). *Basics of qualitative research* (2. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.

Thomas, William I. (1966). *W. I. Thomas on social organization and social personality. Selected papers* (hrsg. von M. Janowitz). Chicago: University of Chicago Press.

Den Standpunkt verändern: Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory[1]

Kathy C. Charmaz

Zu ihrem vierzigsten Jubiläumsjahr ist die Grounded-Theory-Methodologie (GTM) zu einem in verschiedenen Feldern gefeierten Ansatz geworden. Wissenschaftler/innen betrachten etliche ihrer Strategien als Standardverfahren für qualitative Untersuchungen und als Teil des allgemeinen Wortschatzes qualitativer Forschung. Sie haben weithin Kodier-Strategien und Strategien zum Verfassen von Memos übernommen, wenngleich sie diese auf eine etwas andere Art und Weise nutzen mögen als *grounded theorists*. Und als *grounded theorists* unterscheiden wir uns untereinander natürlich darin, welche Strategien wir übernehmen und wie wir diese nutzen.

Grounded theorists, die irgendeine Version der Methode nutzen, haben viel gemeinsam – und wir unterscheiden uns hinsichtlich einiger grundlegender Annahmen, die unsere Untersuchungen prägen. (Ich lasse hier alle jene außen vor, die die GTM für sich bloß in Anspruch nehmen, um die Durchführung induktiver qualitativer Forschung zu legitimieren.) Die Methoden der Grounded Theory stellen einen Rahmen für qualitative Untersuchungen und Richtlinien für deren Durchführung bereit. Wir mögen unterschiedliche Ausgangspunkte und konzeptuelle Absichten haben, dennoch beginnen wir alle mit induktiver Logik, unterziehen unsere Daten einer strengen Analyse, zielen auf theoretische Analysen und schätzen Grounded-Theory-Untersuchungen dafür, dass sie für Politik und Praxis nützlich sind. Alle Varianten der Grounded-Theory-Methodologie bieten hilfreiche Strategien zur Erhebung, Handhabung und Analyse qualitativer Daten.

Anselm Strauss und Juliet Corbin (1994) stellten fest, dass die GTM zu einer allgemeinen Methode geworden ist. Sie definieren eine allgemeine Methode anhand zweier Hauptmerkmale: Sie ist 1. für Untersuchungen in unterschiedlichen Gegenstandsbereichen und Disziplinen anwendbar, und sie bietet 2. eine Möglichkeit über Daten nachzudenken und sie auf eine Weise zu konzeptualisieren, die die Entwicklung neuer analytischer Verfahren erlaubt. Dies beinhaltet, dass der Modus, wie Daten befragt werden, über Untersuchungen in breit gefächerten Gegenstandsbereichen hinweg gleich bleibt. Mein Verständnis der GTM als allgemeine Methode er-

1 Dieser Text ist zuerst in englischer Sprache in „Developing Grounded Theory. The Second Generation" (Morse, Stern, Corbin, Bowers, Charmaz & Clarke 2009) erschienen. Wir danken Kathy Charmaz und der Left Coast Press, insbesondere Mitch Allen, für die freundliche Genehmigung, ihn hier erstmals in revidierter Fassung und in Deutsch veröffentlichen zu dürfen.
Aus dem Englischen übersetzt von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_9,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

weitert jedoch den Rahmen ihrer Allgemeingültigkeit, da unsere Bindungen an die Grounded-Theory-Methodologie Unterschiede darin hervorgebracht haben, wie wir über Daten nachdenken und uns ihnen gegenüber verhalten. Ich sehe die Grounded-Theory-Methodologie als ein Dach, unter dem verschiedene Varianten, Schwerpunkte und Richtungen – und Möglichkeiten, über Daten nachzudenken – Platz haben. Kurzum, die Grounded-Theory-Methodologie umfasst eine Gruppe von Methoden (siehe auch Bryant & Charmaz 2007a). Wie Karen Henwood (Charmaz & Henwood 2008; Henwood & Pidgeon 2003) gezeigt hat, können wir uns die Grounded-Theory-Methodologie nicht als eine einheitliche Methode vorstellen, sondern als einen nützlichen Knotenpunkt, um den herum Forscher/innen über aktuelle Debatten der qualitativen Forschung diskutieren – und im weiteren Sinne über die Produktion von Wissen und über wissenschaftliches Theoretisieren.

In „The Discovery of Grounded Theory"[2] präsentierten Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (1967) eine machtvolle Rhetorik des Wandels vom quantitativen Kanon hin zur Legitimierung qualitativer Forschung. Sie boten explizite Strategien und inspirierten Generationen von Doktorand/innen, von denen die meisten nicht weiter lasen und kaum wussten, wie sie die Strategien der Grounded-Theory-Methodologie praktisch umsetzen sollten.[3] Deren begrenztes Verständnis der Grounded-Theory-Methodik trug später zur Verbreitung eines diffusen Verständnisses der Methode bei und dazu, dass die GTM eine allgemeine Methode wurde statt einer einheitlichen.[4]

Am bedeutsamsten ist vielleicht, dass Glaser und Strauss ihre beiden gegensätzlichen philosophischen und methodologischen Traditionen zusammenbrachten: den Positivismus der Columbia University beziehungsweise den Pragmatismus der University of Chicago. Die positivistische Tradition betont „*die* wissenschaftliche Methode" und geht von einer externen Welt aus, über die durch neutrale Beobachtung abstrakte, allgemeingültige Regeln entdeckt werden können und sich empirische Phänomene erklären lassen. Tatsachen und Werthaltungen sind in der positivistischen Tradition getrennt. Im Gegensatz dazu betrachtet die pragmatische Tradition die Wirklichkeit als aus fluiden, in gewisser Weise unbestimmten Prozessen bestehend. Der Pragmatismus anerkennt auch die multiplen Perspektiven, die durch die Handlungen der Menschen zur Lösung von Problemen in ihren Welten

2 Meines Erachtens bilden die erste Exegese der Grounded-Theory-Methodologie durch Glaser *und* Strauss im „Discovery"-Buch und Glasers spätere Darstellung in „Theoretical Sensitivity" (1978) die klassischen Darlegungen der Methode.

3 Kath Melia (1987, 1996) ist hier eine Ausnahme. Im Unterschied zu den meisten frühen Doktorand/innen, die zu Vertreter/innen der GTM wurden, lernte sie weder bei Glaser noch bei Strauss. Sie wählte Glasers (1978) „Theoretical Sensitivity" als Orientierungshilfe für die Durchführung ihrer Forschungsarbeit und fertigte eine Dissertation und ein exzellentes Buch an (1987), die auffallend mit der Logik der GTM übereinstimmen.

4 Die *Science and Technology Studies* haben schon vor längerer Zeit festgestellt, dass wissenschaftliche Methoden variieren und von lokalen Praktiken abhängig sind. Einheitliche Methoden kommen demnach in konkreten Praktiken nicht vor, nur in der Formulierung von Ansprüchen in Bezug auf Methoden (persönliche Kommunikation, Adele E. Clarke, 15. Januar 2008).

zum Vorschein kommen (Charmaz 2006; Mead 1934). Tatsachen und Werthaltungen sind in der pragmatischen Tradition verbunden. Obwohl Positivist/innen *und* Pragmatiker/innen Wahrheit als bedingt und der Revision bedürftig betrachten, haben sie unterschiedliche Ausgangspunkte, Denkweisen und Schwerpunkte in der Forschungspraxis.

Als die Zusammenarbeit von Glaser und Strauss anfing, hatte Glaser gerade seine Karriere begonnen. Sie konzentrierten sich auf die Konzeptualisierung von Daten aus ihrem Projekt über die soziale Organisation des Sterbens. Neben vielen anderen Lehren, die Glaser aus der Zusammenarbeit mit Strauss zog, war eine, konstruktiv mit ihren Unterschieden im Denken und mit Blick auf Theorie umzugehen (Glaser 1991, S.11).[5] Diese Differenzen waren jedoch folgenreich. Die Verbindung der recht verschiedenen Traditionen von Glaser und Strauss stellte die Grounded-Theory-Methodologie auf einen etwas instabilen ontologischen und epistemologischen Boden und bildete den Nährboden für auseinandergehende Richtungen der Methodik.

In diesem Beitrag greife ich die Implikationen der ontologischen und epistemologischen Divergenzen innerhalb der GTM auf und betrachte die derzeitigen Richtungen im Lichte der Veränderungen während der letzten vierzig Jahre. Meine eigene Herangehensweise an die Grounded-Theory-Methodologie bewahrt nützliche Strategien, die Glaser (Glaser 1978; Glaser & Strauss 1967) artikuliert hat. Genau genommen bewahrt sie ein oder zwei Strategien, die er entworfen, aber wieder verworfen hat. Sie bewahrt auch die pragmatischen Untermauerungen der Grounded-Theory-Methodologie, bezieht sie aber wieder auf den Forschungsprozess, anstatt mit ihnen nur nach außen auf die empirische Welt Bezug zu nehmen. Es ist erforderlich, dass wir uns selbst, unsere Forschungssituationen, den Forschungsprozess und seine Erzeugnisse genau betrachten. Wir können lernen, unsere Standpunkte zu erkennen, neue Perspektiven einzunehmen und uns so in andere Richtungen wenden als Kolleg/innen, die sich ausschließlich auf ihre Forschungsteilnehmenden konzentrieren. Auf diese Weise können wir genau betrachten, wie *wir* die Wirklichkeit konstruieren und rekonstruieren.

1 Die ontologische und epistemologische Haltung ändern

1.1 Die Bestimmung einer konstruktivistischen Grounded Theory

Die ontologische und epistemologische Haltung der Grounded-Theory-Methodik hat sich in den letzten vierzig Jahren geändert, zuletzt mit der konstruktivistischen

5 Interessanterweise gesteht Glaser (1991) ein, dass er von Strauss Dinge lernte, die später zu Kennzeichen der Glaserschen GTM wurden, so beispielsweise 1. Theorie aus Daten zu entwickeln; 2. auf das zu achten, was sich im Feld abspielt; 3. die eigenen, empirisch verankerten Ideen und Konzepte als das zu betrachten, was zählt, nicht die Daten selbst und 4. sich davor zu hüten, die Daten in vorgefasste Kategorien zu pressen.

Herausforderung. Was ist konstruktivistische GTM? Welche Herausforderungen beinhaltet sie für frühere Konzeptionen und Praktiken der GTM? Die konstruktivistische GTM ist, kurz gesagt, eine zeitgenössische Revision der klassischen GTM von Glaser und Strauss (1967; Glaser 1978). Sie geht von einer relativistischen Epistemologie aus, versteht Wissen als sozial hergestellt, anerkennt multiple Standpunkte sowohl der Forschungsteilnehmer/innen als auch der Forscher/innen und nimmt eine reflexive Haltung gegenüber unseren Handlungen, gegenüber Situationen und Teilnehmenden im Forschungs-Setting und auch gegenüber unseren eigenen analytischen Konstruktionen ein (Charmaz 2000, 2006, 2007, 2008a, 2008b). Wie Adele E. Clarke (2003, 2005, 2006, 2007) eindringlich beschrieben hat, ist die Forschungswirklichkeit eine Situation, die einschließt, wer und was in ihr ist oder sie von außen beeinflusst. Eine reale Welt existiert, sie ist aber nie unabhängig von den Betrachter/innen, die sie von multiplen Standpunkten aus sehen können und deren Sichtweisen sich von den Standpunkten und Wirklichkeiten der Forschungsteilnehmer/innen unterscheiden können. Selbstverständlich können die Handlungen von Forschungsteilnehmer/innen auch scharfe Differenzen untereinander offenbaren.

Die konstruktivistische GTM geht davon aus, dass wir Wissen produzieren, indem wir uns mit empirischen Problemen auseinandersetzen. Wissen beruht auf sozialen Konstruktionen. Wir konstruieren Forschungsprozesse und die Produkte der Forschung, aber diese Konstruktionen finden unter existierenden strukturellen Bedingungen statt, ergeben sich in emergenten Situationen und werden von den Perspektiven, Privilegien, Positionen, Interaktionen und geografischen Standorten der Forscher/innen beeinflusst. All diese Bedingungen wohnen der Forschungssituation inne, bleiben aber in den meisten Untersuchungen unerwähnt oder werden komplett ignoriert.[6] Welche Beobachtungen wir machen, wie wir sie machen, und die Meinungen, die wir uns über sie bilden, spiegeln diese Bedingungen wider, ebenso wie unsere darauf folgenden *grounded theories*. Konstruktivist/innen erkennen, dass die Durchführung von Forschung und das Schreiben darüber keine neutralen Handlungen sind. Im Gegensatz zu den meisten anderen Autor/innen beschreibt Monica J. Casper (1998) ihre Untersuchung „The Making of the Unborn Patient" als „unumwunden politisch engagiert" (S.25), da sie ihr Thema von Anfang an als verknüpft mit Reproduktionsgesundheit und Abtreibungspolitiken definiert hat. Sie erkannte, dass Fetalchirurgie mit Risiken für die Mutter *und* für den Fötus verbunden ist und

6 Ich mache Forscher/innen, die nicht diskutieren, wie sie den Forschungsprozess beeinflusst haben, keine Vorwürfe. Wissenschaftliche Zeitschriften legen ihren Schwerpunkt auf originäre Forschung, nicht auf Forschungsberichte. Die Zeitschriften betonen traditionell Techniken der Datenerhebung und des Samplings statt Reflexionen in den Methodenteilen der entsprechenden Artikel. Verlage mögen die Seitenanzahl für methodologische Erörterungen begrenzen oder Seiten streichen. Relativ wenige qualitative Forscher/innen und noch weniger Vertreter/innen der Grounded-Theory-Methodologie haben detaillierte Darlegungen darüber verfasst, wie sich ihre Untersuchungen entwickelt haben. In der Vergangenheit gab es nur wenige Orte für solche Diskussionen; erst in der jüngeren Gegenwart veröffentlichen mehr Zeitschriften und Sammelbände methodologische Abhandlungen, die Reflexivität in den öffentlichen Diskurs einbringen.

sah, dass die Chirurg/innen die Mutter als einen „Behälter" für den Fötus betrachteten, den „wahren Patienten", eine Haltung, mit der sie nicht einverstanden war. Casper expliziert ihre Ansatzpunkte und Perspektiven wie folgt:

> „I have spent a great deal of time and energy articulating the ways in which fetal surgery and its practitioners are political. Yet I have also had to be reflexive about my own politics and how they have shaped this research. As C. Wright Mills argued, ‚there is no way in which any social scientist can avoid assuming choices of value and implying them in his [sic] work as a whole … No one is „outside society"; the question is where each stands within it.' … My deep commitment to women's health issues and my reproductive rights philosophy generated my initial interest in fetal surgery. After beginning this project, I realized that moving from ‚activist' to ‚analyse' was not a simple endeavor; I could not just ‚turn off' my politics once I entered the field. To assert that I could somehow manage to keep my politics separate from my research, while simultaneously exposing my informants' politics, would have been the height of methodological hypocrisy" (1997, S.240f.).

Konstruktivist/innen betreten die Grenzgebiete von Handeln und Bedeutung im Feld auf eine Art und Weise, wie es klassische Vertreter/innen der GTM nicht tun. Wir versuchen, so nah wie möglich an die empirischen Wirklichkeiten heranzukommen und ziehen ein gründliches Wissen einer effizienten Fertigstellung unserer Analysen vor. Aus konstruktivistischer Sicht ist, was wir sehen, wann, wie und inwieweit wir es sehen, nicht komplikationslos. Vieles bleibt implizit, vieles bleibt stumm. Wir leben in einer Welt, auf die wir und die Forschungsteilnehmer/innen einwirken, die interpretationsbedürftig ist und die von anderen Menschen und Gegebenheiten beeinflusst wird. Handlungen, Interpretationen und Beeinflussung können implizit bleiben oder nicht erkannt werden. Unsere Aufgabe ist es, sie in unseren Analysen explizit zu machen. Wir interpretieren die Handlungen und Interpretationen der Forschungsteilnehmer/innen und versuchen, ihre Lebenssituation in den relevanten Verhältnissen zu verorten. Wie versuchen, die Überzeugungen, Absichten und Handlungen im Feld, die Gründe für Taten und Tatenlosigkeit, aus ihrer Perspektive zu verstehen.

Wir versuchen außerdem, individuelles Handeln und individuellen Sinn in größeren sozialen Strukturen und Diskursen zu verorten, derer sich die Forschungsteilnehmer/innen nicht notwendig bewusst sein mögen. Subjektive Bedeutung kann Ideologien widerspiegeln; Handlungen können soziale Konventionen oder Machtbeziehungen reproduzieren. Wir suchen nach den Annahmen, auf deren Grundlage Forschungsteilnehmende Handeln und Sinn konstruieren. Häufig liegen zum Beispiel Annahmen über individuelle Verantwortlichkeit für Gesundheit den Erklärungen von Krankwerden zugrunde; dies schließt sowohl eigene als auch Krankheiten anderer Personen ein. Solche Annahmen führen schnell zu Schuldzuweisungen und weiteren Überzeugungen, dass Menschen ihren Zustand selbst verbessern könnten – und sollten. Daher bleiben soziale Ursachen und Lösungen unsichtbar. Indem

wir individuelles Handeln und persönliche Bedeutungen auf diese Art und Weise einordnen, stellen wir Beziehungen zwischen der Mikro- und der Makroebene der Analyse her und verbinden so das Subjektive und das Soziale.

Dabei wissen wir Konstruktivist/innen genau, dass wir eine Interpretation anbieten, die abhängig ist von unserem Wissen über das Feld. Für uns sind Daten eher Konstruktionen als „Entdeckungen", unsere Analysen eher interpretative Darstellungen als objektive Berichte oder die einzige Sichtweise auf eine Thematik. Dies hat zur Folge, dass wir unser Bewusstsein für Relativität nicht nur in der empirischen Welt mit ihren multiplen Wirklichkeiten, sondern auch mit Blick auf unsere Analysen schärfen. Dieses Bewusstsein begünstigt eine reflexive Haltung in Forschungs- und Schreibprozessen. Caspers Beschreibung ihrer Forschung lässt ihr großes Engagement und die Mühe einer reflexiven Untersuchung erkennen:

> „I have been moved and transformed by this research in multiple ways, and fetal surgery is something I shall continue to think and talk about long after this book is published. My politics and intellectual assumptions have been shaken time and again" (1998, S.25).

In diesen zwei kurzen Sätzen zeigt uns Casper, dass unsere Forschung zu Reflexivität während des gesamten Prozesses anregen kann, *wenn* wir eintauchen und uns bemühen, die mannigfachen Perspektiven verschiedener Teilnehmender, einschließlich unserer eigenen, zu suchen und zu verstehen. Sie erkannte, dass Fetalchirurgie – als ein Gesundheitsthema von Frauen behandelt – bedeutet, anzuerkennen, dass Frauen sich für die Operation entscheiden *und* dass damit ein enormes Risiko verbunden sein kann. Von Anfang an kollidierte ihr Verständnis der Implikationen von Fetalchirurgie für die Reproduktionsgesundheit von Frauen mit denen der Chirurg/innen, deren Sichtweisen und deren Arbeit einen bedeutsamen Teil ihrer Forschung bildeten. Anders als in vielen anderen qualitativen Forschungen wurden frühere Arbeiten von Casper denjenigen bekannt, die sie kritisierte: Nachdem sie einer Frau, die sie interviewt hatte, ein Paper gezeigt hatte, schickte diese es ihrem Chirurg/innen-Team. Diese stellten Casper bezüglich ihrer Überzeugungen zur Rede und zwangen sie, eine reflexive Haltung einzunehmen. Was Caspers Untersuchung so überzeugend macht, ist genau das, was sie so schwierig machte: Sie tauchte in die Untersuchung einer umstrittenen Problematik ein, die von Eliten beherrscht wird, und sie tat dies als junge, weibliche Promotionsstudentin.[7]

---

7 „Studying up" (Nader 1972) betrifft nicht nur allgemein Zugangsprobleme zu lokalen Settings, sondern auch Zugangsprobleme innerhalb solcher Settings und Probleme mit Eliten, die diese Settings kontrollieren. Angehörige von Eliten können Forscher/innen helfen, Zugang zu einem Netzwerk zu erlangen, oder sie können dies verhindern. Eliten können auch die Bedingungen für die Interaktion mit der Forscherin oder dem Forscher festlegen, indem sie den Kontakt und die Begegnungen mit ihr oder ihm kontrollieren. So entdeckte Casper (1998), dass der Verlust des Zugangs zu Eliten auch bedeuten kann, Zugang zu allen anderen potenziellen Feldteilnehmenden zu verlieren, für die diese Eliten als Gatekeeper fungieren. Zu *studying up* siehe Kezar (2003), Nader (1997), Odendahl und Shaw (2002), Ostrander (1993) und Stephens (2007).

Häufiger interessieren sich qualitative Forscher/innen für alltägliche Probleme gewöhnlicher Menschen. Eine reflexive Haltung kann sich zeigen, wenn Forschende ein Thema wählen, das sie selbst betrifft. David Karp gibt in seiner Untersuchung „Speaking of Sadness: Depression, Disconnection, and the Meanings of Illness" im ersten Satz seiner Danksagung Hinweise auf eigene Depressionserfahrungen und auf den Standpunkt, von dem aus er seine Arbeit verfasst hat:

> „Most authors find it difficult to distance themselves from their writing. Issues, worked on nearly daily for years, become so familiar that bringing them into clear focus sometimes seems impossible. Problems of perspective are further compounded, when, as in this case, books are motivated by features of authors' lives that are at the core of their identities" (1996, S.V).

Im Weiteren skizziert Karp dann den Hintergrund seines Buches:

> „In a greater or lesser degree I have grappled with depression for almost 20 years. I suppose that even as a child my experience of life was as much characterized by anxiety as by joy and pleasure. And as I look back, there were lots of tip-offs that things weren't right. I find it difficult to remember much of my early years, but throughout high school and college I felt uncertain of myself, feared that I could not accomplish what was expected of me and had plenty of sleepless nights. At college one of my room-mates nicknamed me ‚weak heart,' after a character-type in Dostoyevsky novels because I often seemed a bit of a lost soul. During all those years, though, I had no real baseline for evaluating the ‚normalcy' of my feelings. … It wasn't until my early thirties that I was forced to conclude that something was ‚really wrong' with me" (S.3).

Karps Enthüllung verleiht seiner folgenden Analyse Authentizität: Er stellt sich selbst in der Rolle eines Doppel-Experten vor – der Insider, der die untersuchten Erfahrungen selbst gemacht hat, und der Sozialwissenschaftler, der sie analysiert. Das Bild des Jungen, „der anders war", das er gleich zu Beginn entwirft, ruft Empathie hervor und löst den Wunsch aus, mehr über seine Geschichte zu erfahren. Über das ganze Buch hinweg reflektiert Karp dann seine eigene Erfahrung, während er seine Analyse anhand von Interviews mit Menschen, die Depression erlebt haben, präsentiert. Karps Buch fesselt, weil seine persönliche Geschichte zentrale Punkte seiner Analyse im Voraus andeutet, aber die empirische Reichhaltigkeit seiner Daten oder die analytische Bedeutung der soziologischen Erzählung nicht überschattet.

In den beiden oben erwähnten Arbeiten haben beide Autor/innen aufschlussreiche, reflexive Statements über ihre Untersuchungen verfasst. Andere mögen während ihrer Arbeit eine reflexive Haltung einnehmen, dies aber nicht veröffentlichen: Auch Schweigen mag die Folge wohlüberlegter Entscheidungen sein und eine ethische Wahl in Bezug auf den Forschungsprozess, Teilnehmende und/oder bedeutsame Sorgen um die Privatsphäre widerspiegeln.

1.2 Sich ändernde Betrachtungsweisen der Grounded Theory

Warum *konstruktivistische* GTM? Auf meine Position als Konstruktivistin beziehe ich mich aus zwei Hauptgründen: Erstens bemühe ich mich, Reflexivität explizit und durchgängig zu berücksichtigen. Zweitens möchte ich diese Position von früheren Formen des sozialen Konstruktionismus unterscheiden, die die Handlungen von Forschungsteilnehmenden als konstruiert ansahen, nicht aber die Handlungen der Forschenden und deren Settings. Zugleich schließt meine Position nicht an den radikalen Subjektivismus und individuellen Reduktionismus an, der im Konstruktivismus teilweise vertreten wird, wenn individuelles Bewusstsein alles erklären soll. Dies übersieht soziale Positionen, kulturelle Traditionen und interaktionale und situationale Kontingenzen. Im Unterschied hierzu beabsichtigt die konstruktivistische GTM, die Forschung im Verhältnis zu den auf sie einwirkenden sozialen Umständen zu positionieren.

Weitere Fragen stellen sich zur GTM und infolgedessen zu ihrer konstruktivistischen Überarbeitung. Ist die GTM einzig und allein eine Interviewmethode? Meine Auffassung beruft sich hier auf eine grundlegende disziplinäre Annahme in der Soziologie: Unsere Methoden der Datenerhebung ergeben sich *aus* der Forschungsfrage (Charmaz 2006). Entsprechend kann *eine einzige* Datenerhebungs- oder Analysestrategie nicht ausreichen. Dieser Grundsatz bringt methodologischen Eklektizismus in die GTM und widerspricht denjenigen Wissenschaftler/innen, die sie nur als eine Methode für Interviewstudien behandelt haben. Der methodologische Eklektizismus steht auch der Annahme entgegen, die Grounded-Theory-Methodologie und die Ethnografie seien sich gegenseitig ausschließende Ansätze oder die Grounded-Theory-Methodologie sei inkompatibel mit der Arbeit mit Dokumenten. Ohne Frage funktioniert es am besten, wenn den Daten sukzessive eine Form gegeben wird, aber Dokumente mögen all die Daten sein, die Forscher/innen erhalten können. Es gibt zahlreiche wissenschaftsgeschichtliche Grounded-Theory-Studien, die Dokumente als Hauptdatenquelle nutzen (siehe beispielsweise Bowker & Star 1999; Clarke 1998; Star 1989; Star & Griesemer 1989).

Erfordert die GTM eine symbolisch-interaktionistische Perspektive? Abermals: Nein. Vergleichbar meiner Betrachtungswiese zur Datenerhebung behaupte ich, dass sich *grounded theorists* auf unterschiedliche theoretische Bezugspunkte berufen können – z. B. feministische Theorie, Poststrukturalismus, Marxistische Theorie oder symbolischer Interaktionismus (Charmaz 1990, 2005). Ich stimme Clarke (2005, 2006) allerdings zu, dass der symbolische Interaktionismus und die GTM ein kraftvolles „Theorie-Methoden-Paket" (Fujimura 1992; Star 1989) darstellen, obwohl die Strategien der Grounded Theory auch unter anderen theoretischen Perspektiven genutzt werden können. Dazu kommt, dass nur wenige *grounded theorists* einer theoretischen Orthodoxie des symbolischen Interaktionismus – oder irgendeiner anderen Orthodoxie – beipflichten. Viele von uns greifen *als Teil* des analytischen Repertoires, das

wir nutzen, auf einige Konzepte und Theorien des symbolischen Interaktionismus zurück.

Wenn *grounded theorists* viel gemeinsam haben, warum ist die GTM eine umstrittene Methode? Es wurde darüber gestritten, was GTM ist, wessen Version richtig ist und welche Richtung künftig eingeschlagen werden sollte. Die Vorstellung von einer „Familie" der Grounded-Theory-Methoden ist relativ neu und zeigt sich sinnbildlich in der Veröffentlichung des „Handbook of Grounded Theory" (Bryant & Charmaz 2007b). Gleichwohl haben Vertreter/innen der GTM (Charmaz 2000, 2006; Clarke 2005; Glaser 1992, 2002; Locke 1996) und andere (Atkinson, Coffey & Delamont 2003; Burawoy 1991; Cisnero-Puebla 2007; Layder 1998) sie als eine umstrittene Methode behandelt. Kritiken an der Grounded-Theory-Methodologie oder an einer bestimmten Variante von ihr kommen von Wissenschaftler/innen, die seit 1967 nichts über die Grounded-Theory-Methodologie gelesen zu haben scheinen, aber auch von denjenigen, die sich mit den Diskussionen über die Methode sehr genau befassen.[8]

Die Differenzen der Begründer der GTM haben lange Diskussionen unter ihren Anhänger/innen und Kommentator/innen ausgelöst (siehe beispielsweise Charmaz 2000, 2006; Kelle 2005 und in diesem Band; Locke 1996; May 1996; Mills, Bonner & Francis 2006). Anhänger/innen können dann die Version der GTM, der sie sich anschließen, weiter festschreiben. Z. B. hat Margaret H. Kearney (2007) beobachtet, dass Promotionsstudierende von Strauss mehr feste Regeln einforderten, als er aufstellen wollte.

Gegenwärtige Vertreter/innen der Grounded-Theory-Methodologie unterscheiden sich in Bezug auf 1. epistemologische Zugehörigkeit, 2. methodologische Strategien, die die GTM begründen, 3. Annahmen darüber, was „Theorie" bedeutet und 4. konzeptuelle Richtungen.[9] Ich habe mich an anderer Stelle ausführlich mit methodologischen Strategien (Charmaz 2003, 2006) und Annahmen über Theorie befasst (Charmaz 2006) und werde hier Differenzen in der epistemologischen Zugehörigkeit und mit Blick auf konzeptuelle Richtungen behandeln. Dieser Beitrag setzt insoweit die epistemologische Explikation und Kritik der Grounded-Theory-Methodologie fort, die ich 1990 angestoßen und seit dieser Zeit weiter entwickelt habe (Bryant & Charmaz 2007c; Charmaz 2000, 2002a, 2003, 2005, 2006, 2007, 2008a, 2008b, 2008c).

Die meisten epistemologischen Differenzen in unseren empirischen Analysen bleiben unbenannt, können aber in den Arten von Daten, die wir sammeln, und in der Art und Weise, wie wir diese darstellen, zutage treten. Sind diese Unterschiede

8 Ein weiteres Problem ergibt sich durch Kritiker/innen, die die Methode kritisieren, ohne sie zu nutzen. Diese Kritiken scheinen durch ihre Allgemeinheit nicht nur alle Varianten der GTM zu umfassen, sondern ihnen mangelt es typischerweise auch an genauen Belegen, auf deren Grundlage Leser/innen Behauptungen bewerten könnten. Autoritäten, deren verlässliches Wissen sich nicht bis zur GTM erstreckt, können junge Nachwuchsforscher/innen *und* erfahrene Forscher/innen in die Irre führen.

9 Für eine weiterführende Erörterung dieser Differenzen siehe auch Bryant und Charmaz (2007a, 2007c), Charmaz (2006), Clarke (2005, 2006), Clarke und Friese (2007), Kelle (2005), May (1996), Mills, Bonner und Francis (2006), Walker und Myrick (2006).

wichtig? Ja, das sind sie. Sie sind bedeutsam als Rahmung unserer empirischen Beobachtungen und für die theoretische Tiefe und Reichweite unserer Analysen.

Kurzum, die Grounded-Theory-Methodologie hin zu einem konstruktivistischen Ansatz zu ändern, fördert eine Erneuerung und Neubelebung der Methode, indem neuere methodologische Entwicklungen mit der ursprünglichen klassischen Darstellung integriert werden. Der konstruktivistische Ansatz wendet sich gegen die Annahme der Entwicklung allgemeiner abstrakter Theorien und führt uns stattdessen zu situiertem und lokalem Wissen (Haraway 1991), während er die Grounded-Theory-Methodologie gleichzeitig weiter in die interpretative Sozialwissenschaft hineinbewegt.

2 Die Entwicklung der Methode: Die Grounded Theory im Prozess

Die GTM ist ein Verfahren, um Prozesse zu untersuchen. Und sie ist zugleich eine Methode *im* Prozess. Ich betone diesen Punkt, weil wir die Grounded-Theory-Methodologie nicht als etwas Festes und Statisches betrachten müssen, sie war tatsächlich nie fest und statisch. Sie hat sich, wie qualitative Forschung allgemein, über die Jahre gewandelt. Anselm Strauss and Juliet Corbin (1990, 1998) waren nicht die einzigen, die sie verändert haben. Ich habe sie alleine und zusammen mit Antony Bryant verändert, er hat sie umgekehrt alleine und mit mir zusammen verändert (Bryant 2002, 2003; Bryant & Charmaz 2007a, 2007c; Charmaz 2000, 2002b, 2006, 2007). Adele E. Clarke (2005, 2006, 2007) hat an dieser Veränderung teilgehabt – und hat die Analyse empirischer Situationen weiter z. B. in Organisationsdiskurse und -strukturen hineingetragen.

Welche Verfahren bilden den Kern der Methode? Inwieweit ist die GTM eine Anwendungsmethode oder eine Methode für Innovation? Was macht eine Grounded-Theory-Untersuchung aus? Jede und jeder hat die GTM neu gestaltet, einschließlich Barney Glaser (Charmaz 2008c). Wie zuvor erwähnt, hat er jedoch über die Jahre eine außergewöhnlich konsistente *Logik* beibehalten. Er hat die Suche nach einem grundlegenden sozialen Prozess, der die frühen Grounded-Theory-Texte auszeichnete, aufgegeben, da er begann, dies als ein *forcing* der Daten in einen vorgefassten Rahmen zu betrachten (Glaser 2001). Auch hat er das Verfahren des Zeile-für-Zeile-Kodierens zugunsten des Ereignis-für-Ereignis-Kodierens verworfen, da er glaubt, dass das Erstere einen Wust unverbundener Kodes erzeugt. Glaser hat über die ständige Entwicklung der Grounded-Theory-Methodologie gesprochen, das heißt der klassischen Grounded-Theory-Methodologie, wie er sie sich vorstellt. In letzter Zeit ist er indes offen für Variationen geworden (Bryant & Charmaz 2007c). Die Einschätzung, ob eine bestimmte Variante der Grounded-Theory-Methodologie sich entwickelt oder verlagert hat, ob die Grounded-Theory-Methodologie ausgehöhlt wurde oder sich unwiderruflich verändert hat, hängt davon ab, was als die originäre Methode definiert wird und von der je eigenen epistemologischen Perspektive.

Der komparativen Logik der Grounded-Theory-Methodologie folgend werden die Konturen der konstruktivistischen Grounded-Theory-Methodologie deutlicher, wenn wir ihre grundlegenden Annahmen und ihre Logik mit denen der objektivistischen Grounded-Theory-Methodologie vergleichen. Um dies zu tun, müssen wir zu den Ursprüngen der Methode zurückkehren und dann fragen: Wie gleichen sich die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie und die klassische Darstellung der Grounded-Theory-Methodologie von Glaser and Strauss? Wo bestehen Anschlusspunkte, und wo gibt es Brüche?

3 Objektivistische und konstruktivistische Grounded Theory

Es kann hilfreich sein, sich eines heuristischen Mittels zu bedienen und die objektivistische und konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie so zu betrachten, als befänden sie sich an den zwei Enden eines Kontinuums. Es ist hier meine Absicht, einen Unterschied zu verdeutlichen, nicht ihn zu verdinglichen. Ein Phänomen, in diesem Fall eine Methode, wird verdinglicht, wenn ein Prozess als starre, feste und unbewegliche Struktur behandelt wird. Die Grounded-Theory-Methodologie zu verwenden bedeutet, sich in einem Prozess zu befinden; die Methode selbst befindet sich im Prozess. Fluidität und Flexibilität sind der Methode selbst inhärent.

Die objektivistische und die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie teilen bestimmte Annahmen und unterscheiden sich in anderen. In der Praxis mögen die Grenzen zwischen beiden Typen verschwimmen. Die GTM ist in ihrer konstruktivistischen Variante eine *interaktive* Methode (Charmaz, 2000, 2006)[10]: Sie betont Interaktion während des gesamten analytischen Prozesses *und* während der Datenerhebung.

Die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie übernimmt den induktiven, komparativen, emergenten und offenen Ansatz der klassischen Version von Glaser und Strauss. Sie bezieht auch die abduktive Logik mit ein, die Strauss früh in seiner Lehre betonte, aber erst in seinem 1987 erschienenen Buch explizit machte. *Grounded theorists* übernehmen die iterative Logik der Abduktion, um die Entwicklung von Kategorien zu überprüfen und zu verfeinern. Kurz gesagt, folgt abduktives Denken induktiver Forschung und führt sie weiter. Wenn beim Forschen etwas Überraschendes entdeckt wird, werden 1. alle denkbaren theoretischen Ideen in Betracht gezogen, die hierfür verantwortlich sein könnten, 2. kehren Forschende ins Feld zurück und sammeln weitere Daten, um diese Ideen zu überprüfen und wählen dann 3. die plausibelste theoretische Interpretation (Charmaz 2006; Peirce

10 In seiner Kritik an meiner Position hat Glaser (2002) die Bedeutung von Interaktion in der konstruktivistischen Grounded-Theory-Methodologie richtig erkannt. Er hat sie aber als Teil einer Agenda zur Produktion von Exaktheit verstanden. Auf mein Argument, dass wir Daten interpretieren, während wir sie auswählen und aufzeichnen, erwidert er, Interaktion und Interpretation bedeuteten einen unnötigen Eingriff seitens der Forscherin oder des Forschers.

1958; Reichertz 2007 und in diesem Band; Rosenthal 2004). Abduktives Denken entspringt der Erfahrung, führt zu logischen, aber kreativen Schlussfolgerungen und nutzt die Überprüfung dieser Schlussfolgerungen anhand von Hypothesen, um zu einer plausiblen theoretischen Erklärung der Erfahrung zu gelangen.

Die klassische Herangehensweise an Abduktion (Peirce 1958; Reichert 2007; Rosenthal 2004) beginnt mit einem überraschenden Befund, aber Forschende nutzen auch einen iterativen Ansatz, wenn sie das zu untersuchende Phänomen erklären und ihre sich entwickelnden Kategorien überprüfen. Das Konzept der Abduktion verdeutlicht, dass sie ihre Beobachtungen analysieren und Abstraktionen generieren, über die sie Arbeitshypothesen formulieren, die an neuen Beobachtungen überprüft werden (Atkinson et al. 2003). Abduktion bietet eine Möglichkeit, Daten zu konzeptualisieren und mit ihnen zu arbeiten, die die Bemühungen der Forschenden darin unterstützt, kreative Interpretationen des untersuchten Lebens zu entwickeln. Abduktives Denken anerkennt damit sowohl die pragmatische Betonung der kreativen Konzeptualisierungen der Forschenden als auch deren Erfahrung, die es bedarf, um diese Konzepte zu formulieren (siehe Peirce 1958).

Ironischerweise steht die Abduktion vielleicht Glasers Betonung von Emergenz bei der Überprüfung von Kategorien näher als der Anwendung des Verfahrens des axialen Kodierens sensu Strauss und Corbin. Grounded-Theory-Methodik beginnt mit induktiven Analysen der Daten, bewegt sich aber über Induktion hinaus, um eine imaginative Interpretation des untersuchten Lebens hervorzubringen. Wir übernehmen eine abduktive Logik, wenn wir über überraschende Befunde nachdenken, und kehren dann ins Feld zurück, um unsere Vermutungen zu überprüfen. Abduktion unterliegt somit dem iterativen Prozess des Hin-und-Her-Schreitens zwischen den Daten und der Konzeptualisierung, der die Grounded-Theory-Methodolgie kennzeichnet.

Indem wir die objektivistische und die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie auf einem Kontinuum anordnen, können wir ihre grundlegenden Annahmen, Schwerpunktsetzungen und Implikationen für die Durchführung der Datenanalyse vergleichen (siehe Tabelle 1; siehe auch Bryant 2002; Charmaz 2000, 2006). Die objektivistische Grounded-Theory-Methodologie geht – dem Positivismus folgend – von der Entdeckung von Daten in einer Außenwelt durch neutrale, aber sachkundige Beobachter/innen aus, deren Konzeptualisierungen „aus den Daten entspringen". Daten sind von der Beobachtung unabhängige Tatsachen, die nach objektivistischer Auffassung ohne Vorurteil oder Vorverständnis betrachtet werden sollten.

Demgegenüber wurzelt die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie im Pragmatismus und in einer relativistischen Epistemologie. Sie geht von multiplen Wirklichkeiten – und von multiplen Perspektiven auf diese Wirklichkeiten – aus. Daten sind weder unabhängig von denen, die beobachten, noch von denen, die beobachtet werden, sondern sie werden durch Interaktion gemeinsam konstruiert. Sicher sind es die Forschenden, die diese Daten „übersetzen", aber sie entstehen in

bestimmten Situationen unter bestimmten Bedingungen und wirken sich demzufolge auf die Analyse aus. Vertreter/innen der konstruktivistischen Grounded-Theory-Methodologie sehen daher die Repräsentation von Daten – und im weiteren Sinne die Analyse – als problematisch, relativistisch, situational und unvollständig an.

Tabelle 1 Epistemologische Grundlagen der Grounded-Theory-Methodologie

Positivismus	**Pragmatismus**
Geht von der wissenschaftlichen Methode aus	Wählt einen Problemlösungsansatz
Setzt eine externe Wirklichkeit voraus	Betrachtet Wirklichkeit als fließend und tendenziell unbestimmt
Geht von unvoreingenommenen Beobachter/innen aus	Geht von (auch leiblich) situierten Wissensproduzent/innen aus
Zielt auf das Entdecken abstrakter, allgemeingültiger Regeln	Sucht nach multiplen Perspektiven
Will empirische Phänomene erklären	Will untersuchen, mittels welcher Handlungen Menschen entstehende Probleme lösen
Hält Tatsachen und Werte für trennbar	Betrachtet Tatsachen und Werte als ko-konstitutiv
Betrachtet Wahrheit als bedingt	Betrachtet Wahrheit als bedingt

Die Ziele beider Ansätze resultieren aus ihren jeweiligen grundlegenden Annahmen.

Objektivist/innen legen ihren Schwerpunkt auf die Entwicklung von Verallgemeinerungen, die unabhängig von ihren Entstehungskontexten sind. Sie streben nach sparsamen, abstrakten Erklärungen durch eine Theorie, die zu den empirischen Daten passt, sie erklären kann, und die für die Forschungsteilnehmenden Relevanz besitzt und modifizierbar ist.

Konstruktivist/innen betrachten Verallgemeinerungen als unvollständig, bedingt und als situiert in Raum und Zeit, in Positionen, Handlungen und Interaktionen. Sie zielen auf ein interpretatives Verständnis empirischer Phänomene im Rahmen einer Theorie, die glaubwürdig, originär, resonant und nützlich ist, relativ zu einem je historischen Zeitpunkt.

Die Grundannahmen und Zielvorstellungen werden in den jeweiligen Schwerpunkten der Ansätze entfaltet.

Die objektivistische Grounded-Theory-Methodologie konzentriert sich auf die Entwicklung von Abstraktionen: Mittels einer Variablenanalyse und einer Konzept-Indikator-Logik soll eine Kernkategorie identifiziert oder ein grundlegender sozialer Prozess in den Daten erklärt werden (siehe Glaser 1978, 1998). Forschende entwickeln diese Kategorie folglich induktiv aus Ereignissen in den Daten, behandeln die Kategorie als Konzept und bestimmen deren Indikatoren. Die objektivistische Grounded-Theory-Methodologie betont manifeste Aussagen und Verhaltensweisen.

Objektivist/innen schauen von außen auf die empirische Welt, als Besucher/innen, die die Welt der Forschungsteilnehmenden aber nicht betreten.[11]

Konstruktivist/innen begeben sich so weit in die empirische Welt hinein, wie sie können. Sie interpretieren die Daten mittels einer emergenten konzeptuellen Analyse. Sie bemühen sich, Variation in ihren Daten und Analysen ausfindig zu machen und suchen nach Beziehungen zwischen entstehenden Kategorien. Wenn Konstruktivist/innen sich mit ihren Daten beschäftigen, achten sie sowohl auf liminale Bedeutungen und implizite Handlungen wie auch auf explizite Aussagen und Handlungsweisen.

Es überrascht nicht, dass diese unterschiedlichen Schwerpunkte sich auf die Praxis der Datenanalyse auswirken.

Objektivist/innen behandeln die Datenanalyse als einen objektiven Prozess, den sie erfolgreich durchlaufen, indem sie ihre Verallgemeinerungen durch vergleichende Analysen kontinuierlich abstrakter machen. Nach Glaser (2002) wird jedwede Verzerrung, die die Personen, die mit der Grounded-Theory-Methodik arbeiten, in die Daten getragen haben könnten, durch fortlaufende Vergleichsprozesse und das steigende Abstraktionsniveau der Kategorien neutralisiert. Diese Logik geht davon aus, dass der Vergleich von Daten mit Daten, Daten mit Kategorien und Kategorien mit Kategorien als wichtige Kontrollinstanz gegen mögliche Verzerrungen fungiert. Ich stimme dem zu, insbesondere wenn Forschende sowohl zum komparativen Prozess als auch zu den entstehenden Kategorien eine reflexive Haltung einnehmen. Nach Ansicht der Objektivist/innen könnte Reflexivität jedoch einfach eine weitere Variable oder Datenquelle für die Abstraktion sein statt eines integralen Bestandteils des gesamten Forschungsprozesses. Aus objektivistischer Perspektive verleiht die Ausbildung und die Strenge der vergleichenden Analyse den Forschenden die Legitimität und Autorität, Objektivität beanspruchen zu können.

Konstruktivist/innen erkennen nicht nur die Relativität und Bedingtheit der Daten an, sondern auch, dass sich Subjektivität ebenso in der Analyse wie in der Datenerhebung niederschlägt. Statt deren Existenz im Mantel objektiver Wissenschaft zu leugnen, plädieren sie dafür, Standpunkte, Positionen, Umstände und Interaktionen zu explizieren, die die Analyse beeinflussen. Solch eine Explikation ist nicht einfach und kann sich teilweise durch schwierige Fragen von Kolleg/innen oder Forschungsteilnehmer/innen ergeben, so wie es Casper (1997) erlebt hat. Aus konstruktivistischer Sicht sind Analysen bedingt, kontingent und unvollständig. Ein abstraktes Verständnis ergibt noch keine objektiven Verallgemeinerungen. Stattdessen löscht es die Kontingenzen und die Relativität aus, die einer Untersuchung notwendig inhä-

11 Im Verweis auf den Besuchs-Status der Forschenden und die distanzierten Beziehungen zu Forschungsteilnehmenden werden Implikationen einer zugrunde liegenden kolonialistischen und imperialistischen Mentalität sichtbar, der Anthropolog/innen entgegengetreten sind. Ich bin Adele E. Clarke für die Betonung dieses Punktes zu Dank verpflichtet (persönliche Kommunikation, 5. Januar 2008); siehe auch Clifford und Marcus (1986) sowie Marcus und Fischer (1986).

rent sind, ebenso Unterschiede und Variationen im Sozialleben, wie sie z. B. Adele E. Clarke ausführlich beschrieben hat (2005, 2006, 2007).

Wenn wir uns die Grundannahmen der objektivistischen und konstruktivistischen Grounded-Theory-Methodologie anschauen, zeigt sich eine erstaunliche Passung zwischen Pragmatismus und der konstruktivistischen GTM (siehe Tabelle 2). Pragmatismus geht von multiplen Perspektiven aus, betrachtet Wirklichkeit als aus emergenten Prozessen bestehend, thematisiert, wie Menschen mit praktischen Problemen in ihren Welten umgehen und betrachtet Tatsachen und Werte als verbunden. All diese Dimensionen offenbaren die Übereinstimmung zwischen Pragmatismus und konstruktivistischer Grounded-Theory-Methodologie.

In welche Richtungen führt uns ein konstruktivistischer Ansatz? Die konstruktivistische Wende in der Grounded-Theory-Methodologie begreift das, was „wirklich" ist, auf eine Art als problematisch, wie es viele Vertreter/innen der Grounded-Theory-Methodologie zumeist nicht tun. Indem sie das, was „wirklich" ist, problematisieren, entfernen sich Konstruktivist/innen von der klassischen Grounded-Theory-Methodologie und bewegen sich gleichzeitig auf die interpretative Sozialwissenschaft zu. Wir sehen uns die multiplen Definitionen einer bestimmten Wirklichkeit an und betrachten, wie Menschen diese Wirklichkeit gestalten – implizit und explizit. Und wir erachten unser Verständnis ihrer Sichtweisen und Handlungen ebenfalls als problematisch – als Konstruktion. Auf diese Weise hinterfragen wir, wie unsere eigenen Empfindsamkeiten und Standpunkte die Wirklichkeiten formen, die wir sehen und definieren.

In Einklang mit dem Erbe des Pragmatismus schenken Konstruktivist/innen der Sprache große Aufmerksamkeit; sie suchen nach den als selbstverständlich vorausgesetzten Eigenschaften von Schlüsselbegriffen und nach den Annahmen, auf denen diese Begriffe beruhen. Wenn wir beispielsweise Leistung in einer Grundschule untersuchen, analysieren wir, was Leistung für die unterschiedlichen Teilnehmenden bedeutet und wie ihre Handlungen damit in Zusammenhang stehen. Wir würden versuchen, deren Kriterien für Erfolg offenzulegen und unsere eigenen zu hinterfragen – und von da aus grundlegende Merkmale definieren. Im Unterschied dazu betrachten Vertreter/innen der traditionellen Grounded-Theory-Methodologie ein gegebenes Thema als selbstverständlich und nicht als einen selbst grundsätzlich untersuchungsbedürftigen Gegenstand.

Konstruktivist/innen befassen sich damit, wie Menschen sich sozial konstruierter Diskurse bedienen. Ein Diskurs kann subtil und unausgesprochen sein, da er vorausgesetzt wird. Deswegen führt der konstruktivistische Ansatz dazu, liminale, implizite Bedeutungen zu untersuchen. Im oben genannten Beispiel konzentriert sich der amerikanische Diskurs über Schulleistung auf die Einzelperson, setzt die Legitimität ganz bestimmter Maßnahmen voraus und zieht nur eine begrenzte Anzahl relevanter Bereiche in Betracht.

Tabelle 2 Objektivistische Grounded-Theory-Methodologie vs. Konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie. Vergleiche und Gegenüberstellungen

Objektivistische Grounded-Theory-Methodologie	**Konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie**
Grundannahmen	
Geht von einer äußeren Wirklichkeit aus	Geht von multiplen Wirklichkeiten aus
Geht von der Entdeckung von Daten aus	Geht von der gemeinsamen Konstruktion der Daten in Interaktion aus
Geht davon aus, dass sich Konzeptualisierungen aus den Daten ergeben	Geht davon aus, dass Forschende Kategorien konstruieren
Betrachtet die Repräsentation von Daten als unproblematisch	Betrachtet die Repräsentation von Daten als problematisch, relativ, situativ und unvollständig
Geht von der Neutralität, Passivität und Autorität der Beobachter/innen aus	Geht davon aus, dass die Werte, Prioritäten, Positionen und Handlungen der Beobachter/innen Einfluss auf deren Sichtweise haben
Gegenstände	
Zielt auf kontextunabhängige Verallgemeinerungen	Betrachtet Verallgemeinerungen als unvollständig, bedingt und als situiert in Zeit, Raum, Positionen, Handlungen und Interaktionen
Strebt sparsame, abstrakte Konzeptualisierungen an, die über historische und lokale Standorte hinausweisen	Strebt ein interpretatives Verständnis historisch kontextualisierter Daten an
Definiert Variablen	Bestimmt die Breite der Variation
Zielt darauf, eine Theorie zu entwickeln, die passt, funktioniert, relevant und modifizierbar ist	Zielt darauf, eine Theorie zu entwickeln, die glaubwürdig, originär, resonant und nützlich ist
Implikationen für die Datenanalyse	
Betrachtet die Datenanalyse als einen objektiven Prozess	Anerkennt Subjektivität während der gesamten Datenanalyse
Betrachtet entstehende Kategorien als formgebend für die Analyse	Anerkennt, dass die Ko-Konstruktion von Daten die Analyse prägt
Betrachtet Reflexivität als *eine* mögliche Datenquelle	Reflexivität durchzieht den gesamten Forschungsprozess
Rückt die analytischen Kategorien und die „Stimmen" der Forscher/innen in den Vordergrund	Sucht und (re-) präsentiert die „Stimmen" der Teilnehmer/innen als integralen Teil der Analyse

Der lokale Charakter vergangener und unmittelbarer Erfahrung wird zum Wasser auf den analytischen Mühlsteinen der Konstruktivist/innen. Uns interessiert, wie Erfahrung beschaffen ist.[12] Vertreter/innen einer klassischen Grounded-Theory-Methodologie sprechen eher von außen *über* Erfahrung, als in Erfahrung einzutauchen und sie zu dekonstruieren (Charmaz 2006). Indem sie eine wertfreie Haltung beanspruchen, ignorieren Objektivist/innen die zu problematisierende Unordnung, die einer Untersuchung inhärent ist, statt eigene Vorurteile auszumerzen.[13] Diese Unordnung kann dringlich werden, wenn Forscher/innen klare Standpunkte in Bezug auf ihre Themen vertreten und merken, dass diese Standpunkte Konsequenzen haben. Monica Casper (1997, S.251 f.) veranschaulicht diese Unordnung in ihrer methodologischen Reflexion. Sie schreibt:

> „As I continued to deal with the implications of taking sides in research, I found myself secretly longing for some Enlightenment objectivity, an epistemological shortcut out of these conundrums. Striving to be methodologically accountable to informants is hard enough work; layering political accountability on top of that only deepens the contradictions. In a research site inhabited by a disparate group of informants with different perspectives, it is not surprising that my accountability took shape in various ways. Another researcher in this field might well have developed entirely different networks of accountability. Although I followed all the basic methodological rules of qualitative research, in terms of political accountability there seemed to be no basic rules. Figuring out how to manage my commitments on the reproductive frontier required tremendous effort. In the process, I discovered that choosing to be a research cowgirl is not without its costs. Yet I firmly believe that taking sides is worth this effort if our only alternative is to retreat into the hollow position of ‚objective' analyst. There are no epistemological shortcuts without a price. As Donna Haraway has written, ‚feminists have to insist on a better account of the world'."

Die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie ermutigt Forschende, die Positionen der Teilnehmenden, ihre historische und soziale Situiertheit zu untersuchen. Wie könnten wir das angehen? Ich gebe ein kurzes Beispiel aus einer eigenen Analyse von Trauer mit dem Titel „Grief and Loss of Self" (Charmaz 1997). Trauer zu erleben, mag als die persönlichste und subjektivste Erfahrung erscheinen. Das ist sie. Dennoch bedeutet sie auch etwas mehr und etwas anderes als ausschließlich subjektive Erfahrung. Trauer findet im Sozialleben statt, und Menschen bedienen

12 Ich verwende den Begriff „Erfahrung" hier weitgefasst. Nach Clarke (2005) setzt sich das Sozialleben aus Situationen zusammen. Wir können uns nicht nur die Situationen anschauen, die in unmittelbaren Interaktionen entstehen, sondern müssen uns auch mit denjenigen befassen, die als Teil relativ stabiler Strukturen stattfinden; hier beschäftigen sich sowohl Clarke als auch ich mit Schweigen (Charmaz 2002, Clarke 2003, 2005, 2006).

13 In seiner klassischen positivistischen Darlegung formulierte Emile Durkheim (1982 [1895]) das Diktum, Vorurteile „auszumerzen", als erste Regel der soziologischen Methode. Seitdem umgibt die Vorstellung einer wertfreien Untersuchung diejenigen Forscher/innen, die ihre Vorurteile auszumerzen versuchen.

sich gemeinsamer Sprache, Regeln und Traditionen. Dies tun sie nicht nur, um Trauer auszudrücken, sondern auch um sie zu erleben. Trauer spiegelt Bindungen und deren Bedeutungen wider. Im folgenden Textauszug untersuche ich den Diskurs über *entitled grief*, wie ich es nenne.

> „Narrow American definitions of significant and worthy relationships grant certain bereaved *entitled grief* and priority status. Entitled grief is legitimate, deserved, expected, and, typically, obligatory sorrow over loss. Entitled grief affords its possessor a priority status – this survivor is seen as the deceased's closest kin. Righteous entitlement to express grief (within limits) accompanies the bereaved's justified priority in the hierarchy of loss. Deaths of spouses, especially young and middle-aged spouses, and children grant greatest entitlement and highest priority status" (1997, S.235).

Wie spiegelt diese Analyse die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie wider? Beachten Sie, dass ich die Kategorie „berechtigte Trauer" durch ihre für selbstverständlich angenommenen Eigenschaften definiert habe. Ich habe zusammengestellt, was Menschen gesagt und getan haben, und nach den impliziten Bedeutungen gesucht. Auf diese Weise dringen Konstruktivist/innen unter die Oberfläche und betreten die liminale Welt der Bedeutung. Meine Analyse führte mich zur Bedeutung von Verlust, zur vorherrschenden Art und Weise, wie Nordamerikaner/innen Trauer definieren, zu sozialer Verbundenheit und anderen Bindungsformen. Was sagt uns Trauer über soziale Verbundenheit, über Bindung? Nordamerikaner/innen betrachten diejenigen, die eine enge Beziehung zu trauernden Hinterbliebenen haben, als an einem Verlust leidend und deshalb – eine Zeit lang – zur Trauer berechtigt. Hier messen Menschen subjektiver Erfahrung objektive Bedeutung bei. Hinterbliebene, die den schwersten Verlust erlitten haben, können diese Berechtigung zum Zeitpunkt des Todes und für eine Weile danach in Anspruch nehmen.

Wenn wir uns darum bemühen, herauszufinden, *wie* Menschen Bedeutung konstruieren, können wir entdecken, *welche* Bedeutungen sie zuschreiben und wie diese Zuschreibungen die Frage danach beantworten könnten, *worum* es bei unserer zum Vorschein kommenden Kategorie geht. Die Kategorie „berechtigte Trauer" ist sowohl hierarchisch als auch komparativ: Sie gliedert die Legitimität von Trauer in eine hierarchische Ordnung und geht von sozialen Rollen, Rechten und Verpflichtungen aus. Nordamerikaner/innen setzen voraus, dass frühere Beziehungsrollen mit den Verstorbenen das Anrecht der Überlebenden auf tiefe Trauer und schmerzvollen Verlust hierarchisch ordnen *und* auch deren Verpflichtung zu trauern prägen. Diese Sichtweise mag unausgesprochen und unhinterfragt bleiben, und dennoch formt sie die Einstellungen und Handlungen der Einzelnen.

Die konzeptuelle Kategorie „berechtigte Trauer" vergleicht anschaulich die Legitimität und die Verpflichtungen der nächsten Angehörigen mit denjenigen Menschen, die einen weiter entfernten Platz im Beziehungsgefüge einzunehmen scheinen. Ich nutze sie hier zu Veranschaulichungszwecken; Konstruktivist/innen würden weiter

die Reichweite und Anordnung unserer Kategorien bestimmen wollen. Man könnte also fragen, wie „berechtigte Trauer" mit anderen Kategorien zusammenpasst.[14] Die Kategorie „berechtigte Trauer" lässt sich auch mit anderen Arten von Trauer vergleichen, am deutlichsten mit Kenneth Dokas (1989) aufschlussreichem Konzept der *disenfranchised grief:* Doka stellte fest, dass Nordamerikaner/innen nicht jede Art von Trauer legitim finden, und dass tiefe Trauer oft nicht eingestanden oder nicht anerkannt werden kann und deshalb unsichtbar bleibt. „Entrechtete Trauer" entsteht, wenn das Verlusterleben trauernder Hinterbliebener keine Würdigung erfährt oder sie kein „Trauer-Privileg" erhalten, obwohl sie eine enge Beziehung zu der verstorbenen Person hatten. Wichtig Akteure, die kontrollieren, was nach dem Tod passiert, beachten diese Hinterbliebenen nicht oder wissen nicht von ihnen, z. B. infolge gestörter oder komplizierter Beziehungen. Beispiele könnten eine feindselige Scheidung oder eine geheime Beziehung sein, oder dass Verwandte, gewollt oder ungewollt, Entscheidungen treffen, die wichtige Hinterbliebene ausschließen, z. B. Eltern, die die Homosexualität ihres erwachsenen Kindes geleugnet oder abgelehnt haben.

Beide Begriffe, „entrechtete Trauer" und „berechtigte Trauer", sind von Metaphern gerahmt, die umfassendere kulturelle Werte ansprechen und in die Handlungen der Menschen eingreifen, oft ohne dass es ihnen bewusst ist. Das Konzept „berechtigte Trauer" hatte ich mehr als zehn Jahre vor der Veröffentlichung meines Beitrags über Trauer (Charmaz 1997) entwickelt. Später entdeckte ich, dass die Reflexionen der frisch verwitweten Drehbuchautorin Stephanie Ericsson (1993) es plastisch veranschaulichten. Ericsson hatte eine Bekannte, die sagte, sie verstehe ihre Trauer, da sie zwei Jahre zuvor ein Elternteil verloren habe. Ericssons Gedanken hierauf:

> „[S]chmuck, that's supposed to happen, it's a natural part of becoming adult – children are supposed to outlive their parents. Did you lose the only other person in the world who would love your child the way you do? Did you lose the person you held all night, who slept next to you, warmed your bed so much you didn't need an extra blanket in the winter? … Don't reduce this experience to something logical, universal. Even if it is, I walk alone amongst the dead, it's my death, my pain. Don't pretend you know it like you know my batting averages. Don't sacrilege all over my crucifixion" (S.212).

Beachten Sie, dass Ericsson, während sie das Recht auf Trauer für sich einfordert, Gründe zur Entrechtung der Trauer anderer Menschen benennt. In meiner eigenen Analyse habe ich geschrieben:

> „Assumptions of entitled grief and priority status give rise to moral claims, as Ericsson reveals. Her grief permits claims of injustice, prompts claims of broken conventions of

14 Grounded-Theory-Arbeiten können auch sehr praktische Konsequenzen haben: Obwohl die Fetalchirurg/innen, die Casper (1998) untersucht hat, über ihre Arbeit verärgert waren, lasen Fetalchirurg/innen einer anderen großen Klinik ihr Buch, griffen ihre Ideen auf und luden sie ein, mit ihnen an einer Konferenz teilzunehmen (persönliche Kommunikation, 11. Februar 2008).

sensitivity, reaffirms the hierarchical ordering of loss, and, thus, fosters disattending to the losses of others. Sympathy may righteously be withheld. Here, the meaning of loss is predicated on objective structural relationships, not subjectively experienced ones. Entitled grief allows dramatizing one's own loss and minimizing the meaning of other people's ‚lesser' relationships. Entitled grief then gives license to focus on self. One turns inward perhaps even as one lashes outward" (Charmaz 1997, S.236).

4 Schlussbemerkungen

Eine konstruktivistische GTM kann uns tief in die Phänomene vordringen lassen, ohne sie von ihrer sozialen Verortung zu trennen. Tief in ein Phänomen vorzudringen ermöglicht, detaillierte Kenntnisse über es zu erlangen und von dieser Position aus induktiv zu arbeiten. Es bedeutet, sich über dürftige Datenerhebungen und oberflächliche Analysen hinauszubewegen. Detaillierte Kenntnisse bieten einen anderen Standort, um das untersuchte Leben zu verstehen, als denjenigen, die „draußen" bleiben und nicht zu ihm gelangen können. Tief in das untersuchte Phänomen vorzudringen ermuntert uns, zu den Wurzeln der Themen vorzudringen, die wir untersuchen. Ich habe beispielsweise versucht, grundlegende Merkmale „berechtigter Trauer" aus als selbstverständlich erachteten individuellen Annahmen zu definieren. Monica Casper (1998) hat dies für Fetalchirurg/innen, deren Klientinnen und Handlungspraxis versucht.

Wie Caspers Untersuchung veranschaulicht, können Grounded-Theory-Strategien helfen, grundlegende Eigenschaften und Beziehungen zu definieren, wenn wir tief ins untersuchte Leben vordringen, und sie zugleich in einen weitergehenden Zusammenhang zu stellen. Sie betrat die Welt der Fetalchirurgie und untersuchte deren Bedeutungskonstruktionen und Handlungen genau, aber verlor Fragen nach Macht, Fortpflanzungsrechten und Lebensqualität nie aus den Augen. Indem wir die Logik dieser Art von Forschung übernehmen, können wir zu neuen Sichtweisen gelangen, alte Annahmen hinterfragen und zur gleichen Zeit die der Forschung inhärente Ambiguität und die „Unordnung" des Forschungsprozesses verstehen.

Ich denke, dass die Warnung der Objektivist/innen, Ambiguität zu tolerieren, zugleich eine implizite Anerkennung der Flüchtigkeit sozialer Phänomene und des interpretativen Charakters qualitativer Analyse beinhaltet. Das, das wir in der Analyse „zerlegen", ist selten so fest umrissen und greifbar, dass jede/r es vom selben Ausgangs- und Standpunkt aus betrachten würde. Perspektivenvielfalt und multiple Wirklichkeiten zu akzeptieren, erfordert geschichtete Analysen und die Beschäftigung mit unserer eigenen Bedeutungskonstruktion und der der Forschungsteilnehmer/innen.

Wichtige soziale Standorte jenseits derer, die bereits bei Feldeintritt erkennbar sind, zeigen sich erst im Untersuchungsverlauf. Die konstruktivistische Grounded-Theory-Methodologie bietet in diesem Sinne die Möglichkeit, unsere Untersuchun-

gen gleichzeitig zu situieren, die Schärfe unserer Analysen zu erhöhen und ihre Reichweite zu erweitern. Indem wir jetzt den ontologischen und epistemologischen Standpunkt der Grounded-Theory-Methodologie ändern, können wir die Grundlage für die nächste Generation schaffen, qualitative Forschung voranzubringen.

Danksagung

Kein Schreibprojekt findet gänzlich solitär statt. Ich weiß es zu schätzen, dass ich im Laufe der Jahre mit Antony Bryant, César Cisneros-Puebla, Adele E. Clarke, Ray Maietta, Janice Morse und Virginia Olesen Gespräche über die Grounded-Theory-Methodologie führen konnte, und ich bin Dorothy Freidel, Diana Grant, Matthew James, Josh Meisel, Melinda Milligan und Richard Senghas, Mitgliedern des Sonoma State University Faculty Writing Program, für ihre Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Beitrags zu Dank verpflichtet. Mein besonderer Dank gebührt Adele E. Clarke für ihre ausgezeichneten und wichtigen Kommentare und Anregungen.

Literatur

Atkinson, Paul; Coffey, Amanda & Delamont, Sara (2003). *Key themes in qualitative research: Continuities and changes.* New York: Roman & Littlefield.

Bowker, Geoffrey C. & Star, Susan L. (1999). *Sorting things out: Classification and its consequences.* Cambridge, MA: MIT Press.

Boychuk Duchscher, Judy E. & Morgan, Debra (2004). Grounded theory: Reflections on the emerging vs. forcing debate. *Journal of Advanced Nursing*, *48*(6), 605–612.

Bryant, Antony (2002). Re-grounding grounded theory. *Journal of Information Technology Theory and Application*, *4*(1), 25–42.

Bryant, Antony (2003). A constructive/ist response to Glaser. *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, *4*(1), Art. 15, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0301155.

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (2007a). Introduction. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Handbook of grounded theory* (S.1–28). London: Sage.

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (Hrsg.) (2007b). *The handbook of grounded theory*. London: Sage.

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (2007c). Grounded theory in historical perspective: An epistemological account. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The handbook of grounded theory* (S.31–57). London: Sage.

Burawoy, Michael (1991). The extended case method. In Michael Burawoy, Alice Burton, Ann Arnett Ferguson, Kathryn J. Fox, Joshua Gamson, Nadine Gartrell, Leslie Hurst, Charles Kurzman, Leslie Salzinger, Josepha Schiffman & Shiori Ui, *Ethnography unbound: Power and resistance in the modern metropolis* (S.271–290). Berkeley: University of California Press.

Casper, Monica J. (1997). Feminist politics and fetal surgery: Adventures of a research cowgirl on the reproductive frontier. *Feminist Studies*, *23*(2), 232–262.

Casper, Monica J. (1998). *The making of the unborn patient: A social anatomy of fetal surgery.* New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.

Charmaz, Kathy (1990). Discovering chronic illness: Using grounded theory. *Social Science & Medicine*, *30*, 1161–1172.

Charmaz, Kathy (1997). Grief and loss of self. In Kathy Charmaz, Glennys Howarth & Allan Kellehear (Hrsg.), *The unknown country: Death in Australia, Britain and the U. S. A.* (S.229–241). London: Macmillan.

Charmaz, Kathy (2000). Constructivist and objectivist grounded theory. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (2. Aufl., S.509–535). Thousand Oaks, CA: Sage.

Charmaz, Kathy (2002a). Grounded theory analysis. In Jaber F. Gubrium & James A. Holstein (Hrsg.), *Handbook of interview research* (S.675–694). Thousand Oaks, CA: Sage.

Charmaz, Kathy (2002b). Stories and silences: Disclosures and self in chronic illness. *Qualitative Inquiry*, *8*, 302–328.

Charmaz, Kathy (2003). Grounded theory. In Jonathan A. Smith (Hrsg.), *Qualitative psychology: A practical guide to research methods* (S.81–110). London: Sage.

Charmaz, Kathy (2005). Grounded theory in the 21st century: A qualitative method for advancing social justice research. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (3. Aufl., S.507–535). Thousand Oaks, CA: Sage.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory: A practical guide through qualitative analysis.* London: Sage.

Charmaz, Kathy (2007). Constructionism and the grounded theory method. In James A. Holstein & Jaber F. Gubrium (Hrsg.), *Handbook of constructionist research* (S.397–412). New York: Guilford.

Charmaz, Kathy (2008a). Grounded theory as an emergent method. In Sharlene N. Hesse-Biber & Patricia Leavy (Hrsg.), *The handbook of emergent methods* (S.155–170). New York: Guilford.

Charmaz, Kathy (2008b). The legacy of Anselm Strauss for constructivist grounded theory. In Norman K. Denzin (Hrsg.), *Studies in symbolic interaction* (S.125–139). Bingley, UK: Emerald Publishing Group, Ltd.

Charmaz, Kathy (2008c). Reconstructing grounded theory. In Pertti Alasuutari, Leonard Bickman & Julia Brannen (Hrsg.), *Handbook of social research* (S.461–478). London: Sage.

Charmaz, Kathy & Henwood, Karen (2008). Grounded theory. In Carla Willig & Wendy Stainton-Rogers (Hrsg.), *Handbook of qualitative research in psychology* (S.240–259). London: Sage.

Cisneros-Puebla, César A. (2007). The deconstructive and reconstructive faces of social construction. Kenneth Gergen in conversation with César A. Cisneros-Puebla. With an introduction by Robert B. Faux. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *9*(1), Art. 20, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801204.

Clarke, Adele E. (1998). *Disciplining reproduction: Modernity, American life sciences and the „problem of sex".* Berkeley: University of California Press.

Clarke, Adele E. (2003). Situational analyses: Grounded theory mapping after the postmodern turn. *Symbolic Interaction*, *26*(4), 553–576.

Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis: Grounded theory after the postmodern turn.* Thousand Oaks, CA: Sage.

Clarke, Adele E. (2006). Feminisms, grounded theory, and situational analysis. In Sharlene N. Hess-Biber (Hrsg.), *Handbook of feminist research* (S.345–370). Thousand Oaks, CA: Sage.

Clarke, Adele E. (2007). Grounded theory: Conflicts, debates and situational analysis. In William Outhwaite & Stephen P. Turner (Hrsg.), *Handbook of social science methodology* (S.838–885). Thousand Oaks, CA: Sage.

Clarke, Adele E. & Friese, Carrie (2007). Grounded theorizing: Using situational analysis. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The handbook of grounded theory* (S.363–397). London: Sage.

Clifford, James & Marcus, George E. (Hrsg.) (1986). *Writing culture: The poetics and politics of ethnography.* Berkeley, CA: University of California Press.

Doka, Kenneth J. (1989). Disenfranchised grief. In Kenneth J. Doka (Hrsg.), *Disenfranchised grief: Recognizing hidden sorrow* (S.3–12). Lexington, MA: Lexington Books.

Durkheim, Émile (1982 [1895]). *The rules of the sociological method.* Chicago: University of Chicago Press.

Ericsson, Stephanie (1993). The agony of grief. In George E. Dickinson, Michael R. Leming & Alan C. Mermann (Hrsg.), *Dying, death, and bereavement* (S.210–212). Guilford, CT: Dushkin.

Fujimura, Joan H. (1992). Crafting science: Standardized packages, boundary objects and „translation". In Andrew Pickering (Hrsg.), *Science as practice and culture* (S.168–214). Chicago: University of Chicago Press.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1991). In honor of Anselm Strauss: Collaboration. In David R. Maines (Hrsg.), *Social organization and social process: Essays in honor of Anselm Strauss* (S.11–16). New York: Aldine de Gruyter.

Glaser, Barney G. (1992). *Basics of grounded theory analysis.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1998). *Doing grounded theory: Issues and discussions.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2001). *The grounded theory perspective: Conceptualization contrasted with description.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2002). Constructivist grounded theory? *Forum Qualitative Sozialforschung/* Forum: *Qualitative Social Research, 3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory.* Chicago: Aldine.

Haraway, Donna J. (1991). *Simians, cyborgs, and women: The reinvention of nature*. New York: Routledge.

Henwood, Karen & Pidgeon, Nicholas (2003). Grounded theory in psychological research. In Paul M. Camic, Jean E. Rhodes & Lucy Yardley (Hrsg.), *Qualitative research in psychology: Expanding perspectives in methodology and design* (S.131–155). Washington, DC: American Psychological Association.

Karp, David (1996). *Speaking of sadness: Depression, disconnection, and the meanings of illness.* New York: Oxford University Press.

Kearney, Margaret H. (2007). From the sublime to the meticulous: The continuing evolution of grounded formal theory. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The handbook of grounded theory* (S.127–150). London: Sage.

Kelle, Udo (2005). Emergence vs. forcing: A crucial problem of „grounded theory" reconsidered. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 6*(2), Art. 27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275.

Kezar, Adrianna (2003). Transformational elite interviews: Principles and problems. *Qualitative Inquiry*, *9*(3), 395–415.
Layder, Derek (1998). *Sociological practice: Linking theory and social research.* London: Sage.
Locke, Karen (1996). Rewriting the discovery of grounded theory after 25 years? *Journal of Management Inquiry*, *5*(1), 239–245.
Marcus, George E. & Fischer, Michael (1986). *Anthropology as cultural critique: An experimental moment in the human sciences.* Chicago: University of Chicago Press.
May, Katharyn A. (1996). Diffusion, dilution or distillation? The case of grounded theory method. *Qualitative Health Research*, *6*(3), 309–311.
Mead, George H. (1934). *Mind, self and society.* Chicago: University of Chicago Press.
Melia, Kath M. (1987). *Learning and working: The occupational socialization of nurses.* London: Tavistock.
Melia, Kath M. (1996). Rediscovering Glaser. *Qualitative Health Research*, *6*(3), 368–378.
Mills, Jane; Bonner, Ann & Francis, Karen (2006). The development of constructivist grounded theory. *International Journal of Qualitative Methods*, *5*(1), 1–10.
Morse, Janice M.; Stern, Phyllis Noerager; Corbin, Juliet; Bowers, Barbara E.; Charmaz, Kathy & Clarke, Adele E. (2009). *Developing grounded theory: The second generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.
Nader, Laura (1972). Up the anthropologist: Perspectives gained from studying up. In Dell Hymes (Hrsg.), *Reinventing anthropology* (S.284–311). New York: Pantheon Books.
Nader, Laura (1997). Controlling processes: Tracing the dynamic components of power. *Current Anthropology*, *38*(5), 711–737.
Odendahl, Teresa & Shaw, Aileen M. (2002). Interviewing elites. In Jaber F. Gubrium & James A. Holstein (Hrsg.), *Handbook of interview research: Context and method* (S.299–316). Thousand Oaks, CA: Sage.
Ostrander, Susan A. (1993). Surely you're not in this just to be helpful: Access, rapport, and interviews in three studies of elites. *Journal of Contemporary Ethnography*, *22*(1), 1–27.
Peirce, Charles S. (1958). *Collected papers.* Cambridge: Harvard University Press.
Reichertz, Jo (2007). Abduction: The logic of discovery in grounded theory. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The handbook of grounded theory* (S.214–228). London: Sage.
Rosenthal, Gabriele (2004). Biographical research. In Clive Seale, Giampietro Gobo, Jaber F. Gubrium & David Silverman (Hrsg.), *Qualitative research practice* (S.48–64). London: Sage.
Star, Susan L. (1989). *Regions of the mind: Brain research and the quest for scientific certainty.* Stanford, CA: Stanford University Press.
Star, Susan L. & Griesemer, James R. (1989). Institutional ecology, „translations" and boundary objects: Amateurs and professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–1939. *Social Studies of Science*, *19*(3), 387–420.
Stephens, Neil (2007). Collecting data from elites and ultra elites: Telephone and face-to-face interviews with macroeconomists. *Qualitative Research*, *7*(2), 203–216.
Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists.* New York: Cambridge University Press.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques.* Newbury Park, CA: Sage.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1994). Grounded theory methodology: An overview. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.273–285). Newbury Park, CA: Sage.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1998). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques* (2. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.

Walker, Diane & Myrick, Florence (2006). Grounded theory: An exploration of process and procedure. *Qualitative Health Research, 16*(4), 547–559.

Von der Grounded-Theory-Methodologie zur Situationsanalyse[1]

Adele E. Clarke

1 Einleitung

Es ist mein Ziel, die Grounded-Theory-Methode dahin gehend zu überarbeiten und zu erneuern, dass Ansätze zur gegenstandsverankerten Theoriebildung postmodernen Verschiebungen in der Sozialtheorie und qualitativen Forschung noch stärker Rechnung tragen. Dies möchte ich erreichen durch

- die Durchtrennung der verbliebenen Wurzeln der Grounded-Theory-Methode in den positivistischen Sozialwissenschaften der 1950er und 1960er Jahre und die Stärkung ihrer immer schon vorhandenen, aber bisher oft vernachlässigten postmodernen Eigenschaften;
- eine Ergänzung der traditionellen Grounded-Theory-Leitmetapher der *basic social processes* beziehungsweise des sozialen Handelns mit einer ökologischen Leitmetapher sozialer Welten, Arenen, Aushandlungen und Diskursen als alternativer konzeptioneller Infrastruktur, welche Situationsanalysen auf der Mesoebene und die Erforschung neuer sozialer organisatorischer, institutioneller, diskursiver, praktischer Standorte geradezu herausfordert;
- die Ergänzung der traditionellen, auf die *basic social processes* bezogenen Grounded-Theory-Analysen mit Alternativen zur kartografischen Situationsanalyse – d. h. *Mapping* der wichtigsten Elemente; *Maps* von sozialen Welten, Arenen sowie Diskursen in Aushandlungsprozessen auf der Mesoebene; und *Maps* von Themen und Achsen, die sich auf Unterschiedlichkeiten der Positionierung beziehen – der dichten Komplexität der Forschungssituation im weitesten Sinne;
- die Erzeugung sensibilisierender Konzepte und theoretischer Integration hin zu provokativen, wenn auch provisorischen Analytiken und gegenstandsverankertem Theoretisieren, die nicht das Entwickeln substanzieller und formaler Theo-

1 Der Beitrag ist der Übersetzung des 2005 erschienenen Buches „Situational Analysis" von Adele E. Clarke entnommen. Wesentliche Teile entstammen dem 1. Kapitel sowie dem Prolog. Die Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch leistete Juliane Sarnes. Das Literaturverzeichnis wurde für diesen Abdruck stark gekürzt. Weitere Hinweise finden sich deswegen auf http://www.situationsanalysis.com/ bzw. in den Buchausgaben. Die deutsche Ausgabe der „Situationsanalyse" wird von Reiner Keller (in der Reihe „Interdisziplinäre Diskursforschung") herausgegeben und erscheint 2011 im VS Verlag für Sozialwissenschaften. Redaktionelle Bearbeitungen des vorliegenden Beitrages wurden von Günter Mey und Reiner Keller vorgenommen.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_10,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

rien als das eigentliche Ziel betrachten, sondern als fortdauernder Prozess aufgefasst werden; und

- die Formulierung systematischer und flexibler Wege zum Forschungsdesign, die *Multi-Site*-Forschung einschließlich diskursiver textförmiger, visueller und archivarischer historischer Materialien und Dokumente sowie ethnografische Transkripte und Feldnotizen (Interview- und Beobachtungsdaten) erleichtern, um die Komplexität postmodernen Lebens in stärkerem Maße zu berücksichtigen.

Weil Epistemologie und Ontologie wie siamesische Zwillinge sind, müssen Methoden als „Theorie/Methoden-Bündel" (z. B. Star 1989) verstanden werden. Deshalb hebe ich die theoretische Verankerung der Grounded-Theory-Methodologie in der Soziologie der Chicagoer Schule des frühen 20. Jahrhunderts, in der Philosophie des Pragmatismus und im Symbolischen Interaktionismus der Nachkriegszeit hervor. Ich tue dies, weil Grounded-Theory-Anhänger/innen in den vergangenen 20 Jahren ihren theoretischen Blick erweitert haben und in Richtung eines *postmodern turn* vorgestoßen sind. Hierdurch war die Entwicklung von ausgeprägt konstruktivistischen Ansätzen möglich, die ich vorantreiben möchte (z. B. Charmaz 2000 und in diesem Band). In diesem Beitrag möchte ich daher nicht nur die Situationsanalyse als einen neuen Ansatz zur Bildung einer konstruktivistischen/postmodernen Grounded-Theory-Methodologie vorstellen, sondern auch einige der wichtigsten theoretischen Verschiebungen erörtern, die dies untermauern.

Die Situationsanalyse entwickelte sich durch und über meine eigene Forschungsarbeit, die ich 1980 an der University of California in San Francisco (UCSF) als Doktorandin im Fach Soziologie begann, vor allem jedoch durch meine 1989 an der UCSF aufgenommene Lehrtätigkeit auf dem Gebiet der Grounded-Theory-Methodik und anderer qualitativer Forschungsmethoden. Sie entstand auch durch meine Lektüre und Lehrtätigkeit in der feministischen und interaktionistischen Theorie, zu Foucault, den *Cultural Studies* sowie der Wissenschafts-, Technik- und Medizinforschung. Als Studentin lernte ich bei Anselm Strauss den Grounded-Theory-Ansatz, lange bevor er „Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung" (1991 [1987]) zu schreiben begann. Daher war die Methode, die ich kennenlernte, viel weniger kodifiziert und glich eher dem in diesem Buch, das ja 1987 veröffentlicht wurde, entwickelten Ansatz. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Strauss auch mitten in der Ausarbeitung seines soziale Welten/Arenen-Modells und der Theorie der sozialen Aushandlungen (1978, 1979), und so wurde ich also im Geiste dessen „erzogen", was Miller (1997, S.2) als „Tradition der Institutionenforschung" in der qualitativen Sozialforschung bezeichnet.[2] Einige Aspekte der *Basics*-Bücher (Strauss & Corbin 1996 [1990], 1998) sind für mich sehr nützlich, weshalb ich sie im Folgenden verwenden

2 Im Großen und Ganzen finde ich nicht, dass Strauss seine Sozialpsychologie nach 1959 theoretisch ausgefeilt hat, obwohl er sie regelmäßig in seiner Forschung anwandte. Vgl. http://www.ucsf.edu/anselmstrauss/ für Themenbibliografien, die dieses Argument belegen.

werde, andere dagegen überhaupt nicht. Auch heute noch sind die grundlegenden Kodierverfahren der frühen Grounded-Theory-Studien von unschätzbarem Wert. Sie werden zur Entwicklung von Situationsanalysen sowie bei der Analyse der *basic social processes* eingesetzt.

Ein Fokus auf Variationen und/oder Differenz(en) ist weder auf Strauss' noch auf Glasers Forschungsagenden (vgl. Glaser 1992, 2002; Strauss 1993, S.210–212) und auch nicht auf denen anderer aktueller Anhänger/innen der Grounded-Theory-Methodik zu finden – in meiner Arbeit ist er jedoch von zentraler Bedeutung. Tatsächlich kann das seit Langem etablierte theoretische Sampling explizit darauf ausgerichtet werden, das breitest mögliche Spektrum an Variationen in wichtigen Datenquellen aufzutun. Das heißt, mittels gut durchdachten theoretischen Samplings können bestimmte Aspekte der Situiertheit, Verschiedenheit(en) und Variation erforscht werden. Heterogene Positionen und Beziehungen können explizit aufgespürt, verfolgt, analysiert und diskutiert werden. Dies steht im direkten und heftigen Gegensatz zur kategorischen Ausblendung von Daten durch verschiedene Homogenisierungs- und Vereinfachungsstrategien, die in der traditionellen, positivistischen Sozialwissenschaft üblich sind, aber auch in qualitativen Forschungsprojekten nur allzu häufig vorkommen. Um ein solches zweckgerichtetes theoretisches Sampling durchführen zu können, muss dem Forschungsdesign, das in Grounded-Theory-Studien (abgesehen vom theoretischen Sampling) traditionell unterentwickelt blieb, gesteigerte Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Ein wesentliches Merkmal des *postmodern turn* war stets ein besonderes theoretisches Verständnis der analytischen Bedeutung des Nicht-Menschlichen in unserer komplexen Situiertheit, und dies betone auch ich. Bezeichnenderweise konzentriert sich die Grounded-Theory-Methodik in ihrer Analyse nicht primär auf Eigenschaften von Personen oder „Variablen", wie es in den meisten Sozialwissenschaften üblich ist. Deshalb war sie auch nie auf die Erforschung von Menschen beschränkt, sondern kann stattdessen nicht-menschlichen Objekten (Technologien, Tiere, Diskurse, historische Dokumente, bildliche Darstellungen usw.) mühelos gerecht werden. Derartige materielle Entitäten in den uns interessierenden Situationen sollten verstärkt und gezielt in unsere Forschungen und Analysen aufgenommen werden. So wie „Natur" und „Gesellschaft" nicht getrennt sind, sondern „sich gegenseitig hervorbringen" – sich wechselseitig konstitutiv bedingen – gilt dies auch für Menschen und nicht-menschliche Objekte (z. B. Haraway 1989, 2003; Latour 1987; McCarthy 1984; Mead 1968 [1934]). Die Semiotik der Materialität ist von Bedeutung, und Materialität ist relational (Law 1999, S.4). Jede Methode, die die Materialitäten der menschlichen Existenz ignoriert, ist inadäquat, gerade heute, da die Menschen gemeinsam mit diversen Technowissenschaften den Planeten grundlegend verwandeln.

Es war eben diese Offenheit des Straussschen Grounded-Theory-Ansatzes dafür, die Untersuchung eines breiten Spektrums nicht-menschlicher Objekte zuzulassen, welche mich von Anfang an faszinierte. Diese Offenheit erlaubte es mir auch, schon während meiner Studienzeit Grounded-Theory-Studien von Diskursen – histo-

rischen Materialien und später visuellen Kulturen – durchzuführen und führte letztlich zu diesem Versuch, die Grounded-Theory-Methodologie innerhalb eines postmodernen Rahmens zu erneuern. Außerdem inspirierte sie mich, in meinem Bestreben, die Grounded-Theory-Methodologie durch den *postmodern turn* zu steuern, auf das Werk Michel Foucaults zurückzugreifen.

Obwohl Glaser und Strauss „Kontexte" beziehungsweise „Situiertheiten" zunächst nicht beachteten, tat Strauss es später doch. Gemeinsam mit Corbin trug er der Situiertheit in den Bedingungsmatrizen (z. B. Strauss & Corbin 1996 [1990], S.163 sowie 1998, S.184) Rechnung. Dabei handelt es sich um analytische Hilfsmittel, die dazu gedacht sind, Grounded-Theory-Anhänger/innen dazu zu bewegen, die verschiedenen Kontexte ihrer Forschungsschwerpunkte zu beachten und zu beschreiben, wie kontextuelle Elemente die Handlung, den zentralen Schwerpunkt der Analyse, „bedingen". Doch obwohl der Bedingungsmatrix-Ansatz zum Teil in die „richtige Richtung" weist, finde ich ihn für diese Aufgabe unzureichend. Stattdessen unterbreite ich den wesentlich differenzierteren Ansatz der Situationsanalyse, bei welchem *die erforschte Situation selbst die Hauptuntersuchungseinheit ist*.

Die Forschungssituation wird mithilfe von drei verschiedenen *Maps* sowie analytischer Arbeit und diversen Arten von Memos empirisch konstruiert.

- Zunächst wären da die Situations-*Maps*, welche wichtige menschliche, nichtmenschliche, diskursive, historische, symbolische, kulturelle, politische und andere Elemente der Forschungssituation verdeutlichen und es ermöglichen, die Beziehungen zwischen ihnen zu analysieren. Sie sind dazu gedacht, die chaotische Komplexität der dichten Verflechtungen und Permutationen der jeweiligen Situation zu erfassen und zu diskutieren. In voller Absicht vermeiden sie in spezifisch postmoderner Weise die üblichen Simplifizierungen, die für wissenschaftliches Arbeiten so charakteristisch sind (vgl. hierzu Star 1983).
- *Maps* von sozialen Welten/Arenen veranschaulichen, zweitens, alle kollektiven Akteure, wichtigen nicht-menschlichen Elemente und die Arenen ihres Wirkens, in denen sie in fortgesetzte Aushandlungen und Diskurse eingebunden sind. Solche *Maps* erlauben Interpretationen der Situation auf der Mesoebene, unter ausdrücklicher Berücksichtigung der sozial-organisationalen, institutionellen und diskursiven Dimensionen. Sie sind unverwechselbar postmodern in ihren Annahmen: Wir können die Richtwirkung von Einflussnahmen nicht als gegeben hinnehmen; Grenzen sind offen und porös; Aushandlungsprozesse sind fließend; Diskurse sind vielfältig und potenziell widersprüchlich. Aushandlungen vielerlei Art, vom Zwang bis hin zum *bargaining* (d. h. dem interessegebundenen Verhandeln und Feilschen), sind die *basic social processes*, welche die *Maps* von sozialen Welten/Arenen konstruieren und permanent destabilisieren. So könnte alles immer auch anders sein – nicht nur individuell, sondern auch kollektiv/organisational/institutionell/diskursiv – und diese *Maps* porträtieren solche postmodernen Möglichkeiten.

- Positions-*Maps* zeigen, drittens, welche Schlüsselpositionen vis-à-vis bestimmter Achsen der Variation und Differenz, Fokussierung und Kontroversen in der jeweiligen Situation eingenommen und auch welche nicht eingenommen werden. Was vielleicht am wichtigsten ist, Positions-*Maps* werden nicht über Personen oder Gruppen dargestellt. Sie versuchen vielmehr, das gesamte Spektrum der diskursiven Positionen zu bestimmten Fragen abzubilden. Dies erlaubt, mehrere Positionen und sogar Widersprüche in Individuen sowie Kollektiven auszudrücken. Komplexitäten sind heterogen, und wir müssen die Methoden verbessern, sie darzustellen.

Alle drei Arten von *Maps* sind so kodiert, dass sie das Nicht-Menschliche – einschließlich der Diskurse – in der Forschungssituation Ernst nehmen. Indem sie zunächst eine Situations-*Map* erstellen, sind die Analysierenden aufgefordert, die nicht-menschlichen Elemente in der Situation zu bestimmen. Auf diese Weise werden relevante Materialitäten und Diskurse von Anfang an sichtbar. Das Gegenstück der zweiten kartografischen Methode, der *Map* von sozialen Welten/Arenen, ist eine *Map von Diskursen/Arenen*. Soziale Welten sind „Diskursuniversen". Sie produzieren ständig Diskurse über wesentliche Elemente der Situation. Solche Diskurse können kartografisch abgebildet und analysiert werden. Schließlich versuchen Positions-*Maps* durch Analyse von Positionen, die zu zentralen analytischen Schwerpunkten eingenommen werden, die Diskurse selbst zu öffnen. Hierdurch können Diskurse vom Ort ihrer Generierung losgelöst, dezentriert werden, was noch größere analytische Schärfe ermöglicht.

Bowker und Star (1999, S.10) erörtern das Konzept der „infrastrukturellen Inversion", wobei die Infrastruktur von etwas (ungewöhnlicher Weise) offenliegt und sogar zur Schau gestellt wird. Ein Beispiel hierfür wäre das Centre Pompidou in Paris, wo alle Rohre Stützen, Leitungen und andere Innereien des Gebäudes „Äußereien" sind – an den Außenwänden ausgestellt statt *zwischen* den Innen- und Außenwänden versteckt. Situations-*Maps* und -analysen bewirken eine Art „sozialer Inversion", indem sie die normalerweise unsichtbaren, unbestimmten sozialen Merkmale der Situation sichtbar machen: nämlich alle Schlüsselelemente, die in der Situation enthalten sind und ihre wechselseitigen Beziehungen; die soziale Welten und Arenen, in denen die Forschungsgegenstände eingebettet sind; die diskursiven Positionen, die von Akteuren (menschlichen und nicht-menschlichen) in Bezug auf die wichtigsten Fragen eingenommen und nicht eingenommen werden; und die Diskurse selbst als konstitutiv für die Situation. Dies ist die Postmodernisierung einer Grounded-Theory-Methodologie, die im Symbolischen Interaktionismus und der Foucaultschen Analytik verankert ist.

2 Strategien zur vollständigen Postmodernisierung der Grounded-Theory-Methodik

Im Folgenden werde ich die sechs Strategien erläutern, die ich empfehle, um die Grounded-Theory-Methodologie und den Symbolischen Interaktionismus noch stärker zu postmodernisieren als sie es ohnehin schon sind. Hierzu müssen sowohl einige Widerspenstigkeiten beseitigt als auch die immer schon postmodernen Vorzüge bestärkt werden. Eines der wichtigsten Kriterien einer guten *Grounded Theory* ist ihre Modifizierbarkeit – ihre Zugänglichkeit für neue Daten. Ich möchte nun eine subversive Auslegung dieses Kriteriums vorstellen mit dem Ziel, die Theorie der *Grounded Theory* per se zu modifizieren. Ich will die zugrunde liegenden Annahmen der Grounded-Theory-Methodologie vom Positivismus in Richtung Postmoderne verlagern und verbessern, von den westlich-wissenschaftlichen, universalisierenden Meistererzählungen, die „Verschiedenheit erklären", hin zur Erzeugung von Repräsentationen, die grundsätzlich von Verschiedenheiten und Multiplizitäten ausgehen und danach streben, sie detailliert aufzuzeichnen und darzustellen. Hierbei interessiere ich mich für Folgendes:

1. die Annahme und Anerkennung der „Verkörperung" *(embodiment)* und Situiertheit aller Wissensproduzent/innen sowie die Annahme der simultanen „Wahrheiten" multiplen Wissens;
2. die Verwendung der *Situation* des Untersuchungsphänomens zur analytischen Verankerung;
3. die Ablösung von Annahmen und Abbildungsstrategien simplifizierender Normativitäten und Homogenität durch Komplexitäten, Verschiedenheiten und Heterogenität;
4. die Geltendmachung der analytischen Hinlänglichkeit sensibilisierender Konzepte und theoretisch integrierter Analytik anstelle der Entwicklung einer formalen Theorie;
5. die Durchführung von Situationsanalysen im gesamten Forschungsprozess, einschließlich der Situations-*Maps*, *Maps* von sozialen Welten/Arenen und Positions-*Maps*; sowie
6. die Hinwendung zu narrativen, visuellen und historischen Diskursen, um die in der Grounded-Theory-Forschung berücksichtigten Bereiche des sozialen Lebens zu erweitern.

2.1 Die Anerkennung von Verkörperung (embodiment) *und Situiertheit*

Der erste Schritt in Richtung Postmodernisierung der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) ist nicht nur die Annahme, sondern die ausdrückliche Anerkennung von *embodiment* und Situiertheit aller Wissensproduzent/innen – sowohl der For-

schenden (wir) als auch der Erforschten (ihnen). Traditionell stand die GTM stets mit einem Fuß (und manchmal auch mit beiden Beinen) im positivistischen Einflussbereich, in welchem seit der wissenschaftlichen Revolution davon ausgegangen wird, die „Natur" bestimme, was über das „Natürliche" bekannt ist. In aller Kürze: Im Laufe des 16. Jahrhunderts fanden in der westlichen Welt eine Reihe von Veränderungen statt, die als „wissenschaftliche Revolution" bezeichnet (und gerade selbst wieder infrage gestellt) werden. Im Mittelpunkt der von ihr ausgelösten Umdeutung der Wissensproduktion steht ein neuer Menschentypus, welchen Shapin und Schafer (1985) den „bescheidenen Zeugen" nannten. Dieser neue „bescheidene Zeuge" ist nicht der siegreiche Held des Mittelalters, Inbegriff einer Männlichkeit, die sich über die Teilnahme an christlichen Kreuzzügen in den „Orient" konstruierte (Said 1979), nicht der Ritter in glänzender Rüstung, der den weißen, männlichen Idealmenschen der vorangegangenen historischen Epoche verkörperte. Der neue Held der Renaissance ist vielmehr eine fabrikneue weiße männliche Figur – der „bescheidene Wissenschaftler". Im Zuge dieser Verschiebung von religiösen zu westlich-wissenschaftlichen Formen der Wissensproduktion als einzig legitime Weise, über die Welt „Bescheid zu Wissen", behauptet der „bescheidene Wissenschaftler-Zeuge", seine Darstellungen böten einen „Spiegel" der Natur (Rorty 1981 [1979]). Dieser bescheidene Mensch entstammt dem, was Sharon Traweek (2000) „the culture of no culture" nannte: einen Raum der Selbstunsichtbarkeit, jenen essenziellen hegemonialen Ort, der von der modernen westlichen Wissenschaft beansprucht und dominiert wird. Bis vor Kurzem war sein Elite-Status durch die Unsichtbarkeit der Techniker/innen und sonstigen Bediensteten verschleiert, die traditionell die körperlichen und handwerklichen Arbeiten seiner Wissenschaft verrichteten. Dadurch ist der „bescheidene Zeuge" von den Lasten der Körperlichkeit frei. Er „hat keinen Körper, er allein *sieht* deshalb alles im Globalen-Netzwerk-Imperium des großen Kommunikators" (Haraway 1995 [1991], S.73 f).

Der „bescheidene Zeuge" erscheint persönlich unaufdringlich, ausgeglichen und daher unvoreingenommen. Haraway (1997, S.24) bemerkt, der „bescheidene Zeuge" behaupte von sich „nothing from his mere opinions, nothing from his biasing embodiment [hinzuzufügen]. And so he is endowed with the remarkable power to establish the facts" nach einem Modell menschlicher Aktivität, die wir „Objektivität" zu nennen pflegen. Dieses neue Expertenwissen – die positivistische Wissenschaft – ist „the founding gesture of what we call modernity. It is the founding gesture of the [claimed] separation of the technical and the political" (a. a. O.) und des Technischen vom Religiösen/Spirituellen.

Ich möchte der Grounded-Theory-Methodologie neue Wege eröffnen, um diese Fragen sowohl zu thematisieren als auch voranzutreiben. Ganz allgemein argumentiere ich, dass das szientistische Konzept des „bescheidenen Zeugen" nicht nur konstitutiv für Gender, Rasse und Klasse, Imperium und Kolonie war; dieses Konzept war auch konstitutiv für neue Domänen legitimen und illegitimen Wissens sowie Verengungen der Epistemologie/Ontologie, die bis heute viele Arten von Wissen de-

legitimieren. „Bescheidene Zeugen" begründeten sehr viel aufwendigere Kalküle, welche Arten von Wissen „zählen" dürfen und welche – insbesondere „offiziell" – nicht. Es wurde behauptet, Rasse, Gender, Klasse und geografische Lage der „bescheidenen Zeugen" wären durch die Vortäuschung der Entkörperung sowie die explizite Leugnung der Wahrnehmbarkeit der Verkörperung des oder der Wissenden verstummt und unsichtbar geworden. Doch dem war nicht so.

Im Gegensatz hierzu wird in der neueren Forschung zu qualitativen Methoden und verwandten Feldern der Standpunkt vertreten, die Wissenden *seien* immer und unweigerlich verkörpert, ungeachtet der Leugnungsstrategien. Diese Verkörperung schlägt sich im produzierten Wissen nieder, trotz der Objektivitätsansprüche. Das so lang verleugnete *embodiment* ist daher heute umso augenfälliger und muss in Zukunft stärker und reflexiv berücksichtigt werden. Die neue Wissensforschung versucht auch zu benennen, was unerforscht blieb und bleibt – also das, was Evelyn Hammonds (1994) „black (w)holes"[3] nennt – besondere Spannungsfelder der Nichtberücksichtigung (z. B. Poovey 1998). Was nicht erforscht wird, mag entweder nicht gesehen oder wahrgenommen werden, oder es wird abgelehnt, obwohl es beachtenswert ist (Star 1991). In Wirklichkeit müssen wir *unbescheidene Zeugen* werden, zugestanden verkörperte Wissende, und neue, ja, radikale Vorstellungen davon produzieren, was gewusst werden kann und sollte. Die Heterogenität der Perspektiven abzubilden ist bis heute ein ziemlich radikaler Akt, vor allem in den Vereinigten Staaten, wo gemeinhin von Dualismen ausgegangen wird. Diese untermauern ein repressives und verzerrendes Zwei-Parteien-System sowie ein zweiseitiges kontradiktorisches Rechtssystem mit hegemonialer Autorität – als ob es „wirklich" nur zwei Perspektiven „von Bedeutung" gäbe. Der Faschismus hat viele Gesichter, und auf Dualismen zu beharren, ist eins davon.

2.2 *Die Verankerung der* Grounded Theory *in der Situation*

Meine zweite Strategie zur Postmodernisierung der GTM beinhaltet die Verwendung der breiteren *Situation* des Forschungsphänomens als analytische Grundlage: „Die Situation ist sowohl ein zu konfrontierendes Objekt als auch ein kontinuierlicher Prozess im Anschluss an die Konfrontation. […] Situationen haben laufbahnartigen Charakter und sind auf verschiedene Weise […] mit anderen Situationen verknüpft" (Morrione 1985, S.161 f.). Für mich steht der Begriff der „Situation" für vier besondere wissenschaftliche Beiträge, denen ich intellektuell außerordentlich zugetan bin. Bei dem ersten handelt es sich um William Thomas' und Dorothy Swayne Thomas' (1970 [1928]) Konzeption der „Definition der Situation": Bereits vor einem dreiviertel

3 Anm. d. Ü.: Hierbei handelt es sich um ein Wortspiel aus „schwarze Löcher" (*black holes*; einerseits ein Begriff der Astronomie, aber auch *hole* = vulgärer Ausdruck für das weibliche Geschlechtsorgan) und „schwarzen Entitäten" *(black wholes)*.

Jahrhundert argumentierten sie, dass Situationen, die als wirklich definiert werden, in ihren Konsequenzen wirklich sind. Oder anders ausgedrückt: Die Perspektive bestimmt die Interpretation, auf die sich das Handeln bezieht. In meinen Augen ist dies unverrückbar relational und ökologisch. Es erinnert an Meads Auffassung, Situationen seien *Organisationen von Perspektiven, welche die Natur in verschiedene Schichten gliedern* – und welche Unterscheidungskategorien generieren, die sinnhaft und signifikant sind. Dies ist auch unverrückbar relativistisch: Diese Schichten „sind die einzige Form, in der es Natur gibt" (vgl. Mead 1927, S.82).

Meine zweite Inspiration hinsichtlich des Begriffs der Situation ist C. Wright Mills klassischer und zutiefst pragmatistischer Essay aus dem Jahr 1940 über „Situiertes Handeln und das Vokabular der Motive". Ich greife insbesondere auf seine Ausführungen über situiertes Handeln zurück:

> „The postulate underlying modern study of language is the simple one that we must approach linguistic behavior, not by referring it to private states in individuals, but by *observing its social function of coordinating diverse action.* […] [L]anguage is taken by other persons as an indicator of future actions. […] [M]otives are the terms with which *interpretation* of conduct by social actors proceeds. […] First, we must demarcate the general conditions under which such motive imputation and avowal seem to occur. […] The importance of this initial task for research is clear. Most researches on the verbal level merely ask abstract questions of individuals, but *if we can tentatively delimit the situations in which certain motives may be verbalized, we can use that delimitation in the construction of situational questions*" (S.904), meine Hervorhebung).

Situative Fragen stehen bei der Datensammlung für Situationsanalysen im Mittelpunkt. Hierdurch akzeptieren wir die Begrenztheit der Analyse einer bestimmten Situation, anstatt zu versuchen, sie durch die Generierung einer formalen Theorie zu überwinden. Partiale Perspektiven sind hinreichend.

Die dritte wichtige Quelle meines Situationskonzepts ist Donna Haraways (1995 [1991]) klassischer Essay der feministischen Theorie über „situiertes Wissen", in welchem sie feststellt:

> „Ich möchte die Körperlichkeit aller Vision hervorheben und auf diese Weise das sensorische System reformulieren, das zur Bezeichnung des Sprungs aus dem markierten Körper hinein in den erobernden Blick von nirgendwo benutzt worden ist. […] Mir würde eine Lehre verkörperter Objektivität zusagen, die paradoxen und kritisch-feministischen Wissenschaftsprojekten Raum böte: Feministische Objektivität bedeutete dann ganz einfach *situiertes* Wissen. […] Vielleicht gelingt es uns so, eine Verantwortlichkeit dafür zu entwickeln, zu welchem Zweck wir zu sehen lernen" (S.80–82).

Nicht wenige unter uns erkannten die oben besprochene Verkörperung der Wissenden und die Situiertheit des Wissens erst durch die verschiedenen Feminismen und

die hart erkämpfte Einsicht, dass dieser Begriff im Plural gebraucht werden müsse. Zurechenbarkeit – „für das, was wir wie zu verstehen lernen" die Verantwortung zu übernehmen – ist von großer Bedeutung. Daher müssen wir über die Beschaffenheit der Situationen Bescheid wissen – vor allem, aber nicht nur, über jene der Wissensproduktion. Situationen werden zum fundamentalen Untersuchungsgegenstand.

Für Interaktionist/innen ist die Situation auch aufgrund ihrer Gestalt von Bedeutung: Eine Situation ist immer größer als die Summe ihrer Teile, da sie deren Relationalität in einem bestimmten zeitlichen und räumlichen Moment enthält. Wie Peter Hall (1997) feststellte: „Mehr als jeder andere Interaktionist hat Anselm Strauss (1993) zur Konzeptualisierung sozialer Organisation sowie zu unserem Verständnis der *Beziehungen zwischen den Situationen beigetragen*" (S.400, meine Hervorhebung). Über die Beziehungen zwischen U. S. Steel und der Vereinigten Stahlarbeiter Gewerkschaft bemerkte Blumer: „Die Sache ist die, daß das Machtverhältnis zwischen ihnen häufig das Ergebnis der Situation war, anstatt die Situation das Ergebnis der jeweiligen anfänglichen Machtpositionen. *Diese wichtige Besonderheit wird in Bezug auf Macht in der üblichen Analyse bezeichnenderweise ignoriert*" (Blumer in Hall 1997, S.405, meine Hervorhebung). In Blumers Verständnis entwickelt die Gestalt von Situationen „ein Eigenleben". Dies ist eine sehr poststrukturalistische Lesart. Hier wird der Situation an sich eine Art Handlungsmacht zugebilligt, ähnlich der Handlungsmacht, welche die Diskurse in der Foucaultschen Terminologie haben bzw. darstellen – eine für das Verständnis der Situationsanalyse wichtige Facette.

2.3 Verschiedenheiten und Komplexitäten

Daher betrifft meine dritte Strategie zur Postmodernisierung der Grounded-Theory-Methodologie die Annahmen und Abbildungsstrategien, die auf Normativität/Homogenität anstatt Verschiedenheiten/Komplexitäten/Heterogenitäten gerichtet sind. Die Befähigung der Grounded-Theory-Verfahren, Daten aufzubrechen und vielfältige Analysen zu ermöglichen, ist ihr entscheidender Beitrag, um Verschiedenheit(en), Komplexitäten und Multiplizitäten abzubilden. Doch um diese Fähigkeit der gegenstandsverankerten Theoriebildung zu ermächtigen bzw. zu bestärken, sind eine Reihe von Anstrengungen erforderlich. In der Hauptsache erfordert es die Durchführung von Analysen *gegen* die Annahmen der Normalverteilung, welche in den Sozialwissenschaften stets implizit mitschwingen. Die Normalverteilung ist das vorinstallierte Standardlaufwerk der westlichen Wissenschaft, tief verschlossen in den Blackboxen der Hardwares (Wissensproduktion) und der Softwares (sozialwissenschaftliche Ausbildung). Viele oder die meisten von uns greifen in unserem Denken automatisch auf sie zurück. Meines Erachtens ist sie heutzutage eine *kulturelle* Grundannahme des westlich-gebildeten Geistes bzw. Menschen und tief eingebettet in ein breites Spektrum von Diskursen. Dies ist eine der Arten und Weisen, in welcher ein eindeutig funktionalistischer Positivismus und Szientismus kulturell und

transnational selbstverständlich geworden ist – sprich naturalisiert (Foucault 1973 [1961], 1974 [1966]) – und als Teil jener geistigen Kolonisationsprozesse, die Gramsci (1991–1999) als hegemonial bezeichnete, unsichtbar gemacht wurde.

Normalverteilungskurve
Denken Sie sich an dieser Stelle eine Normalverteilungskurve.
[Es wird Ihnen sicher nicht schwerfallen.]

Die Normalverteilungskurve ist ein Lageparameter. Die grundlegende Annahme ist, dass die Häufigkeit eines Phänomens X in strukturierter Art und Weise verteilt ist, wobei die meisten Abweichungen in zwei „entgegengesetzte" „Enden" eines binären Kontinuums fallen. Das „Nichtabweichende" – „Normale" – oder die „Mehrheit" liegt in der „Mitte". Nochmals: Diese Verteilung beruht auf Häufigkeiten und wird oft auch als Balkendiagramm dargestellt. Abbildungstechnisch ist dies, als würden die Datenpunkte unter dem Deckmantel der Forschung in eine einzige Dimension am unteren Ende der Seite bzw. Abbildung gepresst, wo sie dann sorgfältig in ihren „natürlichen" klassifikatorischen Slots aufbewahrt werden. Die Normalverteilungskurve ist ein hochmodernes Konzept, welches das Denken der Aufklärung verkörpert und dadurch Wissen produziert, das sich in systematisch geordnete Vorverständnisse einpasst.

Die Normalverteilungskurve liegt im metaphorischen Kern des Konzepts der *basic social processes*.[4] Der traditionelle Fokus der Grounded-Theory-Methodologie eines bestimmten Phänomens auf einen einzigen sozialen Prozess begründet sich in zutiefst universalisierenden und essenzialisierenden Annahmen der Homogenität von Individuen und/oder Erfahrungen, welche in das Konzept der Normalverteilung eingebettet sind. Die wichtigsten Zwischenfragen lauten hier: *Basic* für wen? *Basic* für was? Welche bzw. wessen Perspektiven wurden ignoriert oder abserviert? Und warum nur ein einziger Prozess?

Die Normalverteilungskurve agiert sowohl grafisch als auch metaphorisch: Obwohl ihre Ränder oder Ausläufer buchstäblich mit der Mitte zusammenhängen, wird uns vorgegaukelt, sie seien für das „Normale" nicht konstitutiv. Natürlich sahen Canguilhem (1974 [1943]), Foucault (1973 [1961], 1988 [1963]) und viele Symbolische Interaktionist/innen, die in den 1960er und 1970er Jahren mit Funktionalist/innen aneinandergerieten (z. B. Becker 1973 [1963], 1970 [1967]; Blumer 1980 [1969]), dies vollkommen anders. Die Mitte wird vielmehr von den Rändern oder Ausläufern *produziert*. Die Peripherien oder Kolonien konstituieren den Kern bzw. die Metro-

4 Vgl. z. B. Glasers (1978, S.109 f.) „BSPs im Vergleich zu Einheiten" [d. h. Untersuchungseinheiten – Personen, Institutionen, etc.]. Während ich einigen seiner Argumente zustimme, sind andere klassisch modernistisch und universalisierend, aus einer durch und durch positivistischen Perspektive formuliert. In Punkt 5 behauptet er zum Beispiel, „Perspektivenfreiheit" sei nicht nur möglich, sondern erstrebenswert. In meinen Augen verwechselt Glaser den Grad der Abstraktionsfähigkeit mit Generalisierbarkeit und Universalität.

pole (Bhabha 2000 [1994]). Darüber hinaus wurde die breitere Situation, in der das Phänomen historisch und auf andere Weise situiert war, durch den beschränkten Fokus auf das, was als „normal" konstruiert wird, bis zu ihrem völligen Verschwinden in den Hintergrund gedrängt. Doch unter methodologischen Gesichtspunkten wurden diese Argumente meines Erachtens weder „gehört" noch angemessen in der Forschung berücksichtigt.

Mein Vorschlag zur alternativen Verankerung einer postmodernisierten GTM ist stark an die Ansätze und Metaphern der sozialen Welten und Arenen angelehnt. Es ist mein Bestreben, die Metaphern der Normalverteilungen und Normativität durch relationale Metaphern der Ökologie und Kartografie zu ersetzen (vgl. Abbildung 1, *Mapping* von Positionalität). Mein Argument ist, dass wir die modernistischen eindimensionalen Normalverteilungskurven konzeptionell durch postmoderne multidimensionale *Mappings* ersetzen müssen, um gelebte Situationen und die Vielfalt der Positionalitäten, der menschlichen und nicht-menschlichen Aktivitäten und Diskurse in ihnen zu repräsentieren. Sonst werden wir auch weiterhin lediglich rekursive Klassifikationen durchführen, welche die empirische Welt ignorieren.

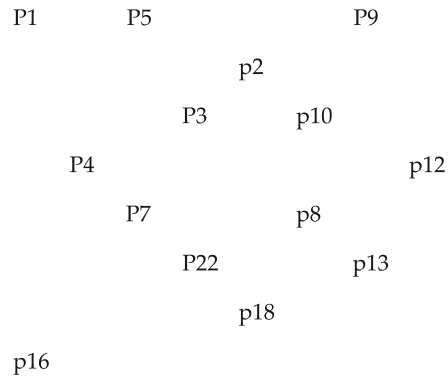
Diese alternative, relationale Modalität der Darstellung befasst sich nicht speziell mit Häufigkeiten, sondern mit Positionen und deren Verteilung auf situativen oder topografischen Karten, welche uns darin unterstützen, die Bandbreite von Positionen zu „sehen". Dieser Ansatz strebt nicht danach, einen oder gar mehrere *basic social process(es)* abzubilden, sondern Karten zu zeichnen. Das Ziel ist es, die Heterogenität der eingenommenen Positionen in der erforschten Situation und/oder innerhalb der gegebenen (historischen und/oder visuellen und/oder narrativen) Diskurse in dieser Situation zu verstehen, bekannt zu machen und darzustellen.

Solche *Maps* stützen sich stark auf postmoderne Beschäftigungen mit der konkreten Darstellung von Verschiedenheit. Auf diese Weise lösen sie die Grounded-Theory-Methodologie von traditionellen positivistischen Anliegen und gliedern den Ansatz in ein postmodernes Bezugsystem neu ein. Besonders anschaulich ist dies in Bezug auf die Fortentwicklung der traditionellen Stärke der Grounded-Theory-Methodologie, die Variationsbreite aufzudecken, welche zwar immer präsent ist, aber nie im Vordergrund der Analyse steht. Für das postmoderne Theoretisieren im Stil der Grounded-Theory-Methodologie steht sie im Mittelpunkt des Interesses.

Ich verwende häufig den Begriff „Verschiedenheiten", und er bedeutet mehrere Dinge gleichzeitig. Meine Verwendung hat ihre Ursprünge in der feministischen Theorie, welche sich anfangs mit Fragen der Geschlechter- oder Genderdifferenz beschäftigte, dann aber sehr schnell den Fokus erweiterte und Verschiedenheiten zwischen Frauen – also *innerhalb* der „Kategorie" „Frauen" – auf der Grundlage von Rasse, Ethnizität, Klasse, Sexualität, Behinderung und so weiter miteinbezog. Es wurde sehr schnell deutlich, dass auf der Grundlage jeder dieser und ähnlicher Kategorien der Identitätspolitik durchaus gewisse Verschiedenheiten existieren, die weit über den Feminismus hin zu postkolonialen Standorten und darüber hinaus reichen, doch es gibt auch große und schwerwiegende Unterschiede innerhalb einer Katego-

rie und viele andere Arten von Unterschieden. In anderen Worten, die Kategorien der „allgemein anerkannten und vorhandenen Theorie“ sind für die Berücksichtigung von Verschiedenheiten nicht hinreichend.

Abbildung 1 *Mapping* von Positionalität



(Bitte stellen Sie sich diese Abbildung vor Ihrem geistigen Auge dreidimensional vor.)

Stepan (1986, S.275 f.) untersucht, wie „Verschiedenheit“ im Laufe der Zeit in den Humanwissenschaften behandelt wurde und befindet, dass Unterschiede vor dem Zweiten Weltkrieg in der Regel mit hierarchischen Diskursen verbunden waren, welche diverse Ungleichheiten legitimierten. Im Gegensatz dazu wurden nach dem Zweiten Weltkrieg Gemeinsamkeiten betont und mit Gleichberechtigung verknüpft. Im neueren Diskurs wird Gleichberechtigung unabhängig von Verschiedenheiten explizit als dazugehörig vorausgesetzt. Darüber hinaus wurden Unterschiede und Rechte auch in Argumente eingebunden, die besagen, dass Unterschiede berücksichtigt werden müssen, um gewisse Rechte zu schützen.

Das Konzept der Verschiedenheit umfasst auch Marginalitäten – und die Erforschung der Menschen in den Randlagen der Gesellschaft hat im Interaktionismus eine lange und tief greifende Tradition. Heute wird dies in einen noch sehr viel breiteren Kontext eingeordnet. Und wie Tsing (1993, S.36) suche ich „Begegnung[en, die] mich ermutigen, beim Marginalen zu beginnen – und nicht zu einem imaginierten Zentrum zurückzukehren, sondern meine Darstellung auch auf andere Grenzlagen auszuweiten“. All diese Verschiedenheiten müssen ebenfalls *gemappt*, anerkannt und ihre Implikationen müssen verstanden werden. Darüber hinaus hat sich die poststrukturalistische Theorie, darunter die Werke Derridas, mit Verschiedenheit und ihren Folgen beschäftigt: Das Konzept der „Verschiedenheit“ hat sich während meiner Zeit als Wissenschaftlerin explosionsartig entwickelt; ich habe die Situationsanalyse zum großen Teil mit dem Ziel entwickelt, ein Instrumentarium zur Verfügung zu stellen, das dem Rechnung trägt.

In Bezug auf Unterschiede ist das Hauptziel der Situationsanalyse, ihre *empirische* Erforschung voranzutreiben. Das heißt, wir können nicht einfach nur mutmaßen, was irgendwelche Arten von Verschiedenheiten für diejenigen, die sich in einer gegebenen Situation befinden, bedeuten. Wir brauchen mehr und bessere Methoden, um diese Bedeutungen und ihre Folgen in konkreten sozialen Praktiken, einschließlich der Produktion und des Konsums von Diskursen als Praktiken (Schwalbe, Goodwin, Schrock, Thompson & Wolkomir 2000) zu erkunden.

Harris (2001, S.456) erfasst dieses Prinzip sehr gut, auch wenn er sein Augenmerk auf Ungleichheit richtet; stattdessen könnte auch das Wort „Verschiedenheit" eingesetzt werden:

> „[T]he strength of interactionism derives from its attention to the meanings that putatively equal or unequal situations have for those whose behavior one attempts to understand. These diverse meanings tend to be obscured when sociologists [or other scholars] define inequality, identify its manifestations, measure the extent of its existence, explore its causes and document its effects, and advocate ways of diminishing it. In contrast, the primary task for interactionists should be researching the meanings inequality has *for people*".

Verschiedenheiten müssen durch empirische Forschung entdinglicht *(de-reified)* werden. Dies soll natürlich nicht heißen, die feministische Theorie, die *Critical Race Theory* sowie daran ausgerichtete Forschungen usw. seien nutzlos. Es soll heißen, dass es wichtig ist, Ausprägungen von Bedeutungen *innerhalb* bestimmter Situationen zu verstehen. Um unser Verständnis zu erweitern, ist es ebenso wichtig, die Theorie und andere Studien zu verstehen und anzuwenden. Wir müssen Variation in Datenkategorien erfassen, Variationsbreite in den Daten, Komplexität, Widersprüche, Multiplizitäten und Ambivalenz(en) in individueller, kollektiver und diskursiver Form. Genau dafür sind Situationskarten gedacht und gemacht.

Aber Verschiedenheit ist auch nicht alles. In einem der interessantesten neueren Werke der *Critical Race Theory*, welches Implikationen für viele andere Bereiche hat, wurden die „Gleichheit" und ihr Wirken in bestimmten Situationen hervorgehoben (Essed & Goldberg 2002). Das heißt, es kann Präferenzen dafür geben, bei Menschen zu sein oder etwas mit Menschen zu tun, die „wie ich" sind und nicht „anders als ich". Diese Präferenzen wirken auf diskriminierende Weise gegen Verschiedenheiten, ohne sich auf bestimmte Verschiedenheiten *per se* zu richten. Obwohl also die Intention die Suche nach Gleichheit und nicht Ausgrenzung ist, kann die Konsequenz dennoch diskriminierende Exklusion sein. Verschiedenheiten und Gleichheiten sind in allen Arten von sozialen Praktiken, Diskurse inbegriffen, reifiziert, und diese Praktiken und Diskurse müssen verstanden werden.

Situationen zu erforschen, die Konflikte und Kontroversen enthalten, ist eine Schlüsselmethode, um sich Zugang dahin zu verschaffen, wo Verschiedenheiten in der Regel stärker als gewöhnlich hervorstechen. In solchen Situationen tritt das

Wirken der Macht oft klarer hervor. Wie Peter Hall (1997, S.401) bemerkte: „obwohl Strauss Macht und Herrschaft wahrnahm, stellte er sie nicht in den Mittelpunkt und erst recht konzeptualisierte er sie nicht". Dingwall und Strong (1985; Dingwall 1999) kritisierten ganz ähnlich Strauss' Achtlosigkeit gegenüber dem „Nichtaushandelbaren des sozialen Lebens". Die Situationsanalyse soll dies auf verschiedene Weise beheben. Machtanalysen sind in konfliktreichen und kontroversen Situationen erleichtert, da implizite, unausgesprochene oder gar verheimlichte Probleme plötzlich explizit und ausgesprochen werden – oder sogar hinausgeschrien. Der Interaktionismus verfügt über ein konzeptionelles Vokabular für solche Meadschen Bruchmomente: Wendepunkte, Laufbahnen, schicksalhafte Momente, Epiphanien und so weiter. Jeder dieser Begriffe verweist zumeist im Zusammenhang mit Macht in der Situation darauf, „wie die Dinge andernfalls hätten sein können" (Hughes 1971) und ermöglicht einen eher Foucaultschen, genealogischen Ansatz, der Vergangenheit und Gegenwart für die Analyse eröffnet. Die Strategie, Kontroversen zu erforschen, hat eine lange Tradition und ihren Nutzen in der Wissenschafts- und Technikforschung sowie den Medizinwissenschaften kompetent unter Beweis gestellt (z. B. Collins 1981). Dort werden analytisch jene Akteure erforscht, die ausreichend Macht besitzen, um eine „Beendigung" der Kontroverse zu bewirken. Doch natürlich sind auch andere Ansätze realisierbar.

2.4 Sensibilisierende Konzepte, Analytiken und Theoretisierungen

Meine vierte Strategie zur Postmodernisierung der Grounded-Theory-Methodologie beinhaltet die Bekräftigung der analytischen Hinlänglichkeit sensibilisierender Konzepte, Analysen und *Theoretisierungen* (statt kompletter Theorien) für solide Grounded-Theory-Forschung. Diese ersetzen die Entwicklung einer inhaltlichen oder formalen Theorie, wie sie in der traditionellen Grounded-Theory-Methodologie (einschließlich Strauss 1995) verfochten wird. Prinzipiell würden dort im Laufe der Zeit mehrere Studien in einem bestimmten inhaltlichen Bereich durchgeführt; eine Reihe inhaltlicher Theorien würde durch die Integration von Konzepten erzeugt, und schlussendlich würden diese dann zu einer formalen Theorie zusammengeschlossen. Auf diese Weise gingen Glaser und Strauss in ihrer Studie über das Sterben vor. Die Idee der Erzeugung von formalen Theorien durch die Grounded-Theory-Methodologie war ein hoch modernistisches Projekt, das selbst in einem komplizierten Bündel von Annahmen über die Entstehung der Soziologie als Parallelwissenschaft zu den Naturwissenschaften situiert ist.

Im Gegensatz dazu stimme ich mit Denzin (1992) überein: „wie die Interaktion ist die Gesellschaft ein emergentes Phänomen, ein Rahmen für die Konstruktion der verschiedenen Formen des sozialen Handelns. *Eine umfassende Theorie von etwas niederzuschreiben, das sich stets und ständig verändert, ergibt keinen Sinn*" (S.23, meine

Hervorhebung). Daher ist ein zentraler Aspekt des hier entwickelten alternativen Ansatzes das Theoretisieren im Stil der GTM durch die Entwicklung *sensibilisierender Konzepte* und integrierter Analytik. Wie Blumer (1980 [1969]) bemerkte:

> „[D]ie Konzepte unserer Disziplin sind grundsätzlich sensibilisierende Instrumente. Daher nenne ich sie *‚sensitizing concepts'* und unterscheide sie von *‚definitive concepts'*. […] Ein *‚definitive concept'* bezieht sich auf eine *gemeinsame* Klasse von Objekten mit Hilfe einer klaren Definition unter Hinweis auf Attribute oder eindeutige Merkmale. […] Einem *‚sensitizing concept'* fehlt solche Spezifizierung. […] Stattdessen gibt es dem Verwender ein allgemeines Gefühl für das, worauf er sich beziehen soll und eine Richtschnur für den Zugang zu empirischen Einzelfällen. Während ‚definitive concepts' Vorschriften darüber enthalten, was gesehen werden soll, *stellen ‚sensitizing concepts' nur Vorschläge dar, in welche Richtung gesucht werden soll*" (S.147f., meine Hervorhebungen).

Bezeichnenderweise heißt dies jedoch keineswegs „Analyse light" – nach Ansicht einiger Kritiker/innen ein Merkmal zu vieler Grounded-Theory-Projekte. Wie Locke (1996, S.244) bemerkte, findet das Grounded-Theory-Etikett allzu oft als „Rechtfertigungsrhetorik" Verwendung, die der „Erklärungsrhetorik" gegenübergestellt wird. Es bedeutet „interpretative Hinlänglichkeit" (Charmaz 2006) und ausdrücklicher, die Situiertheit der analytischen Hypothesen und Aussagen kenntlich zu machen und Übergeneralisierungen sowie Überabstraktionen zu vermeiden. Oder wie Daly (1997) es ausdrückte: Die Herausforderung für die Präsentation eines theoretischen Texts ist es, die Theorie „nicht als objektive Wahrheit [zu präsentieren], sondern als situierte und begrenzte Geschichte" (S.353). Und zwar deswegen „[u]m die Theorie im Spiel zu behalten, aber sie so umzudeuten, daß auch der Theoretiker im Spiel ist – und all das im wissenschaftlichen Rahmen" (S.360).

Angemessen sind bescheidenere und partiale, jedoch ernsthafte, nützliche und hoffentlich provokative Grounded-Theory-Analysen, sensibilisierende Konzepte, Analytik und Theoriebildung. Im Gegensatz zur Theorie setzt die Analytik keinen transzendenten Ursprung oder Anstoß der Phänomene voraus. Anstatt uns auf Gemeinsamkeiten zu konzentrieren, können wir zudem Richtungen und Blickwinkel verfolgen, welche die Verschiedenheit(en) und Komplexitäten sowie heterogenen Positionierungen – unter anderem Machtunterschiede in Situationen – offenbaren. Das Ziel ist nicht die Vorhersage, sondern was Fosket (2002, S.40) als „dichte Analyse" beschrieb. Die Möglichkeit der Ausweitung der analytischen Theoriebildung auf andere, parallele oder verwandte Situationen besteht natürlich weiter. Hier aber wird dies eher durch Vergleiche als durch theoretische Formalisierung und Transzendenzbehauptungen erreicht.

2.5 Die Durchführung von Situationsanalysen

Meine fünfte Strategie zur Postmodernisierung der GTM beinhaltet die Anfertigung von empirischen, analytischen *Maps* von Situationen und die Durchführung verschiedener Situationsanalysen. Das Ziel der Situationsanalysen ist es, eine bestimmte interessierende Situation mittels Spezifikation, Re-Repräsentation und anschließender Untersuchung der markantesten Elemente in dieser Situation sowie die Beziehungen zwischen ihnen zu analysieren. Einige dieser Elemente wurden traditionell als „Kontext" diskutiert. Hall und McGinty (2002) zum Beispiel argumentierten treffend, dass einige

> „interactionists have in varying ways elaborated how context matters but have been extremely leery of conventional assumptions about social structure. […] [Instead they have] actively engaged in clarifying the nature of social organization (a term chosen in lieu of social structure). […] Words like society, the state, bureaucracy, and group mask contradiction, complexity, ambiguity and incompleteness. *The nature and degree of social organization must be an empirical question*. In addition, interactionists have disputed views of social organization as external and constraining, as standing above and apart from social actors. They have argued for its embeddedness and active conditional influence and its continual […] [re]constitution by those actors. The resulting interactionist view of social organization is one that is complex, processual, dynamic, variably coupled, and open" (S.303, meine Hervorhebung).

Dem stimme ich voll und ganz zu, ich gehe aber noch einen Schritt weiter: Die wichtigen sogenannten kontextuellen Elemente befinden sich genau genommen *in der Situation selbst*. Sie sind für sie *konstitutiv*, strukturelle und Machtelemente inbegriffen. Und als solche können wir sie *mappen* und analysieren.

Weshalb brauchen wir Situations-*Maps*? Wieso keine Erzählungen? Hierfür gibt es eine Reihe von Gründen. Lassen Sie mich mit einigen Vorzügen solcher *Maps* beginnen, die von David Turnbull (2000) erläutert und von mir weiter ausgearbeitet wurden. Da *Maps* visuelle Darstellungen sind, durchbrechen sie (einige/die meisten) unsere(r) normalen Arbeitsweisen und fordern uns heraus, die Dinge ganz neu zu betrachten. *Maps* funktionieren auch sehr viel einfacher als diskursive Werkzeuge zur Herstellung von Gruppierungen und Verbindungen – relationale Analysen. *Maps* sind exzellente „Hilfsmittel zur ‚Materialisierung' von Fragen". *Maps* sind Werkzeuge der Kontrolle, Aneignung und ideologischen Meinungsäußerung. *Mapping* ist ein elementarer kognitiver Prozess – wir können „es einfach tun".[5] *Mapping* eröffnet Wissensräume. *Maps* sind großartige Grenzobjekte *(boundary objects)* – Hilfsmittel für den Umgang mit Multiplizität, Heterogenität und Unordnung in einer Weise, die auch auf andere Bereiche übertragbar ist. *Maps* eignen sich gut für räumliche

5 Anm. d. Ü.: „just do it" im Original.

sowie zeitliche Narrative. *Mappings* können rückgängig gemacht und neu angelegt werden. Darüber hinaus sind *Maps* als Hilfsmittel zur Analyse von Relationalität ein wichtiger Bestandteil der Chicagoer Schule. Doch was hier am wichtigsten ist, man kann sich auf/in Karten viel schneller und einfacher bewegen als in narrativen Texten – dadurch sind sie ideal für analytisches Arbeiten. Schließlich wurden *Maps* zumindest seit Anbeginn der postkolonialen Ära weithin als hoch politische – und veränderliche – Werkzeuge aufgefasst. Hoffentlich führt dies zu mehr Reflexivität in der Zukunft. Natürlich bleiben die *Maps* darauf beschränkt, was von einem bestimmten Interpreten/einer bestimmten Interpretin zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort „beobachtet" werden kann. Keine Methode überwindet die Situiertheit ihrer Nutzer/innen. Eine Methode kann jedoch versuchen, deren Situiertheit zu verwenden, um die Qualität der Forschung zu verbessern.

2.6 Die Wende zum Diskurs/zu Diskursen

Die sechste und letzte Strategie zur Postmodernisierung von Grounded-Theory-Methodologie/Symbolischem Interaktionismus besteht darin, sich mit Foucault zum Diskurs zu wenden. Dies schließt Situationsanalysen von narrativen, visuellen und historischen Diskursen in der Grounded-Theory-Forschung mit ein, um die Bandbreite der erforschten Bereiche des sozialen Lebens zu erweitern. Hierin fühle ich mich von C. Wright Mills angespornt

> „mit seiner nachdrücklichen Forderung, dass die Sozialtheorie Biografie und Geschichte im Zusammenhang betrachten muss und die Geschichten, die wir selbst über uns selbst erzählen und die nichts sind als die Auferlegung eines Erzählstrangs auf die Phantasmagorie der Erfahrung, mit den Geschichten, welche die Erzählmaschinerie der Gesellschaft nicht nur über uns, sondern über die Gesellschaft selbst erzählt" (Carey 2002, S.201).

Wir brauchen mehr und besseres Verständnis der verschiedenen „Erzählmaschinerien" und der Diskurse, die sie produzieren (vgl. dazu in der dt. Übersetzung der „Situationsanalyse", Clarke 2011 [2005], die Kapitel 4–6).

3 Reflexionen und Erwartungen

Lassen Sie mich diesen Beitrag mithilfe einer Tabelle zusammenfassen, obwohl ich mir der Ironie gewahr bin, so etwas in Zeiten der Postmoderne anzubieten (Lather 1991, S.159; vgl. Tabelle 1). Die Tabelle stellt die Grounded-Theory-Methodologie nicht so dar, wie es für gewöhnlich der Fall ist – und sie soll es auch nicht, ganz und gar nicht. Vielmehr versuche ich, einige der in der Praxis problematischen Tendenzen hervorzuheben, die in der traditionellen Grounded-Theory-Methodologie aufgrund

der anhaltenden Aura oder Verheißungen des Positivismus aufgetreten sind und wie diese sich manifestieren. In ähnlicher Weise versuche ich, einige Ziele der konstruktivistischen Grounded-Theory-Forschung aufzuzeigen – idealerweise vielleicht etwas deutlicher als dies bisher in der Praxis geschieht. Die Tabelle bietet einen Überblick über die Richtungen, in welche ich die Grounded-Theory-Methodologie bewegen möchte, um sie vollständig durch den *postmodern turn* zu steuern.

Tabelle 1 Von traditionellen/positivistischen zu postmodernen/konstruktivistischen Orientierungen in der Grounded-Theory-Methodologie

Traditonelle/positivistische Grounded-Theory-Methodologie	**Postmodernes/konstruktivistisches *Grounded Theorizing***
Die folgenden Angaben sollten stets als nur teilweise zutreffend betrachtet werden, d. h. nicht immer bzw. in jedem Fall.	*Für die folgenden Angaben gilt stets, sie nach der Maxime aufzugreifen, „falls und wie sie in den Daten vorgefunden werden".*
Positivistisch/realistisch	Konstruktivistisch/relativistisch
Dualismus von Subjekt und Objekt	Kontinuitäten von Subjekt und Objekt
Entdecken/finden	Konstruieren/machen
Korrespondenztheorie der Wahrheit	Sozialkonstruktivistische Theorie der Wissensproduktion
Naive Objektivität	Nichtunschuldige Subjektivität/Reflexivität
(Über-) Homogenisierung, (Über-) Generalisierung	Multiple Positionen, heterogene Darstellungen
A-priori-Verwerfung der Möglichkeit von Widersprüchen	Darstellung von Widersprüchen als analysiert/interpretiert
Erwünschtheit von Vereinfachung	Darstellung von Komplexität
Strebt Schlussfolgerungen an	Vorläufig, eröffnend, widerstreitend, störend
Dominanz der Stimme der Autor/innen bzw. Expert/innen	Multiple Stimmen, Perspektiven, Intensitäten, Reflexivitäten
(Trügerische/überzogene) Klarheit	Ambiguität der Darstellung
„Normale/durchschnittliche" und „negative Fälle"	Verschiedenheit, Variationsbreite, Ausreißer, Positionalität
Stillschweigend progressiv, linear	Zweifelhaft, gegen den Strom
Annahme von Normativität	Annahme von Positionaliät
Metaphern der Normalverteilungskurve	Metaphern der Kartografie
Ziel: Entwurf eines *basic social process (BSP)* und einer formalen Theorie	Ziel: Konstruktion von Prozessen, sensibilisierenden Konzepten, Situationsanalysen und Theoretisierungen

Dieser Beitrag hat alles in allem drei wesentliche Quintessenzen: Erstens, ein Theoriebildungsansatz im Stil der Grounded-Theory-Methodologie kann nutzbringend verwendet werden, um Situationsanalysen zu konstruieren und *basic social processes* zu identifizieren. Zweitens ist es ein zentrales Ziel dieser Analysen, die Darstellung von Verschiedenheit(en) und Komplexitäten aller Art zu verbessern – vor allem in Bezug auf Unterschiede in der Praxis und eben nicht abstrahierte Unterschiede. Und drittens, die radikale reflexive Handlung, die wir als Kartograf/innen durchführen, ist es, uns selbst zu offenbaren, indem wir sowohl analysieren, was „wir" tun als auch, was „sie" tun.

Es reicht nicht aus, Handlungen zu untersuchen. Wir brauchen analytische *Maps* zur Darstellung eingenommener Positionen sowie ihrer entsprechenden Standorte und Macht. Wir brauchen verbesserte Methoden, um die Konstruktionen des Terrains zu erfassen – Höhen, Topografien, Maßstab, Beschaffenheit etc. Wir brauchen Methoden, die gleichzeitig auf Akteure in Aktion und Reflexion und diskursive Konstruktionen menschlicher und nicht-menschlicher Akteure und Positionen sowie deren Auswirkungen gerichtet sind. Wir brauchen Kartografien diskursiver Positionen. Dies soll nicht heißen, dass aus der Analyse von *basic social processes* keine hervorragenden Studien hervorgegangen sind. Die gab es und es wird sie auch weiterhin geben. Ich versuche auch nicht, prozessuale Ansätze und auf Grounded-Theory-Methodologie beruhende Handlungsanalysen abzuschaffen oder zu ersetzen. Mein Ziel ist es, Situationsanalysen für verschiedene Zielgruppen, die diese Ansätze für die Bewältigung der empirischen Welt in postmodernen Zeiten sinnvoll finden werden, zugänglich zu machen.

Literatur

Becker, Howard S. (1970 [1967]). Whose side are we on? In Howard S. Becker (Hrsg.), *Sociological work: Method and substance* (S.123–134). New Brunswick, NJ: Transaction Books.

Becker, Howard S. (1973 [1963]). *Outsiders: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Frankfurt/M.: Fischer.

Bhabha, Homi (2000 [1994]). *Die Verortung der Kultur.* Tübingen: Stauffenberg Verlag.

Blumer, Herbert (1980 [1969]). *Symbolic interactionism: Perspective and method.* Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.

Bowker, Geoffrey & Star, Susan L. (1999). *Sorting things out: Classification and its consequences. Cambridge*, MA: MIT Press.

Canguilhem, George (1974 [1943]). *Das Normale und das Pathologische.* München: Hanser.

Carey, James W. (2002). Cultural studies and symbolic interactionism: Notes in critique and tribute to Norman Denzin. *Studies in Symbolic Interaction, 25,* 199–209.

Charmaz, Kathy (2000). Grounded theory: Objectivist and constructivist methods. In Norman Denzin & Yvonne Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (2. Aufl., S.509–536). Thousand Oaks, CA: Sage.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis.* London: Sage.

Clarke, Adele E. (2011 [2005]). *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Collins, Harry (1981). Knowledge and controversy: Studies of modern natural science. *Social Studies of Science*, *11*, 1–158.

Daly, Kerry (1997). Replacing theory in ethnography: A postmodern view. *Qualitative Inquiry*, *3*(3), 343–365.

Denzin, Norman (1992). *Symbolic interactionism and cultural studies: The politics of interpretation.* Oxford, UK: Basil Blackwell.

Dingwall, Robert (1999). On the nonnegotiable in sociological life. In Barry Glasner & Rosalie Hertz (Hrsg.), *Qualitative sociology and everyday life* (S.215–225). Thousand Oaks, CA: Sage.

Dingwall, Robert & Strong, Phil M. (1985). The interactional study of organizations: A critique and reformation. *Urban Life*, *14*(2), 205–231.

Essed, Philomena & Goldberg, David T. (2002). Cloning cultures: The social injustices of sameness. *Ethnic and Racial Studies*, *25*(6), 1066–1082.

Fosket, Jennifer R. (2002). Breast cancer risk and the politics of prevention: Analysis of a clinical trial. *Doctoral dissertation in Sociology, University of California, San Francisco.*

Foucault, Michel (1973 [1961]). *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1974 [1966]). *Die Ordnung der Dinge.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1988 [1963]). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks.* Frankfurt/M.: Fischer.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity: Advances in the methodology of grounded theory.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1992). *Emergence versus forcing: Basics of grounded theory Analysis.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2002). Constructivist grounded theory? *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social* Research, *3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Gramsci, Antonio (1991–1999). *Gefängnishefte* (hrsg. von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, 10 Bände). Hamburg: Argument.

Hall, Peter M. (1997). Meta-power, social organization, and the shaping of social action. *Symbolic Interaction*, *20*(4), 397–418.

Hall, Peter M. & McGinty, Patrick J. W. (2002). Social organization across space and time: The policy process, mesodomain analysis, and breadth of perspective. In Sing C. Chew & David Knottnerus (Hrsg.), *Structure, culture and history: Recent issues in social theory* (S.303–322). Lanham, MD: Rowman & Littlefield.

Hammonds, Evelyn M. (1994). Black (w)holes and the geometry of black female sexuality. *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, *6*, 126–145.

Haraway, Donna J. (1989). *Primate visions: Gender, race, and nature in the world of modern science.* New York: Routledge.

Haraway, Donna J. (1995 [1991]). Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Donna J. Haraway, *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen* (S.73–97). Frankfurt/M.: Campus.

Haraway, Donna J. (1997). Modest_Witness@Second_Millenium. In Donna J. Haraway, *Modest_ Witness@Second_Millenium. FemaleMan©_Meets_OncoMouse™: Feminism and technoscience* (S.23–39). New York: Routledge.

Haraway, Donna J. (2003). *The companion species manifesto: Dogs, people, and significant otherness.* Chicago: Prickly Paradigm Press.
Harris, Scott R. (2001). What can interactionism contribute to the study of inequality? The case of marriage and beyond. *Symbolic Interaction*, *24*(4), 455–480.
Hughes, Everett C. (1971). *The sociological eye.* Chicago: Aldine Atherton.
Lather, Patti (1991). *Getting smart: Feminist research and pedagogy with/in the postmodern.* New York: Routledge.
Latour, Bruno (1987). *Science in action: How to follow scientists and engineers through society.* Cambridge, MA: Harvard University Press.
Law, John (1999). After ANT: Complexity, naming and topology. In John Law & John Hassard (Hrsg.), *Actor network theory and after* (S.1–14). Oxford: Blackwell.
Locke, Karen (1996). Rewriting the discovery of grounded theory after 25 years? *Journal of Management Inquiry*, *5*(1), 239–245.
McCarthy, Doyle E. (1984). Towards a sociology of the physical world: George Herbert Mead on physical objects. *Studies in Symbolic Interaction*, *5*, 105–121.
Mead, George H. (1968 [1934]). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Mead, George H. (1927): „The objective reality of perspectives". In Edgar S. Brightman (Hrsg.), *Proceedings of the Sixth International Congress of Philosophy 1926* (S.75–85). New York: Longmanns, Green & Co. [dt.: Mead, George H. (1972). Die objektive Realität von Perspektiven. In Werner Bühl (Hrsg.), *Verstehende Soziologie, Grundzüge und Entwicklungstendenzen* (S.100–113). München: Nymphenburger Verlagshandlung].
Miller, Gale (1997). Introduction: Context and method in qualitative research. In Gale Miller & Robert Dingwall (Hrsg.), *Context and method in qualitative research* (S.1–11). London: Sage.
Mills, Charles W. (1940). Situated actions and vocabularies of motive. *American Sociological Review*, *6*, 904–913.
Morrione, Thomas J. (1985). Situated interaction. *Studies in Symbolic Interaction, Supplement 1*, 161–192.
Poovey, Mary (1998). *A history of the modern fact: Problems of knowledge in the sciences of wealth and society.* Chicago: University of Chicago Press.
Rorty, Richard (1981 [1979]). *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Said, Edward (1979). *Orientalismus.* Frankfurt/M.: Fischer.
Schwalbe, Michael; Goodwin, Sandra; Schrock, Douglas; Thompson, Shealy & Wolkomir, Michele (2000). Generic processes in the reproduction of inequality: An interactionist analysis. *Social Forces*, *79*, 419–452.
Shapin, Steven & Schaffer, Simon (1985). *Leviathan and the air-pump: Hobbes, Boyle and the experimental life. Princeton*, NJ: Princeton University Press.
Star, Susan Leigh (1983). Simplification in scientific work: An example from neuroscience research. *Social Studies of Science*, *13*, 208–226.
Star, Susan Leigh (1989). *Regions of the mind: Brain research and the quest for scientific certainty.* Stanford, CA: Stanford University Press.
Star, Susan Leigh (1991). The sociology of the invisible: The primacy of work in the writings of Anselm Strauss. In David R. Maines (Hrsg.), *Social organization and social processes: Essays in honor of Anselm Strauss* (S.265–283). Hawthorne, NY: Aldine de Gruyter.
Stepan, Nancy (1986). Race and gender: The role of analogy in science. *Isis*, *77*, 261–277.
Strauss, Anselm L. (1978). A social worlds perspective. *Studies in Symbolic Interaction*, *1*, 119–128.

Strauss, Anselm L. (1979). *Negotiations: Varities, contexts, processes and social order*. San Francisco: Jossey-Bass.
Strauss, Anselm L. (1991 [1987]). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
Strauss, Anselm L. (1993). *Continual permutations of action.* New York: Aldine de Gruyter.
Strauss, Anselm L. (1995). Notes on the nature and development of general theories. *Qualitative Inquiry, 1*(1), 7–18.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1996 [1990]). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1998). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory* (2. Aufl.). London: Sage.
Thomas, William I. & Thomas, Dorothy S. (1970 [1928]). Situations defined as real are real in their consequences. In Gregory P. Stone & Harvey A. Farberman (Hrsg.), *Social psychology through symbolic interaction* (S.154–155). Waltham, MA: Xerox College Publishing.
Traweek, Sharon (2000). Faultlines. In Roddey Reid & Sharon Traweek (Hrsg.), *Doing science and culture* (S.21–48). New York: Routledge.
Tsing, Anna L. (1993). *In the realm of the diamond queen: Marginalities in out of the way places.* Princeton, NJ: Princeton University Press.
Turnbull, David (2000). *Masons, trixters, and cartographers: Comparative studies in the sociology of scientific and indigenous knowledge.* Amsterdam: Harwood Academic.

Teil III
Kontroversen

Editorial

Die Grounded-Theory-Methodologie (GTM) wurde von Beginn an von diversen Debatten begleitet, einige davon stehen in einem allgemeineren Zusammenhang mit Auseinandersetzungen um den Stellenwert qualitativer Forschung, andere zielen direkter in das Zentrum der GTM. Zu letzteren gehören auch jene Kontroversen, die durch Barney Glaser und dessen Kritik an alternativen GTM-Konzepten entzündet wurden, und die sich sukzessive in die Frage „Glaser vs. Strauss" verdichteten. Angesichts der Grundsätzlichkeit dieser Debatte widmen sich die hier versammelten Artikel von Udo Kelle, Jörg Strübing sowie Jo Reichertz dieser Auseinandersetzung. Es handelt sich dabei um jeweils umfassende Stellungnahmen und komparative Sondierungen der beiden Versionierungen der GTM, wobei es den Autoren darum geht, den theoretischen Gehalt der GTM zu bemessen.

Udo Kelle arbeitet den Stellenwert der verschiedenen Kodierformen in den Ansätzen von Glaser vs. Strauss/Corbin vergleichend heraus und spitzt dies auf die Frage zu, ob es sich bei der Theorienarbeit und Kategorienentwicklung um *forcing* – also das Aufpfropfen von Konzepten der Forschenden auf die Daten – oder um „Emergenz" handele, also das quasi automatische Entstehen von Konzepten aus den Daten. In diese zentrale Frage, die Glaser selbst als Kontrastfolie anbietet, ist, so Kelle, ein (Selbst-) Missverständnis der GTM eingewoben, das des Induktivismus, das sich als theoretisch nicht haltbar erweise.

Jörg Strübing durchmustert ebenfalls die GTM und die Position Glasers und kommt wie Kelle zu der Diagnose, dass Glasers Vorstellungen einem überzogenen Induktivismus verpflichtet seien. Strübings Analyse wirkt strikter als die von Kelle vorgetragene Darlegung, wohl auch, weil Strübing sich fast ausschließlich mit Glaser und dessen Werk auseinandersetzt, während Kelle vergleichend Glaser und Strauss (sowie Strauss und Corbin) zu bewerten versucht.

Mit Blick auf den Ansatz von Strauss (und Corbin) geht Jo Reichertz von dem Befund aus, dass beide zwar – und dies im Unterschied zu den Anfängen der GTM – akzeptiert hätten, dass Theorieentwicklung selbst immer schon theoriegeleitet sei, eine abduktive Forschungslogik aber nie expliziert hätten. Er untersucht deshalb, in welcher Weise die GTM sensu Strauss und Corbin zumindest implizit einer abduktiven Logik verpflichtet war und kommt zu dem Schluss, die die viel zitierte „Glaser vs. Strauss"-Debatte zum Teil auch als eine Kontroverse darüber verstanden werden kann, inwieweit eine induktive oder eine abduktive Forschungslogik zum Tragen kommt.

Günter Mey & Katja Mruck

„Emergence“ oder „Forcing“? Einige methodologische Überlegungen zu einem zentralen Problem der Grounded-Theory[1]

Udo Kelle

1 Wie können Kategorien aus Daten „emergieren“? Die „Theoriegeladenheit“ der Erfahrung als ein Problem der Grounded-Theory-Methodologie

Ist es möglich, den Anspruch, theoretische Kategorien und Aussagen auf der Grundlage empirischer Daten zu entdecken, mit der Tatsache zu vereinbaren, dass Forschende (implizit oder explizit, willentlich oder nicht-willentlich) immer und grundsätzlich auf schon vorhandene theoretische Konzepte zurückgreifen, wenn sie ihre Daten analysieren? In den mehr als 40 Jahren, die der Publikation der berühmten Monografie „The Discovery of Grounded Theory“ von Glaser und Strauss im Jahr 1967 folgten, haben beide Autoren verschiedene Versuche unternommen, diesen methodologischen Konflikt zu lösen.

Ein wesentliches Ziel des „Discovery-Buchs“ (wie es in der anglo-amerikanischen Debatte oft genannt wird) war es, dem hypothetiko-deduktiven (HD-) Ansatz empirischer Forschung, der eine Formulierung präziser und ausformulierter Theorien und Hypothesen vor der Datenerhebung verlangt, einen alternativen Entwurf entgegenzusetzen. Glaser und Strauss (1967, S.1 f.) kritisierten hierbei die „overemphasis in current sociology on the verification of theory, and a resultant de-emphasis on the prior step of discovering what concepts and hypotheses are relevant for the area that one wishes to research“. In diesem Zusammenhang beklagten sie, dass „many of our teachers converted departments of sociology into mere repositories of ‚great-man‘ theories“ (S.10), was zu einem Antagonismus zwischen „theoretical capitalists“ auf der einen Seite und einer großen Masse von „proletariat testers“ auf der anderen Seite führe. Solchermaßen gibt sich das Discovery-Buch auf seinen ersten Seiten als ein Versuch, die Anliegen jener Nachwuchsforscher/innen und Doktorand/innen zu stärken, die im Wesentlichen dieses „wissenschaftliche Proletariat“ bildeten.

---

1 Der Beitrag liegt erstmals in Deutsch vor. Die englische Version ist 2005 unter dem Titel „‚Emergence‘ vs. ‚Forcing‘ of Empirical Data? A Crucial Problem of ‚Grounded Theory‘ Reconsidered“ in *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 6*(2) (Art. 27. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275) erschienen.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_11,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

> „[…] we are also trying, through this book, to strengthen the mandate for generating theory, to help provide a defense against doctrinaire approaches to verification […]. It should also help students to defend themselves against verifiers who would teach them to deny the validity of their own scientific intelligence“ (S.7).

Zu diesem Zweck schlugen Glaser und Strauss eine „allgemeine Methode vergleichender Analyse“ vor, die das „Auftauchen“ *(emergence)* von Kategorien aus Daten als eine Alternative zum HD-Ansatz in der Sozialforschung ermögliche: „We suggest as the best approach an initial, systematic discovery of the theory from the data of social research. Then one can be relatively sure that the theory will fit and work“ (S.3). Um zu verhindern, dass empirische Daten in das Prokrustesbett einer Theorie gezwungen würden, sollten Forschende unter anderem „ignore the literature of theory and fact on the area under study, in order to assure that the emergence of categories will not be contaminated […]“ (S.37).

Ironischerweise ist solch ein Standpunkt eine der Wurzeln der positivistischen Erkenntnistheorie. Nur in der Frühzeit der modernen Naturwissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert vertraten klassische Empiristen wie Francis Bacon oder John Locke die Idee, dass wissenschaftliche Theorien durch einfache induktive Generalisierung aus Beobachtungsdaten entwickelt werden müssten. Folgt man Bacon, so müssen Forschende vor dem Kontakt mit ihrem empirischen Feld den Geist von theoretischen Vorannahmen und „Idolen“ reinigen. Diese erkenntnistheoretische Position (heutzutage wird von „naivem Empirismus“ oder „naivem Induktivismus“ gesprochen, vgl. Chalmers 2006) besitzt jedoch, insbesondere seit Immanuel Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ die Schwächen des frühen Empirismus aufgedeckt hat, fast keine Anhänger mehr – und selbst im Wiener Kreis wurde in der Hochzeit des „Logischen Positivismus“ in den 1930er Jahren solche Positionen nicht mehr vertreten. Dementsprechend wird die Idee, dass Forschende sich die „empirische Realität, so wie sie wirklich ist“, zugänglich machen könnten, wenn sie sich vor jedem Kontakt mit dem Forschungsfeld der theoretischen Begriffsbildung enthalten, in der modernen Wissenschaftsphilosophie nicht mehr als ernstzunehmende Position betrachtet, wie es etwa der Philosoph Larry Laudan (1977, S.15) mit den folgenden Worten deutlich macht:

> „Both historical examples and recent philosophical analysis have made it clear that the world is always perceived through the ‚lenses‘ of some conceptual network or other and that such networks and the languages in which they are embedded may, for all we know, provide an ineliminable ‚tint‘ to what we perceive“).

Empirische Beobachtungen lassen sich nicht von theoretischen Einflüssen befreien; bereits das „Sehen“ ist, so der Wissenschaftsphilosoph Norwood Hanson (1965, S.19) „a ‚theory-laden‘ undertaking. Observation of x is shaped by prior knowledge of x“. Seit Langem ist es eine weit akzeptierte Einsicht der Erkenntnistheorie und

der kognitiven Psychologie, dass es schlechterdings keine Sinneswahrnehmungen gibt, die nicht in irgendeiner Weise von Erwartungen beeinflusst werden (vgl. Lakatos 1978, S.15), und dass die Konstruktion von Theorien, ob mithilfe empirischer Daten vorgenommen oder nicht, nicht einfach *ab ovo* beginnen kann, sondern auf bereits bestehende Wissensbestände Bezug nehmen muss. Die philosophische Kritik des Induktivismus und die Betonung der „Theoriebeladenheit" der Erfahrung macht uns auch auf die Bedeutung theoretischen Vorwissens beim hermeneutischen *Verstehen* aufmerksam (Kelle 1995, S.38) und übersetzt sich dort in das Problem des „hermeneutischen Zirkels": Qualitativ Forschende, die eine bestimmte soziale Lebenswelt untersuchen, bringen grundsätzlich ihre eigenen „Linsen" und begrifflichen Netzwerke mit, die sie gar nicht fallen lassen können, denn dann wären sie überhaupt nicht mehr in der Lage, bedeutungsvolle Sachverhalte zu beobachten oder zu beschreiben, sondern wären nur noch mit chaotischen, fragmentierten und bedeutungslosen Eindrücken konfrontiert.

Die Undurchführbarkeit einer induktivistischen Strategie lässt sich nicht nur anhand epistemologischer Argumente aufzeigen, sondern auch in der Forschungspraxis. Insbesondere Neulinge in der qualitativen Forschung, die unbedingt das vermeintliche Grundprinzip der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) beachten wollen, wonach Kategorien aus Daten „emergieren" müssen und ihnen nicht „aufgezwungen" werden dürfen, geraten beim offenen Kodieren in Schwierigkeiten – die Suche nach angemessenen Kodes und Kategorien kann dann zu einer ungemein anstrengenden und zeitraubenden Angelegenheit (mit manchmal zahllosen und nicht endenden Teamsitzungen) werden, wenn sich die Mitglieder eines Forschungsprojekts weigern, theoretische Begriffe in die Kodierung einzuführen. Aus dem Wunsch, Kategorien mögen „emergieren", resultiert dann leicht ein *code overload*, eine chaotische Proliferation von Kodes und Kategorien. Eine Gruppe von Nachwuchswissenschaftler/innen, die mich um methodische Unterstützung bei ihrem ersten Forschungsprojekt gebeten hatte, brachte diesen Prozess folgendermaßen auf den Punkt:

> „Die Umsetzung der von Glaser und Strauss empfohlenen Strategie des offenen Kodierens – der Text wird dabei Zeile für Zeile gelesen und ad hoc kodiert – erwies sich […] als unerwartet aufwendig und umständlich. Dies hing damit zusammen, dass die Forschungsgruppe bei dem Bemühen, die Perspektive der untersuchten Jugendlichen zur Geltung zu bringen, zu Beginn der Auswertung geradezu skrupulös darauf bedacht war, auch vordergründig Unwesentliches nicht zu vernachlässigen. Beherrscht von der Vorstellung, ‚tabula rasa' an den Text heranzugehen, dessen Inhalt und Struktur dabei unverfälscht aufzunehmen und aus Furcht, den Forschungsgegenstand durch zu viel eigenes Wissen zu stark zu strukturieren, schrieben die Forscher jedem einzelnen Wort ein hohes Gewicht zu. Diese Unsicherheiten ließen sich auch nicht durch Hinweise zum offenen Kodieren aus der entsprechenden Methodenliteratur abschwächen, wonach es sich bei der Entwicklung von Kodes nur darum handelt, ‚vorläufig' zu kodieren, wobei die entstehenden Konzepte im

> Verlauf des Forschungsprozesses ‚ihre Brauchbarkeit‘ erweisen müssen. Vielmehr herrschte zu Beginn des Auswertungsprozesses die Auffassung vor: ‚Alles ist wichtig!‘ – jeder auch intuitiv noch so unwichtige Zusammenhang wurde kodiert, in unzähligen Memos festgehalten und diskutiert. Dies führte zu einer kaum noch zu bewältigenden Datenmasse, in der die Forscher bald zu ertrinken drohten.“ (Kelle, Marx, Pengel, Uhlhorn & Witt 2003, S.242)

Ein sorgfältigerer Blick in das Discovery-Buch zeigt jedoch, dass sich Glaser und Strauss dieses Problems durchaus bewusst waren, denn sie schreiben dort: „Of course, the researcher does not approach reality as a *tabula rasa.* He must have a perspective that will help him see relevant data and abstract significant categories from his scrutiny of the data“ (1967, S.3). Hierfür schufen sie den Begriff der „theoretischen Sensibilität“ *(theoretical sensitivity),* womit die Fähigkeit von Forschenden gemeint ist, relevante Daten zu sehen bzw. über empirische Daten in theoretischen Begriffen zu reflektieren. „Sources of theoretical sensitivity build up in the sociologist an armamentarium of categories and hypotheses on substantive and formal levels. This theory that exists within a sociologist can be used in generating his specific theory […]“ (S.46). Aber wie kann man sich eine solche „Ausrüstung mit Kategorien und Hypothesen“ verschaffen? Das Discovery-Buch enthält hier nur einige sehr verstreute und kursorische Hinweise auf die *great man theorists*, welche „[…] have indeed given us models and guidelines for generating theory, so that with recent advances in data collection, conceptual systematization and analytic procedures, many of us can follow in their paths“ (S.11). Diese Bemerkung ist überraschend, wenn man sich die Polemik gegen die „Theoriekapitalisten“ vergegenwärtigt, die an anderer Stelle vorgetragen wird. Des Weiteren schreiben Glaser und Strauss, eine empirisch begründete Theorie verbinde Konzepte und Hypothesen, welche aus den Daten emergiert sind, mit bereits existierenden „that are clearly useful“ (S.46). Nur enthält das Discovery-Buch an keiner Stelle Hinweise darauf, wie eine solche Kombination bewerkstelligt werden kann.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass in der frühesten Fassung der GTM zwei Konzepte relativ unverbunden nebeneinander stehen: Auf der einen Seite wird der Ratschlag gegeben, Sozialforscher/innen sollten auf „theoretisch sensible“ Weise relevante Phänomene in den Daten identifizieren, auf der anderen Seite findet sich die Idee, dass dann, wenn Forschende sich ihrem Feld ganz ohne theoretisches Vorwissen nähern würden, theoretische Konzepte aus den Daten „emergieren“ könnten. Die Konstrukte *emergence* und *theoretical sensivity* werden dabei nicht methodologisch aufeinander bezogen und integriert, und der Begriff der „theoretischen Sensibilität“ wird auch nicht in Form expliziter methodologischer Regeln erläutert: Was ist zu tun, um theoretisch sensibel zu werden? Wann gehen Forschende theoretisch sensibel an die Daten heran und wann nicht? Und schließlich: Wie können theoretisch sensible Forschende vermeiden, in ihren eigenen Daten quasi zu ertrinken? Werden die im Discovery-Buch häufig ausgesprochenen Warnungen davor, theoretische Konzepte den Daten „aufzuzwingen“ *(to force),* in Betracht gezogen, dann kann aus

dem Nebeneinander von *theoretical sensitivity* und *emergence* am ehesten der Schluss gezogen werden, dass Anwender/innen der GTM geeignete theoretische Konzepte *ad hoc* unter Verwendung impliziten theoretischen Wissens einführen sollen und dabei davon absehen müssen, sich ihrem Feld und den Daten mit *ex ante* formulierten Hypothesen zu nähern.

2 Zwei verschiedene Ansätze zur Lösung des Problems

2.1 Glasers Ansatz: theoretische Kodierung mithilfe von „Kodierfamilien"

Vieles aus den späteren Schriften von Glaser und Strauss lässt sich als Versuch verstehen, der „Theoriebeladenheit" empirischer Beobachtung Rechnung zu tragen und die Lücken zwischen den Konzepten des „Emergierens" und der „theoretischen Sensibilität zu überbrücken. Bei diesen Bemühungen schlugen beide Autoren jedoch verschiedene Richtungen ein: Barney Glaser versuchte, das Konzept der „theoretischen Sensibilität" in einer eigenen, 1978 veröffentlichten Monografie mit der Hilfe des Begriffs der „theoretischen Kodierung" *(theoretical coding)* zu klären, die er von der „gegenstandsbezogenen Kodierung" *(substantive coding)* abgrenzte. Beiden Formen der Kodierung entsprechen bei Glaser zwei verschiedene Typen von Kodes, nämlich „gegenstandsbezogene" und „theoretische" Kodes.

Gegenstandsbezogene Kodes *(substantive codes)* werden während der „offenen Kodierung" *(open coding)*, der ersten Stufe des Kodierprozesses, *ad hoc* entwickelt und beziehen sich auf den empirischen Gegenstand *(empirical substance)* des Forschungsfeldes. Die theoretischen Kodes hingegen, die Forschende stets zur Verfügung haben sollten, „conceptualize how the substantive codes may relate to each other as hypotheses to be integrated into a theory" (S.72). Theoretische Kodes sollen also m. a. W. genutzt werden, um gegenstandsbezogene Kodes so miteinander zu verbinden, dass ein theoretisches Modell über den untersuchten Gegenstandsbereich entstehen kann. Beispiele, die Glaser nutzt, um solche theoretischen Kodes zu beschreiben, sind formale Begriffe der Erkenntnistheorie und der Sozialwissenschaften, mit denen grundlegende Annahmen über die Ordnung der (sozialen) Welt getroffen werden können. Hierzu gehören etwa Begriffe wie „Ursachen", „Kontexte", „Konsequenzen" oder „Bedingungen": Indem also bspw. bestimmte Ereignisse (welche zuvor mit gegenstandsbezogenen Kodes kodiert wurden) als *Ursachen* und andere als *Wirkungen* theoretisch kodiert würden, würden sich die bis dahin entwickelten gegenstandsbezogenen Kodes in ein kausales Modell integrieren lassen.

In „Theoretical Sensitivity" legt Glaser eine ausführliche Liste von theoretischen Kodes vor, die er in Form sogenannter „Kodierfamilien" *(coding families)* ordnet. Hierbei werden verschiedene theoretische Konzepte, die aus sehr unterschiedlichen (sozialwissenschaftlichen, philosophischen oder Alltags-) Kontexten stammen, zusammengefügt, so etwa

- Begriffe, die sich auf das Ausmaß einer Merkmalsausprägung *(degree family)* beziehen, wie „Ausmaß“, „Grad“, „Bereich“, „Kontinuum“, „Umfang“ usw.;
- Begriffe, die sich auf das Verhältnis zwischen einem Ganzen und seinen Elementen *(dimension family)* beziehen, wie „Element“, „Teil“, „Facette“, „Sektor“, „Aspekt“, „Segment“ usw.;
- Begriffe, die sich auf kulturelle Phänomene *(cultural family)* beziehen, wie „soziale Normen“, „soziale Werte“, „soziale Überzeugungen“ usw.

Hinzu kommen 14 weitere Kodierfamilien, die Begriffe mit sehr unterschiedlichem theoretischen Hintergrund, aus verschiedenen Diskussionskontexten und auch theoretischen Schulen der Philosophie und der Sozialwissenschaften enthalten. Dabei lassen sich manche Begriffe durchaus in mehrere Kodierfamilien einordnen: Der Begriff „Ziel“ *(goal)* etwa ist Teil der Kodierfamilie, die sich auf Handlungsstrategien bezieht *(strategies family)* und ebenso Teil der Kodierfamilie, die die Beziehung zwischen Mitteln und Zielen betrifft *(means-goal family)*. Glaser bietet hier also einen Fundus (man könnte auch sagen: einen Mischmasch) von heuristischen Konzepten an, die Forschenden bei der Entwicklung theoretischer Sensibilität helfen sollen, indem sie ihnen die Ordnung des Datenmaterials unter verschiedenen theoretischen Gesichtspunkten ermöglichen. Hierbei muss jedoch die Frage offen bleiben, wie die vielen möglichen theoretischen Kodes im Einzelfall zur Beschreibung und Erklärung empirischer Phänomene genutzt werden können. Die Verwendung einer einzelnen Kodierfamilie kann dazu oft gar nicht ausreichen. So ist bspw. jene Kodierfamilie, die sich auf kausale Modelle bezieht, für die theoretische Verknüpfung gegenstandsbezogener Kodes nicht ausreichend, weil das in dieser Kodierfamilie enthaltene allgemeine Kausalmodell nicht angibt, welche Typen von Ereignissen in einer bestimmten sozialen Situation normalerweise als Ursachen und welche als Folgen bezeichnet werden können. Liegt der theoretischen Kodierung ausschließlich das allgemeine Kausalprinzip zugrunde, so könnten grundsätzlich alle Ereignisse, die miteinander kovariieren, als Ursache oder Folge betrachtet werden. Um ein kausales Modell über das Verhältnis zwischen spezifischen Ereignissen zu konstruieren, wäre es aber nötig, nicht nur formale, sondern auch inhaltliche (also soziologische, psychologische etc.) Kategorien einzubeziehen. Dies gilt auch für die anderen Kodierfamilien, die einerseits formale und logische Konzepte (wie „Kausalität“) und andererseits inhaltliche soziologische Begriffe umfassen (wie „soziale Rollen“, „Identität“ oder „Kultur“). Nur wenn beide Arten von Begriffen miteinander verknüpft werden, lässt sich eine sinnvolle gegenstandsbezogene sozialwissenschaftliche Theorie entwickeln. Glasers Liste der Kodierfamilien fehlt allerdings eine solche Differenzierung zwischen „formalen“ und „inhaltlichen“ Begriffen. Somit bietet sein Konzept der theoretischen Kodierung zwar einen Ansatz, um den Induktivismus der frühen GTM zu überwinden, seine Brauchbarkeit für die Forschungspraxis ist aber beschränkt. Denn es wird nicht erläutert, wie formale und inhaltlich-soziologi-

sche Konzepte sinnvoll miteinander verbunden werden können, um eine empirisch begründete Theorie zu entwickeln.

2.2 Der Ansatz von Strauss und Corbin: axiale Kodierung und das Kodierparadigma

In seinem 1987 veröffentlichten Lehrbuch „Qualitative Analysis for Social Scientists" beschreibt Anselm Strauss eine etwas einfachere und besser nachvollziehbare Strategie, wie theoretisches Wissen in die Analyse qualitativer Daten einbezogen werden kann. Wie in früheren Versionen der GTM beginnt der Prozess auch hier mit der offenen Kodierung „scrutinizing the fieldnote, interview, or other document very closely; line by line, or even word by word. The aim is to produce concepts that seem to fit the data" (S.28). Hierbei geht Strauss aber nun auf die spezifischen Schwierigkeiten ein, die insbesondere Neulinge bei der Entwicklung von Kategorien haben: „The common tendency is simply to take a bit of the data (a phrase or sentence or paragraph) and translate that into a précis of it" (S.29). Diese Schwierigkeiten werden überwindbar, so Strauss, durch die Anwendung eines „Kodierparadigmas" (coding paradigm), welches besonders für Anfänger/innen hilfreich sei (vgl. S.27). Dieses besteht aus vier Elementen, nämlich „Bedingungen", „Interaktion zwischen den Akteuren", „Strategien und Taktiken" und „Konsequenzen", die verwandt werden können, um die Daten implizit oder explizit zu strukturieren und Beziehungen zwischen Kodes zu benennen. Das Kodierparadigma könne sich insbesondere bei der „axialen Kodierung" (axial coding) als nützlich erweisen, „which consists of intense analysis done around one category at time in terms of the paradigm items" (S.32).

Diese Idee wird in dem 1990 von Strauss gemeinsam mit Juliet Corbin verfassten Lehrbuch „Basics of Qualitative Research" weiterentwickelt. Wie Glaser in seinem Band „Theoretical Sensitivity" tragen auch Strauss und Corbin hier dem Umstand Rechnung, dass jede empirische Untersuchung einen theoretischen Rahmen benötigt, mit dessen Hilfe Kategorien für die vorliegenden Daten entwickelt und zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Während Glaser zu diesem Zweck eine Liste mehr oder weniger zusammenhängender soziologischer und formaler Begriffe angeboten hatte, nutzten Strauss und Corbin nun ein allgemeines Handlungsmodell, welches seine Grundlage in der pragmatistischen und interaktionistischen Sozialtheorie hat (vgl. Corbin 1991, S.36; Strauss 1990, S.7). Dieses „paradigmatische Modell" *(paradigm model)* soll verwendet werden, um ein Skelett oder eine „Achse" für die entstehende gegenstandsbezogene Theorie zu konstruieren und um damit das wesentliche Ziel qualitativer Datenanalyse zu erreichen: die Untersuchung und Modellierung der Handlungs- und Interaktionsstrategien der Akteure im Feld. Eine besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Absichten und Zielen der Akteure und dem Prozesscharakter sozialen Handelns und sozialer Interaktion.

Würde hier Glasers Terminologie verwendet, dann könnte das Kodierparadigma als eine elaborierte Kodierfamilie angesehen werden, die eine besondere Art der theoretischen Kodierung anleitet (welche Strauss und Corbin „axiale Kodierung“ nennen): Konzepte und Kategorien, die während der offenen Kodierung entwickelt wurden, werden darauf hin untersucht, ob sie sich beziehen auf

1. *Phänomene*, auf die sich die Handlungen und Interaktionen der Akteure richten;
2. *kausale Bedingungen*, die zum Auftreten dieser Phänomene führen;
3. Aspekte des *Kontextes* der untersuchten Phänomene;
4. zusätzliche intervenierende Bedingungen, von denen die untersuchten Phänomene beeinflusst werden;
5. Handlungs- und Interaktionsstrategien, die die Akteure einsetzen, um mit den Phänomenen fertig zu werden oder
6. die Konsequenzen ihrer Handlungen und Interaktionen.

Mit der „axialen Kodierung“ soll also herausgefunden werden, welche Arten von Phänomenen, Kontexten, kausalen und intervenierenden Bedingungen und Konsequenzen für das untersuchte Feld relevant sind. Wenn etwa soziale Aspekte von chronischem Schmerz untersucht werden, kann man auf diese Weise versuchen, typische Handlungskontexte zu identifizieren, die für Schmerzpatient/innen relevant sind oder charakteristische Strategien der Schmerzbewältigung. Auf dieser Grundlage ließe sich dann die Frage beantworten, unter welchen Bedingungen in welchen Handlungskontexten welche Schmerzbewältigungsstrategien von Personen mit chronischem Schmerz bevorzugt genutzt werden. Im Idealfall führt dies zur Konstruktion von Handlungsmodellen, die die Variation des beobachtbaren Handelns im Untersuchungsfeld zu erklären helfen und die die Grundlage für eine Theorie über Handlungsstrategien in den interessierenden Handlungsfeldern liefern.

Innerhalb ihres neuen, überarbeiteten Konzepts der GTM vertreten Strauss und Corbin auch eine liberalere Position als Glaser, was die Verwendung von Literatur im Forschungsprozess angeht: Es könne jede Art von Literatur genutzt werden, auch bevor mit der eigentlichen empirischen Studie begonnen wird (vgl. Strauss & Corbin 1990, S.56).

3 Der Bruch zwischen Glaser und Strauss in den 1990er Jahren

Bevor Glaser und Strauss etwa ab Mitte der 1970er Jahre begannen, deutlich unterschiedliche Wege bei der Ausarbeitung und Klärung der methodologischen Grundlagen der GTM einzuschlagen, hatten sie ihre Zusammenarbeit in recht erfolgreichen medizinsoziologischen Forschungsprojekten schon einige Zeit beendet. 1992 wendete sich Glaser dann in einer im Eigenverlag verlegten polemischen Streitschrift unter der Überschrift „Emergence vs. Forcing: Basics of Grounded Theory Analysis“ gegen

die von Strauss und Corbin vertretene Version der GTM, indem er beiden vorwarf, Verrat an der ursprünglich gemeinsam begonnenen Sache verübt zu haben. Das in dieser Schrift in vielen Variationen vorgebrachte Argument ist, dass Konzepte wie das der „axialen Kodierung" und des „Kodierparadigmas" Forschende dazu verleiten müssten, den Daten Kategorien „aufzuzwingen" *(to force)*, statt sie „emergieren" zu lassen. Im Gegensatz zu Strauss und Corbin formulierte Glaser zudem explizit den Anspruch, dass Forschende, um die GTM „richtig" zu nutzen, ihr Feld ohne präzise Forschungsfragestellung betreten müssten: „He moves in with the abstract wonderment of what is going on that is an issue and how it is handled" (S.22). Zudem bestand er auf der Notwendigkeit „not to review any of the literature in the substantive area under study" (S.31). Die Verwendung jeglichen theoretischen Hintergrundwissens über den Gegenstandsbereich sei schädlich für die Entwicklung von *grounded theories:* „This dictum is brought about by the concern to not contaminate, be constrained by, inhibit, stifle or otherwise impede the researcher's effort to generate categories, their properties, and theoretical codes" (a. a. O.).

Auf diese Weise bekräftigte Glaser die induktivistische Rhetorik des Discovery-Buchs, wonach theoretische Einsichten über das Forschungsfeld von selbst auftauchen bzw. aus den Daten „emergieren", wenn (und nur wenn) Forschende sich von theoretischem Vorwissen freihalten. Aber dennoch hatte Glaser in seiner eigenen Version der Grounded Theory ja bis zu einem gewissen Grad die grundlegenden Probleme des Induktivismus erkannt: Eine Strategie wissenschaftlicher Forschung, die sich einem empirischen Feld ohne irgendwelche theoretischen Vorannahmen nähert, ist schlicht nicht umsetzbar – solch eine Methode könnte nur eine Unmenge unzusammenhängender Beobachtungen und Einzelbeschreibungen liefern, nicht aber empirisch begründete Kategorien, Hypothesen oder gar Theorien. Glasers Konzepte der theoretischen Sensibilität und der theoretischen Kodierung stellen Versuche dar, dieses erkenntnistheoretische Grundlagenproblem forschungspraktisch zu lösen. Nur erfordert theoretische Sensibilität (also die Fähigkeit, beobachtete empirische Phänomene in theoretische Begriffe zu fassen) eben auch eine ausgiebige Schulung in soziologischer Theorie, wie Glaser selbst einräumt (vgl. Glaser 1992, S.28). Deshalb sind aber auch jene „Kodierfamilien", welche er in seinem Buch über theoretische Sensibilität aus dem Jahr 1978 aufzählt, nur von begrenztem Nutzen gerade für Neulinge in der empirischen Forschung, für Doktorand/innen und Nachwuchsforscher/innen, für die es sehr schwierig sein kann, aus der von Glaser angebotenen mehr oder weniger unsystematischen Liste theoretischer Begriffe das Passende herauszufinden und zu einem Modell zu verknüpfen. Forschende hingegen mit breitem theoretischen Hintergrundwissen und langer Erfahrung in der Anwendung theoretischer Begriffe auf empirische Sachverhalte werden eine solche Liste nicht brauchen.

Strauss' und Corbins „Kodierparadigma" hingegen ermöglicht die Konstruktion eines heuristisch-theoretischen Rahmens, der für die Entwicklung empirisch begründeter Theorien genutzt werden kann. Insbesondere Forschende mit geringen Erfahrungen in der Anwendung theoretischen Vorwissens auf empirische Daten

können auf diese Weise mit der GTM arbeiten, ohne in Gefahr zu geraten, in ihren Daten zu ertrinken. Man muss sich allerdings darüber im Klaren sein, dass das Kodierparadigma in einer ganz bestimmten Theorietradition steht, der pragmatistischen Sozialtheorie, die durch die Arbeiten von Dewey und Mead begründet wurde. Deshalb kann Glasers Besorgnis, dass eine Verwendung dieses Kodierparadigmas dazu führen könne, dass Kategorien den Daten aufgezwungen würden, nicht völlig von der Hand gewiesen werden. Schaut man sich jedoch genauer die begriffliche Struktur des Kodierparadigmas an, dann erscheint Glasers Kritik überzogen: Die allgemeine Handlungstheorie, die dem Kodierparadigma zugrunde liegt, beruht auf einem sehr allgemeinen Verständnis sozialen Handelns, das mit einem breiten Spektrum soziologischer Theorien kompatibel ist (das nicht nur Ansätze aus dem Bereich der interpretativen Soziologie [wie etwa die phänomenologische Soziologie] umfasst, sondern von entscheidungstheoretischen Ansätzen bis hin zu funktionalistischen Rollentheorien reicht). Letztendlich repräsentiert das Kodierparadigma ein einfaches, dem Alltagsverständnis nahes Modell intentionalen Handelns, das sich für die Beschreibung einer großen Anzahl sozialer Phänomene einsetzen lässt. Trotzdem darf natürlich nicht außer Acht gelassen werden, dass dieses Kodierparadigma eng mit einer mikrosoziologischen Perspektive auf soziale Phänomene verbunden ist, in der dem Handeln, den Wahrnehmungen und Entscheidungen individueller Akteure eine hohe Bedeutung zukommt. Forschende, die sich stärker einer makrosoziologischen, etwa einer systemtheoretischen Perspektive verbunden wissen, werden zu Recht zu der Auffassung gelangen, dass das Kodierparadigma die Erfordernisse ihre theoretischen Anschauungen nur sehr unvollkommen wiedergibt und sind deshalb gut beraten, ein eigenes Kodierparadigma auf systemtheoretischer Grundlage zu entwickeln.

Glasers Ansatz der theoretischen Kodierung, bei der Forschende *ad hoc* jene theoretischen Kodes und Kodierfamilien in die Analyse einführen, die sie für die vorliegenden Daten für angemessen halten, ist hingegen eine Strategie, die mit einer größeren Anzahl unterschiedlicher Sozialtheorien kompatibel und auch eher mit einer makrosoziologischen Perspektive vereinbar wäre. Allerdings sind diese Verfahren der Kodierung, wie schon gesagt, insbesondere für Neulinge in der empirischen Forschung weitaus schwieriger einsetzbar, weil hier kein bereits vorbereiteter begrifflicher Rahmen, vergleichbar dem Kodierparadigma, zur Verfügung steht. Allerdings empfiehlt auch Glaser in seinen Arbeiten nicht etwa einen echten Theorienpluralismus bei dem Einsatz seiner Kodierfamilien (was auch makrosoziologische Ansätze und Perspektiven einbeziehen würde). Insbesondere sein zentrales methodologisches Konzept der „grundlegenden sozialen Prozesse“ *(basic social processes)* weist ebenso wie Strauss’ und Corbins Kodierparadigma einen starken Bezug zu mikrosoziologischen Handlungstheorien auf. Auch in seiner Monografie „Theoretical Sensitivity“ betont Glaser an zahlreichen Stellen, dass die Kodierung und die kodierten Ereignisse sich immer auf Handlungen von Akteuren im untersuchten Feld beziehen lassen sollten.

Zusammengefasst besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Glaserschen und der Straussschen Fassung der GTM darin, dass Strauss und Corbin die Nutzung eines gut ausformulierten theoretischen Rahmenkonzepts auf handlungstheoretischer Grundlage bei der („axialen") Kodierung empfehlen, während Glaser darauf Wert legt, dass die Kodierung als Prozess der Kombination zwischen „the analyst's scholarly knowledge and his research knowledge of the substantive field" (Glaser 1978, S.70) *ad hoc*, das heißt wohl in den meisten Fällen: auf der Grundlage eines mehr oder weniger impliziten theoretischen Hintergrundwissens, geschehen solle. Verglichen mit diesem Unterschied verlieren andere Differenzen zwischen beiden Ansätzen an Bedeutung. Nur überzeichnet Glaser einige dieser kleineren Differenzen sehr stark. Dabei entwickelt er in seiner Betonung des „Emergierens" theoretischer Konzepte aus dem Datenmaterial weit überzogene Geltungs- und Wahrheitsansprüche: Die Aufgabe empirischer Forschung sei demzufolge die Entdeckung sozialer Welten und von „Tatsachen" „as they really are". „In grounded theory […] when the analyst sorts by theoretical codes everything fits, as the world is socially integrated and grounded theory simply catches this integration through emergence" (Glaser 1992, S.84). Folgt man solchen Ansprüchen, wäre jeder Versuch, solche „emergierten" Wahrheiten zu überprüfen, schlicht überflüssig, und die Falsifikation der aus den Daten entwickelten theoretischen Aussagen wäre unmöglich. Diese Ansicht fällt nicht nur hinter die in allen empirischen Wissenschaften heute allgemein akzeptierte Einsicht zurück, dass die Aufgabe von Forschung nicht darin besteht, unwandelbare Wahrheiten festzustellen, sondern darin, vorläufige Hypothesen vorzuschlagen und empirisch zu erhärten (oder zurückzuweisen). Und es wird damit auch die (nahezu triviale) erkenntnistheoretische Tatsache geleugnet, dass sich alle empirischen Phänomene in verschiedener Weise und aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven beschreiben und erklären lassen. Stattdessen wird die Illusion genährt, dass – wenn sich Forschende freimachen von allen theoretischen Vorannahmen – ein Prozess des „Emergierens" dafür sorgen könne, dass nur die relevanten Aspekte des untersuchten Gegenstandsbereichs erkannt und beschrieben würden. Das ist in der Tat (auch wenn Glaser an einigen Stellen die Tatsache anerkennt, dass die durch qualitative Analysen entwickelten Satzaussagen hypothetischen Charakter tragen) ein dogmatischer Rechtfertigungsinduktivismus. Und dennoch hat Glaser wie erwähnt an anderer Stelle zu Recht darauf hingewiesen, dass theoretische Konzepte nicht einfach aus Daten aufsteigen, sondern durch sorgfältige „theoretische Kodierung" (was bedeutet: durch die Kodierung und Kategorisierung empirischer Daten auf der Basis theoretischen Vorwissens) entwickelt werden müssen. So muss der Verdacht aufkommen, dass die Rede von der vermeintlichen „Emergenz" eine legitimatorische Funktion erfüllt: Eine bestimmte Art der Forschung und ihre Ergebnisse (die „empirisch begründeten" Theorien eben) sollen gegenüber Kritik immunisiert werden. Wenn Forschende nur den „rechten" (das heißt Glaserschen) Pfad der GTM eingeschlagen, können sie nicht mehr irren, denn die Konzepte, die sie „entdeckt" haben, sind ja aus den Daten quasi von selbst aufgetaucht.

4 Auf dem Weg zu einem klareren Verständnis des empirischen *Grounding* von Kategorien und Theorien

Seit ihren Anfängen hat die GTM unter einem „induktivistischen Selbstmissverständnis“ gelitten, welches durch entsprechende Abschnitte im Discovery-Buch genährt wurde. Obwohl dieser Induktivismus eine nur beschränkte Bedeutung für die praktische Umsetzung der GTM in vielen empirischen Studien hatte (darin eingeschlossen die Studien von Glaser und Strauss selbst), hat er immer wieder Anlass für Verwirrung gegeben gerade bei denjenigen, die ihre ersten empirischen Studien auf der Grundlage von Lehrbuchwissen über die GTM durchführen wollten. In den vergangenen 30 Jahren haben sowohl Glaser als auch Strauss und Corbin methodologische Arbeiten vorgelegt, die jenen naiven Empirismus, der sich hinter der Rede vom „Emergieren“ verbirgt, zu überwinden helfen. Dabei stellen die Konzepte der „theoretischen Sensibilität“, der „theoretischen Kodierung“, der „axialen Kodierung“ und des „Kodierparadigmas“ bedeutsame Schritte dar bei der Erarbeitung eines angemessenen Verständnisses des Prozesses empirisch begründeter Theoriebildung. Viele Elemente der GTM lassen sich nutzen, ohne dass man den „Dogmen des Empirismus“ (Quine 1951) anhängen müsste, insbesondere der Idee, dass an irgendeiner Stelle des Forschungsprozesses eine besondere Art der Beobachtung oder Beschreibung empirischer Phänomene stattfinden müsse oder auch nur könne, die nicht von theoretischen Begriffen „verunreinigt“ sei (vgl. Glaser & Strauss 1967, S.37, s. o.). Dennoch spielt der Induktivismus sowohl in dem Bild, das weite Teile der sozialwissenschaftlichen *scientific community* – auf Seiten der Anhänger/innen *und* der Gegner/innen – von der GTM gewonnen haben als auch in internen methodologischen Debatten weiterhin eine wichtige Rolle. Dies führt unter anderem dazu, dass erkenntnistheoretisch informierte Sozialwissenschaftler/innen die GTM nicht als ernst zu nehmenden Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Methodologie betrachten (etwa Opp 2005, S.168 f.), nachdem sie Schriften gelesen haben, die das triviale erkenntnistheoretische Faktum leugnen, dass es keine empirischen Beobachtungen geben kann, die nicht irgendwie von theoretischen Erwartungen beeinflusst sind.

Im Folgenden möchte ich zeigen, dass eine Verwendung und kritische Diskussion einiger Konzepte, die in der neueren wissenschaftstheoretischen und methodologischen Debatten entweder aktuell erörtert werden oder auch schon seit Längerem bekannt sind, zu einem besseren Verständnis des Wesens empirisch begründeter Theoriekonstruktion führen kann, zumal einige dieser Konzepte bereits (wenn auch oft nicht unter den in der Wissenschaftsphilosophie verwendeten Bezeichnungen) praktisch im Rahmen der GTM verwendet werden. Es handelt sich dabei um die Konzepte 1. des abduktiven (oder retroduktiven) Schließens, 2. des empirischen Gehaltes und der Falsifizierbarkeit und 3. der empirischer Bewährung.

4.1 *Abduktive Schlussfolgerungen als logische Grundlage empirisch begründeter Theoriebildung*

Bei der Konzeptualisierung des Prozesses der Theoriebildung in der empirischen Forschung wird oft eine falsche Alternative zwischen einem induktivistischen Konzept und dem HD-Modell der Theoriebildung eröffnet: Für das HD-Modell, das insbesondere für die experimentelle und quantitative Forschung große Bedeutung hat, ist Forschung vor allem ein Prozess der Hypothesenprüfung durch experimentelle und quasi-experimentelle Verfahren. Dabei können Hypothesen nicht anhand empirischer Beobachtungen entwickelt werden, sie entstehen vielmehr aus (nicht unbedingt rationalen) Spekulationen, Vermutungen und plötzlichen Einfällen. Der tatsächlich rational rekonstruierbare Teil des Forschungsprozesses beginnt mit der Ausarbeitung dieser Hypothesen und der Operationalisierung ihrer begrifflichen Bestandteile, die eine empirische Prüfung ermöglichen sollen. Im Rahmen dieses Modells handelnde Forschende müssen stets präzise Hypothesen entwickelt haben, *bevor* sie empirische Daten sammeln. Dementsprechend kann qualitative Forschung, die die Nutzung von unstrukturierten Daten und die Entwicklung von Theorien aus solchem Material anstrebt, aus der Perspektive des HD-Modells nicht als eine akzeptable wissenschaftliche Forschungsmethode gelten, die valide Ergebnisse produziert.

Nun haben etliche wissenschaftsgeschichtliche Studien seit den 1970er Jahren deutlich gemacht, dass das HD-Modell den faktischen Forschungsprozess auch in den experimentellen Naturwissenschaften zu stark vereinfacht. Auf der Grundlage von historischen Studien über bekannte wissenschaftliche Entdeckungen hat seit jener Zeit eine lebhafte Debatte über *logics of discovery* und *Rationale Heuristiken* in der modernen Wissenschaftsphilosophie stattgefunden, die die Überzeugung von strikten Anhänger/innen des HD-Modells, Hypothesen würden allein aufgrund kühner Spekulationen oder glücklicher Eingebungen zustande kommen, grundsätzlich infrage stellt. Denn historische Analysen faktischer Forschungsprozesse machen deutlich, dass wissenschaftliche Entdeckungen kaum je nur aus einzelnen Geistesblitzen entstehen, die nicht als schlussfolgerndes, logisches Denken rekonstruierbar wären (vgl. hierzu etwa Hanson 1965; Curd 1980; Nickles 1980, 1985, 1990). Obwohl der „Entdeckungszusammenhang" wissenschaftlicher Forschung natürlich immer Elemente von Intuition und Kreativität enthält, ist die Entwicklung von Hypothesen in der Regel dennoch ein vernünftig und logisch rekonstruierbarer Prozess. In einer eindrücklichen Rekonstruktion von Keplers Entdeckung der (elliptischen) Planetenbahnen zeigt dies Norwood Hanson (1965), und er verdeutlicht dabei, dass logische Schlussfolgerungen, die zur Entwicklung neuer theoretischer Einsichten führen, weder induktiv noch deduktiv sind. Vielmehr repräsentieren sie eine besondere Form des Schließens, die von einer Menge empirischer Phänomene (als Prämissen) zu einer erklärenden Hypothese (als Konklusion) gelangt.

Hanson nannte diese Form der Schlussfolgerung „retroduktive Inferenz", in neueren Schriften wurde der Begriff „Schlussfolgerung auf die beste Erklärung" (Achin-

stein 1992) geprägt. Der Terminus „hypothetische Schlussfolgerung“ macht die Rolle dieses Vorgangs im Forschungsprozess noch deutlicher: Hypothetische Schlussfolgerungen dienen der Entdeckung von Hypothesen, die bestimmte empirische Beobachtungen erklären sollen. (Es handelt sich hier also keinesfalls um einfache induktive Generalisierungen!) Das grundlegende Modell der hypothetischen Schlussfolgerung wurde zuerst ausführlich von Charles Sanders Peirce, einem Begründer des Pragmatismus, beschrieben. Peirce grenzte diese Form der Schlussfolgerung (die er zuerst „Hypothese“, dann „Abduktion“ nannte) sowohl von der Induktion als auch von der Deduktion ab. Eine deduktive Schlussfolgerung ist die Anwendung allgemeiner *Regeln* auf spezifische *Fälle*, mit denen ein bestimmtes *Resultat* erschlossen wird.

> „The so-called major premise lays down this rule; as for example, ‚All men are mortal‘. The other or minor premise states a case under the rule; as ‚Enoch was a man‘. The conclusion applies the rule to the case and states the result: ‚Enoch is mortal‘“ (Peirce 1979 [1974], 2.621).

Bei der induktiven Schlussfolgerung wird der deduktive Syllogismus umgedreht – von einer Anzahl von Fällen, in denen ein bestimmtes Resultat eingetreten ist, wird auf eine allgemeine Regel geschlossen, wonach diese Resultate bei *allen* Fällen der Klasse, zu denen die beobachteten Fälle gehören, eintreten wird. Es gibt jedoch noch eine weitere Möglichkeit, einen deduktiven Syllogismus umzukehren: Man beginnt mit einer empirischen Beobachtung (dem „Resultat“), die erklärt wird, indem eine bestimmte Regel herangezogen wird, wonach das beobachtete Objekt zu einer Klasse gehört, auf die die Regel anwendbar ist. Es wird also von dem Resultat unter Zuhilfenahme einer Regel auf den „Fall“ geschlossen. Dabei ist die allgemeine Regel entweder den Forschenden bereits bekannt (in diesem Fall ist die hypothetische Schlussfolgerung die Subsumtion eines Ereignisses unter eine bekannte Gesetzmäßigkeit), oder die hypothetische Schlussfolgerung führt zur Entwicklung oder Entdeckung einer neuen Regel. Vor allem diese Form des hypothetischen Schließens hatte Peirce im Blick, als er in seinem Spätwerk den Begriff der „Abduktion“ einführte (vgl. Reichertz 2003 und in diesem Band).

Eine Abduktion beginnt mit einem überraschenden Ereignis, das auf der Grundlage des bisherigen Wissens nicht erklärbar ist: „The surprising fact, C is observed. But if A were true, C would be a matter of course. Hence there is a reason to suspect that A is true“ (Peirce 1979 [1974], 5.189). Konfrontiert mit diesem überraschenden Ereignis „we turn over our recollection of observed facts; we endeavour so to rearrange them, to view them in such new perspective that the unexpected experience shall no longer appear surprising“ (7.36). Das ist natürlich (auch) ein kreativer Prozess, der manchmal kommt „wie ein Blitz“ (Peirce 1979 [1974], 5.182). Trotzdem ist die Kreativität der Forschenden im Idealfall begrenzt durch bestimmte Einschränkungen und methodologische Regeln. Zuerst einmal wird die Originalität der neu entwickelten Hypothese eingeschränkt durch die Tatsachen, die erklärt werden müssen. „It is not pure, ontological originality in the relation to the ideas and perceptual facts at hand.

Hypotheses can be original, but only if they still may explain the facts in question" (Anderson 1987, S.44). Des Weiteren muss die abduktive Schlussfolgerung nicht nur zu einer befriedigenden Erklärung der beobachteten Fakten führen, sondern bis zu einem gewissen Grad auch mit dem Vorwissen des Forschers/der Forscherin konsistent sein – „the different elements of the hypothesis were in our minds before", wie Peirce betont (1979 [1974], 5.181). Aus diesem Grund führen Abduktionen nicht einfach zur Schaffung neuen Wissens *ex nihilo*. Stattdessen kombiniert jede neue Einsicht „something old and something hitherto unknown" (7.536). Eine abduktive Schlussfolgerung ist also ein innovativer Prozess, bei dem verschiedene Elemente des Vorwissens modifiziert und neu kombiniert werden – „it is the idea of putting together what we had never before dreamed of putting together which flashes the new suggestion before our contemplation" (5.182). Wissenschaftliche Entdeckungen verlangen auf diese Weise stets die Integration von (theoretischem) Vorwissen und neuer Erfahrung „[…] that is to say, we put old ideas together in a new way and this reorganization itself constitutes a new idea" (Anderson 1987, S.47). So lassen sich auch theoretische Einsichten und Entwicklungen in den Sozialwissenschaften, welche zu neuen und überzeugenden Erklärungen sozialer Sachverhalte führten, stets als Resultat abduktiver Schlussfolgerungen rekonstruieren. Dies lässt sich besonders gut an „Theorien mittlerer Reichweite" zeigen, etwa anhand der These Durkheims, Unterschiede zwischen Suizidraten ließen sich aus einem unterschiedlichen Ausmaß gesellschaftlicher „Anomie" erklären, oder anhand Webers Erklärung des Erfolgs protestantischer Kaufleute als Folge ihrer religiösen Orientierungen. Ein weiteres gutes Beispiel ist der „Etikettierungsansatz", wonach abweichendes Verhalten nicht als eine inhärente persönliche Eigenschaft individueller Akteure, sondern als Resultat sozialer Interaktionen und gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse verstanden werden kann. All diese Erklärungen sozialer Sachverhalte, die theoretische Fortschritte in den Sozialwissenschaften darstellten, nahmen ihren Anfang von überraschenden, sonderbaren und schwierig zu verstehenden empirischen Phänomenen, die dann durch theoretische Konzepte erklärt wurden, die zuvor auf diesen Gegenstandsbereich nicht angewendet worden waren: So erklärte etwa Weber weltlichen, ökonomischen Erfolg durch eine Bezugnahme zu religiösen Überzeugungen, die eigentlich außerweltliche Dinge betrafen. Und die Vertreter/innen des Etikettierungsansatzes interpretierten „merkwürdiges" und „problematisches" Handeln als das Resultat interaktiver Prozesse der Rollendefinition und Identitätsbildung. Bei der Formulierung abduktiver Schlussfolgerungen sind Forschende dabei auf theoretisches Vorwissen stets angewiesen. Dieses versorgt sie mit dem notwendigen kategorialen Rahmen für die Interpretation, Beschreibung und Erklärung der empirischen Welt. Wenn ein innovativer Forschungsprozess erfolgreich sein soll, darf dieser Rahmen allerdings nicht als Prokrustesbett dienen, in das empirische Beobachtungen hineingezwungen werden. Stattdessen muss es möglich sein, den theoretischen Rahmen, der die empirischen Untersuchungen anleitet, auf der Basis empirischen Materials zu modifizieren und umzugestalten.

4.2 *Empirischer Gehalt bzw. Falsifizierbarkeit als Kriterium für die Brauchbarkeit theoretischer Konzepte für die qualitative Forschung*

Hypothetische Schlussfolgerungen verbinden also auf kreative Weise neue und interessante empirische Fakten mit vorhandenem theoretischen Wissen. Das bedeutet aber nicht, dass das theoretische Vorwissen qualitativ Forschender zu Beginn des Forschungsprozesses ein vollständig kohärentes Netzwerk expliziter Aussagen bildet, aus dem sofort präzise formulierte und empirisch prüfbare Hypothesen ableitbar wären. Vielmehr kann es sich um einen (aus manchmal nur lose verbundenen Elementen bestehenden) heuristischen Rahmen von Konzepten (oder auch „Kodierfamilien“) handeln, die Forschenden helfen, ihre Aufmerksamkeit auf bestimmte Phänomene im empirischen Feld zu richten. Aber bedeutet das, dass die „theoretisch sensible“ Kategorisierung und Kodierung der Daten eine Sonderbegabung von besonders talentierten Forscher/innen ist? Oder können bestimmte Aspekte expliziert werden, indem vor Beginn der Kodierung relevante „theoretische Kodes“ festgelegt werden? Ist die Konstruktion und Nutzung eines (wenigstens in Teilen) vordefinierten Kategorienschemas eine vertretbare Strategie im Rahmen der GTM, oder verführt dies Forschende notwendigerweise dazu, abzuweichen von einer offenen, qualitativen Forschungsstrategie, die zur Entdeckung bislang unbekannter sozialer Sachverhalte und Strukturen führen kann?

Um diese methodologischen Probleme zu lösen, ist es hilfreich, ein Konzept in die Diskussion einzuführen, das eine zentrale Rolle in den Schriften Karl Poppers und anderer Vertreter/innen des HD-Modells spielt: das Konzept der „Falsifizierbarkeit“ bzw. des „empirischen Gehalts“. Normalerweise werden diese Begriffe genutzt, um die Angemessenheit von Hypothesen im Rahmen einer hypothetiko-deduktiven Forschungsstrategie zu beurteilen. Dort werden nur klar formulierte Aussagen mit hohem empirischen Gehalt als adäquate Hypothesen betrachtet, wohingegen Konzepte und Annahmen, denen empirischer Gehalt fehlt und die deshalb nicht falsifiziert werden können, als hochgradig problematisch gelten. Konzepte mit niedrigem empirischen Gehalt können jedoch extrem nützlich sein, wenn das Ziel der Untersuchung eben nicht in der Überprüfung vorab definierter Hypothesen besteht, sondern in der empirisch begründeten Entwicklung von Theorien. Denn empirisch wenig gehaltvolle Begriffe zwingen Daten eben gerade nicht in ein Prokrustesbett: Durch den Mangel an empirischem Gehalt können solche Begriffe vielmehr flexibel auf zahlreiche empirische Phänomene angewendet werden. Obwohl solche Begriffe und die mit ihrer Hilfe entwickelten Aussagen also nicht im eigentlichen Sinne „getestet“ werden können, lassen sie sich als *heuristische Konzepte* nutzen, die wie Linsen wirken, durch die Forschende Sachverhalte und Phänomene ihres Forschungsfeldes besser sehen können.

Für die Konstruktion eines Kategorienschemas zur Strukturierung und Analyse qualitativer Daten, das im Forschungsprozess dann verfeinert, erweitert und modi-

fiziert werden kann, sind zwei verschiedene Arten solcher heuristischen Konzepte besonders brauchbar:

Das sind einerseits heuristische Konzepte, die auf theoretische Begriffe, Definitionen und Kategorien Bezug nehmen, die aus „Großtheorien" der Sozialwissenschaften stammen und die zu allgemein und abstrakt sind, um aus ihnen ohne Weiteres empirisch gehaltvolle Aussagen abzuleiten. Herbert Blumer hat den Terminus „sensibilisierende Konzepte" (sensitizing concepts) eingeführt, um Begriffe zu beschreiben, die „lack precise reference and have no bench marks which allow a clean cut identification of a specific instance" (1954, S.7). Sensibilisierende Konzepte eignen sich zwar nicht für (falsifizierbare) Vorhersagen, aber sie sind nützliche Werkzeuge der Beschreibung, weil ihr Mangel an empirischem Gehalt es ermöglicht, dass sie auf zahlreiche Phänomene angewendet werden können – unabhängig davon, wie empirisch gehaltlos und vage sie sind, lassen sie sich dennoch als heuristische Werkzeuge für die Konstruktion empirisch begründeter Theorien einsetzen.

Ein Begriff wie „Rollenerwartungen" liefert ein gutes Beispiel hierfür. Die Aussage, dass Menschen in mehr oder weniger großer Übereinstimmung mit Rollenerwartungen handeln, enthält auf den ersten Blick für sich genommen nicht sehr viele brauchbare Informationen. Der Begriff lässt sich jedoch sinnvoll nutzen, um eine ganze Reihe interessanter Forschungsfragen für unterschiedliche Handlungsfelder zu formulieren: Haben Rollenerwartungen überhaupt eine große Bedeutung für den untersuchten Gegenstandsbereich? Welche Rollenerwartungen werden hier an welche Akteure herangetragen? Mit welchen Mitteln versuchen die Akteure, ihnen zu entsprechen? Entwickeln bestimmte Akteure Strategien, um die Erfüllung von Rollenerwartungen zu vermeiden? Können diese Strategien von Anderen entdeckt und sanktioniert werden?

Entscheidungstheoretische Konzepte geben ein weiteres gutes Beispiel ab: Den Kern entscheidungstheoretischer Ansätze bildet die Idee, dass menschliche Akteure stets jene Handlungsalternativen auswählen, die ihnen am geeignetsten zur Erreichung ihrer Ziele erscheinen. Solange allerdings nicht genau festgelegt wird, *welche* Ziele konkrete Akteure verfolgen und *welche* Handlungen sie als angemessen ansehen, bleibt eine solche Aussage ohne empirischen Gehalt. Die Theorie ist wie ein „leerer Sack" (vgl. Simon 1985), wenn hier nicht weitere Hilfsannahmen einbezogen werden. Doch auch wenn sich aus den Grundannahmen entscheidungstheoretischer Ansätze nicht ohne Weiteres präzise Hypothesen ableiten lassen, können Forschende sinnvolle Forschungsfragen und heuristische Kodes ableiten: Qualitative Daten können z. B. danach kodiert werden, ob potenzielle *Nutzen-* und *Kostenargumente* zur Sprache kommen; ob es um die *Intentionen* und *Ziele* der Forschungssubjekte geht oder um die *Mittel*, die sie zur Erreichung ihrer Ziele nutzen usw. Auf diese Weise kann bei der qualitativen Datenanalyse auf eine große Anzahl abstrakter Begriffe aus unterschiedlichen theoretischen Traditionen zurückgegriffen werden, um die Daten zu strukturieren. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass eine

feste Bindung an eine bestimmte Theorietradition es zwar manchmal einfacher machen kann, die Daten zu strukturieren. Dies bringt aber auch die Gefahr mit sich, dass Konzepte, die eher zu den Daten passen und auf diese Weise neue interessante theoretische Einsichten erbringen können, gar nicht in den Blick geraten. Auch sensibilisierende Konzepte, mit deren Hilfe alle möglichen Phänomene beschrieben werden können, können zum Ausschluss bestimmter Perspektiven auf den Gegenstandsbereich führen: So kann etwa eine ausgedehnte Nutzung von Konzepten aus mikrosoziologischen Handlungstheorien (wie „Akteure“, „Absichten“ etc.) eine systemtheoretische Makroperspektive auf den Gegenstand behindern, die andere und in manchen Fällen interessantere Einsichten zu erbringen vermag.

Eine Möglichkeit, um mit diesem Problem umzugehen, besteht darin, gegenüber den Daten verschiedene und dabei auch konkurrierende theoretische Perspektiven einzunehmen. Des Weiteren kann besondere Aufmerksamkeit auf die Frage gerichtet werden, ob die jeweils gewählte theoretische Perspektive zum Ausschluss oder zur Vernachlässigung von Phänomenen oder Ereignissen im empirischen Feld führen kann.

Auch alltagsnahe Begriffe, die für das jeweilige Forschungsprojekt von Interesse und für das untersuchte Handlungsfeld relevant sind, können die Gefahr des *forcing* verringern und die Entdeckung bislang unbekannter Beziehungen und Muster in den Daten erleichtern. Einfache Beispiele hierfür sind Konzepte wie etwa „Schule“, „Arbeit“ oder „Familie“, aber themenorientierte Kategorien können auch weitaus komplexer sein. Natürlich ist auch hier beständig zu fragen, ob ein bestimmtes Konzept wirklich heuristischen Zwecken (also der Entdeckung bislang unbekannter Muster und Beziehungen) dient, oder ob es interessante Phänomene ausschließt („Familie“ könnte etwa die Aufmerksamkeit von alternativen Beziehungs- und Lebensformen im Feld weglenken, „Arbeit“ könnte, wenn hierunter nur Berufsarbeit verstanden wird, dazu führen, dass Formen der Selbstversorgung und privater Reproduktion vernachlässigt werden usw.).

Beide Arten heuristischer Konzepte, gleich ob aus dem Alltagswissen bezogen oder aus abstraktem theoretischen Wissen entwickelt, lassen sich zur Erfassung und Beschreibung sehr unterschiedlicher sozialer Sachverhalte einsetzen. Das bedeutet, dass es nicht notwendig ist, konkrete Tatsachen über das untersuchte Handlungsfeld zu wissen, um diese Konzepte bei der Analyse der Daten einzusetzen. Oder in anderen Worten: Heuristische Konzepte können nicht verwendet werden, um ohne Zusatzinformationen *ex ante* empirisch gehaltvolle Aussagen über bestimmte soziale Sachverhalte zu formulieren. Im Rahmen einer HD-Strategie sind solche Konzepte deshalb nur wenig brauchbar, in der explorativen und interpretativen Sozialforschung aber unersetzlich. Unabhängig davon, ob es sich um aus dem Alltagswissen oder aus theoretischem Wissen entwickelte Konzepte handelt, trifft dabei immer eine grundlegende methodologische Regel zu: Mit abnehmendem empirischen Gehalt sinkt das Risiko, dass die Kategorien den Daten aufgezwungen werden können.

Somit können die methodologischen Konzepte des „empirischen Gehalts" und der „Falsifizierbarkeit" helfen, um theoretische Vorannahmen zu identifizieren, die qualitativ Forschende (nicht nur im Rahmen der GTM) nutzen können, um ihre Daten zu strukturieren, ohne grundlegende methodologische Regeln qualitativer Forschung (insbesondere die Forderung nach „Offenheit" dem Untersuchungsgegenstand gegenüber) zu verletzen. Auf diese Weise lässt sich auf jeder Stufe des Forschungsprozesses theoretisches Vorwissen einsetzen, solange Konzepte mit begrenztem empirischen Gehalt verwendet werden (was man dem HD-Ansatz zufolge vermeiden sollte). Dabei werden die Daten zuerst mithilfe heuristischer Konzepte analysiert, um dann in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material sukzessive Kategorien und Aussagen mit wachsendem empirischen Gehalt zu konstruieren. In diesem Prozess können sozialwissenschaftliche Großtheorien die Funktion einer „theoretischen Achse" oder eines „Skeletts" haben, dem das „Fleisch" empirisch gehaltvoller Information aus dem Forschungsfeld hinzugefügt wird, um empirisch begründete Theorien und Aussagen zu entwickeln.

Allerdings können Kategorien und Hypothesen mit *hohem* empirischen Gehalt auch fruchtbar für eine qualitative Studie sein. Arlie Hochschilds Konzept der „Gefühlsarbeit" *(emotional labour)*, ursprünglich entwickelt, um Handlungs- und Interaktionsmuster zwischen Kabinenpersonal und Flugpassieren zu untersuchen (Hochschild 1983), kann sich etwa in einer qualitativen Studie über die Beziehungsstrukturen zwischen pflegebedürftigen älteren Menschen und Pflegepersonal als sehr hilfreich erweisen. Im Unterschied etwa zu dem schon behandelten Begriff der „Rollenerwartungen" lässt sich der Terminus „Gefühlsarbeit" nicht auf *alle möglichen* sozialen Beziehungen anwenden, er hat also einen weitaus höheren empirischen Gehalt: Es gibt viele soziale Interaktionen, bei denen die von Hochschild beschriebene Gefühlsarbeit keine (oder eine zu vernachlässigende) Rolle spielt, und die Hypothese, dass von bestimmten Dienstleister/innen Gefühlsarbeit erwartet wird, lässt sich überprüfen und falsifizieren. Trotzdem kann die Verwendung gerade dieser Kategorie ein neues und interessantes Licht auf die Untersuchung einer ganzen Reihe von Dienstleistungsbeziehungen werfen.

Es kann also sinnvoll sein, in der qualitativen Forschung auch gelegentlich Konzepte zu verwenden, die dem Verständnis des Begriffs Theorie im Kontext des HD-Ansatzes nahekommen: wohl definierte Kategorien und Aussagen über ein bestimmtes Handlungsfeld, die genügend empirischen Gehalt aufweisen, um getestet zu werden. Tatsächlich hat die Nutzung empirisch gehaltvoller Konzepte in der qualitativen Forschung sogar eine gewisse Tradition. Forschende und Methodiker/innen aus der „Chicagoer Schule" der amerikanischen Soziologie hatten bereits in den 1930er Jahren ein Verfahren empfohlen und in zahlreichen Studien genutzt, das sie als „Analytische Induktion" bezeichnet hatten und bei dem in qualitativen Untersuchungen Hypothesen getestet werden: Auf der Grundlage empirischer Evidenz, die von sog. „kritischen Fällen" *(crucial cases)* stammt, sollen dabei explizit

formulierte Hypothesen im qualitativen Forschungsprozess sukzessive geprüft und modifiziert werden. Ein Beispiel hierfür liefert etwa Donald Cresseys bekannte qualitative Studie über Unterschlagung. Im Lauf des Forschungsprozesses formulierte Cressey (1971 [1953], S.104 f.) bspw. die folgende Hypothese:

> „… trust violators usually consider the conditions under which they violated their own positions of trust as the only ‚justifiable‘ conditions, just as they consider their own trust violation to be more justified than a crime such as robbery or burglary“.

Diese Behauptung ist falsifizierbar, wenn man sich die Mühe macht, Daten über Personen zu sammeln, die Geld veruntreut haben. An einem bestimmten Punkt des Forschungsprozesses suchte Cressy dann tatsächlich systematisch nach „kritischen Fällen“ und „Gegenbeispielen“ – also nach Personen, die in Interviews keine Rechtfertigung für die von ihnen begangene Veruntreuung vorbrachten.

Natürlich bringt ein solches Vorgehen auch ein gewisses Risiko mit sich, nämlich dass die Daten mithilfe von Konzepten untersucht werden, die für das interessierende Forschungsfeld eigentlich gar nicht passen (der klassische Fall des *forcing the data*). Dass sogar heuristische Konzepte mit einem begrenzten empirischen Gehalt die Sicht auf die Phänomene im Forschungsfeld einengen können, zeigte sich ja bereits an dem Kodierparadigma von Strauss und Corbin, das Forschenden eine bestimmte mikrosoziologische Perspektive nahelegt, die sie möglicherweise gar nicht teilen. Auf der anderen Seite ist die Empfehlung, möglichst offene heuristische Konzepte (mit sehr geringem empirischen Gehalt) zu nutzen, oft wenig hilfreich für unerfahrene Forschende, denn nicht jedes heuristische Konzept kann die Aufmerksamkeit auf die relevanten Phänomene im Forschungsfeld lenken. Dies ist leicht feststellbar bei der Arbeit mit Glasers „Kodierfamilien“: Es ist insbesondere für Nachwuchswissenschaftler/innen eine sehr anspruchsvolle Aufgabe, aus der großen Zahl theoretischer Ansätze und Schulen, die die Sozialwissenschaften zu bieten hat, jene Konzepte auszuwählen, die für ein bestimmtes Forschungsfeld bzw. eine bestimmte Forschungsfrage am besten geeignet sind.

Eine zentrale Aufgabe qualitativer Methodologie besteht also darin, einen Mittelweg aufzuzeigen zwischen „Skylla“ und „Charybdis“: Da ist auf der einen Seite die Gefahr, dass vorformulierte Begriffe und Theorien den Daten aufgezwungen werden, auf der anderen Seite könnten Konzepte aus unterschiedlichen theoretischen Traditionen eklektisch und wahllos auf das empirische Feld bezogen werden. Diese beiden Risiken lassen sich aber durch die folgenden methodologischen Strategien verringern:

- Die Entwicklung empirisch begründeter Kategorien und Hypothesen profitiert stark von Theorienpluralismus. Eine pluralistische Verwendung heuristischer Rahmenkonzepte erfordert, dass Forschende im Idealfall unterschiedliche Konzepte aus verschiedenen und auch konkurrierenden Theorietraditionen ken-

nen und zwischen ihnen flexibel auswählen, indem sie deren Angemessenheit für den Untersuchungsgegenstand prüfen. Forschende mit einer umfassenden Kenntnis theoretischer Konzepte und einer langen Erfahrung in deren Anwendung sind oft in der Lage, das angemessene heuristische Konzept „intuitiv", das heißt unter Rückgriff auf implizites Hintergrundwissen zu finden. Im Unterschied dazu profitieren weniger erfahrene Forschende eher von einer expliziten Strategie der Theoriebildung, bei der verschiedene „Großtheorien" nacheinander eingesetzt werden, um die untersuchten Phänomene zu analysieren. Eine systematisch vergleichende Anwendung unterschiedlicher heuristischer Konzepte auf dieselben Daten ist auf jeden Fall einer Rhetorik des „Emergierens" vorzuziehen, die leicht dazu verführen kann, dass Forschende letztendlich dann doch nur ihre Lieblingstheorien heranziehen.

- Die bereits von den Vertreter/innen der „analytischen Induktion" vorgeschlagene Strategie der systematischen Suche nach Gegenevidenz kann verdeutlichen, ob ein bestimmtes heuristisches Konzept einen hohen oder niedrigen empirischen Gehalt besitzt. Falls nämlich leicht Gegenbeispiele gefunden werden können, haben die angewendeten Konzepte offensichtlich einen hohen Grad an Falsifizierbarkeit bzw. empirischem Gehalt und sind deswegen kaum als Heuristik für eine erste Strukturierung der Daten geeignet.
- Auch die ausgedehnte Suche nach empirischen Phänomenen, auf die die verwendeten Konzepte nicht anwendbar sind, erfüllt einen ähnlichen Zweck. Falls in den Daten eine größere Zahl von Phänomenen gefunden werden kann, zu denen die bislang verwendeten Kategorien nicht passen, ist es notwendig, nach alternativen Konzepten und theoretischen Perspektiven Ausschau zu halten, die sich besser auf das untersuchte Feld beziehen lassen.

4.3 Die Notwendigkeit der empirischen Bewährung empirisch begründeter Kategorien und Hypothesen

Im Gegensatz zum Induktivismus ist ein „abduktives" Modell des Forschungsprozesses konsequent fallibilistisch. Hiermit verbindet sich nämlich nicht der Anspruch, dass die Gültigkeit von Aussagen, die mithilfe empirischer Daten entwickelt wurden, dadurch gesichert werden kann, dass Forschende sich zunächst von theoretischen Vorannahmen befreien müssten, um dann die Realität erfassen zu können, „wie sie wirklich ist". Hypothetische bzw. abduktive Schlussfolgerungen können zwar zu rationalen und wohlbegründeten Aussagen führen, die sowohl mit den beobachteten Phänomenen als auch mit theoretischem Vorwissen kompatibel sind. Je mehr diese Aussagen aber über die Beschreibung von einzelnen Ereignissen hinausgehen (je mehr also, mit anderen Worten, ein echter Anspruch auf Theoriebildung formuliert wird), desto fehlbarer sind sie. Die Fehlbarkeit von auf der Basis empirischer Daten abduktiv gefolgerten Aussagen zeigt sich bereits daran, dass dasselbe empirische

Phänomen in der Regel ganz verschiedene (sich möglicherweise widersprechende, aber jeweils mit dem vorhandenen Vorwissen vereinbare) Erklärungen zulässt.

Wenn man die Idee fallen lässt, dass via Induktion sicheres und verlässliches Wissen entstehen kann und wenn man die Bedeutung theoretischen Vorwissens im Forschungsprozess explizit anerkennt, lässt sich die Forderung nach einer *zusätzlichen* Bewährung empirisch begründeter theoretischer Konzepte nicht als Versuch verstehen, die Bedeutung explorativer qualitativer Forschung gegenüber den Methoden der (experimentellen oder quasi-experimentellen) Hypothesentestung herabzuwürdigen. Forderungen nach zusätzlicher Evidenz sind, wenn man den Umstand berücksichtigt, dass empirische Forschung nicht endgültige Belege für theoretische Aussagen erbringen kann, sondern nur kumulative und stets vorläufige Evidenz, vielmehr eine Selbstverständlichkeit in wissenschaftlichen Diskursen. Während nun Strauss und Corbin der Frage, wie empirisch begründete Kategorien und Aussagen weiter validiert werden können, starke Aufmerksamkeit widmen, zeigt Glaser in seiner Verteidigung des Induktivismus der frühen GTM immer wieder das, was Imre Lakatos (1978) „erkenntnistheoretischen Certismus“ genannt hat, so etwa wenn Glaser schreibt: „Grounded theory looks for what is, not what might be, and therefore needs no test“ (1992, S.67). Hier schwingt die erkenntnistheoretisch längst überwundene Ansicht mit, dass empirische Forschung durch die konsequente Anwendung des Induktionsprinzips zu letztgültigen Sicherheiten und Wahrheiten gelangen könne, die jeden Versuch einer weiteren Überprüfung überflüssig machten.

Wenn man sich aber nun nicht darauf einlassen möchte, Unfehlbarkeit für bestimmte Forschungsergebnisse in Anspruch zu nehmen, wird eine weitere Überprüfung, Veränderung oder eben auch Verwerfung von empirisch begründeten Hypothesen und Theorien zu einer wichtigen Aufgabe. Dabei ist nicht notwendig nur eine Bezugnahme auf die jüngeren Arbeiten von Strauss und Corbin zur GTM erforderlich, sondern es können auch Konzepte genutzt werden, die in anderen qualitativen Ansätzen entwickelt wurden, etwa die bereits erwähnten Strategien der „Analytischen Induktion“ oder Verfahren der Hypothesenprüfung im Rahmen der hermeneutischen Textinterpretation, bei denen verschiedene Lesarten einer Textpassage durch die sequenzielle Analyse des weiteren Textes geprüft werden sollen (Oevermann, Allert, Konau & Krambeck 1979); ebenso Methoden der Entwicklung und Überprüfung qualitativer Kausalhypothesen, die Charles Ragin (1987) vorgeschlagen hat. Zudem können Techniken computergestützter Kategorisierung, Archivierung und Strukturierung qualitativen Datenmaterials, die in den letzten 20 Jahren entwickelt und verfeinert wurden, den Prozess der Bewährung empirisch begründeter Theorien unterstützen, indem sie helfen, systematisch empirische Evidenz und Gegenevidenz in den Daten zu finden (vgl. Kelle 2004; siehe auch den Beitrag von Konopásek in diesem Band).

5 Abschließende Bemerkungen

„Emergenz" hat sich als ein problematisches methodologisches Konzept erwiesen, weil sich hieran die empiristische Idee knüpft, dass Forschende sich ihrem Forschungsfeld ohne theoretisches Vorwissen nähern sollten. Allerdings haben Glaser und Strauss den Umstand, dass Forschende immer auf bereits vorhandenes Theoriewissen Bezug nehmen müssen, um empirische Sachverhalte zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären, keinesfalls übersehen. Eine Alternative zum induktivistischen Verständnis qualitativer Forschung findet sich bereits im Discovery-Buch: Forschende mit *„theoretischer Sensibilität"* können Perspektiven entwickeln, die ihnen helfen „to see relevant data and abstract significant categories from his scrutiny of the data" (Glaser & Strauss 1967, S.3). So enthalten die frühesten Versionen der GTM im Grunde zwei verschiedene Modelle des Verhältnisses zwischen Daten und Theorie mit widersprüchlichen Implikationen: Auf der einen Seite wird betont, dass theoretische Konzepte aus den Daten „emergieren", falls Forschende sich dem empirischen Feld ohne vorformulierte Theorien oder Hypothesen nähern, auf der anderen Seite wird die notwendige Nutzung theoretischen Vorwissens für die Identifizierung theoretisch relevanter Phänomene in den Daten unterstellt.

In den späteren methodologischen Arbeiten haben Glaser und Strauss den Versuch unternommen, das anfangs etwas unklare Konzept der theoretischen Sensibilität weiter zu explizieren, um die beiden *prima facie* divergierenden Forderungen nach Offenheit der Forschenden einerseits und nach deren theoretischer Sensibilität andererseits miteinander zu versöhnen. Strauss schlug zu diesem Zweck die Verwendung einer allgemeinen Handlungstheorie zur Konstruktion einer Achse für die im Forschungsprozess entstehende gegenstandsbezogene Theorie vor. Glaser hatte selbst (obwohl er den Ansatz von Strauss und Corbin 1992 heftig zurückwies und verurteilte) bereits 1978 etwas Ähnliches angeregt. Dabei hatte er die theoretischen Konzepte, die Forschende bei der Analyse qualitativer Daten zur Verfügung haben sollten, als „theoretische Kodes" bezeichnet. So reduziert sich die von Glaser recht einseitig geführte Kontroverse (da Strauss auf die Angriffe nie öffentlich reagiert hat) auf die Frage, ob Forschende ein definiertes „Kodierparadigma" sensu Strauss und Corbin nutzen oder theoretische Codes sensu GLASER *ad hoc* einführen sollten, die aus einem umfangreichen Fundus von „Kodierfamilien" stammen.

Beide Strategien haben ihre Vor- und Nachteile. Neulinge in der qualitativen Forschung, die klare Vorgaben wünschen, um ihr Datenmaterial zu strukturieren, werden eher mit dem Kodierparadigma nach Strauss und Corbin zufrieden sein. Diese Strategie bringt zudem (anders als Glaser behauptet) nur ein eingeschränktes Risiko mit sich, dass Kategorien den Daten „aufgezwungen" werden, weil das Paradigma aus theoretischen Begriffen aufgebaut ist, die nur begrenzten empirischen Gehalt aufweisen. Die mit dem Kodierparadigma verbundene mikrosoziologische Perspektive ist für viele qualitativ Forschende kein Problem, da die qualitative Forschungstradition immer eng mit mikrosoziologischen Handlungstheorien verbun-

den war und ist. Sozialwissenschaftler/innen, die eine makrosoziologische (etwa systemtheoretische oder marxistische) Perspektive einnehmen wollen, werden durch das Kodierparadigma jedoch von ihren eigentlichen theoretischen Orientierungen weggeführt.

Erfahrene Forscher/innen mit breitem Wissen im Bereich der Sozialtheorie profitieren im Allgemeinen eher von der „theoretischen Kodierung“ sensu Glaser, weil sie dann ganz unterschiedliche „Achsen“ nach ihren Bedürfnissen für die empirisch begründete Theoriekonstruktion gestalten und Konzepte aus sehr verschiedenen Theorietraditionen verwenden und auch kombinieren können.

Unabhängig davon, welche Arten „theoretischer Kodes“ oder „Kodierparadigmen“ verwendet werden sollen, sollte empirisch begründete Theorienbildung immer durch ein angemessenes erkenntnistheoretisches Modell des Verhältnisses zwischen Daten und Theorien angeleitet werden. Hierbei ist es wichtig, dass die induktivistische Rhetorik aufgegeben und stattdessen ein klares Verständnis der Bedeutung induktiver, deduktiver und vor allem abduktiver Schlussfolgerung im qualitativen Forschungsprozess entwickelt wird. Des Weiteren muss klar sein, dass jede wissenschaftliche Entdeckung die Integration von Vorwissen und empirischen Beobachtungen erfordert und dass Forschende immer auf theoretisches Vorwissen zurückgreifen müssen, das die kategorialen Grundlagen für die Beschreibung, Interpretation und Erklärung der empirischen Welt liefert.

Um sicherzustellen, dass durch die Anwendung theoretischen Wissens Daten nicht in ein Prokrustesbett gezwungen werden, sollte zudem sorgfältig zwischen verschiedenen Arten theoretischer Aussagen unterschieden werden (insbesondere zwischen definitiven und präzisen Hypothesen auf der einen und abstrakten heuristischen Konzepten auf der anderen Seite) und deren unterschiedliche Bedeutung im Prozess der Theoriebildung berücksichtigt werden. Empirisch begründete Theorienkonstruktion erfordert die sorgfältige Auswahl eines angemessenen heuristischen Theorierahmens, der als Achse für eine mithilfe empirischer Daten sukzessive konstruierte Theorie mit hohem empirischen Gehalt dienen kann. Dies erfordert auch die sorgfältige Suche sowohl nach zusätzlicher Evidenz, die die entstehende Theorie weiter empirisch untermauern kann, als auch nach Gegenbeispielen und nach solchen empirischen Sachverhalten, die durch die bislang verwendeten heuristischen Konzepte nicht angemessen abgedeckt werden können und deshalb eine Erweiterung oder Veränderung des heuristischen Rahmens erforderlich machen.

Literatur

Achinstein, Peter (1992). Inference to the best explanation: Or, who won the Mill-Whewell debate? *Studies in the History and Philosophy of Science, 23*, 349–364.

Anderson, Douglas R. (1987). *Creativity and the philosophy of C. S. Peirce.* Dordrecht: Martinus Nijhoff.

Blumer, Herbert (1954). What is wrong with social theory? *American Sociological Review, 19*, 3–10.

Chalmers, Alan F. (2006). *Wege der Wissenschaft: Einführung in die Wissenschaftstheorie* (6. Aufl.). Berlin: Springer.

Corbin, Juliet (1991). Anselm Strauss: An intellectual biography. In David R. Maines (Hrsg.), *Social organization and social process. Essays in honor of Anselm Strauss* (S.17–44). New York: Aldine de Gruyter.

Cressey, Donald R. (1971 [1953]). *Other people's money. A study in the social psychology of embezzlement.* Belmont: Wadsworth.

Curd, Martin V. (1980). The logic of discovery: An analysis of three approaches. In Thomas Nickles (Hrsg.), *Scientific discovery, logic and rationality* (S.201–219). Reidel: Dordrecht.

Glaser, Barney (1978). *Theoretical sensitivity. Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: The Sociology Press.

Glaser, Barney (1992). *Emergence vs. forcing: Basics of grounded theory analysis*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney & Strauss, Anselm (1967). *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research.* New York: Aldine de Gruyter

Hanson, Norwood Russell (1965). *Patterns of discovery. An inquiry into the conceptual foundations of science*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hochschild, Arlie (1983). *The managed heart. Commercialization of human feeling.* Berkeley: University of California Press.

Kelle, Udo (1995). Theories as heuristic tools in qualitative research. In Ilja Maso, Paul A. Atkinson, Sarah Delamont & Jef C. Verhoeven (Hrsg.), *Openness in research. The tension between self and other* (S.33–50). Assen: Van Gorcum.

Kelle, Udo (2004). Computer assisted qualitative data analysis. In David Silverman, Giampetro Gobo, Clive Seale & Jaber F. Gubrium (Hrsg.), *Qualitative research practice* (S.473–489). London: Sage.

Kelle, Udo; Marx, Janine; Pengel, Sandra; Uhlhorn, Kai & Witt, Ingmar (2003). Die Rolle theoretischer Heuristiken im qualitativen Forschungsprozeß – ein Werkstattbericht. In Hans-Uwe Otto, Gertrud Oelerich & Heinz-Günter Micheel (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch* (S.239–248). Neuwied: Luchterhand.

Lakatos, Imre (1978). *The methodology of scientific research programmes*. Cambridge: Cambridge University Press.

Laudan, Larry (1977). *Progress and its problems. Towards a theory of scientific growth.* London: Routledge & Kegan Paul.

Lindesmith, Alfred R. (1968 [1947]). *Addiction and opiates.* Chicago: Aldine.

Nickles, Thomas (Hrsg.) (1980). *Scientific discovery, logic and rationality*. Reidel: Dordrecht.

Nickles, Thomas (1985). Beyond divorce: Current status of the discovery debate. *Philosophy of Science, 52*, 177–206.

Nickles, Thomas (1990). Discovery logics. *Philosophica, 45*, 7–32.

Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth & Krambeck, Jürgen (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S.352–434). Stuttgart: Metzler.

Opp, Karl-Dieter (2005). *Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theoriebildung und praktischen Anwendung* (6. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Peirce, Charles S. (1979 [1974]). *Collected papers* (hrsg. von Charles Hartshore, Paul Weiss & Arthur Burks). Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.

Quine, Willard Orman von (1951). Two basic dogmas of empiricism. *The Philosophical Review*, *60*, 20–43.

Ragin, Charles (1987). *The comparative method. Moving beyond qualitative and quantitative methods.* Berkeley: University of California Press.

Reichertz, Jo (2003). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung.* Opladen: Leske + Budrich.

Simon, Herbert A. (1985). Human nature in politics: The dialogue of psychology with political science. *The American Political Science Review*, *79*, 293–304.

Strauss, Anselm L. (1970). Discovering new theory from previous theory. In Tamotsu Shibutani (Hrsg.), *Human nature and collective behavior: Papers in honor of Herbert Blumer* (S.46–53). Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists.* Cambridge, NY: Cambridge University Press.

Strauss, Anselm L. (1990). *Creating sociological awareness.* New Brunswick: Transaction Publishers.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1990). *Basics of qualitative research. Grounded theory procedures and techniques.* Newbury Park, CA: Sage.

Zwei Varianten von Grounded Theory? Zu den methodologischen und methodischen Differenzen zwischen Barney Glaser und Anselm Strauss[1]

Jörg Strübing

1 Einleitung

Im Jahre 1992 veröffentlichte Barney G. Glaser im Eigenverlag ein kleines Buch mit dem Titel „Emergence vs Forcing. Basics of Grounded Theory Analysis". Dieses Buch dokumentiert öffentlich den massiven Bruch, zu dem es 1990 – zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung von Strauss und Corbins „Basics of Qualitative Research" – zwischen Strauss und Glaser gekommen ist. In der Einleitung zu „Emergence vs. Forcing" geht Glaser sogar so weit, dass er zwei seiner Briefe an Strauss abdruckt, in denen er diesen in rüdem Ton beschuldigt, sich einseitig die Konzeption des gemeinsam entwickelten Forschungsstils der Grounded Theory angeeignet und sie zugleich in unzulässiger Weise verfälscht zu haben. Mit Blick auf das Buch von Strauss und Corbin gipfeln Glasers Vorwürfe in einer bemerkenswerten Forderung: „I request that you pull the book [Basics of Qualitative Research]. It distorts and misconceives grounded theory, while engaging in a gross neglect of 90 % of its important ideas" (Glaser 1992, S.2). Für die Einleitung eines wissenschaftlichen Buches ist das fürwahr starker Tobak, und auch was Glaser an anderer Stelle in diesem Buch (z. B. S.125 f.) über Juliet Corbin schreibt, ist schwer nachvollziehbar und entspricht nicht immer akademischen Gepflogenheiten.

Strauss hat auf diese gravierenden persönlichen und wissenschaftlichen Anwürfe nie öffentlich geantwortet.[2] Einerseits war er kein Freund wissenschaftlicher Dispute (Corbin 1998, S.121), andererseits aber wohl auch, weil Glasers Kritik so offensichtlich haltlos war. Glaser wiederum hat nach dem Tod von Strauss (1996) durch die Gründung eines privaten „Institute for Grounded Theory" versucht, seinen Alleinvertretungsanspruch für das Verfahren der Grounded Theory zu festigen und das eigene Verständnis als das autoritative zu etablieren. Sukzessive sind so aus dem von Glaser und Strauss 1967 gemeinsam unterbreiteten Vorschlag zur Grounded Theory

1 Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine erweiterte und aktualisierte Fassung des 4. Kapitels meines Buches „Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung", Wiesbaden: VS Verlag, 2004 (2. Aufl. 2008).

2 Vgl. aber das interne Memo von Strauss aus dem Jahre 1995, das Corbin 1998 posthum publik gemacht hat.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_12,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

zwei – so meine These – in wichtigen Punkten gravierend voneinander verschiedene Verfahrensvorschläge auf der Basis weitgehend divergenter methodologischer und sozialtheoretischer Positionen entstanden. Diese Einschätzung ist durchaus umstritten, so postulieren Mey und Mruck (2009, S.101): „Trotz diese Weiterungen und Differenzierungen ist es nach wie vor zutreffend, von der GTM [Grounded-Theory-Methodologie] zu sprechen". Ich vertrete demgegenüber die Position, dass die Geltungsbegründungen, auf die sich Glaser und Strauss jeweils berufen, so weit auseinander liegen und sich sogar partiell widersprechen, dass Forschende, die sich auf Grounded Theory berufen, nicht umhin kommen, sich für die eine oder die andere der beiden Varianten zu entscheiden. Dies bedeutet allerdings nicht, dass auf der Ebene praktischer Datenanalyse nicht Verfahrenselemente von der einen in die andere Variante übernommen werden können.

Während es wenig Sinn macht, die persönlichen Divergenzen zwischen Glaser und Strauss bzw. Glaser und Corbin hier genauer auszuleuchten (und eine Rekonstruktion der wissenschaftlichen Schulenbildung und der damit verbundenen Abgrenzungsdiskurse eher von wissenschaftssoziologischem Interesse wäre), ist es in jedem Fall lohnend, die mittlerweile offenbar gewordene Gegensätzlichkeit der wissenschaftlichen Positionen der beiden Begründer der Grounded Theory etwas eingehender zu betrachten. Zu fragen ist also, welche methodologische Position Glaser für sich reklamiert, und mit welchen Argumenten er von dort aus die von Strauss vertretene Variante kritisiert.

Typischerweise werden die Auseinandersetzungen zwischen Vertreter/innen unterschiedlicher wissenschaftlicher Positionen als Kontroversen aufgefasst und dargestellt. Dies bietet sich im vorliegenden Fall jedoch nicht an, denn obwohl es deutlich gegensätzliche Positionen gibt, fehlt hier ein typisches Merkmal einer wissenschaftlichen Kontroverse: Weil Strauss nie öffentlich auf Glasers Polemiken geantwortet hat, ist es in der Folge nicht zu einem Austausch von Argumenten gekommen. Stattdessen haben sich zwei ko-existierende Richtungen der Grounded Theory etabliert, die beide das gleiche Label für sich beanspruchen.[3] Dies führt in Methodendiskussionen immer wieder zu einiger Konfusion. Bei Forscher/innen, die sich zur Erläuterung ihres methodischen Vorgehens pauschal auf „die" Grounded Theory beziehen, kann höchstens mit Blick auf die Referenzliteratur unterschieden werden, welche

3 Grounded Theory ist keine kanonische Lehre: Glaser und Strauss haben – mit sehr unterschiedlichen Akzenten – den offenen Arbeitsstil-Charakter ihres Verfahrens und dessen Anpassungsbedürftigkeit an die Umstände des jeweiligen Forschungsvorhabens betont. So ist es mittlerweile zu einigen (hier nicht näher zu betrachtenden) Varianten und Neuinterpretationen gekommen, so etwa von Dey (1999), Charmaz (2006) oder Clarke (2004). Auch gibt es immer wieder Versuche, Grounded Theory mit anderen Verfahren zu kombinieren, so etwa Hildenbrand (2005) mit der objektiven Hermeneutik, Breuer (2009) mit Methoden der Selbstreflexion oder – schon früh – Schütze (1983) mit Methoden der Narrationsanalyse. Mich interessiert hier jedoch allein die Aufspaltung des ursprünglichen, von den beiden Gründern zunächst gemeinschaftlich vertretenen Verfahrensmodells in zwei Varianten sowie die darin sichtbar werdende, grundlegend unterschiedliche methodische Ausgangsposition von einerseits Glaser und andererseits Strauss.

Traditionslinie tatsächlich gemeint ist. Oft genug gibt die Art, in der Forschende sich in ihren Studien oder in methodischen Schriften auf Grounded Theory beziehen, Anlass zu der Vermutung, dass sie sich der gravierenden Unterschiedlichkeit der beiden Richtungen gar nicht bewusst sind (vgl. etwa Bartlett & Payne 1997).

Die folgende Darstellung wird von der These strukturiert, dass die Angriffe Glasers auf Strauss und Corbin und deren Verständnis von Grounded Theory als Ausdruck fundamentaler wissenschafts- und sozialtheoretischer Differenzen verstanden werden können. Da diese Differenzen stark von der jeweiligen intellektuellen Herkunft von Glaser bzw. Strauss geprägt sind, geht der erste Abschnitt auf die unterschiedlichen Theorie- und Methodentraditionen ein, denen die beiden entstammen. In den anschließenden Abschnitten wird zunächst (Abschnitt 2) das von Glaser stark betonte Emergenz-Argument einer kritischen Prüfung unterzogen, bevor Glasers Rekurs auf sozialtheoretische Basiskonzepte in methodologischer Perspektive dem Emergenz-Postulat gegenübergestellt wird (Abschnitt 3). Die von Glaser aufgeworfene Frage der Erforderlichkeit bzw. Verzichtbarkeit von Verifikationsschritten in der empirisch angeleiteten Theoriegenese wird in einem weiteren Abschnitt (4) diskutiert.

Das Ergebnis meiner Untersuchung lautet, dass Glasers Position nicht nur wissenschaftstheoretisch haltlos, sondern vor allem in sich inkonsistent ist, da die starke Betonung von Emergenz und die geforderte Vorwissens-Abstinenz von einem massiven Einbezug allgemein-sozialtheoretischer Konzepte konterkariert wird, mit dem Glaser sich implizit selbst widerlegt.[4] Hinzu kommt, dass der Verzicht auf Verifikation eine unnötige und für ein wissenschaftliches Verfahren nicht akzeptable Beschränkung der Leistungsfähigkeit Grounded Theory-orientierter Analysen darstellt – eine Beschränkung, die ihre Begründung aus einem verfehlten, weil implizit hypothetiko-deduktiven Verständnis von Verifikation bezieht.

2 Herkunft aus unterschiedlichen Theorie- und Methodentraditionen

Glaser und Strauss entstammen – und das erscheint für die Genese des Konfliktes von zentraler Bedeutung – sehr unterschiedlichen intellektuellen Traditionen. Strauss ist ein führender Vertreter eines pragmatistisch reformulierten Interaktionismus. Er hat seine akademische Ausbildung in den späten Jahren der Chicago School vor allem bei Herbert Blumer sowie später bei Everett C. Hughes genossen und dabei sowohl die Theorieorientierung als auch die qualitativ-interpretative Forschungstradition dieser von Thomas und Park geprägten „Schule" kennengelernt (vgl. Strübing 2007a). Glaser hingegen erhielt seine Ausbildung an der von Paul

4 Die Eindeutigkeit dieses Befundes verstehe ich jedoch nicht als eine „parteinehmende Haltung", wie sie Mey und Mruck (2007, S.24) mit Bezug auf meine früheren Darlegungen (Strübing 2008 [2004]) anmerkten.

Lazarsfeld gegründeten und geprägten „Columbia School" mit ihrer eher kritisch-rationalistisch orientierten und vorwiegend quantifizierenden Forschungsmethodik.

Glaser selbst konstatiert einen erstaunlich großen Überschneidungsbereich zwischen beiden Schulen, so etwa die Notwenigkeit von Feldforschung für ein angemessenes Verständnis sozialer Prozesse, die Bedeutung von empirisch begründeter Theorie, die Prozesshaftigkeit der Erfahrung, die Akteure wie Forschende im Feld fortgesetzt machen, die Rolle symbolischer Interaktion bei der aktiven Gestaltung der Umwelt durch die Akteure sowie die Betonung von Wandel, Prozessualität und Variabilität der menschlichen Existenz. Für die Chicagoer Tradition benennt er indes einen weiteren Punkt, von dem er sich ausdrücklich abgrenzt: „the interrelationship between meaning in the perception of subjects and their action" (Glaser 1992, S.16). Dabei bleibt jedoch offen, warum aus Glasers Sicht dieser Punkt – der dem Kern des Thomas-Theorems entspricht und in der Soziologie weitgehend Common Sense ist – für die Columbia Tradition nicht konsensfähig sein soll, zumal, wie Strauss in einem Memo vermerkt, gerade dieser sechste Punkt das zentrale Moment jener „Probleme der Handelnden" ist, auf die die Grounded Theory sich Glasers Meinung nach beziehen soll (Strauss, zit. n. Corbin 1998, S.126) und die Strauss und Corbin mit der Orientierung auf „Phänomene" laut Glaser aus dem Blick zu verlieren drohen.

Die tatsächlichen Gegensätze zwischen Chicago und Columbia School liegen aber wohl eher in der kritisch-rationalistischen Orientierung der Letzteren gegenüber der in weiten Teilen eher pragmatistischen Ausrichtung der Chicagoer Soziologie. Diese Prägung durch so unterschiedliche theoretisch-methodische Schulen hat Nachwirkungen, die bis in die neueren methodischen Schriften der beiden Autoren zu bemerken sind. Dabei versteht Glaser *grosso modo* das ganze Projekt der Grounded Theory als im Kern vom Geist der Columbia School durchdrungen:

> „It is vital to note that the fundamentals of Grounded Theory, the underlying analytic methodology, are in very large measure drawn from the analytic methodology and procedures laboriously discovered by researchers and students in the Department of Sociology and the Bureau of Applied Social Research at Columbia University in the 50's and 60's" (Glaser 1992, S.7; vgl. auch Glaser 1998, S.21 f.).

Glaser hat dabei vor allem die „Methode des ständigen Vergleichens" im Sinn, die wesentlich er selbst in das gemeinsame Projekt eingebracht und auch schon vor dem Discovery-Buch eigenständig, wenngleich als Resultat einer gemeinsamen Forschungspraxis mit Strauss, veröffentlicht hat (Glaser 1965). Für ihn ist *constant comparison* der Kern des Verfahrens der Grounded Theory. Auch wenn Strauss die zentrale Bedeutung von Vergleichsheuristiken in seiner Fassung von Grounded Theory im Wesentlichen anerkennt, würde er doch der These der Fundierung der Grounded Theory in den methodologischen Erkenntnissen der Columbia School vehement widersprochen haben, weil damit zum einen nur der methodentechnische, nicht aber der methodologische Kern des Verfahrens benannt ist. Strauss notiert dazu:

„Though we do the same, we don't make the same claim" (zit. n. Corbin 1998, S.126). Zum anderen ist die fallbezogene Vergleichsheuristik auch ein zentrales Merkmal der von Znaniecki (2004 [1934]) im Kontext der Chicago School geprägten Analytischen Induktion sowie der Feldforschungspraxis von Everett C. Hughes (1971) in den 1950er Jahren.

Vor diesem divergenten Hintergrund basiert das Discovery-Buch im Grunde auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner der beiden Autoren: ihrer pointierten und wohlbegründeten Kritik an einer positivistisch-funktionalistischen, an den Kriterien „objektiver" Wissenschaften orientierten Sozialforschung. Wenn es aber darum geht, die eigene erkenntnistheoretische Grundposition positiv zu bestimmen, dann zeigt sich, wie nahe Glaser immer noch einer „Tabula rasa"-Position rein induktiver Erkenntnis steht, die (notwendig) auf der Vorstellung einer schon existenten, absoluten Realität basiert. Glaser bleibt bei seiner heftigen Ablehnung der forschenden Bezugnahme auf theoretisches Vorwissen zugleich merkwürdig inkonsequent, denn er propagiert z. B. – im Gegensatz zu Strauss und dessen allgemeiner Heuristik des „Kodierparadigmas" – ein großes Set „theoretischer Kodefamilien" als eine universelle Folie, auf deren Basis die gegenstandsbezogenen Kodes des aktuellen Falles in theoretische Konzepte überführt werden sollen. Bei Lichte betrachtet wird an diesem Punkt bei Glaser die Orientierung an theoretischem Vorwissen gegenüber der Straussschen Position sogar noch geschärft – obwohl sie seinem eigenen Verständnis zufolge doch minimiert werden müsste – doch dazu später mehr.

Strauss hingegen, der sich in seinen eigenen Werken kaum explizit von Glaser abgegrenzt hat, geht von einer pragmatistischen Position aus, bei der zwischen dem steten Fluss der *world in the making* und dem erkennenden Subjekt ein Verhältnis wechselseitiger Konstitution besteht. Als Forschende – ebenso wie als Alltagsmenschen – erschaffen wir unsere (Erkenntnis-) Objekte wie uns selbst in praktisch-experimenteller problemorientierter Auseinandersetzung mit einer Welt, die uns zunächst nur als Widerständigkeit im problemlösenden Handeln entgegentritt. In der Grounded Theory Straussscher Prägung werden die Gegenstände der Forschung ebenso wie die zwischen ihnen bestehenden Relationen in diesem Prozess konstruiert. Allerdings geschieht dies weder willkürlich (also rein mental und unabhängig von der „Welt da draußen"), noch auf der Basis eines dominanten theoretischen Vorverständnisses, sondern in einem kleinteiligen Prozess praktischen Experimentierens mit denkbaren Erklärungen (Strübing 2007b).[5]

Doch es wird nötig sein, die Differenzen zwischen Glaser und Strauss etwas genauer herauszuarbeiten, um einschätzen zu können, wie gravierend die methodischen Unterschiede tatsächlich sind, die zumindest für Glaser offenbar bestehen. Der Titel von Glasers Polemik gegen Strauss und Corbin ist hier ein erster, recht

5 Der Pragmatismus von Peirce, James, Dewey und Mead, auf den Strauss sich bezieht, nimmt damit zentrale Argumente und Positionen späterer sozialkonstruktivistischer Ansätze vorweg, ohne indes die kritische Reflexion der Rolle der Forschenden bzw. der Autor/innen so stark zu fokussieren, wie das in jüngeren und insbesondere postmodernistischen Ansätzen der Fall ist.

aussagekräftiger Indikator, „Emergence vs. Forcing“: Während Glaser seiner eigenen Verfahrensvariante die Eigenschaft zuschreibt, Theorie aus den empirischen Daten – und nur aus ihnen – „ohne Zwang“ emergieren zu lassen, führen die Vorschläge, die Strauss und Corbin unterbreiten,[6] nach seiner Überzeugung dazu, die Daten in das Prokrustesbett einer implizit schon vorgedachten Theorie des Gegenstandes zu zwingen. In dieser Generalthese stecken zwei Aussagen, die es durchaus zu hinterfragen lohnt: Zum einen wird die Möglichkeit rein auf Daten basierender Emergenz theoretischer Konstrukte angenommen, und zum anderen wird dem Rekurs auf theoretisches Vorwissen unterschiedslos ein die Theorie des Gegenstandes präformierender Einfluss unterstellt.

3 Emergenz von Theorien aus Daten

Glasers Position zu Emergenz kommt besonders deutlich in seinem Konzept-Indikator-Modell zum Ausdruck, in dem er die grundlegenden Bezüge zwischen Empirie und Theorie, zwischen Daten und Konzepten darstellt. Wenngleich der Grundgedanke bereits in seinem Aufsatz zur „Constant Comparative Method of Qualitative Analysis“ (1965) enthalten ist, formuliert er das Konzept-Indikator-Modell doch erst in „Theoretical Sensitivity“ ausdrücklich:

> „Our concept indicator model is based on constant comparing of (1) indicator to indicator, and then when a conceptual code is generated (2) also comparing indicators to the emerging concept. From the comparisons of indicator to indicator the analyst is forced into confronting similarities, differences and degrees of consistency of meaning between indicators which generates an underlying uniformity which in turn results in a coded category and the beginning of properties of it. From the comparisons of further indicators to the conceptual codes, the code is sharpened to achieve its best fit while further properties are generated until the code is verified and saturated“ (1978, S.62).

Glaser grenzt seine Variante eines Konzept-Indikator-Modells von zwei anderen Varianten ab (dem Konstruieren von Indizes sowie dem Bilden von Dimensionen aus Indikatoren-Clustern in der quantitativen Forschung) und betont die Bedeutung der von ihm vorgeschlagenen Variante für die Funktionsweise der Grounded Theory: „Concepts and their dimensions […] have earned their way into the theory

6 Die polemische Kritik Glasers setzt interessanterweise erst zum Zeitpunkt der gemeinsamen Publikation des Lehrbuchs von Strauss mit Juliet Corbin (1990) ein, während er das wenige Jahre zuvor von Strauss (1987) allein publizierte, inhaltlich weitgehend identische, wenn auch didaktisch weniger stark aufbereitete Buch „Qualitative Analysis for Social Sciences“ weitgehend von seiner Kritik ausnimmt. Soweit Glaser damit den streckenweise simplifizierenden und aufs Technische reduzierenden Duktus der Verfahrensexplikation im Basics-Buch kritisiert, steht er mit seiner Kritik nicht allein (vgl. z. B. Charmaz 2000; Hildenbrand 2004 oder Strübing 2006). Er schießt jedoch weit über das Ziel hinaus, wenn er Kernbestandteile des Straussschen Vorschlags diskreditiert.

by systematic generation from data. This may be seen as opposed to simply using the standard distinctions of received sociology *as if* they must be relevant" (S.63 f.).

Es handelt sich hier also um die schon von Blumer (1954) formulierte Kritik an definitiven Konzepten, die ohne Prüfung ihrer fallbezogenen Relevanz auf die aktuelle Empirie angewendet werden. Soweit ist Glasers Abgrenzung durchaus plausibel. Doch welche Alternative bietet er an? Handelt es sich tatsächlich um einen so diametralen Gegenentwurf, wie er behauptet? Während die beiden von ihm kritisierten Modelle sich laut Glaser lediglich auf die Bedeutung von Indikatoren beziehen, ohne diese Bedeutung selbst zu analysieren, fokussiere sein Modell ausschließlich auf diese Bedeutung (Glaser 1978, S.63). Doch vom Bemühen um eine deutliche Abgrenzung seiner eher inhaltlichen Orientierung von der vermeintlich eher formalen herkömmlicher Induktionsmodelle getrieben, gerät Glaser hier in die Falle eines naiven Induktivismus, weil er den Vorgang des Vergleichens empirischer Indikatoren in erkenntnislogischer Perspektive nicht analytisch hinterfragt. Auf diesem Weg hätte ihm kaum entgehen können, dass empirische Indikatoren einander nicht selbst vergleichen können, ja nicht einmal durch sich selbst zu Indikatoren werden: Es bedarf dazu immer schon kognitiver „Werkzeuge" die – mehr oder weniger stark, mehr oder weniger explizit – theoriegeladen sind. Die Selektivität unserer Wahrnehmung beim analytischen Zugriff auf die Daten, die sprachlichen Mittel zur vergleichenden Darstellung als relevant erachteter Eigenschaften der zu vergleichenden Indikatoren: All dies kommt ohne ein gewisses Maß an theoretischer Vorprägung nicht aus und steht somit der Idee *reiner* Emergenz von Konzepten aus Indikatoren-Vergleichen und von Theorie aus Empirie entgegen.

Und dies ist es auch, was der von Glaser und Strauss (1967, S.46 f.) gemeinsam geprägte und für Glasers Hauptwerk (1978) titelgebende Begriff der „theoretischen Sensibilität" im Kern meint: Damit aus Material Daten und aus Daten Konzepte und Theorien werden können, bedarf es kompetenter Akteure, die zwar wissend sind, mit ihrem Wissen aber – darin liegt die wesentliche Charakteristik theoretischer Sensibilität – dosiert, sachangemessen und kreativ umzugehen verstehen. Gefordert ist eine kompetente und auf Vorwissen rekurrierende Eigenleistung der Forschenden, wenn Straus (1991, S.50) theoretische Sensibilität definiert als ein „Gespür dafür, wie man über Daten in theoretischen Begriffen nachdenkt". Und auch Glaser verbindet mit theoretischer Sensibilität noch 1992 „the researchers knowledge, understanding, and skill" (S.27). Ian Dey hat darauf hingewiesen, dass Glaser und Strauss in „The Discovery of Grounded Theory" den Prozess der Datenanalyse über weite Strecken ausschließlich im Passiv darstellen und diese „devaluation of creativity" (Dey 1999, S.35) im Widerspruch zur Idee der theoretischen Sensibilität steht. Strauss mag dieser Widerspruch später bewusst geworden sein, jedenfalls fällt auf, dass er eine Passage aus „Theoretical Sensitivity" zwar zitiert, aber zugleich so modifiziert, dass die aktive Rolle der Forschenden dabei deutlich wird: „Daten sind Indikatoren für ein Konzept, das der Forscher zunächst vorläufig, später aber mit mehr Sicherheit aus den Daten ableitet" (Strauss 1991, S.54).

Es besteht allerdings wenig Anlass, diese Nuance überzubewerten, denn auch Strauss, der sich in zentralen Passagen deutlich von der Emergenz-Metapher abgrenzt, verfällt an anderer Stelle immer wieder in eine Induktivitäts-Rhetorik, die überraschend wenig vom abduktiven Eigenbeitrag der Forschenden durchscheinen lässt (vgl. dazu kritisch Haig 1995; Strübing 2008, S.50ff.; sowie Bryant 2009 und den Beitrag von Reichertz in diesem Band).

4 Glasers impliziter Rekurs auf theoretisches Vorwissen[7]

Glaser geht über die implizite Verletzung seiner eigenen Kernforderung noch hinaus, indem er explizit allgemeine sozialtheoretische und erkenntnislogische Konzepte in die Analyse der Daten einfließen lässt und zur Grundlage dessen macht, was er „theoretisches Kodieren" nennt. Für ihn müssen die substantiellen Kodes, die im offenen Kodieren vor allem entwickelt werden und die „empirische Substanz" des Forschungsfeldes repräsentieren, mithilfe von „theoretischen Kodes" zueinander in Beziehung gesetzt werden: „theoretical codes conceptualize how the substantive codes may relate to each other as hypotheses to be integrated into a theory" (Glaser 1978, S.72). Erst substantielle und theoretische Kodes zusammen sind in der Lage, den Sinn untersuchter Zusammenhänge adäquat auszudrücken.

Zwar schreibt Glaser auch theoretischen Kodes Emergenz zu: „They, like substantive codes, are emergent" (S.72), doch schon wenige Sätze später spricht er davon, dass „it is necessary for the grounded theorist to *know* many theoretical codes in order to be sensitive to rendering explicitly the subleties of the relationship in his data" (a. a. O., meine Hervorh.). Es geht also hier nicht wirklich um Emergenz theoretischer Konzepte, sondern um sehr allgemeine sozialtheoretische Konstrukte, die den Forschenden *a priori* kognitiv verfügbar sind, also um basales, fall-unspezifisches theoretisches Vorwissen. Glaser geht davon aus, dass die meisten Forschenden sich gewohnheitsmäßig auf nur sehr wenige theoretische Konzepte fokussieren („The codes they were indoctrinated into"; S.73) und will mit dem Vorschlag einer Liste von 18 (!) „Kodierfamilien" den theoretischen Horizont der Forschenden erweitern. Diese Kodierfamilien enthalten so allgemeine Konzepte wie „Causes, contexts, contingencies, consequences, covariance and conditions" (S.74) oder „Limit, range, intensity, extent, …" (S.75), aber auch stärker sozialtheoretisch basierte Konzepte wie „Social control …, recruitment, …, socialisation …, stratification…, status passage …" (S.77).[8] Im Sinne einer systematischen Selbstvergewisserung der Forschenden über

7 Wenn im Folgenden vor allem Glasers Position einer kritischen Inventur unterzogen wird, dann zielt das auf eine Komplettierung der ursprünglichen Kontroverse, denn weil Strauss nie öffentlich reagiert hat, steht die Antwort auf Glasers Kritik an Strauss im Grunde noch aus. Meine Interpretation und Bewertung des von Strauss geprägten Verständnisses von Grounded Theory habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt (Strübing 2006, 2007b, 2008).

8 Später erweiterte Glaser diese Liste noch einmal erheblich (1998, S.163ff.).

den Stand des – hier: soziologisch – theoretisch Denkmöglichen ist dies zweifellos gerade für kreative Prozesse abduktiven Schließens hilfreich, denn es kann nicht darum gehen, in jeder analytischen Auseinandersetzung mit den Daten das Rad der Soziologie neu zu erfinden.

Das Arbeitsmittel der Kodierfamilien ist für die Diskussion der Divergenzen zwischen Glaser und Strauss jedoch noch in anderer Hinsicht besonders interessant. Denn in „Emergence vs. Forcing" macht Glaser Strauss und Corbin insbesondere den Vorschlag des Kodierparadigmas zum Vorwurf, weil dieses dazu führe, den Daten eine theoretische Struktur überzustülpen, die diesen möglicherweise nicht angemessen sei (Glaser 1992, S.45 ff. et passim). Er selbst aber legt den Forschenden mit seinem Verfahrensvorschlag schon in seiner Kodierfamilie „The six C's" fast alle jene Heuristiken als theoretische Kodes nahe, die Strauss und Corbin im Kodierparadigma in Frageform vorschlagen: Ursachen, Kontext, Konsequenzen, Bedingungen.

Wo das Kodierparadigma bei Strauss und Corbin nur den Charakter einer pragmatischen Heuristik hat,[9] zielt Glaser allerdings – und dies konterkariert die Idee von theoretischer Sensibilität als Selbstvergewisserung – auf die Rahmung der Kodierperspektive durch die Vorgabe einer umfangreichen Liste soziologischer Basiskonzepte. Dies wird besonders deutlich, wenn er auf ein von ihm als *basic social process* bezeichnetes Konstrukt rekurriert, das aus seiner Sicht den Kern des theoretischen Kodierens bildet und das er und seine Koautoren mit Webers „Idealtypen" und Schütz' „Homunculus" auf einer Stufe sehen möchten (Bigus, Glaser & Hadden 1994, S.38). Ähnlich wie bei Strauss und Corbin mündet auch bei Glaser das Kodieren sukzessive in die Suche nach einer Kernkategorie, die es erlauben soll, die am Material entwickelte analytische Struktur auf ein zentrales Konzept (die *core category*) hin zu fokussieren und damit die verschiedenen Elemente zu einer in sich verbundenen Theorie zu integrieren. Als eine besondere Klasse von Kernkategorien bezeichnet Glaser jene Kategorien, die Prozesse repräsentieren: „The core category can be *any kind of theoretical code:* a process, a condition, two dimensions, a consequence and so forth. When it is a process additional criteria also apply" (1978, S.96).

Diese Klasse von prozessbezogenen Kernkategorien ist es, die Glaser als *basic social process* (BSP) bezeichnet. „BSP's are just one type of core category – thus all BSP's are core variables, but not all core variables are BSP's" – sondern nur solche, die „two or more emergent stages" aufweisen (a. a. O.).[10] Indem alle BSPs zu Kernkategorien deklariert werden, bekommt dieser Begriff eine andere Bedeutung und einen anderen Status als bei Strauss und Corbin. Während diese vorschlagen, erst aus der Arbeit am Material allmählich jene ein oder zwei für die Erklärung des Phänomens zentralen Kategorien neu zu entwickeln, auf die hin im Wege des selektiven Kodierens die gesamte analytische Struktur orientiert wird, haben Kernkategorien bei

9 Strauss dazu in besagtem Memo: „We operate with the paradigm qua epistemology, that is, a ‚logical diagram' not one that refers to actual sequences of research moves" (zit. n. Corbin 1998, S.126).

10 Auch hier bemüht Glaser wieder das Bild der Emergenz, allerdings ohne dies näher zu erläutern.

Glaser einen definitiven Charakter: Sie sind „immer schon" Kernkategorien, ganz unabhängig vom aktuellen empirischen Phänomen, und werden dann nur noch im Sinne einer erklärenden Variable den im offenen Kodieren entwickelten Kategorien appliziert. Das ist in letzter Konsequenz die Denkungsart einer strukturfunktionalistischen „Variablensoziologie".

Doch davon einmal abgesehen: Was macht nun die als BSP bezeichnete Sorte prozessualer Kernkategorien zu *basic social processes*? Glaser notiert dazu:

> „They also have clear, amazing general implications; so much so that it is hard to contain them within the confines of a single substantive study. The tendency is to refer to them as a formal theory without the quite necessary comparative development of formal theory […]. They are labeled by a ‚gerund' (‚ing') which both stimulates their generation and the tendency to overgeneralize them. BSP's such as cultivating, defaulting, centering, highlighting, or becoming, give the feeling of process, change and movement over time" (1978, S.97)

Hier bleibt immer noch unklar, warum dies die exklusive Eigenschaft eines speziellen Typs von Kernkategorien sein soll und nicht vielmehr die Eigenschaft aller im Gerundium formulierbaren grammatischen Strukturen: Diese drücken immer einen Aspekt von Prozesshaftigkeit aus. Es hat eher den Anschein, als führe Glaser willkürlich eine Unterscheidung in den Bereich möglicher Kernkategorien ein, ohne allerdings eine systematische Typenbildung hypothetischer Kernkategorien vorzunehmen. Seine Regel scheint zu lauten: Alle Kernkategorien, die im Gerundium auszudrücken sind, sind BSPs. Auch das Kriterium der *clear, amazing general implications* ist wenig überzeugend: Glasers BSPs weisen diese Eigenschaft ersichtlich vor allem aus einem Grund auf: weil er sie aus dem Bereich allgemeiner Prozessbegriffe rekrutiert hat. Dass allgemeine Begriffe allgemeine Implikationen aufweisen, ist bestenfalls ein *truism*, bei Weitem aber keine Begründung dafür, warum diesen Begriffen als Kernkategorien für die Theoriebildung über je spezielle empirische Zusammenhänge eine basale Rolle zufallen sollte.

5 Pro und Contra Verifikation: Wie weit reicht der Anspruch der Grounded Theory?

Ein weiterer zentraler Dissens zwischen Glaser und Strauss betrifft die Frage der Verifikation von empirisch begründeten Theorien. Es geht kurz gesagt um die Frage, wie weit der Anspruch des Verfahrens der Grounded Theory reichen soll: Soll es sich darauf beschränken, auf Basis empirischer Daten Theorien zu entwickeln, oder sollen diese Theorien zugleich einer Überprüfung unterzogen werden?

Die Position von Strauss setzt – in deutlicher Anknüpfung an das von John Dewey (2004 [1938]) entwickelte Modell iterativ-zyklischen Problemlösens – auf den Drei-

klang von Induktion, Deduktion und Verifikation, wobei er Verifikation im Sinne einer Überprüfung der Plausibilität und der praktisch-experimentellen Funktionsfähigkeit der an der Empirie entwickelten Theorien versteht, einer Überprüfung im Übrigen, die inkrementell vonstatten geht und von Strauss als Teil des Theoriebildungsprozesses und nicht als eine distinkte Arbeitsphase betrachtet wird:

> „Wissenschaftliche Theorien müssen zuerst entworfen, dann ausgearbeitet, dann überprüft werden. … Die Begriffe, die wir bevorzugen, sind Induktion, Deduktion und Verifikation. Mit Induktion sind Handlungen gemeint, die zur Entwicklung einer Hypothese führen … Hypothesen sind sowohl vorläufig als auch konditional. Deduktion heißt, daß der Forscher Implikationen aus Hypothesen oder Hypothesensystemen ableitet, um die Verifikation vorzubereiten. Die Verifikation bezieht sich auf Verfahren, mit denen Hypothesen auf ihre Richtigkeit überprüft werden, d. h. ob sie sich ganz oder teilweise bestätigen lassen oder verworfen werden müssen. Mit Induktion, Deduktion und Verifikation arbeitet der Forscher über die gesamte Dauer des Projektes" (1991, S.37).

Glaser hingegen lehnt die Vorstellung ausdrücklich ab, dass die Überprüfung einer Theorie untrennbarer Bestandteil der Theoriegenerierung ist: „The goal of grounded theory is to generate a theory that accounts for a pattern of behavior which is relevant and problematic for those involved. The goal is not voluminous description, not clever verification" (1978, S.93).

Ebenso wie er der extensiven Beschreibung empirischer Phänomene als Ziel für die Grounded Theory wenig abgewinnen kann, steht auch Verifikation für Glaser außerhalb des Aufgabenbereichs des Verfahrens. Das ist zunächst ein wenig überraschend, denn in den Wissenschaften sind wir es allenfalls gewohnt, über Art und Ausmaß der anzulegenden Gütekriterien zu diskutieren, nicht aber darüber, *ob* wir die von uns aus der Analyse der Daten gezogenen Schlüsse kritisch prüfen oder sie ohne jede Prüfung für zutreffende wissenschaftliche Ergebnisse halten dürfen.

Wenn man nach den Ursachen dieser Skepsis Glasers gegenüber jeglicher Verifikationsstrategie forscht, stößt man schnell auf die alte Abgrenzung gegenüber standardisierten theorie-testenden Verfahren der empirischen Sozialforschung, deren Ergebnissen er eine Tendenz zu mangelndem „fit"[11] und mangelnder „relevance" bescheinigt (1998, S.235). Damit sind zugleich bereits zwei Kriterien benannt, die Glaser für Qualität und Leistungsfähigkeit von Theorien anführt und die mit dem Verfahren der Grounded Theory erarbeitet wurden. „Fit is another word for validity which means does the concept represent the pattern of data it purports to denote" (S.236). Und weil die Grounded Theory ihre Theorien aus den Daten darüber ent-

11 In der deutschen Übersetzung von „The Discovery of Grounded Theory" wird *fit* mit „Eignung" übersetzt (vgl. Glaser & Strauss 1998, S.242). Das gibt den Wortgebrauch bei Glaser aber nicht hinreichend wieder. Es geht bei ihm eher um ein Passungsverhältnis, also die Frage, inwieweit die Theorie den Daten „entspricht". Deshalb bleibe ich hier wie bei den nachfolgenden Begriffen beim amerikanischen Original (Glaser & Strauss 1967).

wickelt, „what is really going on", ergibt sich für Glaser die Relevanz der Theorien gleich mit („it is automatic"). Auch das dritte von ihm genannte Kriterium, „work" (S.237), ergibt sich aus dem „fit", denn damit ist nichts anderes gemeint, als dass die Theorie in der Lage sein soll, alle Verhaltensvariationen im untersuchten Bereich angemessen zu integrieren. Weil die fortgesetzte Integration neuer Aspekte des Untersuchungsbereichs nicht dazu führt, die so entwickelte Theorie zu entwerten (im Sinne einer Falsifikation), sondern sie sukzessive zu erweitern und zu präzisieren, ist schließlich auch das vierte Kriterium, die „modifiability", ein zwangsläufiges Resultat der Methode des ständigen Vergleichens.

All dies sind bei Glaser aber nicht Kriterien, an denen eine jede auf Basis der Methodologie der Grounded Theory erarbeitete Theorie erst einmal zu prüfen wäre. Es sind vielmehr Qualitätsmerkmale, die dem Verfahren der Grounded Theory *an sich* eigen sind und die aus diesem Grund deren Ergebnisse prägen. Was die Wertschätzung von *fit*, *relevance*, *work* und *modifiability* betrifft, so wäre Strauss wohl hier mit Glaser einer Meinung. In der Tat sind diese Merkmale bereits in „The Discorvey of Grounded Theory" von beiden gemeinsam benannt worden, und zwar vor allem in der Perspektive der Anwendbarkeit von Theorien zur Lösung praktischer gesellschaftlicher Probleme (vgl. Glaser & Strauss 1967, S.242ff.). Der Dissens beginnt erst dort, wo Glaser jegliche systematische Überprüfung der Ergebnisse auf das Vorliegen der genannten Qualitätskriterien ablehnt.

Was Glaser stattdessen anbietet, ist am ehesten in religiösen Kategorien zu beschreiben. So leitet er sein Buch „Doing Grounded Theory: Issues and Discussions" mit dem folgenden emphatischen Ausruf ein: „How are you doing? I'm doing. Just do it. Let's do it. Do it because it is meant to be. Do it because it is there to be done. Do it because it WORKS. Grounded theory works and many people are doing it" (1998, S.1). Wie ernst es ihm mit diesem Überschwang ist, zeigt sich in der gebetsmühlenartigen Wiederholung der Phrase vom „just do it", die auch den Schluss des Buches bildet: „In closing I admonish the reader again: trust grounded theory, it works! Just do it, use it and publish!" (S.254)

Das ist nicht ganz das, was man sich unter einer wohl abgewogenen wissenschaftlichen Methodendiskussion vorstellt. Die Idee vom allein selig machenden Verfahren der Grounded Theory gipfelt bei Glaser in der Metapher des Vertrauens *(trust)*: Anstelle einer systematischen Überprüfung, ob die erarbeiteten Theorien auch wirklich leisten, was sie zu leisten vorgeben – also das fragliche Phänomen zu erklären – bietet Glaser die Einladung, den Ergebnissen schon deshalb einfach zu trauen, weil sie mit der Methode des ständigen Vergleichens erarbeitet wurden. Auf diese Weise re-etabliert er jenen objektivistischen Methodenglauben, der davon ausgeht, dass „richtige" Methoden-„Anwendung" praktisch automatisch zu korrekten Ergebnissen führt – ein Glaube, der seit der Wiederentdeckung qualitativ-interpretativer Methoden in den 1960er Jahren mit guten Gründen für überholt gelten sollte. So wichtig Vertrauen in Sozial- wie in Sachbeziehungen ist: Glaube an die verwendeten

Methoden kann kaum als Ersatz für eine rationale und systematische Überprüfung der erarbeiteten Theorien dienen, sondern höchstens deren Ergebnis sein.

Im Unterschied zu Glaser hat Strauss die Frage der Verifikation zunehmend ernster genommen und – gerade im Rückgriff auf das epistemologische Modell des Pragmatismus – zu einem integralen Bestandteil des Grounded-Theory-Verfahrens gemacht. Oder vielleicht sollte man eher sagen: Weil er in seinen späteren Schriften zur Grounded Theory immer weniger in die Perspektive eines kritischen Abwehrreflexes gegen die nomologisch-deduktive Forschungstradition eingebunden war, konnte er das in den Prozeduren der Grounded Theory liegende Potenzial für die Integration von Verifikationsschritten sehen und explizieren – ohne damit das gemeinsame Anliegen einer auf praktische Anwendbarkeit hin orientierenden Theorieentwicklung zu Disposition zu stellen.

6 Fazit: Strauss oder Glaser?

Was lässt sich aus der Kritik von Glaser an Strauss und aus Glasers Gegenvorschlag für das Verständnis des Verfahrens der Grounded Theory und dessen Begründung lernen? Vor allem wohl, dass es wenig Sinn macht, ein methodisches Verfahren *at face value* zu nehmen, also nur die Verfahrensschritte zu betrachten und deren Plausibilität abzuschätzen. Denn auf der Oberfläche praktischer Verfahren wirken die Unterschiede zwischen den Ansätzen von Glaser und Strauss nicht besonders gravierend.[12] Erst wenn wir die Intentionen und Zuschreibungen betrachten, mit denen Glaser einerseits und Strauss andererseits ihre Verfahren rahmen und die dazu jeweils geltend gemachten wissenschafts- und erkenntnistheoretisch fundierten Begründungen und Anschlüsse vergleichend heranziehen, wird erkennbar, dass es sich tatsächlich um zwei grundverschiedene Verfahren qualitativer Sozialforschung handelt.

Udo Kelle (1996) hat Glasers Ansatz nicht ganz zu Unrecht als einen dem frühen englischen Empirismus gleichenden „dogmatischen Rechtfertigungsinduktivismus" bezeichnet (siehe auch Kelle in diesem Band). Strauss hingegen steht für ein wesentlich differenzierteres und forschungslogisch besser begründetes Verfahren, das insbesondere in der Frage des Umgangs mit theoretischem Vorwissen sowie im Hinblick auf die Verifikationsproblematik sorgfältiger ausgearbeitet ist. Was beide eint, ist die Orientierung auf die praktische Brauchbarkeit der Untersuchungsergebnisse und die Idee, dass diese Brauchbarkeit nur durch eine enge und systematische Verbindung zwischen empirischen Daten und Theorie zu erreichen ist. Wo Glaser allerdings in seiner methodologischen Argumentation in Emergenz-Metaphern verfällt, entwickelt Strauss ein dialektisches Verhältnis von Theorie und Empirie und kann

12 Strauss notiert in seinem Memo dann auch: „I think B[arney Glaser; J. S.] completely misreads how close we are in some of the actual analytic operations" (zit. n. Corbin 1998, S.126).

damit die Existenz und den notwendigen Gebrauch von theoretischem Vorwissen schlüssig in sein Verfahren integrieren, statt es – wie Glaser – in der Praxis durch die Hintertür theoretischer Kodes an die Daten herantragen zu müssen.

Der von Glaser ab 1992 öffentlich ausgetragene Streit mit Strauss hat also vor allem dazu beigetragen, die im Frühwerk zur Grounded Theory enthaltenen Inkonsistenzen und Widersprüche sichtbar werden zu lassen und hat dadurch zu einer pointierteren und in sich jeweils konsistenteren Formulierung der jeweiligen methodologischen Positionen geführt. Im methodenhistorischen Rückblick auf diesen Streit ist bemerkenswert, wie wenig sich Strauss in seinen früheren Arbeiten zur Grounded Theory (also insbesondere in „Basics of Qualitative Analysis") kritisch mit Glasers Position auseinandergesetzt hat. Schließlich hatte Glaser sein methodologisches Credo bereits 1978 in „Theoretical Sensitivity" ausführlich dargestellt. Stattdessen bezieht sich Strauss durchgängig positiv nicht nur auf das Discovery-Buch, sondern auch auf „Theoretical Sensitivity". Wie auch Bryant (2009, Abs.10) feststellt, hat Strauss in „Basics of Qualitative Analysis" ganze Abschnitte aus Glasers „Theoretical Sensitivity" übernommen – und damit selbst zur teilweisen Inkohärenz dieses Buches beigetragen. Die entschieden pragmatistische Grundorientierung taucht in Strauss' methodologischen Schriften ab Mitte der 1980er Jahre zunächst eher en passant auf, so als sei dies immer schon seine Position gewesen. Das ist sicherlich nicht falsch, allerdings spricht – gerade wenn man Strauss' Gesamtwerk betrachtet – vieles für die Annahme, dass es bei ihm gerade in seinen späten Jahren zu einer stärkeren Rückbesinnung auf seine pragmatistischen *beliefs* gekommen ist.

Auch verschiedene Heuristiken und andere Verfahrenselemente, die Strauss und Corbin in ihren Schriften einführen, insbesondere das Kodierparadigma und die *conditional matrix*, werden nicht in ihrer Differenz zu Glasers Interpretation von Grounded Theory dargestellt, sondern eher als kontinuierliche Weiterentwicklungen einer weiterhin einheitlich verstandenen Methode. Zu verstehen ist dies wohl vor allem aus der Tatsache, dass Strauss und Corbin in ihren Einführungsbüchern im Wesentlichen die in zurückliegenden Jahren in Forschung und Lehre sukzessive weiterentwickelte Methodenpraxis zu explizieren versuchen. Der Bezug ist also eher die reflektierte eigene Praxis als ein methodologischer Diskurs, den Strauss, wenn wir Corbin (1998, S.121) glauben dürfen, wohl vor allem als *waste of time* betrachtet hätte.

Die Diskussion um Grounded Theory beschränkt sich gerade in neuerer Zeit nicht auf die Frage der Differenzen zwischen Glaser und Strauss/Corbin. Vor dem Hintergrund der Postmoderne-Diskussion gibt es verschiedentlich Versuche, Grounded Theory in das Lager postmodern-relativistischer Ansätze hineinzuschreiben, so etwa bei Lincoln und Guba (1985) im Rahmen ihres Plädoyers für eine „Naturalist Inquiry" oder – mit anderen Argumenten – bei Charmaz (2000 und in diesem Band), die sowohl Glasers Ansatz als auch die Version von Strauss und Corbin als objektivistisch qualifiziert und diesen ihre Auffassung einer konstruktivistischen Grounded Theory gegenüberstellt. Glaser hat diese Versuche jeweils entschlossen zurückgewiesen (Glaser 2002, 2003; Glaser & Holton 2004; siehe auch in diesem

Band). Seine Argumentationsfigur in diesen Debatten ist dabei im Kern immer die gleiche: All diesen Versuchen einer Re-Interpretation oder Neujustierung der Grounded Theory liegt für Glaser vor allem und zunächst ein falsches Verständnis der Ursprungsfassung von Grounded Theory zugrunde, die aber richtig (also in Glasers Sinne) verstanden keine Veränderung benötige. Würde umgekehrt etwas von diesen Vorschlägen übernommen, so handele es sich nicht mehr um Grounded Theory, sondern „nur" um „QDA", also um ein Verfahren der qualitativen Datenanalyse. Glaser zieht hier – ganz anders als Strauss – eine harte Trennungslinie zwischen Grounded Theory und qualitativer Datenanalyse, weil er allen Verfahren, die weder hypothetiko-deduktiv noch im Stile „seiner" Grounded Theory verfahren, eine rein deskriptive Orientierung unterstellt.[13]

Die durch Glasers Kritik an Strauss und Corbin evozierte größere Sichtbarkeit gerade der kontroversen Aspekte innerhalb der Grounded-Theory-orientierten Verfahren erleichtert es, sich für eine der beiden Varianten (oder auch für die eine oder die andere Neuinterpretation bzw. Weiterentwicklung; s. Fußnote 2) zu entscheiden, macht eine solche Entscheidung und deren Explizierung in der methodischen Begründung eigener, auf Grounded Theory basierender Studien allerdings auch zwingend erforderlich.

Literatur

Bartlett, Dean & Payne, Sheila (1997). Grounded theory – Its basis, rationale and procedures. In George McKenzie, Jackie Powell & Robin Usher (Hrsg.), *Understanding social research: Perspectives on methodology and practice* (S.173–195). London: Falmer Press.

Bigus, Odis E; Glaser, Barney G. & Hadden, Stuart C. (1994). The study of basic social processes. In Barney G. Glaser (Hrsg.), *More grounded theory methodology: A reader* (S.38–64). Mill Valley, CA: Sociology Press.

Blumer, Herbert (1954). What is wrong with social theory? *American Sociological Review, 19*, 3–10.

Breuer, Franz unter Mitarbeit von Barbara Dieries & Antje Lettau (2009). *Reflexive Grounded Theory: eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bryant, Antony (2009). Grounded theory and pragmatism: The curious case of Anselm Strauss. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10*(3), Art. 2, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090325.

Charmaz, Kathy (2000). Grounded theory: Objectivist and constructivist methods. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (2. Aufl., S.509–535). Thousand Oaks: Sage.

13 Glaser argumentiert in diesem Punkt ersichtlich aus der eingeschränkten methodologischen Perspektive der nordamerikanischen Sozialforschung, die bei Weitem nicht so ausdifferenziert ist wie die kontinentaleuropäische. Verfahren wie die dokumentarische Methode oder die objektive Hermeneutik sind ihm – wie vielen seiner amerikanischen Kolleg/innen – einfach nicht bekannt.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. London: Sage.

Clarke, Adele E. (2004). *Situational analysis: Grounded theory after the post-modern turn*. Thousand Oaks: Sage.

Corbin, Juliet M. (1998). Alternative interpretations: Valid or not? *Theory and Psychology*, *8*, 121–128.

Dewey, John (2004 [1938]). Die Struktur der Forschung. In Jörg Strübing & Bernt Schnettler (Hrsg.), *Methodologie Interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S.223–243). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz/UTB.

Dey, Ian (1999). *Grounding grounded theory: Guidelines for qualitative inquiry*. London: Academic Press Inc.

Glaser, Barney G. (1965). The constant comparative method of qualitative analysis. *Social Problems*, *12*, 436–445.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity: Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1992). *Emergence vs. forcing: Basics of grounded theory analysis*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1998). *Doing grounded theory. Issues and discussions*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2002). Constructivist grounded theory?. *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, *3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Glaser, Barney G. (2003). Naturalist inquiry and grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(1), Art. 7, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040170.

Glaser, Barney G. in Zusammenarbeit mit Judith Holton (2004). Remodeling grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(2), Art. 4, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040245.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research.* New York: Aldine de Gruyter.

Haig, Brian D. (1995). Grounded theory as scientific method. *Philosophy of Education*, http://www.ed.uiuc.edu/EPS/PES-Yearbook/95_docs/haig.html.

Hildenbrand, Bruno (2004). Gemeinsames Ziel, verschiedene Wege: Grounded Theory und Objektive Hermeneutik im Vergleich. *Sozialer Sinn*, *5*(2), 177–194.

Hildenbrand, Bruno (2005). *Fallrekonstruktive Familienforschung: Anleitungen für die Praxis*. Opladen: Leske + Budrich.

Hughes, Everett C. (1971). *The sociological eye: Selected papers*. Chicago: Aldine.

Kelle, Udo (1996). Die Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Methodologie der Grounded Theory. In Rainer Strobl & Andreas Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews* (S.22–47). Baden-Baden: Nomos Verlag.

Lincoln, Yvonna S. & Guba, Egon G. (1985). *Naturalistic inquiry*. Beverly Hills, CA: Sage.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2007). *Grounded Theory Methodologie – Bemerkungen zu einem prominenten Forschungsstil*. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (HSR Supplement Nr 19, S.11–39). Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In Wilhelm Kempf & Markus Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen*

naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik (S.100–152). Berlin: Regener.

Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, *13*(3), 283–293.

Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park: Sage.

Strübing, Jörg (2006). Wider die Zwangsverheiratung von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik. Eine Replik auf Bruno Hildenbrand. *Sozialer Sinn*, *7*(1), 147–157.

Strübing, Jörg (2007a). *Anselm Strauss*. Konstanz: UVK.

Strübing, Jörg (2007b). Research as pragmatic problem-solving. The pragmatist roots of empirically grounded theorizing. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.581–601). London: Sage.

Strübing, Jörg (2008). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Znaniecki, Florian (2004 [1934]). Analytische Induktion in der Soziologie. In Jörg Strübing & Bernt Schnettler (Hrsg.), *Methodologie Interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S.265–318). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz/UTB.

Abduktion: Die Logik der Entdeckung der Grounded Theory[1]

Jo Reichertz

1 Einleitung

> „Wir entschieden Mitte 60, ein Buch über Methoden zu schreiben. Wir spürten schon, dass Veränderungen in der Luft lagen, denn wir wollten für die ‚Kids' schreiben – Leute über 30 schienen uns schon zu festgelegt. Barney hatte das bessere Gefühl, dass ein solches Buch ankommen würde, ich war skeptischer, weil ich älter war. Der Titel, ‚The Discovery of Grounded Theory', zeigt schon, worauf es uns ankam: nicht wie in den üblichen Methodenbüchern die Überprüfung von Theorie, sondern deren Entdeckung ‚aus den Daten heraus'. Grounded Theory ist keine Theorie, sondern eine Methodologie, um in den Daten schlummernde Theorien zu entdecken". (Strauss in: Legewie & Schervier-Legewie 2004 [1995], Abs.51)

Die Grounded-Theory-Methodologie (GTM), auf die sich Anselm Strauss hier in einem Interview zwei Jahrzehnte später bezieht, ist eines der erfolgreichsten sozialwissenschaftlichen Verfahren, und sie hat die qualitative Sozialforschung weltweit deutlich vorangebracht. Dass dem so ist, verdankt sich jedoch nicht der Klarheit und Einfachheit der von Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelten Methode, sondern der Erfolg resultiert eher aus der dort genährten und in der Wissenschaft weit verbreiteten Hoffnung, Theorien würden wie von selbst aus den Daten emergieren – ohne jede theoretische Vorannahme. Wenn man nur die Daten mit den richtigen Methoden „behandelt" (so der Glaube), dann würden die Theorien von selbst (also ohne die Hilfe der Wissenschaftler/innen) aus den Daten erwachsen. Die Theorien entstünden, so der Glaube weiter, nur durch die schrittweise Abstraktion und Verdichtung der Daten. Besonders deutlich zeigt sich dieses Versprechen in einer der berühmtesten Zitate aus „The Discovery of Grounded Theory": „Clearly, a grounded theory that is faithful to the everyday realities of the substantive area is one that has been carefully induced from the data" (Glaser & Strauss 1967, S.239). Dass ein solches induktives Folgern der GTM grundsätzlich fehlerhaft ist, das ist u. a. von Kelle (1994, 2005 und in diesem Band) und von Strübing (2004 und in diesem Band) gezeigt wor-

1 Dieser Artikel wurde erstmals im „Sage Handbook of Grounded Theory" (hrsg. von Antony Bryant & Kathy Charmaz 2007, S.214–229) in englischer Sprache veröffentlicht. Eine leicht überarbeitete Fassung ist (ebenfalls in englischer Sprache) in *FQS* publiziert worden (Reichertz 2009). Zur allgemeinen Einbettung dieses Artikels siehe auch Bryant (2009).

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_13,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

den. Viele Anwender/innen betrachten die GTM als einen induktiven Ansatz, und sie sind der Ansicht „that the approach signals a return to simple ‚Baconian' inductivism" (Haig 1995, S.2). Repräsentativ für viele andere qualitative Sozialforschende hier ein Zitat von Marvasti (2004, S.84): GTM „is known as an inductive or ground-up approach to data analysis". Anfangs teilten die beiden Gründer der GTM diese Sicht der Dinge, wie Udo Kelle (2005, Abs.24) richtig urteilt:

> „From its beginnings the methodology of Grounded Theory has suffered from an ‚inductivist self misunderstanding' entailed by some parts of the Discovery book. Although this inductivism plays a limited role in research practice of many Grounded Theory studies (including those of the founding fathers) it has often lead to confusion especially among novices who draw their basic methodological knowledge from text books."

Die Tatsache, dass sich die ursprüngliche GTM später in zwei Richtungen teilte, welche sich hinsichtlich der Bedeutung theoretischen Vorwissens maßgeblich unterscheiden, deutete sich bereits in Strauss' Arbeit „Qualitative Analysis for Social Scientists" (1987) an, wurde dann aber ganz klar in dem Buch „Basics of Qualitative Research" (Strauss & Corbin 1990). In beiden Texten vertrat Strauss die Position, dass theoretisches Vorwissen in die Interpretation der Daten einfließt – einfließen muss –, während Glaser weiterhin darauf bestand, dass die Kodes und Kategorien aus den Daten emergieren müssten – und zwar allein aus den Daten, ohne Hinzuziehung von Vorwissen. Diese Meinungsverschiedenheit hat Glaser mehrfach vehement öffentlich gemacht (u. a. 1992, 2002 und gemeinsam mit Holton in diesem Band). Seitdem war und ist dieser Meinungsunterschied Gegenstand teils hitziger Debatten in der sozialwissenschaftlichen Literatur (Kelle 1994; Kendall 1999; Miller & Fredericks 1999; Strübing 2004).

Die spätere Position der GTM, wie sie bei Strauss sowie Strauss und Corbin zu finden ist, geht davon aus, dass jede Beobachtung und jede Entwicklung von Theorie immer schon und notwendigerweise theoriegeleitet ist. „Every type of inquiry rests on the asking of effective questions" (Strauss & Corbin 1990, S.73). Allerdings müssten die Wissenschaftler/innen dann die innere Bereitschaft mitbringen, ihre theoretischen Vorannahmen aufgrund ihrer Forschung zu modifizieren oder sich ganz von ihnen zu verabschieden. Diese Logik der Forschung der GTM hat nun viel mit der abduktiven Forschungslogik gemein, wie sie von Charles Sanders Peirce entwickelt wurde. Aber weder haben Strauss noch Strauss und Corbin sich ausdrücklich auf die Logik der abduktiven Entdeckung berufen, noch haben sie sich ausdrücklich auf Charles S. Peirce bezogen. Es ist somit zu fragen, ob sich Strauss bzw. Strauss und Corbin tatsächlich in ihrer Forschung einer abduktiven Logik bedienten.

Dieser Beitrag möchte hier für mehr Klarheit sorgen, denn es soll untersucht werden, ob die späte Fassung der GTM (sensu Strauss ab 1980) tatsächlich einer abduktiven Logik aufruht. Eine solche Klärung brächte als Gewinn ein besseres Ver-

ständnis der Besonderheit des empirischen Vorgehens der GTM. Um dies zu leisten, muss als erstes die Logik der Abduktion rekonstruiert werden, so wie sie von Peirce entworfen wurde, um dann im zweiten Schritt zu prüfen, ob die Forschungslogik, wie sie vom späten Strauss sowie von Strauss und Corbin benutzt wurde, sich mit Vorstellungen und Begriffen von Peirce treffend reformulieren lässt. Diese Untersuchung wird zeigen, dass zu Beginn der GTM die abduktive Logik nur verdeckt im Konzept enthalten war, während sie in späteren Fassungen immer deutlicher und klarer herausgearbeitet wurde – zumindest in den Arbeiten von Strauss. Deshalb kann man die Glaser-Strauss-Debatte teilweise auch als eine Auseinandersetzung darüber verstehen, ob für eine „gute" Forschung eine induktive oder eine abduktive Forschungslogik angemessen ist.

2 Abduktion: Ein regelgeleiteter Weg zu neuem Wissen

Sozialforscher/innen, die sich nicht nur den Mannigfaltigkeiten des alltäglichen Lebens mit wissenschaftlich geschultem Augen zuwenden, sondern auch noch die Muße haben, das Auf und Ab des eigenen Berufsvokabulars zu verfolgen, können in den letzten Jahren das – wenn auch langsame – Aufblühen eines Begriffes miterleben, der knapp 400 Jahre alt ist. Die Rede ist von dem Begriff der Abduktion. Dieser Aufschwung war so enorm, dass mancherorts sogar von einem *abductive turn* gesprochen wird (vgl. Bonfantini 1988; Wirth 1995 und 2000). Erstmals eingeführt 1597 von Julius Pacius, um das Aristotelische *Apagogè* zu übersetzen, blieb er fast drei Jahrhunderte gänzlich unbeachtet. Erst Charles S. Peirce (1839–1914) griff ihn auf, und bezeichnete mit ihm das einzig wirklich Kenntnis erweiternde Schlussverfahren (so der Anspruch), das sich von den geläufigen logischen Schlüssen – nämlich der Deduktion und der Induktion – kategorial unterscheiden soll (Peirce 1973, 1976, 1986, 1992). Einige Jahrzehnte vergingen, bevor die Ideen von Peirce systematisch aufgegriffen und übernommen wurden (Anderson 1995; Apel 1967; Fann 1970; Hanson 1965; Moore & Robin 1964; Reichertz 1991, 2003, 2006; Tursman 1987; Wartenberg 1971).

Heute ist der Begriff „Abduktion" schon lange kein Geheimtipp mehr: Wissenschaftler/innen bspw. aus der Pädagogik, den Sprachwissenschaften, der Psychologie und der Psychoanalyse, der Semiotik, den Theaterwissenschaften, der Theologie und der Kriminologie und natürlich auch Soziolog/innen reklamieren in ihren Forschungsberichten gern und oft, ihre neuen Erkenntnisse würden sich „Abduktionen" verdanken. Dieser durchschlagende Erfolg eines doch recht sperrigen Begriffs der Logik lässt sich m. E. zweifach erklären: Zum einen ist der Begriff der Abduktion in der Forschungsliteratur diffus bis widersprüchlich bestimmt (und damit für Vieles und Viele verwendbar), und zum anderen verbindet sich mit der Abduktion eine große wissenschaftstheoretische Hoffnung: nämlich die Hoffnung auf eine regelgeleitete, reproduzierbare und auch gültige Produktion neuen wissenschaftlichen

Wissens. Diese Hoffnung findet sich vor allem bei der Erforschung der künstlichen Intelligenz und bei einer Reihe von Spielarten der qualitativen Sozialforschung (z. B. Charniak & McDermott 1985; Hemker 1986; Knorr 1985; Kreppner 1975).

Gemeinsam ist vielen Verwendungen des Abduktionsbegriffes, dass sowohl der logische als auch der innovative Charakter der Abduktion betont wird. Reklamiert wird zwar, dass sie sich von der Deduktion und der Induktion grundsätzlich unterscheide, aber dennoch auf jeden Fall ein Verfahren der logischen Schlussfolgerung sei (ausführlicher hierzu Reichertz 2003, 2006). Gerade in diesem „Schlussmodus-Sein" liegt m. E. der heimliche Charme der Abduktion: Ist sie doch einerseits als logischer Schluss vernünftig und wissenschaftlich, andererseits reicht sie in die Sphäre tieferer Einsicht und ermöglicht so neue Erkenntnis. Die Abduktion soll der Sozialforschung – oder besser: den Sozialforscher/innen – helfen, Neues auf logisch und methodisch geordnetem Wege zu finden. Diese Hoffnung richtet sich gegen die desillusionierenden Einwände von Reichenbach (1938) und Popper (1998), die mit ihrer Aufteilung der wissenschaftlichen Forschung in eine Logik der Entdeckung und eine Logik der Rechtfertigung die wissenschaftliche Entdeckung in den Bereich der Psychologie „vertrieben" und nur die Rechtfertigung intuitiv erfundener Hypothesen dem Bereich ernst zu nehmender Wissenschaft zugeordnet haben. Diese Trennung (von Popper und Generationen quantifizierender Sozialforscher/innen noch als endgültige Lösung des alten Induktionsproblems angesehen) wollen viele „Abduktionist/innen" wieder rückgängig machen: Die unglückliche Disjunktion von Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang soll mittels der Abduktion wieder aufgehoben werden. Gelänge eine regelgeleitete Gewinnung neuer Erkenntnis, dann wäre für die Forschung enorm viel erreicht: nämlich die Befreiung von der „Zufälligkeit des guten Einfalls" (Habermas 1973, S.147) und: (so die Hoffnung vieler) die Möglichkeit, „synthetische Schlüsse aposteriori" wäre gegeben.

Wegen dieser Hoffnung galt und gilt die Abduktion bei vielen Sozialforscher/innen als willfähriges Zauberwort, als Beschwörungsformel – immer einsetzbar, wenn nach der Validität des wissenschaftlichen Deutungsprozesses gefragt wird.

> „Der Versuch, den Akt des Hypothesengenerierens und subjektiven Erkennens nicht mehr nur als beliebig und nicht weiter hinterfragbar zu charakterisieren, sondern ihn in Form des abduktiven Schlusses analytisch zu erfassen, kann vielleicht den Weg in eine Richtung weisen, die in den Geisteswissenschaften als hermeneutisches Vorgehen zur Gewinnung von Erkenntnis bekannt und üblich ist, und die im Rahmen derjenigen Sozialwissenschaft, die nicht ausschließlich an einer aus den Naturwissenschaften übernommenen Methodik orientiert ist, unter dem Begriff des ‚Denkens', manchmal auch des ‚Verstehens', weit verbreitet ist" (Kreppner 1975, S.69).

Diese Hoffnung resultiert m. E. allein aus einem weitverbreiteten Missverständnis der Peirceschen Position, nämlich dass zwischen der Schlussform „Hypothese" und der Schlussform „Abduktion" keine Unterschiede bestünden. Aus heutiger Sicht ist

jedoch unstrittig, dass Peirce etwa bis 1898 unter dem Namen „Hypothese" zwei recht unterschiedliche Formen des Schlussfolgerns fasste, ohne dies jedoch zu bemerken. Als ihm dieser unklare Gebrauch des Namens „Hypothese" auffiel, arbeitete er in seiner Spätphilosophie den Unterschied zwischen den beiden Verfahren deutlich heraus und nannte die eine Operation „qualitative Induktion" und die andere „Abduktion" (ausführlicher dazu Reichertz 2003; Eco 1981). Die oben genannte Hoffnung vieler Wissenschaftler/innen resultiert m. E. nun daraus, dass sie sich „widerrechtlich" in Bezug auf die Leistungen der Abduktion auf die Spätphilosophie von Peirce berufen, jedoch im Hinblick auf ihre Form und Gültigkeit auf die Arbeiten von Peirce zur Hypothese zurückgreifen. Nur aufgrund dieser unzulässigen Bedeutungsvermischung „gelingt" der Entwurf einer logischen Operation, die regelgeleitet neue Erkenntnis hervorbringt.

3 Deduktion, quantitative und qualitative Induktion, Abduktion

Die gesellschaftlichen Ordnungen, an denen sich Menschen (oft, aber nicht immer) in ihrem Handeln orientieren, wandeln sich permanent und sind zudem „subkulturell fragmentiert". Die Ordnungen besitzen deshalb immer nur einen lokalen Geltungsbereich und werden ständig und (seit dem Aufkommen der Moderne) immer schneller von eben diesen Menschen geändert, die ihr zuvor (in Maßen) noch folgten (Eisenstadt 2003; Foucault 2004). Hinzu kommt, dass sowohl die Gestaltung als auch die Geltung dieser Ordnungen an die Sinnzuschreibungen und Interpretationsleistungen der handelnden Subjekte gebunden sind. Sozialwissenschaftliche Handlungserklärungen zielen nämlich auf die (Re-) Konstruktion der für die handelnden Subjekte relevanten Ordnungen. Allerdings kann eine solche Ordnung nicht mehr aus klassischen und bewährten Großtheorien abgeleitet werden, da diese zum einen in der Regel nicht „lokal" genug, zum anderen durch den gesellschaftlichen Wandel bereits überholt sind. Weil dies so ist, müssen neue „passende" Ansichten über die Beschaffenheit sozialer Ordnung stets aufs Neue von der Sozialwissenschaft generiert werden. Deshalb ist es ausgesprochen sinnvoll, sich die zu verstehende Lebenspraxis möglichst genau anzusehen und aufgrund dieser Daten die neuen Ordnungen zu (re-) konstruieren.

Wenn man nun in der (qualitativen wie der quantitativen) Forschung ernsthaft damit beginnt, erhobene Daten auszuwerten, also diese entlang bestimmter Merkmale und Merkmalsordnungen zu typisieren, dann stellt sich sehr schnell die Frage, wie man ein wenig Ordnung in das Datenchaos bringen kann. Das ist nur zu einem geringen Teil eine arbeitsorganisatorische Frage (Sortieren der Daten), sondern sehr viel mehr die Frage, wie die unüberschaubare Mannigfaltigkeit der Daten mit (vorhandenen oder noch zu findenden) Theorien in Verbindung gebracht werden kann. Bei diesem Unternehmen sind (folgt man den Überlegungen von Peirce) idealtypisch drei Verfahren zu unterscheiden, wobei das zweite Verfahren von mir im Weiteren

in zwei Untergruppen geteilt wird – jedoch nicht, weil zwischen den beiden gravierende Unterschiede vorliegen, sondern weil so die schon angesprochene Unterscheidung zwischen Abduktion und Hypothese bzw. qualitativer Induktion klarer gemacht werden kann (ausführlicher hierzu Reichertz 2003).

3.1 Subsumtion

Eine Art der Datenauswertung besteht in dem Verfahren der Subsumtion. Die Subsumtion geht von einem bereits bekannten Merkmalszusammenhang, also einer bekannten Regel aus (z. B.: „Alle Einbrecher, die auch den Medizinschrank plündern, sind drogenabhängig") und versucht diesen allgemeinen Zusammenhang in den Daten wieder zu finden (z. B. „Der unbekannte Einbrecher hat den Medizinschrank geplündert"), um dann über den Einzelfall Kenntnisse zu erlangen (z. B.: „Der unbekannte Einbrecher ist drogenabhängig").

Die logische Form dieser gedanklichen Operation ist die der Deduktion: Der in Frage stehende Einzelfall wird einer bereits bekannten Regel untergeordnet. Neues (über die Ordnung der Welt) erfährt man auf diese Weise nicht – nur, dass der noch unbekannte Einbrecher drogenabhängig ist (ein Wissen, das für die Polizei ganz nützlich sein kann – allerdings nur dann, wenn die Regel stimmt). Deduktionen sind also tautologisch, sie besagen nicht Neues. Deduktionen sind jedoch nicht nur tautologisch, sondern auch wahrheitsübertragend: Ist die zur Anwendung gebrachte Regel gültig, dann ist nämlich auch das Ergebnis der Regelanwendung gültig.

3.2 Generalisierung

Eine zweite Art der Auswertung besteht darin, im Datenmaterial vorgefundene Merkmalskombinationen zu einer Ordnung oder Regel zu „verlängern", zu generalisieren. Ausgehend von der Beobachtung: „Bei den Einbrüchen a, b und c ist der Medizinschrank geplündert worden" und der Fallkenntnis: „Herr Müller beging die Einbrüche a, b und c" wird der Schluss gezogen: „Herr Müller plündert bei Einbrüchen immer den Medizinschrank". Die logische Form dieser gedanklichen Operation ist die der quantitativen Induktion. Sie überträgt die quantitativen Eigenschaften einer Stichprobe auf die Gesamtheit, sie „verlängert" den Einzelfall zu einer Regel. Quantitative Induktionen sind also (streng genommen) ebenfalls tautologisch (da sie keine neue Idee in die Welt bringen), jedoch nicht wahrheitsübertragend. Die Resultate dieser Form des Schlussfolgerns sind lediglich wahrscheinlich.

Eine besondere Variante der induktiven Bearbeitung der Daten besteht nun darin, bestimmte qualitative Merkmale der untersuchten Stichprobe so zusammenzustellen, dass diese Merkmalskombination einer anderen (bereits im Wissensrepertoire der Interaktionsgemeinschaft vorhandenen) in wesentlichen Punkten gleicht. In die-

sem Fall kann der bereits existierende Begriff für diese Kombination benutzt werden, um die „eigene" Form zu benennen. Die logische Form dieser Operation ist die der qualitativen Induktion. Sie schließt von der Existenz bestimmter qualitativer Merkmale einer Stichprobe auf das Vorhandensein anderer Merkmale (z. B. „Ich sehe hier am Tatort eine bestimmte Spurenlage. In sehr vielen Elementen stimmt sie mit dem Spurenmuster von Müller überein. Schluss: Müller ist der Spurenleger"). Der beobachtete Fall (bei Pierce *token*) ist ein Exemplar einer bekannten Ordnung *(type).* Kurz: Schließt die quantitative Induktion von den quantitativen Eigenschaften einer Stichprobe auf die Gesamtheit, so ergänzt die qualitative Induktion dagegen die wahrgenommenen Merkmale einer Stichprobe mit anderen, nicht wahrgenommenen. Nur in diesem Sinne überschreitet die qualitative Induktion die Grenzen der Erfahrung, indem sie von einer begrenzten Auswahl auf eine größere Gesamtheit schließt. Neues Wissen (im strengen Sinne) wird auf diese Weise nicht gewonnen, bekanntes lediglich ausgeweitet. Auch die qualitative Induktion ist kein gültiger, sondern ein nur wahrscheinlicher Schluss – allerdings besitzt sie den Vorzug, dass sie sich (wenn auch nicht einfach) operationalisieren lässt. Allen wissenschaftlichen Verfahren, die in den erhobenen Daten nur neue Formen des bereits Bekannten erkennen, liegt die qualitative Induktion zugrunde.

3.3 Abduktion

Die dritte (scheinbar ähnliche, aber dennoch völlig verschiedene) Art der Datenbearbeitung besteht nun darin, aufgrund der Ausdeutung der erhobenen Daten solche Merkmalskombinationen zusammenzustellen bzw. zu entdecken, für die sich im bereits existierenden Wissensvorratslager keine entsprechende Erklärung oder Regel findet. Dann ist man überrascht. Wirkliche Überraschung löst (nicht nur laut Peirce) echtes Erschrecken aus – und die Suche nach der (neuen) Erklärung. Da kein passender *type* zu finden ist, muss in einem geistigen Prozess ein neuer er- bzw. gefunden werden. Manchmal erlangt man aufgrund eines gedanklichen Prozesses eine solche neue Erkenntnis, und wenn, dann stellt sie sich „blitzartig" ein, und der gedankliche Prozess ist nur sehr wenig von logischen Regeln behindert (Peirce 1931–1935, Bd. V. S.117).

Eine Ordnung, eine Regel, ist bei diesem Verfahren also erst noch zu (er-) finden – und zwar mithilfe einer geistigen Anstrengung. Etwas Unverständliches wird in den Daten vorgefunden und aufgrund des geistigen Entwurfs einer neuen Regel wird sowohl die Regel gefunden bzw. erfunden und zugleich klar, was der Fall ist. Die logische Form dieser Operation ist die der Abduktion. Hier hat man sich (wie bewusst auch immer und aus welchen Motiven auch immer) entschlossen, der bewährten Sicht der Dinge nicht mehr zu folgen. Eine solche Bildung eines neuen *types*, also die Zusammenstellung einer neuen typischen Merkmalskombination, ist ein kreativer Schluss, der eine neue Idee in die Welt bringt. Diese Art der Zusammenschließung

ist nicht zwingend, eher sehr waghalsig. Die Abduktion „schlussfolgert" also aus einer bekannten Größe (= Resultat) auf zwei unbekannte (= Regel und Fall). Die Abduktion ist ein mentaler Prozess, ein geistiger Akt, ein gedanklicher Sprung, der das zusammenbringt, von dem man nie dachte, dass es zusammengehört.

4 Zwei Strategien zur Herbeiführung von Abduktionen

Nimmt man das bisher Gesagte ernst, dann müsste man zu dem (für die alltägliche Wissenschaftspraxis pessimistischen) Befund kommen, dass die abduktive Entdeckung von Neuem entweder auf den blinden Zufall, ein glückliches Schicksal, einen gütigen Gott oder eine besonders günstige Gehirnphysiologie angewiesen ist. Wissenschaft als systematisches Unternehmen scheint zum Scheitern verurteilt: *Anything goes*.

Aber (wenn der Blitz nicht algorithmisch geregelt herbeigezwungen werden kann) gibt es vielleicht Verhaltensweisen und Vorkehrungen, die es dem Blitz erleichtern, auch in die eigene Forschung „einzuschlagen"? Denn auch der Blitz kommt nicht völlig unerwartet. So tritt er (um im Bild zu bleiben) nur im Gefolge einer bestimmten Wetterlage auf. Man kann im Gewitter die Eichen suchen und vor den Buchen weichen oder gar die Spitze des Kirchturms erklimmen. Durch keine dieser Maßnahmen kann ganz sichergestellt werden, dass der Blitz tatsächlich kommt und trifft, aber die Möglichkeit ist doch sehr viel größer als bei jemandem, der nur die strahlende Sonne liebt, sich bei Gewitter stets im Keller aufhält und, falls er doch einmal in das Unwetter muss, in der Nähe von Blitzableitern bleibt. Kurz: Sollte Erkenntnis tatsächlich etwas mit Zufällen zu tun haben, dann kann man dem Zufall eine Chance geben oder sie ihm verweigern.

Peirce selbst nennt zwei Großstrategien, die geeignet sind, abduktive Prozesse besonders gut „hervorzulocken". Eine ist der schönen Erzählung entnehmbar, in der er (1929) rückblickend von seinen Fähigkeiten als Hobbydetektiv berichtet. Peirce war demnach auf einer Schiffsreise sein Überzieher und seine wertvolle Uhr gestohlen worden. Er erschrak sehr, da die Uhr nicht sein Eigentum war und er wegen seiner Nachlässigkeit „lebenslange Schande" auf sich zukommen sah. Deshalb beschloss er, die Uhr auf alle Fälle und auf schnellstem Wege wiederzuerlangen. Er ließ alle (farbigen) Bediensteten aller Decks zusammenrufen und hieß sie, sich in einer Reihe aufzustellen. Dann schritt er die Reihe entlang und sprach mit jedem ein paar scheinbar belanglose Worte.

> „When I had gone through the row, I turned and walked from them, though not away, and said to myself: ‚Not the least scintilla of light have I got to go upon.' But thereupon my other self (for our own communings are always in dialogues), said to me ‚But you simply must put your finger on the man. No matter if you have no reason, you must say whom you will

> think to be the thief.' I made a little loop in my walk, which had not taken a minute, and I turned toward them, all shadow of doubt had vanished." (S.271)

Später, nach vielen Verwirrungen (die man am besten selbst einmal nachliest in Sebeok & Umiker-Sebeok 1985), stellte sich heraus, dass der von Peirce Verdächtigte tatsächlich der Dieb war, und letztlich gelangte Peirce nach weiteren Abduktionen wieder in den Besitz seines Eigentums. Den Anstoß für diese Eigeninitiative in Sachen *detective work* gab die Angst – und zwar nicht die Furcht vor dem Verlust der 350 Dollar, welche die Uhr wert war, sondern die Angst vor einer *life-long-professional disgrace* (Peirce 1929, S.270). Als er nach den ersten Unterhaltungen mit den Bediensteten noch keinen Verdächtigen benennen konnte, setzte er sich willentlich unter weiteren Handlungsdruck. In dieser teilweise selbst herbeigeführten Notsituation kam es schlagartig zu einem Zusammenführen verschiedener Beobachtungen zu einer (neuen) Einsicht – zum abduktiven Blitz. Not macht erfinderisch, weil sie die Vorstellungskraft enorm aktiviert, so die Botschaft dieser Geschichte.

Abduktionen können zwar nicht durch ein bestimmtes, Schritt für Schritt abzuschreitendes Verfahrensprogramm, also eine exakte Methodik, „herbeigezwungen" werden, aber man kann, und dies ist die Lehre der Episode vom Privatdetektiv Peirce, Situationen herbeiführen, in denen sich Abduktionen eher ereignen, in denen sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass sich neue gedankliche Verbindungen einstellen oder besser: herstellen. Und offensichtlich ist die Anwesenheit von *echtem Zweifel* respektive Angst oder großem Handlungsdruck für solche Situationen ganz wesentlich. Mit dem Zweifel einhergehen muss jedoch auch der *Wille zum Lernen*.

Aber Peirce entwirft noch eine andere Möglichkeit, Situationen zu schaffen, in denen es deutlich häufiger zu neuen Erkenntnissen kommt. Hierzu sollten Suchende ohne ein bestimmtes Ziel ihren Geist wandern lassen. Dieses geistige Spiel ohne Regeln nennt Peirce *musement*, ein Spiel der Versenkung – Tagträumerei. Wie man in den Zustand der Tagträumerei gelangt, ist einigen, schon fast poetischen Formulierungen von Peirce (1931–1935, Bd. 6, S.315) zu entnehmen:

> „Enter your skiff of musement, push off into the lake of thought, and leave the breath of heaven to swell your sail. With your eyes open, awake to what is about or within you, and open conversation with yourself: for such is all meditation! lt is, however, not a conversation in words alone, but is illustrated, like a lecture, with diagrams and with experiments."

Es bedarf also in diesem Fall der Muße, d. h. die Befreiung von dem aktuellen Handlungsdruck ist die grundlegende Bedingung, ohne die „das Boot nicht in Fahrt kommt". Dies widerspricht scheinbar sehr vehement den Rahmenbedingungen für gelingende Abduktionen, welche Peirce in seinem Detektivbeispiel nennt. Der Widerspruch des ersten Anscheins löst sich allerdings auf, wenn das Typische der beiden „abduktionsfreundlichen" Settings gesucht wird. Denn in beiden Fällen

bewirken die Verfahrensweisen, dass der bewusst arbeitende, mit logischen Regeln vertraute Verstand ausmanövriert wird. Der Detektiv Peirce lässt dem kalkulierenden Verstand erst gar keine Zeit, sich mit der Lösung seines Problems zu beschäftigen, deshalb übernimmt der „Rateinstinkt" diese Aufgabe, und der tagträumende Peirce schaltet das logische Urteilsvermögen aus, indem er sich dem „Atem des Himmels" anvertraut – was immer das auch sein mag.

Alle Maßnahmen, günstige Bedingungen für Abduktionen zu schaffen, zielen also stets auf eins: auf die Erlangung der inneren Bereitschaft, alte Überzeugungen aufzugeben und neue zu suchen. Diese innere Bereitschaft kann man auch „Haltung" nennen: Gemeint ist die Haltung, gegenüber dem gesellschaftlich Bewährten und Bekannten eine gewisse Distanz zu pflegen – immer mit der Möglichkeit zu rechnen, dass es auch anders sein könnte. Abduktives „Räsonieren" ist jedoch kein glückliches, zufälliges Raten ins Blaue hinein, sondern ein informiertes Raten. Anders formuliert: Das Glück trifft immer nur den vorbereiteten Geist. Abduktives Denken ist keine Methode, mit deren Hilfe sich logisch geordnet (und damit operationalisierbar) Hypothesen oder gar Theorien generieren lassen, sondern der abduktive Denkprozess ist Ergebnis einer Haltung gegenüber Daten und gegenüber dem eigenen Wissen: Daten sind ernst zu nehmen, und die Gültigkeit des bislang erarbeiteten Wissens ist einzuklammern.

5 Rekonstruktion oder Konstruktion?

Abduktive Anstrengungen suchen nach (neuer) Ordnung, jedoch zielen sie nicht auf die Konstruktion einer beliebigen Ordnung, sondern auf die Findung einer Ordnung, die zu den überraschenden „Tatsachen" passt oder genauer: die handlungspraktischen Probleme, die sich aus dem Überraschenden ergeben, löst. Fluchtpunkt dieser selektierenden (auf neue Ordnung ausgerichteten) Aufmerksamkeit ist nicht eine größtmögliche Realitätsnähe oder eine möglichst hohe Rationalität. Fluchtpunkt ist vor allem der Nutzen, den der entwickelte *type* für die interessierende Fragestellung beibringt. Einerseits bringt er Ordnung und die Mittel der sprachlichen Darstellung, andererseits sind diese neuen *types* unverzichtbare Werkzeuge, wenn es darum geht, aus der hypothetisch verstandenen, weil geordneten Vergangenheit Hypothetisches über die Zukunft prognostizieren zu können, also wenn es darum geht, Antworten auf die Frage „Was ist als Nächstes zu tun?" zu produzieren. Neue Ordnungen sind deshalb immer auch an zukünftigem Handeln orientiert.

Die abduktiv gefundene Ordnung ist also keine (reine) Widerspiegelung von Wirklichkeit – sie reduziert auch nicht die Wirklichkeit auf die wichtigsten Bestandteile. Die gewonnenen Ordnungen sind stattdessen gedankliche Konstruktionen, mit denen man gut oder weniger gut leben kann. Für manche Zwecke sind bestimmte Konstruktionen von Nutzen, für andere wieder andere. Die Suche nach Ordnung ist deshalb nie endgültig abgeschlossen und immer auf Widerruf vorgenommen. So-

lange die neue Ordnung bei der Bewältigung einer Aufgabe hilfreich ist, wird sie in Kraft belassen; ist die Hilfeleistung eingeschränkt, dann müssen Differenzierungen vorgenommen werden; erweist sie sich als nutzlos, wird sie verworfen. Insofern sind die abduktiv gefundenen Ordnungen weder beliebige Konstruktionen noch valide Rekonstruktionen, sondern brauchbare (Re-) Konstruktionen.

Die Abduktion – oder genauer: der forschende Mensch – sucht also angesichts überraschender Fakten nach einer sinnstiftenden Regel, nach einer möglicherweise gültigen bzw. passenden Erklärung, welche das Überraschende an den Fakten beseitigt. Erst „sucht" er oder sie im Bestand des Wissens, und wenn dort keine „Lösungen" abgelagert sind, muss aus Versatzstücken alten Wissens und neuen Kombinationen eine Lösung gebastelt oder manchmal auch konstruiert werden. Diese gedankliche Suchbewegung vollzieht sich meist ohne den absichtlichen Steuerungswillen eines Erkenntnissubjekts, sie vollzieht sich unwillentlich[2]. Endpunkt dieser Suche ist eine (sprachliche) Hypothese. Ist diese gefunden, beginnt ein mehrstufiger Überprüfungsprozess: Besteht die erste Stufe des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses in dem Finden einer Hypothese mittels Abduktion, dann besteht die zweite aus der Ableitung von Voraussagen aus der Hypothese, also einer Deduktion, und die dritte in der Suche nach Fakten, welche die Vorannahmen „verifizieren", also einer Induktion. Sollten sich die Fakten nicht finden lassen, beginnt der Prozess von neuem, und dies wiederholt sich so oft, bis die „passenden" Fakten erreicht sind. Mit dieser Bestimmung entwirft Peirce eine dreistufige Erkenntnislogik von Abduktion, Deduktion und Induktion.

Entdeckung und Überprüfung sind laut Peirce also zwei voneinander zu unterscheidende Teile eines Prozesses des Erkennens, des Forschens. Ist die Entdeckung weitgehend dem bewussten und systematischen Zugriff entzogen, so vollzieht sich die Überprüfung entlang operationalisierbarer und regelgeleiteter, vernunftkontrollierter Standards.

Gewissheit über die Validität abduktiver Schlüsse ist jedoch selbst dann nicht zu erreichen, wenn die abduktiv gewonnene Hypothese einer extensiven Prüfung unterworfen wird, also aus ihr Konsequenzen deduziert und diese dann induktiv

2 Ohne Zweifel ist diese Beschreibung des abduktiven Gedankenprozesses durch und durch metaphorisch. Welche Beschreibung angemessen ist, lässt sich schwer angeben. Selbst der Versuch, die Aktivitäten des Gehirns bzw. der Neuronen zu beschreiben, bliebe metaphorisch. Vielleicht hilft ein weiteres Beispiel weiter, das nicht von Peirce stammt und das wahrscheinlich eher eine qualitative Induktion darstellt. Wenn man in einem Kreuzworträtsel mit folgender Frage konfrontiert wird, nämlich: „Was trugen die Angeln von den Sachsen?", dann wird man erst einmal (und zwar aufgrund des nahe gelegten Zusammenhangs von Angeln und Sachsen) in der Frühgeschichte Englands suchen, um dort zu finden, was die Angeln von den Sachsen trugen. Da der so geöffnete Suchraum ziemlich groß ist, stellt sich bei keiner möglichen Antwort, wie z. B. „die Waffen" oder „die Kartoffeln" etc. ein gutes Gefühl ein. Ist man dann irgendwann verzweifelt genug, den offensichtlichen Sinn der Frage infrage zu stellen, und unterstellt man nach vielen anderen Versuchen einmal tentativ, dass mit „Angeln" nicht der germanische Stamm gemeint ist und auch nicht die Tätigkeit des Fischeangelns, sondern eine Türangel, dann fügt sich zusammen, was zusammengehört, und man hat auf einmal zweierlei: eine Antwort und ein gutes Gefühl. Dann weiß man, dass dies die Lösung ist.

aufzuspüren versucht werden, und im Folgenden dieser Dreischritt immer wieder repetiert wird. Verifizieren im strengen Sinne des Wortes lässt sich auf diese Weise nichts. Was man auf diesem Wege erhält, ist eine intersubjektiv aufgebaute und „geteilte Wahrheit". Diese ist (nach Peirce) allerdings erst erreicht, wenn alle Gemeinschaftsmitglieder zu der gleichen Überzeugung gekommen sind. Da mit „alle" (bei Peirce) auch die gemeint sind, die nach uns geboren werden, ist der Prozess der Überprüfung grundsätzlich nicht abzuschließen: „In Wahrheit können Menschen niemals unbedingte Gewißheit erreichen" (Peirce 1986, S.229). Deshalb: „Unfehlbarkeit in wissenschaftlichen Belangen ist für mich unwiderstehlich komisch" (Peirce 1931–1935, Bd. I, S.X).

6 Das Straussche Konzept der GTM und die Peircesche Logik der Forschung

In der frühen GTM existierten, wie eingangs darlegt, zwei Stränge: ein *induktiv* ausgerichteter Strang, der darauf bestand, dass die Kodes und Kategorien und sogar die Theorien wie von selbst allein aus den Daten erwachsen, und einen eher *theoretisch* ausgerichteten, der davon überzeugt war, dass neben den Daten auch Wissen über die Welt und wissenschaftliche Theorien von Nutzen sind (vgl. auch Kelle 2005). In der induktiven Variante von Glaser und Strauss (1967) wurden Konzepte und Theorien offiziell und ausdrücklich über die Induktion gefunden (während der theoretische Strang im Hintergrund mitlief).

In der späten Ausprägung der GTM von Strauss bzw. Strauss und Corbin (und meine weiteren Überlegungen gelten *nur* für diese Variante der GTM) sind zwar noch beide Stränge zu finden, der induktive und der theoretische, allerdings mit umgekehrter Wichtigkeit. In dieser späteren Variante der GTM von Strauss (und Corbin) gründete die Theorieentwicklung offiziell und ausdrücklich im theoretischen Vorwissen (während der induktive Strang im Hintergrund mitlief; siehe auch Strübing 2004, S.50ff.). Deutlich haben Strauss und Corbin (1994) auf diese Änderung ihres Konzepts hingewiesen:

> „Thoughtful reaction against restrictive prior theories and theoretical models can be salutary, but too rigid a conception of induction can lead to sterile or boring studies. Alas, grounded theory has been used as a justification for such studies. This has occurred as a result of the initial presentation of grounded theory in The Discovery of Grounded Theory that had led to a persistent and unfortunate misunderstanding about what was being advocated. Because of the partly rhetorical purpose of that book and the authors' emphasis on the need for grounded theory, Glaser and Strauss overplayed the inductive aspects" (S.277).

Die GTM (die frühe wie die späte) beanspruchte immer, mehr als nur eine Methode zur Kodierung von Daten zu sein. Obwohl das Kodieren ohne Zweifel als wichtiger

Teil von Forschung erachtet wird, erschöpft sich die GTM nicht im Kodieren (siehe Strübing 2006), sonst würde sie Gefahr laufen, die Daten auf einem höheren Niveau zu verdoppeln. Von daher ist es sehr unglücklich, wenn die späte GTM oft auf das Kodierparadigma reduziert wird. Strauss und Corbin haben wiederholt darauf hingewiesen, die GTM sei „a general methodology, a way of thinking about and conceptualizing data" (1994, S.275). Nur das ermöglicht es den Wissenschaftler/innen, mit der Forschung zwei Ziele gleichzeitig zu erreichen: einerseits das Ziel des Kodierens (offen, axial, selektiv), andererseits das Ziel des Entwickelns und Modifizierens von Konzepten und Theorien – und zwar durch das wiederholte Hin- und Herspringen zwischen Datensammlung, Erstellen von Memos und Kodiertätigkeit.

Sucht man danach, ob in der frühen GTM die Abduktion entweder explizit oder zumindest implizit genutzt wird, dann findet man schnell, dass bereits „The Discovery of Grounded Theory" viele Überlegungen enthält, die in Richtung des abduktiven Folgerns weisen – wie z. B. diese Formulierung:

> „The root sources of all significant theorizing is the sensitive insights of the observer himself. As everyone knows, these can come in the morning or at night, suddenly or with slow dawning, while at work or at play (even when asleep); furthermore, they can be derived directly from the theory (one's own or someone else's) or occur without a theory; and they can strike the observer while he is watching himself react as well as when he is observing others in action. Also, his insights may appear just as fruitfully near the end of a long inquiry as near the outset" (Glaser & Strauss 1967, S.251).

Interessanterweise erwähnen die Autoren in dieser Textpassage nicht Peirce, sondern beziehen sich in einer Fußnote nur allgemein auf Sekundärliteratur zur Kreativität und der Natur der Einsicht.

Auch in der späten GTM taucht die Abduktion eher implizit denn explizit auf. Deshalb ist von entscheidender Bedeutung für die Klärung der Frage, ob die späte GTM Gebrauch vom abduktiven Denken macht, ob sie 1. Möglichkeiten schafft, die das Auftauchen abduktiver Schlussfolgerungen auf der Ebene einzelner Denkakte erlauben – und zwar während der konkreten Arbeit des Kodierens und ob 2. die Forschungslogik als Ganze abduktiv angelegt ist oder nicht. Weder ist entscheidend, ob die GTM immer und in allen Fällen nur mit Abduktionen arbeitet (das wäre Unsinn, da es nicht immer, sondern eher selten Neues zu entdecken gibt), noch ist der zentrale Punkt, ob Wissen von außerhalb für die Interpretation der Daten genutzt wird (das führt vor allem zu qualitativen Induktionen); entscheidend ist allein, ob die GTM systematisch mit dem Auftauchen neuer Kodes und Ideen rechnet. „Abduktiv" heißt hier nicht einfach, dass die Forschenden die Daten ernst zu nehmen haben und dass die Ergebnisse zu den Daten passen müssen (das müssen sie bei jeder ernsthaften Forschung), sondern entscheidend ist, dass die Forschung so angelegt ist, dass die Interpretation der Daten nicht in einer frühen Etappe der Forschung abgebrochen wird, sondern dass neue Ideen auf jeder Ebene der Forschung entstehen

und neue Kodes, Kategorien und Theorien entweder entwickelt oder modifiziert werden können.

In den Arbeiten von Strauss sowie Strauss und Corbin finden sich einige methodische Hinweise und Praktiken, die das Auftauchen neuer Ideen begünstigen:

Beispiel 1: Es gibt eine Passage, in der die Induktion deutlich als Basis der Kodierung benannt wird. Aber ganz offensichtlich meint Strauss gerade nicht die logische Form der Induktion, sondern all die Handlungen und Haltungen, welche (abduktiv) zu Hypothesen führen, und genau so ist dies auch von Peirce beschrieben worden.

> „Induction refers to the actions that lead to discovery of a hypothesis—that is, having a hunch or an idea, then converting it into a hypothesis and assessing whether it might provisionally work as at least a partial condition for a type of event, act, relationship, strategy, etc." (1987, S.11 f.).

Beispiel 2: In Strauss' Werk finden sich immer wieder deutliche Hinweise, dass in der Forschung vorhandene Urteile zu überprüfen sind. Datenauswertung, Kodieren und das Erstellen von Memos sind in einem dreistufigen Prozess aufeinander bezogen: Aus den gefundenen Hypothesen werden mittels Deduktion die Folgen abgeleitet; diese gilt es in den Daten und mittels Datenanalyse induktiv festzustellen. Ein solches Vorgehen korrespondiert exakt mit der Logik abduktiver Forschung von Peirce (siehe auch Reichertz 2003):

> „[…] data collection leads quickly to coding, which in turn may lead equally quickly, or at least soon, to memoing. Either will then guide the searches for new data. Or they may lead directly to additional coding or memoing. Or—please note!—they may lead to inspecting and coding of already gathered (and perhaps already analyzed) data. That latter kind of ‚return to the old data' can occur at any phase of the research, right down to writing the last page of the final report of the theory" (Strauss 1984, Kurseinheit 1, S.18).

Darüber hinaus finden sich in den Arbeiten von Strauss (und Corbin) wiederholt deutliche Hinweise darauf, dass es nicht ausreiche, sich auf das vorhandene Vorwissen zu verlassen, sondern immer auch nötig sei, neue Kodes, neue Kategorien und neue Theorien zu entwickeln:

> „Creativity is also a vital component of the grounded theory method. Its procedures force the researcher to break through assumptions and to create new order out of the old. Creativity manifests itself in the ability of the researcher to aptly name categories; and also to let the mind wander and make the free associations that are necessary for generating stimulating questions and for coming up with a comparison that leads to discovery" (Strauss & Corbin 1990, S.27).

Die Wortwahl allein zeigt schon, wie nah beide an den Ideen von Peirce sind. Eine andere Textstelle, die das Blitzartige der Entdeckung des Neuen betont, zeigt den gemeinsamen Boden (neben der abstrakten Zustimmung) noch deutlicher:

> „Yet, the most gratifying moments of research for analytically inclined researchers will be those that bear on their discoveries. They may be matters of quick flashes of intuition, or major breakthroughs in understanding the meaning and patterns of events, or the deeper satisfaction of having solved the research's major puzzles" (Strauss & Corbin 1990, S.28).

In der späten GTM sind (in Ergänzung zu dem Kodieren und der Theorieentwicklung mittlerer und großer Reichweite) zwei geistige Operationen verankert: 1. das Auffinden von Ähnlichkeiten (Kodieren mit bereits bekannten Kodes) und 2. das Auffinden des Neuen (Schaffung neuer Kodes). Diese Art wissenschaftlichen Arbeitens läuft parallel zur Peirceschen Unterscheidung zwischen der qualitativen Induktion und der Abduktion. Die geistige Operation, die feststellt, dass die in den Daten aufgefunden Kodes und Konzepte zu den bereits bekannten Kodes und Konzepten passen, das ist die eine Vorgehensweise: die qualitative Induktion (wie oben beschrieben). Auch diese Art des Denkens fügt den Daten etwas hinzu, von dem man aufgrund seines Vorwissens überzeugt ist, dass es dazu gehört. Die andere Vorgehensweise besteht in dem gedanklichen Sprung, der den Daten etwas völlig Neues hinzufügt, etwas, was in den Daten weder als Konzept noch als Theorie enthalten ist. Das ist eine Abduktion.

Die Frage, ob die GTM (in der Variante von Strauss und Corbin) einer abduktiven Forschungslogik aufruht, kann deshalb mit einem klaren *Ja* beantwortet werden. Zum Glück enthält sie jedoch nicht nur eine Logik des abduktiven Schlussfolgerns, sondern auch eine Logik der qualitativen Induktion. Es muss also nicht immer alles neu sein, sondern mithilfe der qualitativen Induktion wird das sichtbar, das so ist, wie wir es kennen. Die Logik der späten GTM, die neben der qualitativen Induktion auch Raum für die Abduktion lässt, rechnet mit den Aufkommen von Neuem, ermöglicht es, garantiert sogar sein Vorkommen. Mehr ist für gute Forschung nicht notwendig. Aber auch nicht weniger.

Man kann sich zurecht fragen, weshalb Strauss die Ideen von Peirce zur Abduktion nicht weiterverfolgt hat. Zweifellos kannte er die Idee der Abduktion, da er sie zumindest einmal in seinen Arbeiten erwähnt (vgl. Strübing 2004, S.51). In Verbindung mit der Frage wo unser Wissen für Induktionen, Deduktionen und Verifikationen herkommt, stellt Strauss fest (und das ist in der Tat die entscheidende Bestimmung für die neue Variante der GTM), dass dieses Wissen sich einerseits aus der *Erfahrung* speise, andererseits aber auch aus dem theoretischen *Vorwissen* erwachsen könne.

> „They [the insights – J. R.] come from experience with this kind of phenomenon before—whether the experience is personal, or derives more ‚professionally' from actual

> exploratory research into the phenomenon of from the previous research program, or from theoretical sensitivity because of the researcher's knowledge of technical literature" (Strauss 1987, S.12).

In einer Fußnote fügt Strauss hinzu: „See the writings of Charles Peirce, the American Pragmatist, whose concept of abduction strongly emphasized the crucial role of experience in the first phase of research operations" (a. a. O.). Für Peirce ist der Umstand, dass geistige Prozesse maßgeblich auch durch jede Art von Wissen gefüttert werden (und zwar in jeder Phase der Forschung) gerade nicht der entscheidende Punkt, um abduktive Prozesse zu bestimmen, sondern entscheidend ist für ihn allein, dass neues Wissen auf diese Weise geschaffen wird. Im Studienbrief der Fernuniversität Hagen („Qualitative Analysis in Social Research: Grounded Theory Methodology", Strauss 1984) erscheint der Begriff „Abduktion" noch nicht. In späteren Arbeiten benutzt er ausdrücklich die Vorstellung von Abduktion. Warum tat Strauss das nicht früher?[3] Kannte er die Abduktion nicht? Als Pragmatist hatte er doch genug Gründe und auch genug Gelegenheiten, die Parallelen zwischen seiner Art des Kodierens (insbesondere des offenen und selektiven Kodierens) bzw. Theoretisierens und dem abduktiven Folgern von Peirce zu (er-) kennen.

Die folgende Abduktion bringt vielleicht ein wenig Licht in das Dunkel, weshalb das Wort „Abduktion" im Werk von Anselm Strauss plötzlich und nur sehr kurz auftauchte (und die, wenn sie richtig ist, diese überraschende Tatsache erklären würde): Anselm Strauss wurde mit dem Pragmatismus und seiner Forschungslogik über die Arbeiten von Blumer und Dewey[4] vertraut. Strauss erwähnt an einigen Stellen seiner Arbeiten auch den Einfluss von Peirce, aber seine Hinweise sind immer recht allgemeiner Art. Es gibt keinerlei Beweis, dass Strauss die Schriften von Peirce

3 Eine interessante, aber nicht wirklich wichtige Frage ist, warum Strauss den Ausdruck „Abduktion" erst so viele Jahre später verwendete. Meine Hypothese ist, dass der Begriff für eine kurze Zeit über Deutschland seinen Weg in die Methodologie der GTM fand. Die These lässt sich wie folgt stützen: Eine Studienreise von Strauss nach Deutschland fiel genau in den Zeitraum zwischen der Erstellung des Studienbriefs (1982/1983 geschrieben und 1984 veröffentlicht) und der Publikation von „Qualitative Analysis for Social Scientists" (1987). Während dieser Studienreise, die auf eine Einladung unter anderem von Hans-Georg Soeffner zurückging, kam es zu einem Gedankenaustausch mit dem Forschungsteam von Richard Grathoff (Universität Bielefeld), Fritz Schütze (Universität Kassel) und Hans-Georg Soeffner (FernUniversität Hagen). Zu dieser Zeit setzte sich dieses Team (Grathoff, Schütze und Soeffner) mit dem abduktiven Schlussfolgern auseinander. Hans-Georg Soeffner erinnert sich noch, den Ausdruck „Abduktion" gegenüber Strauss mehrfach ins Gespräch gebracht zu haben – und zwar im Zusammenhang der Möglichkeit der kohärenten Wahrnehmung beim Kodieren. Erste Diskussionen über die Parallelen zwischen Abduktion und der Strausschen Forschungsstrategie fanden allerdings schon 1981/1982 statt, als Hans-Georg Soeffner sich in San Francisco aufhielt (Hans-Georg Soeffner in einem persönlichen Gespräch mit dem Autor im Dezember 2006; Strauss 1987, S.XV).

4 „Contributing to its development were two streams of work and thought: first, the general thrust of American Pragmatism (especially the writings of John Dewey, but also those of George Mead and Charles Peirce) and including its emphases on action and the problematic situation, and the necessity for conceiving a method in the context of problem solving" (Strauss 1987, S.5). Zur Geschichte der GTM siehe Kendall 1999, S.743ff.). In Strauss und Corbin (1994) wird, wenn die Bedeutung des Pragmatismus für die GTM erörtert wird (S.24), der Einfluss von Peirce nicht mehr erwähnt.

systematisch studiert hätte, aber aus dem Sachverhalt, dass Strauss Peirce so wenig zitiert, kann nicht notwendigerweise gefolgert werden, dass er ihn nicht gut kannte: Strauss kannte Peirce vor allem als Handlungstheoretiker, als Semiotiker und als Logiker. Deshalb gab es für ihn als Empiriker und als *working sociologist* in der Tradition der Chicago School keinen wirklich handfesten Grund, im Werk von Peirce nach Hinweisen auf die Logik der Entdeckung zu suchen. Strauss kannte das Konzept der „Abduktion" spätestens seit 1968, und als er es kennenlernte, sah er darin eine Reihe von Parallelen zu seiner Form des Kodierens und Theorie-Generierens. Aber er hat diese Parallelen und Gemeinsamkeiten nicht weiterverfolgt. Wenn er die Chance gesehen hat, mithilfe der abduktiven Forschungslogik eine methodologische Basis (als allgemeine Theorie) für die GTM zu schaffen, so hat er sie nicht ergriffen, weil es ihm (angesichts knapper Zeitressourcen) wichtiger war, andere Forschende von der Leistungsfähigkeit seiner Methodologie und Methode zu überzeugen als seine Verfahrensweise weiter zu konzeptionalisieren und gegen Kritik abzusichern.

Literatur

Anderson, Douglas (1995). *Strand of system. The philosophy of Charles Peirce*. West Lafayette: Purdue University Press.

Apel, Karl-Otto (1967). *Transformation der Philosophie.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bonfantini, Massimo (1988). Semiotik und Geschichte: eine Synthese jenseits des Marxismus. *Zeitschrift für Semiotik, 10*, 85–95.

Bryant, Antony (2009). Grounded theory and pragmatism: The curious case of Anselm Strauss. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10*(3), Art. 2, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090325.

Charniak, Eugene & McDermott, Drew (1985). *Introduction to artificial intelligence*. Reading, MA: Addison-Wesley.

Eco, Umberto (1981). Guessing: From Aristotle to Sherlock Holmes. *Versus, 30*, 3–19.

Eisenstadt, Shmuel N. (2003). *Comparative civilizations & multiple modernities*. Leiden: Brill.

Fann, Kuang T. (1970). *Peirce's theory of abduction*. The Hague: Nijhoff.

Foucault, Michel (2004). *Geschichte der Gouvernementalität.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Glaser, Barney G. (1992). *Emergence vs. forcing: Basics of grounded theory.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2002) Constructivist grounded theory? *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory*. New York: de Gruyter.

Habermas, Jürgen (1973). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Haig, Brian D. (1995). *Grounded theory as scientific method,* http://www.ed.uiuc.edu/EPS/PES-Yearbook/95_docs/haig.html.

Hanson, Norwood Russell (1965). Notes toward a logic of discovery. In Richard J. Bernstein (Hrsg.), *Perspectives on Peirce* (S.42-65). New Haven: Yale University Press.

Hemker, Andreas (1986). *Ein Expertensystem für die Fehlerdiagnose in einem Hochenergiephysik Experiment*. Wuppertal: Universitäts Press.

Kelle, Udo (1994). *Empirisch begründete Theoriebildung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.

Kelle, Udo (2005). „Emergence" vs. „forcing" of empirical data? A crucial problem of „grounded theory" reconsidered. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *6*(2), Art. 27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275.

Kendall, Judy (1999). Axial coding and the grounded theory controversy. *Western Journal of Nursing Research*, *21*, 743–757.

Knorr, Karin (1985). Zur Produktion und Reproduktion von Wissen. In Wolfgang Bonß & Heinz Hartmann (Hrsg.), *Entzauberte Wissenschaft* (S.171–178). Göttingen: Otto Schwarz.

Kreppner, Kurt (1975). *Zur Problematik des Messens in den Sozialwissenschaften.* Stuttgart: Klett.

Legewie, Heiner & Schervier-Legewie, Barbara (2004 [1995]). „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen". Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 5(3), Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403222.

Marvasti, Amir B. (2004). *Qualitative research in sociology. An introduction.* London: Sage.

Miller, Steven I. & Fredericks, Marcel (1999). How does grounded theory explain? *Qualitative Health Research*, *9*, 538–551.

Moore, Edward C. & Robin, Richard S. (Hrsg.) (1964). *Studies in the philosophy of Ch. S. Peirce.* Amherst: University of Massachusetts Press.

Peirce, Charles Sanders (1929). Guessing. *Hound and Horn*, *2*, 267–282.

Peirce, Charles Sanders (1931–1935). *The collected papers of Charles S. Peirce* (8 Bde.). Cambridge: Harvard University Press.

Peirce, Charles Sanders (1973). *Lectures on pragmatism – Vorlesungen über Pragmatismus* (hrsg. und eingeleitet von Elisabeth Walther). Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Peirce, Charles Sanders (1976). *The new elements of mathematics* (5 Bde.). Mouton: The Hague.

Peirce, Charles Sanders (1986). *Semiotische Schriften* (hrsg. und übersetzt von Christian Kloesel und Helmut Pape). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Peirce, Charles Sanders (1992). *Reasoning and the logic of things* (hrsg. von Kenneth Laine Ketner). Cambridge: Harvard University Press.

Popper, Karl (1998). *Logik der Forschung.* Berlin: Akademie Verlag.

Reichenbach, Hans (1938). *Erfahrung und Prognose.* Braunschweig: Vieweg.

Reichertz, Jo (1991). Folgern Sherlock Holmes oder Mr. Dupin abduktiv? *Kodikas/Code*, *4*, 345–367.

Reichertz, Jo (2003). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.

Reichertz, Jo (2006). Was bleibt vom göttlichen Funken? Über die Logik menschlicher Kreativität. In Jo Reichertz & Nadia Zaboura (Hrsg.) *Akteur Gehirn oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts* (S.189–207). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Reichertz, Jo (2009). Abduction: The logic of discovery of grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 11*(1), Art. 13, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1001135.

Sebeok, Thomas & Umiker-Sebeok, Jean (1985). „Sie kennen ja meine Methode". Ein Vergleich von Ch. S. Peirce und Sherlock Holmes. In Umberto Eco & Thomas Sebeok (Hrsg.), *Der Zirkel oder: Im Zeichen der Drei* (S.28–87). München: Wilhelm Fink Verlag.

Strauss, Anselm L. (1984). Qualitative analysis in social research: Grounded theory methodology. *Studienbrief, FernUniversität Hagen*.

Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists*. New York: Cambridge University Press.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1990). *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. London: Sage.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1994). Grounded theory methodology: An overview. In Norman K. Denzin (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.273–285). London: Sage.
Strübing, Jörg (2004). *Grounded Theory*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Strübing, Jörg (2006). Wider die Zwangsverheiratung von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik. *sozialer sinn*, *7*(1), 147–157.
Tursman, Richard (1987). *Peirce's theory of scientific discovery*. Bloomington: Indiana University Press.
Wartenberg, Gerd (1971). *Logischer Sozialismus.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Wirth, Uwe (1995). Abduktion und ihre Anwendungen. *Zeitschrift für Semiotik*, *17*, 405–424.
Wirth, Uwe (2000). *Die Welt als Zeichen und Hypothese*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Teil IV
Praxisreflexionen

Editorial

Dass es einen eigenen Teil mit „Reflexionen“ auf *Praktiken* der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) im *Grounded Theory Reader* gibt, gründet darin, dass im gleichen Maße, wie die Auseinandersetzung um die theoretischen Positionen und um verschiedene Verständnisse (bzw. „Auslegungen“) der GTM zu führen ist, auch Unklarheiten bzw. Unsicherheiten über die Anwendung der GTM sichtbar werden und explikations-/diskussionsbedürftig sind. Zu den wiederkehrenden Fragen gehören jene nach den Kodierprozeduren und spezieller der Kategorienbildung ebenso wie die prinzipiellere Frage, in welchem Maße Abwandlungen (meist: „Abkürzungsstrategien“) erlaubt/möglich sind, ohne den *Grund* der GTM zu verlassen; ebenso Fragen zur computerunterstützten Auswertung und dem damit angesprochenen Verhältnis von Interpretation und Textarbeit.

Der übergeordneten Bedeutung des Kodierens im Rahmen der GTM wenden sich Charles Berg und Marianne Milmeister zu. Sie „übersetzen“ die Auswertungslogik der GTM unter Bezugnahme auf das Konzept des „Dialogs mit den Daten“: Gezeigt wird, wie die GTM kreativ im Laufe des Forschungsprozesses entfaltet werden kann, wobei die Forschenden damit zugleich gefordert sind, (begründet!) Entscheidungen zu treffen und die Forschungsarbeit zu gestalten. Das Kodieren wird als ein „Sprechen mit den Daten“ konzeptualisiert, das es in unterschiedlicher Nähe und Ferne zum Ausgangsmaterial für die Theoriebildung zu nutzen gilt.

Der Punkt der Forschungsarbeit, der das Ende des Kodierens und die Qualität des Produkts – also die entwickelte *Grounded Theory* selbst – betrifft, hängt enger mit Fragen der Kategoriengenerierung und (abschließenden) Kategorienbildung zusammen. Dieser Prozess, der in der vorliegenden Literatur meist wenig anschaulich beschrieben ist, ist Gegenstand des Beitrags von Petra Muckel. Ausgehend von Überlegungen Wittgensteins und nach einer Kontrastierung des Kategorienverständnisses der GTM mit dem der qualitativen Inhaltsanalyse wird der Kategorienbildungsprozess im Rahmen einer exemplarischen GTM-Anwendung nachzuzeichnen versucht.

Mit dem *Theoretical Sampling* als einem Herzstück der GTM – neben dem Kodieren – beschäftigen sich Inga Truschkat, Manuela Kaiser-Belz und Vera Reinartz, indem sie an verschiedenen Studien beispielhaft veranschaulichen, wie überhaupt ein erster Fall gefunden werden kann (was wiederum bedeutet, über die Frage des Vorwissens oder allgemeiner: der „theoretischen Sensitivität“ nachzudenken), wie der nächste einzubeziehende Fall zu bestimmen ist, um die Theorienentwicklung voranzutreiben, und wie auf eine „theoretische Sättigung“ hingearbeitet werden kann. Obwohl diese Ausführungen aus dem begrenzten bzw. begrenzenden Kontext von Qualifikationsarbeiten heraus entstanden sind, wollen die Autorinnen nicht

(nur) im Pragmatischen bleiben, sondern erheben zumindest in Teilen den Anspruch auf Theorienentwicklung.

Die Nutzung von computergestützten Analysewerkzeugen steht bei Zdeněk Konopásek im Mittelpunkt. In einer systematischen Analyse zeigt er, was Forschende tun, wenn sie mittels Software arbeiten, Texte zerlegen und in neue Texte zusammenführen. Im Zuge seiner Ausführungen wird dabei eine konstruktivistische Auslegung der GTM – weniger über die theoretische Konzeption, mehr über die forschungspraktische Handhabung – demonstriert.

Weniger selbstverständlich als der Rückgriff auf computergestützte Datenanalyse ist es, die Auswertungsarbeit konsequent (und zwar wenn möglich für den gesamten Forschungsprozess) in Forschungswerkstätten zu organisieren. Gerhard Riemann skizziert die Potenziale dieser in der Tradition der GTM stehenden Arbeitsweise, nach der Forschung nur als kommunikativer Prozess – und damit in einem Aushandlungszusammenhang – sinnvoll praktiziert werden kann, an dessen Ende eine Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen steht.

Einen besonderen Blick auf die Forschenden als Akteure und auf die Erkenntnisproduktion im Forschungshandeln nehmen wir schließlich mit Franz Breuer in unserem gemeinsamen Beitrag zur Frage der Subjektivität und Selbstreflexivität im Kontext von GTM-Studien. Am Ende des Beitrags werden nach einer Skizze von Verfahrensweisen und Techniken Möglichkeiten der Reflexion systematisiert, die sich auf den gesamten Forschungsprozess vom Einstieg ins Feld bis zur Dokumentation beziehen.

Explizit sei darauf verwiesen, dass die Auseinandersetzung mit der GTM und die Referenz auf GTM-Positionen in den in dieser Sektion versammelten Beiträgen unterschiedlich verläuft: Muckel argumentiert mit Fokus auf Strauss und Strauss/Corbin; Berg und Milmeister sowie das Autorinnenteam Truschkat, Kaiser-Belz und Reinartz greifen in ihren Arbeiten immer wieder abwägend auf Überlegungen von Glaser einerseits und von Strauss (und Strauss/Corbin) andererseits zurück; Konopásek zentriert nicht explizit auf eine der Positionen (obwohl er aufgrund der von ihm zur Demonstration genutzten Software und infolge seiner eigenen theoretischen Position näher an Strauss orientiert ist); Riemann begründet den Einsatz von Forschungswerkstätten insbesondere mit Blick auf Strauss; Breuer und wir bewegen uns eher in Nähe zu Charmaz und einer auch in den Beiträgen von Berg und Milmeister sowie Konopásek erkennbaren, konstruktivistischen Position. – All diese unterschiedlichen Bezugnahmen, ihre Ausweitungen und Anschlüsse sind Ausdruck einer heute vorfindbaren, heterogenen GTM-Praxis.

Günter Mey & Katja Mruck

Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden: Über die Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie[1]

Charles Berg & Marianne Milmeister

1 Qualitative Verfahren in der Methodenlehre und im Forschungsprozess

Die Unterscheidung von qualitativen und quantitativen Verfahren gehört heute zum Grundbestand sozialwissenschaftlicher Methodenlehre. Bemüht werden dabei die unterschiedliche Datenqualität und – aufseiten qualitativer Sozialforschung – die größere Nähe zur subjektiven Erfahrung und zur sozialen Lebenswelt, die Präferenz für natürliche, weniger artifizielle Erhebungssituationen, die stärkere Kontextualisierung und die deutliche Orientierung an alltagsweltlichen Handlungs- und Sinnzusammenhängen (z. B. Breuer 2000; Mruck & Mey 2005). Mehr oder minder unausgesprochen wird dabei unterstellt, dass sich die aufgelisteten Attribute zu einem paradigmatischen Muster zusammenfügen, das eine dichotome Gegenüberstellung der „Natur" (vgl. Bryman 2008, S.139 und 365) von quantitativer und qualitativer Forschung erlaubt. Nathaniel Gage (1989) spricht gar von „Paradigmenkriegen". Was sich bezogen auf Epistemologie und Methodologie eher plausibel anhört, erweist sich in der praktischen Forschungsarbeit als kaum brauchbar. Hier ist es meist wichtig, zu strikte oder zu simple Polarisierungen zu vermeiden. Martyn Hammersley (1992, S.80: vgl. auch Hülst 2010, S.283) hat zurecht darauf hingewiesen, dass sich die lehrbuchhafte Opposition von quantitativem und qualitativem „Paradigma" oft auf ein Bündel unabhängiger Dimensionen bezieht, d. h. ein Forschungsdesign kann z. B. mit quantitativen Daten arbeiten und dennoch in der Interpretation die Nähe zur lebensweltlichen Erfahrung suchen. Das Vorhandensein eines methodologischen Attributs impliziert also nicht notwendigerweise auch das der übrigen Kennzeichen. Dabei lässt die zunehmende Verbreitung qualitativer Sozialforschung die These einer Paradigmendichotomie immer unwahrscheinlicher erscheinen, und allmählich

1 Dem Text liegt ein Paper (Berg & Milmeister 2000) zugrunde, das ursprünglich in einem vom Luxemburger Forschungsministerium finanzierten Projekt (R&D) entstanden ist. Wir bedanken uns sehr herzlich bei Günter Mey und Katja Mruck, die die Überarbeitung und Veröffentlichung des Textes bei einem GESIS-Workshop zur Grounded-Theory-Methodologie in Mannheim angeregt und kritisch begleitet haben. Eine erste Fassung dieses Beitrags ist gedruckt im *HSR-Supplement 19*: *Grounded Theory Reader* (Mey & Mruck 2007) und in *FQS* (Berg & Milmeister 2008) erschienen. Die vorliegende Fassung wurde maßgeblich überarbeitet.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_14,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

wird die Kluft zwischen quantitativem und qualitativem Arbeiten zumindest partiell überwunden (vgl. Bryman 2008, S.587ff.).

Praxis- und handlungsrelevante Theorien entsprechen einem gemeinsamen Erkenntnisanspruch, unabhängig davon, wie sie generiert wurden (vgl. zur Diskussion über die Integration qualitativer und quantitativer Analyse etwa Mayring 2002; Rost 2005). So kann z. B. gefragt werden, wie Kohärenz und Reichweite auf der einen und Überprüfbarkeit und Verlässlichkeit auf der anderen Seite durch das methodische Vorgehen, sei es qualitativer oder quantitativer Natur, abgesichert werden. Trotz unterschiedlicher Forschungsstile bleibt es in der Regel wichtig, in Bezug auf den eigenen Kontext sinnvolle Fragen zu stellen, die Datenerhebung und -auswertung in Bezug auf Genauigkeit und Objektadäquanz, sowie die entwickelten Theorien in Bezug auf ihre Ökonomie, Relevanz und Nachvollziehbarkeit hin zu verbessern.

Um diesem allgemeinen Qualitätsanspruch zu entsprechen, muss der Weg der Wissensproduktion (im Falle von Arbeiten, die der Grounded-Theory-Methodologie zuzurechnen sind: von der Fragestellung zur Theorie) transparent und intersubjektiv nachvollziehbar bleiben. Daraus ergibt sich, dass die angewandten Verfahren möglichst genau beschrieben und so überdacht werden, dass sie nachprüfbar bleiben. Man entfernt sich von einer „naturwüchsigen" Alltagsinterpretation, indem man versucht, sie so gut wie möglich zu kontrollieren (Hitzler & Honer 1997, S.12). Es handelt sich dennoch mehr um forschungspraktisch nützliche Leitlinien denn um eine „kochrezepthafte" fixe Anweisung (Hülst 2010, S.284). Demnach muss eine zu rigide Hypostasierung des Analyseverfahrens, ein Verkommen zum schlichten Rezept, vermieden werden. Nur so kann nämlich jene Flexibilität gewährleistet werden, die es erlaubt, gerade offenes, komplexes und vielfältiges Material angemessen zu bearbeiten: eine Beschaffenheit des Materials, die sich u. a. daraus ergibt, dass die anfängliche Komplexitätsreduktion beim qualitativen Arbeiten weit geringer ist als bei den meisten quantitativen Verfahren. Qualitative Forschung braucht deshalb Spielraum für die Empfindlichkeit, die „Kunst" und die theoretische Intuition des Interpreten bzw. der Interpretin, und gibt so der soziologischen *imagination*[2], der *theoretical sensitivity*[3] eine größere Chance.

Da Offenheit nicht Beliebigkeit bedeutet, bleibt Qualitätssicherung ein zentrales Anliegen qualitativer Forschung. Transparenz- und Prozessorientierung beziehen sich dabei auf die Methodenindikation, das systematische Vorgehen und die Offenlegung der methodologischen Entscheidungsprozesse (Flick 2007, S.131ff.). Hier ist die Arbeit in einem Forschungsteam besonders wichtig, weil Einzelne so gehalten sind, methodische Entscheidungen explizit auszuhandeln und festzulegen.

2 „The sociological imagination enables its possessor to understand the larger historical scene in terms of its meaning for the inner life and the external career of a variety of individuals" (Mills 1959, S.5).

3 „The grounded theory researcher must have an integrative ability, a summary ability, and a connective ability. He must have a social organization, social structural and interactional perspective with theoretical meanings in order to help him use theoretical codes with grounded control" (Glaser 1995, S.13; vgl. auch Glaser 1978 und gemeinsam mit Holton in diesem Band).

Eine Strategie, wie mit dem Problem umgegangen werden kann, deuten Huberman und Miles (1999) an. Um eine hohe deskriptiv-kontextuelle Validität, Akzeptanz bei den Betroffenen und Praktikabilität vorgeschlagener Modelle und Theorien zu gewährleisten, sei es auf der einen Seite notwendig, möglichst eng an lebensweltlichen Bedeutungen zu bleiben und mit minimal vordefinierten Kategorien und Kategorienrastern zu arbeiten. Auf der anderen Seite verlange der Anspruch auf interne Validität und Generalisierbarkeit (oder schlicht die Handhabbarkeit der Datenmenge) danach, sich auf weitgehend genau definierte und im Verlauf der Forschungsarbeit konsistent genutzte Bezeichnungen zu stützen. Forschende müssen sich hierbei auf zwei unterschiedliche Fähigkeiten beziehen. Ihre theoretische Sensibilität, die sie im interpretativen Dialog mit den Daten steigern müssen, erlaubt ihnen, dem genutzten Material/ihren Daten Sinn zu geben. Ihre theoretische Bewusstheit gewährleistet Methodentransparenz; durch sie können sie Rechenschaft über ihr Vorgehen abgeben, sodass es nachvollziehbar wird. Ein so verstandenes Qualitätsmanagement trägt zur Absicherung legitimatorischer Prozeduralität sozialwissenschaftlicher Verfahren bei (vgl. Lorenz 2009).

Die eben angesprochene Problematik verstärkt sich im Rahmen der Grounded-Theory-Methodologie (GTM): Einerseits soll der Prozess der Generierung theoretischer Hypothesen empirisch fundiert erfolgen, den Daten kommt große Bedeutung zu, Theorie wird im direkten Kontakt mit ihnen entwickelt. Andererseits sollen aber empirische Gegenstände nicht in ihrer Einzigartigkeit beschrieben werden. Das zentrale Anliegen ist nämlich gar nicht die Beschreibung, sondern die Konzeptionalisierung (Glaser 2001, S.9ff.). So bekommt das eigene „Sprechen" der Interpretinnen und Interpreten in einem verstärkten Maße sein Recht und die Abhängigkeit von den Daten wird teilweise eingeschränkt. Dadurch liegt der GTM eine für das hermeneutische Arbeiten charakteristische Konfliktfigur zugrunde, die Spannung von Nähe und Distanz, von Vertrautheit und Fremdheit. Die Konfrontation mit der Subjektivität des oder der Anderen ist so von zwei widersprüchlichen Momenten gekennzeichnet: dem Anspruch, ihn oder sie zu verstehen, als wäre er/sie ein *Alter Ego*, und dem Wissen um die Opazität des/der Anderen oder zumindest um plurale Wahrheit.

Der folgende Beitrag ist dem Kodieren in der GTM gewidmet. Im Blickpunkt steht dabei weniger die epistemologische und methodologische Unterfütterung (vgl. hierzu etwa Kelle 1995 und in diesem Band; Strübing 2004 und in diesem Band) oder die prozedurale Beschreibung von Verfahren, wie sie bei Strauss und Corbin (1990) zu finden sind. Wir möchten vielmehr zeigen, wie in der praktischen Forschungsarbeit dem doppelten Anspruch auf Nachvollziehbarkeit und Offenheit (vgl. hierzu auch Locke 2007) zu genügen, wie die Verbindung von Systematik und Kreativität zu leisten ist. Das bedeutet kein *rewriting* der GTM (vgl. dazu Glaser 2001, S.201ff.). Unser Hauptziel ist, 1. die als performativ verstandene Kodier- und Auswertungspraxis zu verbessern und 2. das eine oder andere implizit in der GTM angelegte Moment deutlicher zu machen. Dabei liegt uns daran zu zeigen, wie die alltäglichen kleinen Entscheidungen getroffen werden können, aber auch, wie mit Unwägbarkeiten und

Unsicherheiten im Forschungsprozess umgegangen werden kann. Unsere Grundthese ist, dass entsprechend dem Anspruch der GTM in allen Teilschritten des Kodierprozesses, wenn auch in unterschiedlicher Form, der Doppelbezug aufrechterhalten werden sollte einerseits zum Dialog mit den Daten (Becker 1998, S.109) und andererseits zum „Herausschälen" des eigenen Erzählens der Geschichte (Strauss & Corbin 1990, S.119–121).

Hintergrund unserer Überlegung ist die Forschung am Centre d'études sur la situation des jeunes[4], dem nationalen Jugendforschungsinstitut an der Universität Luxemburg. Hier und an der Vorgängerinstitution sind seit 2000 eine Reihe von Projekten durchgeführt worden, die entweder qualitative Analyseverfahren anwandten oder sich explizit auf die GTM bezogen. Rückblickend kann man sagen, dass wir einerseits aus allen Projekten gelernt haben, keines aber andererseits unserem derzeitigen methodologischen Anspruch genügte.[5] Unser Text versteht sich also als Reflexion unserer Forschungspraxis und der in ihr gewonnenen Erfahrungen. Er ist kaum eine Anleitung zum Kodieren, denn Königswege zum Kodierenlernen sind unserer Erfahrung nach die langfristige Arbeit mit einem Mentor oder einer Mentorin, die Arbeit in einem Forschungsteam mit komplementären Kompetenzen und Sensibilitäten und der Austausch in einem Netzwerk. Diese können nicht durch den lesenden Nachvollzug von Verfahren und auch nicht durch Workshops ersetzt werden.[6]

---

4 http://wwwen.uni.lu/recherche/flshase/study_centre_cesije/.

5 Ein erstes Projekt bezog sich auf die Mobilität von Jugendlichen im grenzüberschreitenden regionalen Raum um Luxemburg. Datenmaterial waren Leitfadeninterviews mit Jugendlichen und Jugendexpert/innen. Das Projekt befasste sich mit der Fragestellung, wie die Öffnung der Grenzen und die damit einhergehende Steigerung der Mobilität der Jugendlichen sich als Sozialisationsfaktoren auswirken können (Berg & Milmeister 2009). Ein zweites Projekt hatte als Thema die Freiwilligenarbeit Jugendlicher (vgl. Meyers 2006). Hier bestand das Datenmaterial in Expert/inneninterviews und Gruppendiskussionen. Wir gingen dabei der Frage nach, was Freiwilligenarbeit für Jugendliche ist, was sie für deren Sozialisation bedeutet und was deren Motive für die Freiwilligenarbeit sind. Ein weiteres Projekt befasste sich mit den Jugendlichen im öffentlichen, städtischen Raum (Berg, Milmeister & Schoos 2005). Wir arbeiteten hier mit Expert/inneninterviews, Gruppendiskussionen und Feldprotokollen. Zwei Fragen standen in diesem Projekt im Mittelpunkt: Welches problematische Verhalten Jugendlicher gibt es im öffentlichen Raum der Stadt Luxemburg und mit welchen Lösungsansätzen kann darauf reagiert werden. Im Jugendkommunalplan (Willems, Joachim, Meyers, Milmeister & Weis 2004) der Stadt Luxemburg haben wir eine Sozialraumanalyse, Expert/inneninterviews, Gruppendiskussionen mit Jugendlichen und eine Telefonumfrage durchgeführt. In diesem Projekt ging es in erster Linie um das Freizeitverhalten der Jugendlichen, aber auch z. B. um deren Bewertung von Freizeitinfrastrukturen, Wohnvierteln usw. Auch in einigen Evaluationsprojekten wurden qualitative Verfahren angewandt (Joachim 2005). Eine weitere Analyse bezog sich auf Kurzkommentare, die Teil einer Fragebogenerhebung zu Gesundheit und Wohlbefinden bei Jugendlichen waren.

6 Eine negative, wenn leider auch verbreitete Praxis besteht darin, an Survey- oder experimentelle Studien einen „Grounded-Theory-Teil" anzuhängen, ohne dass in der jeweiligen Forschungseinrichtung die notwendigen methodologischen Voraussetzungen erfüllt und aufgebaut worden wären. In der Folge besuchen dann Doktoranden und Doktorandinnen verzweifelt GTM-Workshops in der unrealistischen Hoffnung, hier alles für die alltägliche Forschungsarbeit Erforderliche in ein oder zwei Tagen erlernen zu können. Zuletzt haben wir die GTM in einem Projekt über Intergenerationenbeziehungen angewendet.

2 Eine erste Annäherung ans Kodieren

2.1 Was ist Kodieren?

Im Bereich der qualitativen Methoden Begriffe eindeutig zu definieren, ist nicht immer einfach, da sich allein schon die GTM heute als teilweise heterogenes Gebilde präsentiert (vgl. etwa Cooney 2010; Moore 2010). Die Aussage, man wende *die* GTM an, hat also nicht die gleiche Genauigkeit wie z. B. die Referenz auf ein etabliertes statistisches Verfahren zur Signifikanzprüfung. Um halbwegs genau zu sein, muss mindestens GTM auf dem „Discovery"-Niveau (Glaser & Strauss 1967) unterschieden werden von den späteren Fassungen von Strauss (1987), von Strauss und Corbin (1990) und von Glaser (z. B. 1992, 1998). Hinzu kommen „Second-Generation"-Modelle (vgl. z. B. Morse et al. 2009 sowie Corbin bzw. Charmaz in diesem Band), individuelle Anpassungen im Rahmen spezifischer Forschungsprozesse (vgl. Glaser 2001, S.211–229) und sicher auch Verfahrensmodellierungen, wie sie durch Datenanalyse-Software (vgl. Weitzman & Miles 1995), in unserem Falle vor allem ATLAS.ti, vermittelt werden. Dennoch stehen die unterschiedlichen GTM-Varianten nicht beliebig zur Auswahl. Das Studium der GTM kann sich deshalb nicht auf das Erlernen einer Verfahrensvariante reduzieren, sondern setzt eine breitere Auseinandersetzung mit der Literatur zur GTM voraus. Nur durch die interpretative Aufarbeitung der vierzigjährigen Geschichte des Ansatzes (vgl. LaRossa 2005; Bryant & Charmaz 2007) wird nachvollziehbar, was den gemeinsamen Grundstock der GTM ausmacht. Unsere Überlegungen zielen nun nicht darauf, eine zusätzliche Variante des Kodierverfahrens zu entwickeln, sondern wir wollen wie erwähnt explizieren, wie sich der für die GTM charakteristische doppelte Anspruch auf Systematik und Offenheit in der Kodierpraxis verwirklichen lässt.[7]

7 Es mag hilfreich sein, zum Verständnis und für Relativierungen der folgenden Ausführungen einige Stationen unseres eigenen Weges offenzulegen. Wir begannen uns 2000 in einer Forschungsgruppe, die heute zwölf Personen umfasst, mit qualitativen Methoden der Sozialforschung zu beschäftigen. Ein Teil der Gruppe zeigte dabei besonderes Interesse an der GTM. Am Anfang stand die Lektüre beziehungsweise die Wiederlektüre des „Discovery"-Buches (Glaser & Strauss 1967). Damit fehlte aber immer noch eine konkrete Handlungsanleitung, und wir stießen sehr schnell auf Strauss und Corbin (1990), auf Strauss (1987) und auf die Software ATLAS.ti, deren Programmstruktur in starkem Maß an Leitlinien der GTM entwickelt worden ist (zum Kodieren mit ATLAS.ti siehe Konopásek in diesem Band). Wir machten dann die Erfahrung des Steckenbleibens: Wir kamen oft aus unterschiedlichen Gründen über das Kodieren nicht hinaus. Die Konzeptualisierung, die zentrale Kategorie festzulegen, eine kohärente, nicht beliebige Geschichte zu erzählen, bereitete uns Schwierigkeiten. Wir waren deshalb insgesamt eher unzufrieden mit den eigenen Arbeiten. Die Lektüre von Dey (1999), der einen interpretativen Zugang zur GTM sucht, hatte eine befreiende Wirkung und gab uns eine gewisse Selbständigkeit und Leichtigkeit zurück. Wir relativierten in der Folge besonders das axiale Kodieren bei Strauss und Corbin durch die Arbeiten von Glaser (1992, 1995, 1998, 2001). Die Teilnahme an den *Grounded Theory Sessions* mit Barney Glaser beim 37. Weltkongress des *International Institute of Sociology* in Stockholm im Juli 2005 und die Teilnahme an einem Workshop mit Günter Mey und Katja Mruck bei GESIS Mannheim haben uns dann zur reflexiven Arbeit an der GTM weiter angeregt. Unser Hauptziel war und ist dabei die Verbesserung der eigenen Forschungspraxis.

Unter Kodieren verstehen wir in einer ersten Annäherung das Zuordnen von Schlüsselwörtern zu einzelnen Textstellen. Kathy Charmaz (2006, S.43) gibt folgende Arbeitsdefinition: „Coding means naming segments of data with a label that simultaneously categorizes, summarizes and accounts for each piece of data." Die Labels oder Schlüsselwörter werden Kodes oder Kategorien genannt. Die Begriffe „Kode" und „Kategorie"[8] sind nicht bedeutungsgleich, dennoch sind die Übergänge zwischen beiden Begriffen fließend. Gibbs (2007, S.39ff.) stellt über den hier angedeuteten Zusammenhang hinausgehend die Begriffe „Kode", „Index", „Kategorie" und „Thema" gegenüber und arbeitet dabei deren Überlappung sowie die jeweils spezifische Akzentsetzung heraus. In der Regel ist ein Kode datennah, er ist an eine Textstelle angeknüpft, eine Kategorie hingegen ist Bestandteil der zu entwickelnden Theorie. Kodes[9] und Kategorien unterscheiden sich demnach durch ihre Reichweite: Der Kode ist enger gefasst, die Kategorie ein Oberbegriff, der mehrere Kodes bündelt. Der Kode hat eher sequenziellen, die Kategorie eher systematischen Charakter. Der Kode betont im linguistischen Sinn eher die syntagmatische, die Kategorie eher die paradigmatische Dimension. Der Kode entspricht, folgt man David Silvermans (2007, S.71f.), parallel zu Ferdinand de Saussures (2007 [1916]) Sprachtheorie, eher der *Parole*, die Kategorie eher der *Langue*. Entsprechend wäre der Kode kontextsensitiver und die Kategorie unabhängiger von Situationsparametern. Kode und Kategorie weisen darüber hinaus eine unterschiedliche interne Struktur auf. Ein Kode ist im Wesentlichen eine Begriffsassoziation zu einer Textstelle, eine Kategorie hingegen hat ein komplexeres „Innenleben". Nach Strauss und Corbin (1990, S.150) setzt sie sich aus Eigenschaften zusammen, die ihrerseits wieder unterschiedliche dimensionale Merkmalsausprägungen annehmen können. Die Anreicherung der Kategorie geschieht durch die Klassifikation von Ähnlichkeiten und Unterschieden.[10] Je weiter die Datenanalyse fortschreitet, desto stärker entwickelt sich nach unserer Erfahrung der kategoriale Charakter der Kodes. Nach unserer Logik, die wir weiter unten ausführlicher beschreiben werden, entspricht ein Kode der Rezeption des Datentextes, eine Kategorie dem Versuch des eigenen konzeptuellen Sprechens. Es ist wichtig, während des Kodierprozesses diese Doppelreferenz aufrechtzuhalten, weil sie ge-

8 Vgl. allgemein zur Frage der Kategorisierung Muckel (in diesem Band).

9 Wir gebrauchen den Kode-Begriff in Anlehnung an ATLAS.ti. Strauss und Corbin (1990, S.61) nutzen *concept* synonym zu unserem Kode-Begriff. Sie sprechen dann in Bezug auf das Kodieren auch von *conceptualizing data* (S.63) und unterstreichen damit, dass es weniger um Zusammenfassung des Datenmaterials als um ein konzeptionelles Aufbereiten der Daten geht. Dey (1999, S.129) hingegen findet den Terminus Kode vollkommen unpassend und schlägt vor, ganz auf ihn zu verzichten. Für ihn sind die Konotationen des Begriffs *(metaphorical and metonymic extensions)*, die etwa auf Normsysteme oder Geheimsprachen verweisen, eher irreführend als hilfreich.

10 Die Arbeiten zur Kategorisierung aus dem Bereich der kognitiven Wissenschaft (z. B. Lakoff 1987) wurden im Bereich der GTM, außer bei Dey (1999, S.76–86, 254–255 u. a.), leider nicht rezipiert. Dennoch würde dieser Ansatz gerade eine lebenswelt- und alltagssprachnahe Kategorienbildung unterstützen. Auf Besonderheiten und Einschränkungen der Verbindung von GTM und Metaphernanalyse hat Rudolf Schmitt in einem Diskussionsbeitrag in der Mailingliste Qualitative Sozialforschung (QSF-L) hingewiesen (siehe: https://lists.fu-berlin.de/pipermail/qsf_l/2006-August/msg00008.html).

rade das *forcing* in der Kategorienbildung verhindert und die *emergence* fördert (vgl. zu *emergence* vs. *forcing* und zur Differenz zwischen Glaser und Strauss: Glaser 1992; Boychuk Duchscher & Morgan 2004). Udo Kelle (2005, Abs.19ff. und in diesem Band) hat deutlich gemacht, dass die Opposition zwischen Strauss und Glaser relativiert werden kann. *Forcing* sollte sicher soweit wie möglich vermieden werden, umgekehrt übersieht die ausschließliche Berufung auf die Emergenz die Unumgehbarkeit von theoretischem Vorverständnis. Kelle verweist deshalb auf den Peirceschen Begriff der Abduktion (vgl. ausführlich Reichertz in diesem Band), auf Falsifizierbarkeit und die Notwendigkeit der Untermauerung, alles Aspekte, welche die von uns vertretene Doppelreferenz als plausibel erscheinen lassen.

Der Kode- und Kategoriebegriff, aber auch das Verhältnis von *forcing* vs. *emergence* sind abhängig vom jeweils zugrunde liegenden Theorieverständnis. Das Theoriekonzept im „Discovery"-Buch hat einen sehr statischen Charakter. Eine Theorie besteht nach Glaser und Strauss (1967, S.35) aus „conceptual categories", „their conceptual properties" und „generalized relations among the categories and their properties". Dem hingegen würde es der Polemik gegen die *grand theory* und dem impliziten Anspruch auf Demokratisierung der soziologischen Erkenntnis anstehen, den narrativen Charakter von Theorie anzuerkennen. Die GTM befindet sich nämlich tatsächlich in einem wissenschaftsgeschichtlichen Kontext, in dem der Rückgriff auf das Erzählen[11] als notwendig erachtet und selbst der naturwissenschaftliche Wissenschaftsprozess als narrativ gesehen wird[12]. Diese Verbindung wird insofern anerkannt, als Glaser und Strauss (S.251–257) ausdrücklich den Zusammenhang von wissenschaftlicher Erkenntnis und persönlicher Einsicht sowie Strauss und Corbin (1990, S.119–121) die Bedeutung der *storyline* betonen. Die GTM leistet in dieser Hinsicht einen wichtigen Beitrag zur Evolution der Grammatik des wissenschaftlichen Befundes, die Immanuel Wallerstein (2004, S.183ff.) später gefordert hat.

Das Kodieren in der qualitativen Datenanalyse hat, oberflächlich betrachtet, wenig zu tun mit dem Kodieren z. B. eines standardisierten Fragebogens. Während es dort um das möglichst reliable Zuordnen von vordefinierten und operationalisierten Variablenwerten zu Merkmalsausprägungen geht, kommt es hier auf eine eher interpretative und heuristische Erschließung von vorerst nur als Annäherungswerten verstandenen Kategorien im Dialog mit den empirischen Daten an. Speziell auf die GTM bezogen gilt, dass die Distanz zwischen qualitativen und quantitativen Kodierverfahren größer oder geringer ist, je nachdem, ob sie ausschließlich in eine symbolisch-interaktionistische Tradition eingebettet verstanden wird oder

11 Vgl.: „Il n' est donc pas exclu que le recours au narratif soit inévitable; pour autant du moins que le jeu de langage de la science veuille la vérité de ses énoncés et qu'il ne puisse pas la légitimer par ses propres moyens [Es ist also nicht ausgeschlossen, dass der Rekurs auf das Narrative unvermeidlich ist, insofern zumindest als das Sprachspiel der Wissenschaft die Wahrheit seiner Aussagen beansprucht, ohne sie durch eigene Mittel legitimieren zu können]" (Lyotard 1979, S.49; unsere Übersetzung).

12 Vgl.: „The process of science making is narrative" (Bruner 1996, S.126).

ob auch die Wurzeln in den mathematischen Modellen freilegt werden, wie sie im Zusammenhang mit der *index formation* an der Columbia University u. a. von Paul F. Lazarsfeld gelehrt wurden (Glaser 1998, S.22f.; vgl. auch Holton 2007, S.269). Mehrere beobachtbare Sachverhalte ergeben dabei die Dimensionen, anhand derer ein nicht beobachtbares (latentes) Konstrukt gemessen wird. In beiden soll durch den Oberflächengehalt eines Textes oder einer Beobachtung hindurch zu tieferen Sinn- und Bedeutungsschichten gestoßen werden, beide Male ist deshalb die dialogische Verbindung von Hinwendung zum Anderen und Durchsetzung des eigenen Sprechens zentral.

Diesem doppelten Blick entspricht auch die Vorläufigkeit des Kategorialen und die damit verbundene Endlosigkeit des Analyseprozesses. Kategorien werden zuerst immer tentativ gebraucht, zum Probieren sozusagen. In der Art eines guten Schuhverkäufers schrieb Anselm Strauss (1991, S.467): „Let's just try it on for size." Saturierung (Glaser & Strauss 1967, S.111) bleibt deshalb auch immer ein relativer Begriff. Beendet ist die Analyse, die unendlich fortgesetzt werden könnte, nur vorläufig unter einem nach den Forschungsinteressen der Interpretinnen und Interpreten ausgewählten Analyseaspekt.

Beim Lesen und Glossieren von Textdaten (in unserem Fall Interview- und Gruppendiskussionstranskripten) können idealtypisch verschiedene Kodieroperationen gegeneinander abgesetzt werden, die zueinander in einem hierarchischen Verhältnis stehen, sich aber in der praktischen Arbeit oft vermischen und überschneiden. Einzelne Forschende benutzen unterschiedliche Terminologien zur Bezeichnung von Kodiertypen. Glaser und Strauss erwähnen in „Discovery" das Kodieren nur beiläufig im Zusammenhang mit der *Constant Comparative Method* (Glaser & Strauss 1967, S.102ff). Die Kodierverfahren spielen im Anfang offensichtlich nicht die Rolle, die sie in späteren Versionen der GTM einnehmen werden. Von Strauss und Corbin (Strauss 1987; Strauss & Corbin 1990) wird dann offensichtlich nicht mehr mit dem Fokus auf der Durchsetzung einer neu entdeckten Theorie, sondern mit dem Anspruch zur GTM-Praxis anzuleiten eine hierarchische Taxonomie der Kodierverfahren eingeführt. Unterschieden wird zwischen offenem, axialem und selektivem Kodieren. Wir werden uns weiter unten heuristisch auf dieses Basismodell beziehen. In der späteren Entwicklung wird das Konzept des axialen Kodierens von Anselm Strauss (1987) für Barney Glaser sozusagen zum Stein des Anstoßes. Das axiale Kodieren ist ein wesentliches Moment beim Herausschälen der eigenen Theorie. Es stellt die Achse einer Theorie dar, auf die dann der eigene emergierende Entwurf aufsetzen kann. Im Falle von Anselm Strauss handelt es sich um eine interaktionistische Handlungstheorie, die auf ihre Essenz destilliert wurde, um beim Kodieren handlich und hilfreich zu sein. Barney Glasers Kritik bezieht sich auf die fehlende Offenheit, das axiale Kodieren würde das Feld der möglichen Theoriegeneration unnötig einschränken. Barney Glaser (1978) hat seinerseits das Konzept des theoretischen Kodierens entworfen. Der *conceptual code* ist das wesentliche Bindeglied zwischen Theorie und Daten. Das theoretische Kodieren integriert die Datenanalyse, Basiseinsichten

werden zu komplexeren Theorieblöcken zusammengefügt, Perspektiven öffenen sich. Für Glaser ist es wichtig, das Zurückgreifen auf die immer gleichen Lieblingskodes (*pet* coding) zu unterbinden und der Offenheit der Interpretationsarbeit eine Chance zu lassen. Das theoretische Kodieren ist von einer doppelten Orientierung gekennzeichnet, an den Daten und am theoretischen Vorverständnis. Der Kern der GTM aber würde verraten, wenn das Vorverständnis mehr als eine theoretische Empfindlichkeit *(theoretical sensitivity)* wäre und zu einer apriorisch vorgegebenen Theorie gerinnen würde. Glaser löst das Problem der Handhabbarkeit durch die Einführung der *coding families*. Es handelt sich dabei um eine geraffte Sammlung von sich überlappenden soziologischen Denkmodellen, die einen beim theoretischen Kodieren anregen sollen und erlauben, dass man über den engen Horizont der Daten hinauskommen kann. Judith Holton (2007, S.274) unterscheidet, sehr nahe an Barney Glaser, zwischen „substantive" und „theoretical coding", wobei ersteres in offenes und selektives Kodieren eingeteilt ist. Kathy Charmaz (2006, S.42f.) kennt eine ganze Panoplie von Kodieroperationen wie „initial coding", „line by line coding", „word by word coding", „focussed coding", „axial coding" und „theoretical coding". Insgesamt gilt, dass der Umgang mit Kodes und Kategorien kaum einem Schema folgen kann, sondern flexibel gestaltet werden sollte (Flick 2007, S.104). Die Ausformung der Kodierarbeit hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Sie variiert mit dem Fortschreiten der Analyse, sie ist am Anfang daten-, zum Schluss theorienäher. Sie ist darüber hinaus von der Art der zu analysierenden Daten und der jeweiligen Fragestellung abhängig. Schließlich spielt die Einstellung eine Rolle; wie bei einer Nahaufnahme kann ein sehr kurzer Auszug analysiert oder es kann von größeren Abschnitten ausgegangen werden.

2.2 Minimalia der qualitativen Kodierarbeit

Die Kodierarbeit stellt keinesfalls einen abgeschlossenen Forschungsprozess dar. Sie spielt in der Regel ihre Rolle als Teil- und Zwischenprozess in einem übergreifenderen Projekt (vgl. Feldman, 1995, S.64f.). Ihrem Etappencharakter im qualitativen Forschungsprozess entspricht es, dass sie zumeist eingelagert ist in ein umfassenderes Gesamtprojekt, das sowohl einem GTM-„Package" oder dem generelleren Design qualitativer Forschung (vgl. Flick 2007) entsprechen kann. Der Datenanalyse und damit der Kodierarbeit gehen etwa folgende in Schleifen angelegte Schritte voraus: die Entwicklung der Forschungsfrage und des Forschungsdesigns, die Stichprobenbildung, die Auswahl der Fälle, die Gewinnung des Feldzugangs und die eigentliche Datenerhebung. Ihr folgen im Zuge der Berichtlegung weitere Elemente. Denn die Kodierarbeit produziert, wie Kathy Charmaz (2006, S.45) es ausdrückt, nur die Knochen der Analyse, während erst durch die theoretische Integration ein funktionierendes Skelett entsteht. Die durch Datenanalyse gewonnenen Interpretationen werden demnach mit bestehenden Theorien verbunden; weiterhin werden die

Konsequenzen gezogen, die sich in Bezug auf das Forschungsproblem und das praktische Handeln im Feld ergeben. Trotz des Etappencharakters aber ist die Kodierarbeit nicht durch einen klaren Schnitt von den vorausgehenden und nachfolgenden Etappen getrennt (Holton 2007, S.274). Die Übergänge sind vielmehr kontinuierlich. Der iterativ-zyklischen Natur des permanenten Vergleichens entspricht das Hin und Her zwischen Etappen. Ständig beschäftigen das Forschungsteam die Fragen, wann gehen wir weiter, wann zurück.

Die Datenanalyse und besonders die Kodierarbeit bilden Kernbereiche sehr vieler qualitativer Forschungsansätze und -projekte. So hat Uwe Flick (2007, S.103) darauf hingewiesen, dass die Datenanalyse ein zeitraubender Schritt im qualitativen Forschungsprozess darstellt. David Silverman (2007, S.61) verweist darauf, dass für Forschungsanfänger/innen oft die Datenerhebung im Vordergrund stehe, und er hält dem entgegen: „[…] collecting data is not even half the battle. Data *analysis* is always the name of the game". Die Kodierarbeit ist insofern auch besonders relevant, da sich in ihr auf konkrete Weise die epistemologischen Spannungen – wie jene zwischen Eigen- und Fremdverstehen, zwischen Beschreibung und Konzeptionalisierung, zwischen Sequenziell-Syntagmatischem und Systematisch-Paradigmatischen – konkret und rekurrent in der Alltagspraxis des Forschungsprozess realisieren.

Aus den beiden Bildern vom permanenten Dialog mit den empirischen Daten und von der Suche nach dem eignen Erzählen ergeben sich einige Minimalia der Kodierarbeit. Grundlage des Kodierprozesses ist die Unterscheidung zwischen Primärdokument[13] (Historiker und Historikerinnen würden vielleicht „Quelle" sagen), das die Daten enthält, und dem Kode, der die Daten beschreibt/kommentiert. Die Primärdokumente müssen nicht unbedingt einer einzigen Dokumentsorte angehören. Nach dem Prinzip „All is data" (Glaser 2001, S.145) ist es durchaus möglich, unterschiedliche Genres zu mischen. Primärdokumente repräsentieren das Sprechen der/des Anderen. Die Unterscheidung von Primär- und Sekundärdokument[14] muss nicht starr und unüberwindlich gesehen werden, es können auch eigene Memos, also ursprüngliche Sekundärdokumente, in einer reflexiven Schleife als Primärdokumente behandelt werden. Das eigene Sprechen kann in der zeitlichen Distanz fremd werden.

Die Dichotomie von primär vs. sekundär, auch wenn sie relativiert werden kann, öffnet auf alle Fälle einen doppelten Referenzhorizont. Das Primärdokument steht demnach im Zusammenhang mit zwei Kommunikationssituationen: der Produktionssituation, in der das Primärdokument entsteht, und einer nachträglichen Rezeptionssituation, in der es gelesen wird. Im Spiel sind also immer mindestens zwei Rollen: Respondent/in und Forscher/in, Produzent/in und Rezipient/in, Ego und Alter. Wissen entsteht aus der Beziehung, Begegnung ist die Grundlage der Kon-

13 Wir übernehmen den Begriff aus der ATLAS.ti-Software, wo das *primary document* neben *quote, code* und *memo* eines der Programmobjekte darstellt.

14 Die Unterscheidung von Primär- und Sekundärdokumenten entspricht der Opposition von Primär- und Sekundärliteratur.

zeptualisierung. Es gilt, was Jessica H. Davis von der ästhetischen Kommunikation sagt: Im Mittelpunkt steht eine wenn auch indirekte „conversation of two active meaning-makers, the producer and the perceiver", und beide spielen „a pivotal role" (Lawrence-Lightfoot & Davis 1997, S.29), denn es geht um die Koproduktion von Bedeutung. Lyotard (1979, S.39) verweist darauf, dass die Selbstlegitimierung des Erzählers/der Erzählerin darin bestehe, sich als Zuhörer/in der Geschichte auszuweisen. Aus der eigenen Perspektive rekonstruiert der Interpret/die Interpretin die subjektiven Perspektiven, die Lebenswelten der Anderen. Im hermeneutischen Prozess wird in der Gadamerschen Formulierung die Gewinnung des Auslegungshorizontes zur Horizontverschmelzung (vgl. Gadamer 1965, S.375).

Der Kodierprozess ist schließlich, wie bereits angemerkt, seinem dynamischen Annäherungscharakter entsprechend iterativ-hierarchisch angelegt. Er wird wiederholt und kommt dabei der Entdeckung einer *storyline* und der Ausformulierung einer Theorie allmählich näher. Diese Struktur wird oft im Bild der Spirale wiedergegeben (z. B. Dey 1999). Die Hierarchie kommt u. a. dadurch zustande, dass der Lektüreprozess vonseiten der Lesenden mehr oder weniger aktiv sein kann. Gleichzeitig entspricht die Aufeinanderfolge der Kodiertypen dem Vorgehen des *theoretical sampling* (Glaser & Strauss 1967, S.45–49). Beides ist Ausdruck davon, dass die einzelnen Schritte im qualitativen Forschungsprozess nicht voneinander abgeschottet, sondern in Schleifen miteinander verbunden sind. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht, dass die Prozesse der Datenerhebung und der Datenreduktion einander überlappen.

2.3 Kodieren und die Methode des permanenten Vergleichs

Das Kodieren erlaubt den ständigen Vergleich von Fällen, Phänomenen und Konzepten, und so können die Fragen, die an den Text gestellt werden, allmählich verfeinert werden. Kodieren steht also auch in einem direkten Zusammenhang mit der komparativen Methode (Glaser & Strauss 1967, S.101–116). Theorie wird dementsprechend verstanden als fortlaufender Prozess der Theoriediskussion und -modifikation. Sie gibt eigentlich keine abschließenden Antworten, sondern liefert komplexere Konzepte, die gerade dazu dienen, neue Fragen und Probleme zu formulieren, über die es wert ist, nachzudenken, und deren Analyse so überhaupt erst möglich wird. Dies macht deutlich, dass die Analyse, wie sie im Rahmen der GTM praktiziert wird, nicht für alle möglichen Fragestellungen gleich adäquat ist. Sie eignet sich kaum für experimentelle Designs (Vergleich von Treatment- und Kontrollgruppe) und auch nicht zur Untersuchung eindeutig linear-kausaler Zusammenhänge. Sie ist aber besonders dann angemessen, wenn es darum geht, alltägliche Sinnkonstitutionsprozesse als Ausgangspunkt geistes- und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung zu nutzen, wenn die Forschenden bereit sind und wenn es darauf ankommt, dem/der Anderen zuzuhören.

3 Hierarchisch-iterative Etappen des Kodierprozesses

3.1 Zitatauswahl und Textsegmentierung

Die Daten sollen möglichst nach unterschiedlichen Seiten hin interpretiert werden, hierzu dienen besonders die Kodierverfahren (Moghaddam 2006). Auf der untersten Stufe geht es zunächst darum, Textstellen zu identifizieren, die relevant sind für die bearbeitete Fragestellung. Der Datenkorpus wird in Teileinheiten aufgegliedert, und die Datenstücke, mit denen weitergearbeitet werden soll, werden bestimmt. Diese Teileinheiten, Textausschnitte, werden Textsegmente oder Zitate *(quotations)* genannt. Der Ausdruck Textsegment stellt die Operation objektiver dar, als sie schlussendlich ist. Der Begriff Zitat macht deutlich, dass es sich um ein Sprechen auf zwei Ebenen handelt. Ein Ausschnitt des Interviewtexts wird von den Forschenden in ihrem Sprechen wiederholt, zitiert. Die doppelte Terminologie ist auch hier ein Symptom der doppelten Referenz auf die Daten und auf das eigene Erzählen. Wichtig ist, dass der Unterschied zwischen den beiden Perspektiven, zwischen „Er/sie sagt …" und „Ich erzähle, dass er/sie sagt …", den Interpretinnen und Interpreten bewusst bleibt. Beim Umgang mit dem Sprechen des/der Anderen sind zwei Akzentsetzungen denkbar. Es geht entweder um die Wiedergabe der Aussage des/der Anderen, oder um das Sichtbarmachen eines Musters in seinen/ihren Äußerungen.

Das Bild von dem doppelten Sprechen fungiert als epistemologisches Klärungsmoment. Es erlaubt den tiefenstrukturellen Zusammenhang von qualitativ-heuristischem und quantitativ-verifikatorischem Kodieren zu verdeutlichen. Zu dem Sprecher/der Sprecherin, die den Korpus generiert hat, stehen die Dateninterpret/innen in einem dialogischen Verhältnis. Sie lesen so, wie sie auch andere Texte lesen würden und versuchen, den Sinn zu verstehen. Im Blickpunkt steht also das Verstehen des Handlungssinns, nicht die Rekonstruktion oder gar Zuweisung von *A-tergo*-Ursachen (Hitzler 2003, S.297). Dabei sind die Interpret/innen selbstverständlich sowohl auf die Daten als auch auf das eigene Vorverständnis angewiesen. Die Theoretisierung ergibt sich aus einem ständigen Hin und Her von Frage und Antwort. Das Verschweigen der Interaktion von Beobachter/Beobachterin und Objekt kommt gar nicht in Frage, da diese gerade das „Theater" darstellt, vor dessen Hintergrund Erkenntnis entsteht (vgl. Mruck & Breuer 2003, Abs.9f.).

Die Komplexitätsreduktion findet hier in vielen kleinen, deshalb aber kontrollierbaren und empirischen Schritten statt. Beim standardisierten Kodieren hingegen wird das Sprechen auf beiden Seiten im Vorfeld schon extrem reduziert. Die Komplexitätsreduktion hat stattgefunden, bevor man sich überhaupt mit den Daten auseinandergesetzt hat. Theorie entsteht hier logisch-deduktiv, die empirische Analyse der Daten dient lediglich der möglichen Falsifizierung. Das wissenschaftliche Sprachspiel wird so auf eine isoliert gesehene, denotative Funktion reduziert (vgl. Lyotard 1979, S.45), während bei der qualitativen Analyse zwar eine Annäherung an das Denotative angestrebt wird, aber Kontextualität und Einbettung in andere Diskurse sichtbar

bleiben und nicht verleugnet werden. Wir haben es also zwar mit einer ähnlichen Basiskonstellation zu tun, die aber nach grundsätzlich verschiedenen Szenarien montiert wird. Beide Vorgehensweisen können je nach Forschungslogik legitim und ökonomisch sein. Es geht trotz möglicher unterschiedlicher Zielsetzung zweimal um das gleiche Problem: nämlich die Unsicherheit, die durch das doppelte Sprechen entsteht und kontrolliert werden soll, um so intersubjektive Verbindlichkeit zu gewährleisten. Die eingesetzten Strategien unterscheiden sich: Einmal ist das Mittel die extreme Reduktion, das andere Mal Offenheit und Transparenz. Beide Wege bieten natürlich Vor- und Nachteile. Der verstehende Ansatz aber ist sicher dort überlegen, wo Sinnkonstitutionsprozesse eine wesentliche Rolle spielen, während dann, wenn eine mechanistisch-lineare Modellierung der von vornherein als relevant angesehenen Fragestellung möglich ist, sich der standardisierte Ansatz empfiehlt.

Textsegmentierung und Zitatauswahl sollen grundsätzlich zwei Ansprüchen genügen: Einerseits soll Spontaneität erhalten bleiben, nur so kann das eigene Sprechen emergieren, und andererseits soll der Prozess revidierbar und nachvollziehbar sein, nur so ist die Rückbindung an die Daten zu gewährleisten. Verschiedene Mittel und Techniken helfen dabei im Forschungsalltag, die scheinbar widersprüchlichen Ziele „unter einen Hut" zu bringen, es sind dies die mehrperspektivische Ausrichtung der Auswahlkriterien und die spezifischen Momente der Organisation der Textarbeit.

Die Textauswahl richtet sich an drei Kriteriendimensionen aus. Diese beziehen sich auf textlinguistische Merkmale, dann auf das eigene Vorwissen, dem die zugrunde liegenden Fragestellungen entstammen, und schließlich auf Sedimente der Kommunikationssituation, in der die Texte entstanden sind.

Textlinguistische Merkmale sind jene sprachlichen Verfahren, die dem Text Struktur und Kohärenz verleihen.[15] In semantischer Hinsicht ist z. B. die funktionale Satzperspektive wichtig, die es erlaubt, einen Satz in Thema und Rhema zu zerlegen.[16] Die jeweilige thematische Verkettung, aber auch Themenkonstanz und Themenwechsel liefern Kriterien für die Segmentierung. Ebenso sind Konjunktionen und adverbiale Angaben, aber auch die anaphorische Verkettung[17] über Pronomina wichtige Gliederungssignale.

Die Segmentierung ergibt sich aber nicht mechanisch aus der Textstruktur. Der Dialog, die Ko-Konstruktion von Bedeutung, kommt nur dann zustande, wenn auch die Interpretierenden sich einbringen können. Sie sollen deshalb das eigene Vorwis-

15 Das bedeutet nicht, dass Sozialwissenschaftler/innen sich der Textarbeit verschreiben. Sie hat eine Durchgangsstation auf dem Weg zur Generierung von Theorie oder Theorieelementen zu bleiben.

16 Der Prager Anglist Vilém Mathesius (1929) hat in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Konzept der funktionalen Satzperspektive entwickelt. Es handelt sich dabei um eine dynamische, kommunikationsbezogene Struktur. Jeder Satz ist zweiteilbar, er enthält ein Thema (*basis*, *topic*, Argument) – das, worüber gesprochen wird – und ein Rhema (*nucleus*, *comment*, *focus*, Prädikat) – das, was über das Thema gesagt wird.

17 Kataphorik und Anaphorik bezeichnen textinterne Verweismuster. Die anaphorische Verbindung verweist auf eine vorausgehende Textstelle, die kataphorische auf eine nachfolgende (Weinrich 1993, S.410–414).

sen offenlegen, von eventuellen Interviewleitfäden ausgehen und klären, auf welche Fragen sie Antworten erwarten oder suchen. Das Vorwissen aber kann nicht statisch gesehen werden. Im Prozess des Kodierens sollte es grundsätzlich revidierbar sein, also nicht einfach übernommen, sondern an den Daten korrigiert, modifiziert und erweitert werden.

Textstruktur und Fragestellungen sind nicht die einzigen Orientierungsgrößen. Den Primärdokumenten haften Sedimente der ursprünglichen Kommunikationssituation, Spuren der Entstehungssituation und ihrer Ordnung an. Interviews und Gruppendiskussionen können so als Beispiele von *ordinary conversation* gelesen und interpretiert werden. Es sollte versucht werden, den Zusammenhang mit dem Entstehungskontext zu rekonstruieren. Die linguistische Pragmatik sensibilisiert uns für die Lektüre der entsprechenden Indizien. Es sind z. B. Pronomina, Zeit- und Ortsangaben, die auf den Hier-Jetzt-Ich-Origo des Textes verweisen, aber auch Präsuppositionen, die auf charakteristische Wissensbestände hindeuten, auf die die Kommunikationspartner/innen zurückgreifen. Eine an der Konversationsanalyse geschulte Lektüre achtet auf die Diskursorganisation, auf die interaktionsstrukturelle Ordnung, wie sie sich in der Klassifikation von Sozialgruppen, im *turn taking*, in paarweise auftretenden Interaktionszügen, in der Präferenzordnung, aber auch in Korrekturen und Selbstkorrekturen niederschlägt (vgl. Hutchby & Wooffitt 1998, S.38ff.). Es gibt auch in diesem Zusammenhang für offene Interviews typische Momente von Strukturzusammenhängen, die es erlauben, auch längere Gesprächsbeiträge nicht als monologische, sondern als interaktive Passagen zu lesen. Wir wollen nicht einen Mix von linguistischer oder konversationsanalytischer Gesprächsanalyse mit GTM anstreben. Unser Argument lautet vielmehr: Wenn im Primärdokument „Abdrücke" von Sozialhandeln und Sozialstruktur (Schegloff 1991) vorhanden sind, dann sollen die Interpretierenden sie als Katalysatoren der GTM-Konzeptionalisierungsarbeit nutzen und sich nicht nur auf Textstruktur und Textbedeutung beschränken.

Die Arbeit mit einem mehrperspektivischen Kriterien-Set verlangt auf der anderen Seite auch nach einer entsprechenden Organisation. Es gibt hierbei besonders drei Aspekte, die wir auf Grund unserer Erfahrung hervorheben möchten: das ständige Memoschreiben, die Variation der Distanz zur Textstelle und die Teamarbeit.

Bereits der erste Schritt der Textarbeit soll von Memoschreiben begleitet sein. Es gibt unterschiedliche Typen von Memos (vgl. zum Memoschreiben: Strauss 1987, S.109–129), die in dieser Phase eine Rolle spielen: theoretische Memos, die das Vorwissen abklären; operative Memos, die beschreiben, wie an den Text herangegangen werden soll, die also den oder die Filter explizit machen, mit denen der Text durchforstet werden soll; Memos, die beschreiben, wie ein Primärdokument oder eine Primärdokumentfamilie zustande gekommen ist; Kode-Memos, die explizieren, was hinter einer Begriffsassoziation steckt. Memos können auch Detailinterpretationen von Textstellen oder Textmerkmalen sein, sie liefern dann Begründungen für die Auswahl des Zitats und beschäftigen sich mit Stellen, die bei der Lektüre auffielen und die gerade deshalb in den Zitatkorpus aufgenommen worden sind.

Ein zweites nützliches Organisationsmoment besteht unserer Erfahrung nach darin, dass bei der Analyse die Distanz zum Text variiert wird. Böhm, Legewie und Muhr (1992) geben hierzu einige Hinweise, die aber letztlich zu schematisch sind. Die Lesenden müssen unseres Erachtens über eine Art flexibles und flinkes „Zoom-Werkzeug" verfügen, das ihnen erlaubt, z. B. am Textganzen zu arbeiten und eine Überblicksgliederung zu erstellen, um im Augenblick darauf den Text Zeile für Zeile, Wort für Wort durchzugehen und sich auf die Interpretation einzelner Konversationszüge oder die Bedeutung und Funktion einzelner Partikel zu konzentrieren. Detailinterpretationen sollten dann immer wieder in das Gesamtbild eingeordnet werden. Diese Leseweise entspricht der hermeneutischen Grundeinstellung, dass die Teile die Bedeutung des Ganzen und das Ganze die Bedeutung der Teile (vgl. Bruner 1996, S.137) mitbestimmt.

Das dritte Organisationsmoment ist die Arbeit im Forschungsduo (bzw. der Forschungsgruppe). Textarbeit bzw. Datenanalyse in der GTM haben kommunikativen Charakter. Sie sollten nicht allein durchgeführt werden, sondern (mindestens) zu zweit. Dieses Moment gehört zum GTM-Grundbestand und wird in der Regel mit dem Geist der Chicago-Schule (vgl. Riemann 2005, S.9–10 und in diesem Band) in Verbindung gebracht. Strauss (1987) hat ausführlich dargestellt, wie Team-Meetings durchgeführt werden können. Alan Bryman verweist auf die Bedeutung der Verlässlichkeit und Nachvollziehbarkeit qualitativer Forschung; Teampartner/innen spielen dabei sozusagen die Rolle der ersten Prüfinstanz (2008, S.380 f.). Katja Mruck und Günter Mey (1998) haben das Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" entwickelt. Sie machen deutlich, wie die Subjektivität im Forschungsprozess auch nach einer entsprechenden sozialen Organisation verlangt (siehe auch zu GTM in Forschungsgruppen Mey & Mruck 2009, S.142–146). Für uns sind besonders drei Aspekte wichtig:

- Teamarbeit erlaubt (variable) Rollenverteilungen. So können sich z. B. auf die Doppelreferenz bezogene, charakteristische Muster einspielen, wobei eine Person zum Korrektiv der oder des Anderen werden kann. Überlässt sich nämlich ein Interpret/eine Interpretin seiner/ihrer theoretischen Empfindlichkeit, kann der/die andere das Prinzip der „Datentreue" verteidigen. Bleibt der/die eine in der schieren Deskription stecken, kann der/die andere zur Konzeptualisierungsarbeit anstacheln.
- Darüber hinaus hat der Interpretationsdialog eine Bedeutung in Bezug auf das Interpretationstempo. Er verlangsamt das Festlegen auf Kategorien, macht deshalb den Weg dorthin sichtbarer, verhindert das Aufzwingen und „Durchboxen" von Konzepten und gibt der Konzeptgenerierung einen kommunikativen Nährboden.
- Schließlich findet das eigene Sprechen im Team einen ersten Adressat/innenkreis. Eine Geschichte macht Sinn im Horizont einer Erzählgemeinschaft, sie setzt einen Erwartungshorizont (Jauß 1970, S.180) voraus, dem sie entspricht, den sie durch-

bricht und somit modifiziert. Die Geschichte kann aber auch an den Erwartungen des Adressat/innenkreises scheitern.

3.2 Offenes Kodieren

Durch die Auswahl von Zitaten ist der geschlossene Textblock vorerst zerstückelt/zerlegt worden, Irrelevantes ist weggefallen. Konkret könnte der Arbeitsschritt darin bestehen, dass einzelne Textausschnitte mit einer Wellenlinie am Rand als relevant markiert werden für die Fragestellung, so wie sie zwischen den beiden Interviewparteien ausgehandelt wird. Zitate werden so aus dem ursprünglichen kommunikativen Verbund, der Interviewsituation, „gelockert", und es wird auch schon eine Datenauswahl getroffen, die dem Zweck der Theoriegenerierung dienen soll.

Das regt ohne Zweifel die Analyse an, führt aber auch schnell dazu, dass die Lage sehr unübersichtlich wird. Denn wir werden sehr schnell über eine große Menge von Einheiten verfügen. Bogdan und Biklen (1992) vergleichen die Situation damit, dass in einer großen Turnhalle eine Riesenmenge Spielzeug ausgebreitet wird und dass die Aufgabe des Kategorisierens darin besteht, die Einzelstücke in Haufen zusammenzulegen, die untereinander in einem sinnvollen Zusammenhang stehen. Dabei ist das Schema, nach dem die einzelnen Gegenstände geordnet werden, nicht von Anfang an bekannt. Es bildet sich erst während der Arbeit an den Daten heraus. Das Ziel jedenfalls ist, wie Kuckartz (1997) es sieht (allerdings eine andere Metapher heranziehend), dass schlussendlich alle Zitate gruppiert sind wie Medikamente in einer Apotheke, d. h. in säuberlich etikettierten Schubladen und Regalen systematisch geordnet abgelegt sind.

Am Anfang der Analyse aber haben wir nur eine vage Vorstellung, wie dieser Zusammenhang aussehen könnte. Die Kategorien und ihre Verbindungen sollen sich ja, dem Prinzip des „Entdeckens" folgend, aus den Daten selbst, oder wie wir meinen, um die aktive Rolle der Forschenden kenntlich zu machen, aus dem Dialog mit den Daten ergeben. Ein erster einleuchtender Schritt wäre dann, dass wir lediglich die Daten „etikettieren", d. h. jedem einzelnen Gegenstand einen Namen geben. Offene Kodes zielen dann z. B. darauf, sich das implizite Motiv zur Auswahl einer Textstelle bewusst zu machen. Die Arbeit des offenen Kodierens soll den Überblick erleichtern. Dateneinheiten werden auf einen Aspekt hin verkürzt und erste Entsprechungen werden sichtbar. Eigentlich wird jedes Zitat so auf ein Kürzel reduziert. Die Datenmenge ist leichter zu handhaben, Listen werden erstellt, Ähnliches wird zusammengelegt, sodass Muster offensichtlicher werden. Wir schaffen also auf diese Art und Weise eine erste Grundlage für die Emergenz von Kategorien und Kategorienrelationen. Aus unserer Sicht ist es wichtig, auch das narrative Moment im Assoziationsprozess im Auge zu behalten. Die Interpretierenden deuten auf mögliche Erzählstränge, die sie ihrer Geschichte zugrunde legen könnten. Aber sie haben noch keine Richtungsentscheidung getroffen, ihr Erzählen ist rudimentär, stammelnd fast,

gekennzeichnet von der Koexistenz sich ausschließender Geschichten; es reduziert sich vorerst noch auf einzelne Wörter, die ihnen beim Zuhören/Lesen einfallen. Die Assoziation stellt dennoch einen zaghaften Schritt auf dem Weg zum eigenen Erzählen dar. Die *storyline* ergibt sich also aus dem Prozess und wird nicht erst in den späteren Kodieretappen aufgesetzt.

Voraussetzung für das offene Kodieren ist das genaue Lesen. Barney Glaser (1998, S.24 f.) gibt als eine der Wurzeln der GTM die Methode der *explication de texte* an, so wie er sie an der *Sorbonne* kennengelernt habe. Kennzeichen der *explication de texte* als Lesemethode ist, dass der Text hinterfragt und ihm Einwände der Lesenden entgegengehalten werden sollen, um ihn so „zum Sprechen" zu bringen. Beachtet werden sollten dabei auffällige grammatische Formen, Partikelwörter, Bildelemente, Stilwechsel, Andeutungen. Die Entschlüsselungsarbeit geht von der Hoffnung aus, dass sich im Detail der Textstelle auch die Gesamtproblematik spiegelt. Das Vorgehen ist normalerweise linear, es wird dem Aufbau des Textes gefolgt, nicht um den Zitaten augenfällige Bedeutungen zuzuweisen, sondern um sie in ihrer Komplexität und Doppelbödigkeit zu erfassen. Das Postulat der Textimmanenz führt hiernach geradezu zur Entdeckung der Ambiguität des von seinem Entstehungskontext losgelösten Textes. So spannend Glasers Hinweis auf diese literaturwissenschaftliche Wurzel der GTM auch sein mag, darf doch nicht übersehen werden, dass er sich damit gegen die in der Chicagoer Tradition stehende Betonung des interpretativen Anteils der GTM richtet. Deutlich wird so *ex negativo*, dass sozialwissenschaftliche Textinterpretation *eine* Wurzel auch in der an Mead, Hughes und Blumer ausgerichteten Reaktion gegen die Verdinglichung des Strukturalen hat (Strauss 1977, S.xviii), aber die hermeneutisch-interpretative Haltung auch andere Bezugsgrößen haben kann. Wir denken z. B. an den *New Criticism* und an die literaturkritische Methode von I. A. Richards (2001), die Arbeiten des Konstanzer Anglisten Wolfgang Iser (1994), der zeigt, wie Erzähltexte Lücken eröffnen, die von den Lesenden gefüllt werden, oder an das Werk von Paul de Man (1988) und den *Yale Critics*, die sich mit den immanenten Widersprüchen literarischer Texte befassen. Gerade das Paradox von Lesbarkeit und Unlesbarkeit ist eines der Probleme, auf das man beim offenen Kodieren stoßen kann. Daneben gibt es genuin sozialwissenschaftliche Methoden der Gesprächsanalyse (z. B. Deppermann 2001, S.49 ff.), die durchaus beim offenen Kodieren von Zitatstellen hilfreich sein können. Im Allgemeinen gilt, dass die Beschäftigung mit der literaturwissenschaftlichen Interpretationstheorie (Brenner 1998) und besonders die Auseinandersetzung mit den entsprechenden Überschreitungen des disziplinären Kanons die in der GTM-Textarbeit erforderte Lese- und Interpretationsempfindlichkeit steigern kann. Dabei sollte nie vergessen werden, dass die Betonung des Textimmanenten in der GTM-Arbeit immer nur die eine Seite der Medaille ist. Susan Sontags (1994) harsche Kritik an der Interpretation trifft auf die GTM nicht zu, da in deren genialer Janusköpfigkeit die immanente Textarbeit durch die analytisch-konzeptuelle Kontextualisierung ergänzt wird.

In der Praxis ist das offene Kodieren für Forschende oft mit einer gewissen Ängstlichkeit verbunden: Es entsteht bei der Arbeit an der Sinnkonstruktion eine Spannung zwischen Lesenden und Text. Günter Mey (1999, S.319f.) hat beschrieben, wie sowohl Fremdheit als auch Nähe Angst einflößend sein können. Daraus entsteht sehr schnell ein Druck; der Forscher/die Forscherin wünscht sich, möglichst bald eine Kategorie zu finden, die ihm/ihr Orientierung und Sicherheit gibt, und er/sie ist deshalb versucht, diese aus bestehenden Theorien abzuleiten oder zu übernehmen. Forschende möchten, statt sich auf dem unsicheren Weg zu einer Vielleicht-Geschichte zu befinden, aufgehoben sein in einer sicheren Erzählung. Dazu lassen sie Daten zu Exempeln verkommen und bringen die Respondent/innen zum Schweigen. Der hermeneutische Umgang aber mit den Daten besteht gerade darin, dass die konzeptuelle „Überlegenheit" der Forschenden nicht vorausgesetzt, aber auch nicht ganz auf sie verzichtet wird. Das hat offensichtlich mit Enthierarchisierung von Wissensformen zu tun. Anselm Strauss (1987, S.28ff.) rät Sozialwissenschaftler/innen in dieser Situation, alles und nichts zu glauben, was sie lesen. Sie sollten sich dabei u. a. an folgende einfache Grundsätze halten:

1. Es sollten wenige, einfache und konsistente Fragen, die dem ursprünglichen Forschungsdesign entsprechen, an die Daten gestellt werden.
2. Am Anfang der Kodierungsarbeit ist Mehr besser, d. h. es sollte eher minutiös kodiert werden, auch wenn später die Zahl der Kodes reduziert und Kodes zu „Super-Kodes" zusammengefasst werden.
3. Das Kodieren sollte öfters unterbrochen werden, um theoretische Memos zu formulieren. So gehen ursprüngliche Ideen nicht verloren, und es bleibt eine Spur davon erhalten, wie sich im Dialog mit den empirischen Daten die an den Text gestellten Fragen verändern.
4. Auf keinen Fall sollte die Relevanz traditioneller Kategorien wie Alter, Geschlecht oder soziale Herkunft vorausgesetzt werden, ohne dass hierfür Hinweise und Belege im Datenmaterial zu finden sind. Sie verfügen nämlich über keinerlei Privilegien und müssen sich wie andere Kategorien auch über den steinigen Weg der gegenstandsbezogenen Datenanalyse „hocharbeiten". Die Entdeckung aber von *membership classification devices* im Sinne von Harvey Sacks (1990, S.40–48) legitimieren umso mehr zum Gebrauch der entsprechenden Kategorien.

Bei der Lektüre von Interviewtranskripten stößt man auf ein weiteres Problem. Über die Vorbereitung der Interviews können Kategorien in den Text hineingelangen, die nicht unbedingt vom Interviewpartner oder der Interviewpartnerin stammen. Mögliche Kategorien, die oft gleich beim ersten Lesen aufscheinen, sind oft solche, die durch die Interviewenden in das Gespräch eingebracht wurden. Deshalb eignet sich Interviewmaterial umso besser zum offenen Kodieren, je offener die Gesprächsbeiträge der Interviewenden formuliert sind. Im Idealfall bieten sie einen Sprech- und Erzählanlass, der zwar ein intensives Ansprechpotenzial besitzt, aber die Thematik

nicht unbedingt genau festlegt und einschränkt. Aktives und akzeptierendes Zuhören sollte dann die Interviewten anregen, weiteres Material zu produzieren. Gerade freiere Textpassagen können als Antwort auf eine nicht gestellte Frage oder auf eine von den Interviewten selbst vorausgesetzte, aber von den Interviewenden nicht gemachte Äußerung gelesen werden. Es ist dieses „Zwischen-den-Zeilen-Lesen", die Rekonstruktion also eines impliziten, vom dem/der Interviewten vorausgesetzten Diskurses, das die Entdeckung gegenstandsbezogener Kategorien ermöglicht. Die nicht-direktive Gesprächsführung stellt in dieser Hinsicht eine wichtige Voraussetzung für die Produktion von brauchbarem Textmaterial dar.[18] Wichtig ist es jedenfalls, darauf zu achten, dass ein evtl. verwendeter Interviewleitfaden nicht dazu anregt, lediglich Kategorien abzufragen. Offene und intensive Gesprächsstimuli, welche die Interviewten ansprechen, sind wichtiger als präzise Fragen, die Antworten zu sehr lenken. Darüber hinaus stellt auch das frühe, wenn auch unsichere Memo-Schreiben (Memos, die wahrscheinlich nie außerhalb der Forschungsgruppe gelesen werden) eine wichtige Arbeitsweise dar, die Transparenz, Systematisierung und Teamfähigkeit fördert. Ein spannender Punkt sind Passagen, an denen kognitive Konflikte zwischen Fragenden und Befragten sichtbar werden. Es zeigte sich z. B. bei unserer Studie über die Mobilität von Jugendlichen in der Großregion sehr schnell, dass alle Gesprächspartner/innen der Frage nach ihrer Mobilität, die uns problemlos erschienen war, wenig abgewinnen konnten, aber um so lieber über ihre Führerscheinprüfung, das Auto der Eltern, mit dem sie fahren durften, oder das eigene Auto sprachen. Wir berücksichtigten dann bei der Konzeptualisierungsarbeit, dass eben der direkte Zugang zu einer alltäglichen Mobilitätstheorie abgeblockt wurde und dass wir Antworten auf unsere Fragen nur im Zeichen der Metonymie finden konnten. Im Alltagsgespräch geschieht nämlich die Referenz auf die eigene Mobilität eher in der Form des *Pars pro Toto* (hier: Autofahren) als durch den Gebrauch des abstrakten Konzepts.

3.3 Axiales Kodieren

Wir können nun der Analyse weiter auf die Sprünge helfen, indem wir nicht nur „assoziativ" vorgehen, sondern gewissermaßen als heuristischen „Schmierstoff" axiale Modelle oder ein axiales Modell benutzen. Bruce L. Berg (1998) nennt solche Paradigmen Kode-Frames. Wir unsererseits sprechen auch lieber von Kode- oder Kodierrahmen statt, wie von Strauss und Corbin (1990) vorgeschlagen, vom Kodierparadigma, um den möglicherweise verwirrenden Bezug zur Kuhnschen Paradigmendiskussion zu vermeiden. Beim axialen Kodieren sollen explizite Fragen an den Text gestellt

18 Schwierig ist beim nicht-direktiven Forschungsinterview die paradoxe Voraussetzung, dass es in der Regel und im Gegensatz zum Beratungsgespräch auf Anfrage nicht der Interviewten, sondern der Interviewenden zustande kommt.

werden, es geht nicht darum, sich dem Text zu überlassen, sondern eine Strukturierung, ein allgemeines Raster, wird probeweise an den Text angelegt. Dabei wird für jeden Fall bestimmt, welche typischen Merkmale berücksichtigt werden sollen, wobei weniger auf Verteilungsrepräsentativität als auf theoretische Relevanz zu achten ist. Die Literatur bietet nun unterschiedliche Verfahrensweisen, die je nach Zielsetzung und Fragestellung mehr oder weniger geeignet sind, die sich aber auch miteinander kombinieren lassen. Strauss und Corbin (1990), Ian Dey (1993), Andreas Böhm et al. (1992) und darauf Bezug nehmend Uwe Flick (2002) erwähnen das Arbeiten mit Schlüsselfragen: Wer? Wann? Was? Wo? Warum? Dieses klassische Fragequintett lässt sich noch erweitern: Womit? Was, wenn …? Was, wenn nicht …?

Strauss und Corbin (1990, S.99) gehen aber über diese simplen Schlüsselfragen auch hinaus. Sie liefern als Kodierrahmen eine kompakte Version einer interaktionistischen Handlungstheorie, die auf jedes analysierte soziale Phänomen anwendbar sei. Unterschieden wird zwischen dem Phänomen, den ursächlichen und intervenierenden Bedingungen, dem Kontext, den Handlungs- und interaktionalen Strategien und den Konsequenzen. Insoweit wird deutlich, dass beim Fortschreiten der Analyse das offene Kodieren weniger offen wird und man sich expliziter an einen theoretisch fundierten Kodierrahmen anlehnt. Klar ist auch, dass bereits der Bezug auf das Vorwissen, das wir schon bei der Zitatauswahl erwähnten, eigentlich ein axiales Moment enthält. Nichtsdestotrotz bereitet das axiale Kodieren nach Strauss und Corbin Schwierigkeiten. Forschende fühlen sich möglicherweise eingeengt, eher behindert auf dem Weg zur *storyline*. So wurden auch Alternativen zum strengen axialen Kodieren formuliert.

Bogdan und Biklen (1992) gehen ohne expliziten Bezug auf Strauss und Corbin von einem breiteren Modell aus. Sie geben umfassendere Kode-Rubriken an, die je nach Themenstellung unterschiedlich gefüllt werden können. Dadurch wird die heuristische Funktion des axialen Modells deutlicher. Eine erste Kode-Familie stellen die Kontext-Kodes *(setting, context)* dar. Es geht darum, die allgemeine, deskriptive Voraussetzung eines Falles festzuhalten. Eine zweite Kode-Familie sind die sogenannten Situationsdefinitions-Kodes. Es geht hier um die Werte und Einstellungen, mit denen sich Einzelne oder eine Gruppe in einem Handlungsvorgang beschäftigen müssen, und die auch den Bezug für die Planung und Bewertung von Handlungen und von deren Ergebnissen darstellen. Ein dritter Kode-Typus sind die Standpunkte einzelner Akteure und deren Sicht einzelner Phänomene. Eine vierte Kode-Familie erfasst die Art und Weise, wie Akteure über andere Menschen und Gegenstände denken. Die fünfte Familie sind Prozess-Kodes, die dazu dienen, Ereignisse in einer Zeitsequenz zusammenzufassen. Ereignis-Kodes, die sechste Familie, bezeichnen einmalige und seltene Geschehnisse, während Tätigkeits-Kodes, die siebte Familie, sich auf wiederholende, regelmäßige Handlungen beziehen. Beziehungs- und Sozialstruktur-Kodes, die achte Familie, erfassen das Verhältnis zwischen interagierenden Personen (Freund/in, Vorgesetzte/r, Verwandte/r), richten das Augenmerk aber auch auf die klassischen sozialstrukturellen Dimensionen (Rollen, Positionen).

Methoden-Kodes, die neunte Familie schließlich, markieren Datenmaterial, das sich auf Forschungsprozeduren, Probleme, Dilemmata und ähnliches bezieht.

Glaser (1998, S.163 ff.) stellt der Methode von Strauss und Corbin seine Version des theoretischen Kodierens gegenüber. In der Form von Kodierfamilien stellt Glaser (vgl. 1998, S.170) Kodes zu Gruppen zusammen und erhält so eine fragmentarische und offene Theorieheuristik, die sich von der dominierenden *grand theory* der „Theoriekapitalisten" unterscheidet und deshalb eben nicht Begriffe auf unzulässige Weise in die Daten hinein importiert. Die Notwendigkeit des axialen oder theoretischen Kodierens ergibt sich aus der Unzulänglichkeit der auf der Grundlage der textnahen Dateninterpretation erhaltenen Ergebnisse. Zwar können die am Material gewonnenen, konkreten Kodes *(substantive codes)* zueinander in Verbindung gesetzt werden, das Ergebnis kann aber ohne eine zusätzliche Heuristik ein eher konfuses Produkt sein. Das theoretische Kodieren erlaubt es, diesen Knäuel zu entwirren, indem Verbindungen zu bestehenden Wissens- und Theoriebeständen hergestellt werden. Theoretische Kode-Familien sind so die eigentliche Grundlage der Generierung und Entwicklung von Theoriebausteinen. Theoretische Kodes sind entsprechend den axialen Kodes bei Strauss und Corbin Reduktionsformeln bestehender Theorieansätze, die es erlauben, die konkreten Analyseergebnisse zu strukturieren. Der wesentliche Vorteil von theoretischen Kodes ist, dass sie offener und breiter angelegt sind; das Verständnis der GTM wird somit nicht ausschließlich auf das interaktionistische Muster reduziert, sondern GTM nähert sich vielmehr einer universellen Methode an.

Sandra Tiefel (2005) hat gezeigt, dass in ihrem Forschungsgebiet, der biografischen Bildungsforschung, der Ansatz von Strauss und Corbin deutliche Unzulänglichkeiten aufweist. Als Alternative hat sie einen überzeugenden, speziell auf die Belange des Spezialgebiets zugeschnittenen Kodierrahmen entwickelt. Zur Analyse biografischer Lernprozesse unterscheidet Tiefel drei Analyseperspektiven: Sinnperspektive, Strukturperspektive und Handlungsweisen. Die Sinnperspektive ist dabei auf die Rekonstruktion des Selbstbildes, die Strukturperspektive auf die Rekonstruktion des Weltbildes und die Handlungsweisen sind auf Aktivitäten und Interaktionen bezogen. Es gelingt so eine Erfassung biografischer Lernprozesse über die Kodierung, obwohl die Interviewtranskripte keine unmittelbare chronologische Darstellung enthalten. Der Versuch scheint sinnvoll, und es ist durchaus vorstellbar, dass Forschungsgruppen die Interessen, die sie verbinden, in ähnliche Kodierrahmen fassen. Der Kodierrahmen erscheint so sozusagen als Destillat eines professionellen Relevanzsystems.

Die Hauptfunktion des axialen beziehungsweise theoretischen Kodierens besteht darin, über das empirische Material hinauszukommen. Es gilt, zwei gegensätzliche Gefahren zu bannen: das Versinken in der Datenflut und das Aufpfropfen datenfremder Kategorien. Man geht deshalb jetzt auf Distanz zu den Daten, und das eigene „Sprechen" gewinnt an Bedeutung. Während beim offenen Kodieren die Geschichte nicht vollständig und explizit ausformuliert wird, also vage bleibt und

sich nur in den Assoziationsketten ahnen lässt, werden jetzt versuchsweise Erzählrahmen angelegt, die eine sinnvolle und brauchbare Geschichte ergeben sollen. Es handelt sich um Theorie-Heuristiken, die jedoch bedingt durch die starke Prozesshaftigkeit der Analysepraxis einen narrativen Charakter behalten. Theorie erscheint nicht als statische Figur, sondern als Versuch, kohärent zu erzählen, welcher Sinn den interpretierten Äußerungen auch im Licht bestehender Theorien gegeben werden soll.

Das Loslassen der Daten ist der Preis, der für die Konzeptualisierung zu zahlen ist. Zu hoch ist der Preis, wenn die Analysearbeit den empirischen Bezug verliert und einen deduktiv-logischen Charakter bekommt. Das lästige *pet coding*, das quasi mechanische Zurückgreifen auf die immer gleichen, vorgefassten theoretischen Kategorien, ist eine der GTM-Sünden, die Glaser (vgl. z. B. 1998, S.166; 2001, S.201 und besonders 2005, S.106ff.) geißelt. Es führt dazu, dass in unzulässiger Art und Weise auf selektives Kodieren vorgegriffen wird und falsche, parasitäre[19] Kernkategorien sich durchsetzen. Es kann eingeschränkt und kontrolliert werden, indem auch hier den Grundmerkmalen der GTM-Arbeit – Offenheit und Flexibilität, Langsamkeit und Allmählichkeit, Vorläufigkeit und Revidierbarkeit – eine Chance gegeben wird.

Die theoretischen Kodierrahmen sollen unseres Erachtens nicht vorgegeben, sondern im Kontext spezifischer Projekte oder Projektfamilien entwickelt werden. Sie spiegeln zum einen die disziplinären und teildisziplinären Zugehörigkeiten der Forschenden und ihre Theoriebiografie(n). Sie können sich aber zum anderen auch auf spezifische Referenzgruppen (Praktiker/innen, Lehrer/innen, Polizist/innen oder politische Entscheidungsträger/innen) beziehen. Durch Referenzdiversität kann man leicht zum Grenzgänger oder zur Grenzgängerin werden, und die Geschichte muss in einem Zwischenland erzählt werden (vgl. hierzu Berg 2003, S.110), in dem Forschenden das Dilemma, widersprüchlichen Referenzsystemen entsprechen zu müssen, nicht erspart bleibt.

3.4 Selektives Kodieren

Der Prozesscharakter des Kodierens – vom offenen und punktuellen Kodieren zum selektiven und theoriebezogenen Kodieren – bringt mit sich, dass sich während der Arbeit am Text das Gewicht verlagert, vom Sprechen der Akteure im Feld zum Sprechen der Interpretierenden. Der Kodierprozess entwickelt sich vom Rezeptiven über das Theoretische zum Rhetorischen. Es ist bei der qualitativen Datenanalyse ein wenig so, als wenn über dem Zuhören und Dialogisieren die eigenen Aussagen und die ihnen angemessene Sprache gefunden würden. Das ist sicher mit angesprochen,

19 Wir nennen den *pet*-Kode parasitär, weil er den Daten nichts „gibt", sie nur zum eigenen Zweck verwendet, ja missbraucht.

wenn Glaser und Strauss (1967, S.28) meinen, die GTM stärke die Forschenden und ermögliche deshalb erst die Theoriegenerierung.

Das selektive Kodieren erlaubt, dass die endgültige Interpretation nicht „angeheftet" *(tagged on)*, sondern im ständigen Dialog mit den Daten formuliert wird. Die Theorie hat nun nicht unbedingt einen nomothetischen Charakter, d. h. es wird keineswegs nur allgemeingültiges und gesetzmäßiges Wissen formuliert. Vielmehr handelt es sich um eine an Standpunkt und Lebenswelt der Theorieproduzierenden gebundene, narrativ-deskriptive Annäherung an das zentrale Phänomen der Studie. Charakteristisch für diese Phase der Kodierungsarbeit ist das Vor- und Rückwärtsbewegen in den Datensätzen: Die Interviews werden selektiv durchforstet im Hinblick darauf, ob sie etwas für die zu erzählende Geschichte hergeben. Das selektive Kodieren spielt sich wieder um zwei Pole ab, den Pol des „Er-Findens" der Geschichte und den der Überprüfung an den Daten. Offensichtlich ist, dass die Theorie sich nicht automatisch aus den Daten ergibt, sondern auf der theoretischen Sensibilität der Forschenden beruht, die aber ihrerseits wieder an den Daten geschärft wird.

Das selektive Kodieren steht also wesentlich im Dienst der „Er-Findung" der *storyline*. Zentrale Operationen beim Erfinden der Geschichte sind das Festlegen der Kernkategorie, die erste Explizierung des Erzählbogens und die Ausformulierung der Geschichte. Die emergierende Geschichte wirkt dann ihrerseits als ein Filter, ein Verstehensraster, eine Vorstrukturierung, eine Art kategorialer Rahmen. Sie hat deshalb einerseits Ähnlichkeiten mit dem Kode-Frame des axialen/theoretischen Kodierens, ist aber andererseits weniger starr, plastischer, kann bewegt und verändert werden und dient in diesem Sinn der konzeptuellen Findigkeit. Gerade durch diese Beweglichkeit entsteht beim selektiven Kodieren das typische Hin und Her zwischen Text und Geschichte.

Beim selektiven Kodieren werden u. a. die Eigenschaften der Kernkategorie und ihre jeweiligen dimensionalen Reichweiten definiert. Die Kernkategorie wird dann zu anderen Kategorien in Beziehung gesetzt. Die Geschichte wird dabei zum Teil neu erzählt, und die Kategorien werden neu geordnet. Beziehungen zwischen Kategorien werden validiert und Strukturmuster aufgedeckt. Um Verbindungen zu systematisieren und zu festigen, bewegt man sich dabei immer wieder hin und her zwischen Fragenstellen, Hypothesengenerieren und Vergleichen. Die analytisch-interpretative Arbeit wird auf diese Art und Weise integriert und an den Daten validiert, die schlussendlich in eine analytische Geschichte übersetzt werden.

Die Geschichte, die erzählt wird, hängt dabei nicht nur von den Daten ab, sondern „von der Stimme", d. h. der Erzählrolle *(persona)* (Becker 1986, S.26ff.), dem Milieu, in dem gesprochen wird, von dem Publikum, das erreicht werden soll. Treffen wir Entscheidungen darüber, wer, wem, was, wie und wozu erzählt, spielt nicht zuletzt auch die Vorstellung, die wir von möglichen Geschichten haben, eine Rolle. Eine Fabel, ein Exempel, ein Gleichnis kommen anders daher als ein Roman, der Subjektivität und

Modernität integrieren möchte.[20] Soll die Rhetorik in diesem Zusammenhang die Analyse nicht mit Blindheit schlagen, bleibt nur der Weg der historischen „Selbstdurchsichtigkeit". So wie beim *Centre Pompidou* in Paris die Versorgungsrohre offenliegen und dennoch der Schönheit der Architektur nichts anhaben, sollte in GTM-Publikationen der eigene Standpunkt reflektiert und sichtbar gemacht werden. Klar wird dann, warum eine akademische Arbeit, ein im Auftrag durchgeführtes Evaluationsprojekt oder eine Studie im Vorfeld politischer Maßnahmenplanung nicht unbedingt die gleiche Geschichte erzählen. Das situationale Moment gewinnt an Bedeutung, entsprechend vertritt Adele E. Clarke (2005 und in diesem Band) eine kritische GTM, die sich der Situationsanalyse öffnet.

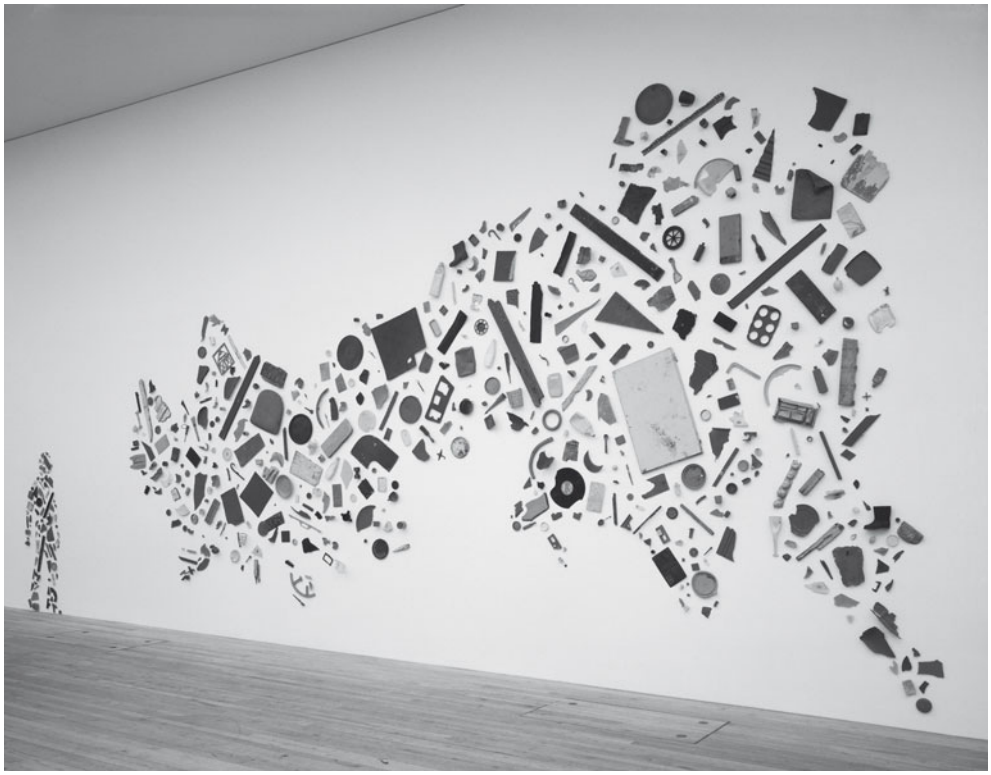
4 Für eine flexible und reflexive Praxis der Grounded-Theory-Methodologie

Die Auseinandersetzung mit dem Kodieren im Rahmen der GTM sollte verdeutlicht haben, dass es sich hierbei um mehr handelt als ein sozialwissenschaftliches Verfahren. GTM stellt tatsächlich die Grundfragen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnis. Es geht um das allgemeine Verstehen menschlicher Praxis, um das Verstehen, die Rekonstruktion, auch der Praxis des oder der Anderen. Es ist deshalb zwar immer noch legitim, die genaue Referenz auf die angewandten Verfahren zu fordern, aber diese Bedingung ist nicht ausreichend.

Wenn uns die Kodierungsarbeit bis dahin an Tony Craggs dekonstruktivistische Kunstwerke erinnert (siehe Abbildung 1), macht es deutlich, dass es sich um einen kreativen Prozess handelt, der durch seine prinzipielle Offenheit mit einem gewissen Grad an Konfusion und Regression verbunden ist. Es ist wohl dieser Tatbestand, der Uwe Flick (2002, S.196–206) mit dazu veranlasst, der Analyseprozedur vorzuhalten, dass die Grenze zwischen wissenschaftlicher Methode und Kunstlehre mitunter fließend sei. GTM hat tatsächlich zwei Gesichter: auf der einen Seite ist sie regelgeleitet und systematisch; auf der anderen Seite aber räumt sie der assoziativen Kreativität, der Fluidität und der Offenheit viel Platz ein. Der zweite Aspekt kann bei manchen den Eindruck erwecken, GTM-Analysen seien wenig verbindlich, wenig intersubjektiv nachvollziehbar, sie würden also von subjektiver Beliebigkeit bestimmt. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass zumindest das offene Kodieren prinzipiell unendlich fortgesetzt werden kann. Es müssen also Wege gefunden werden, uns gegen Selbsttäuschung und unverbindliche Schlussfolgerungen zu schützen. Eine Lösung liegt in der methodischen Reflexion der Interpretationsarbeit. Es kann also hierbei nicht um naives Interpretieren im Sinne der romantischen Hermeneutik von Schleiermacher und Dilthey gehen, sondern Hermeneutik wird im Sinne Gadamers (1965, S.220f.) verstanden, sie ist demnach auch Reflexion der Bedingungen des Interpretierens: GTM kann ihrem von ihren Vätern erhobenen

20 Vgl. zur Vielfalt von literarischen Erzählmöglichkeiten Klotz (2006).

Abbildung 1 Britain seen from the North (Tony Cragg 1981, Tate Modern, London. Bildrechte: Wiederabdruck mit Genehmigung des Urhebers, © DACS 2011, © Tate, London 2010 [Foto])



Anspruch, eine demokratische Sozialwissenschaft zu sein, nur dann genügen, wenn die methodologische Reflexion als Verstehen des Verstehens (vgl. Soeffner 1989) (zumindest zum Teil) in die Analysearbeit einbezogen wird. Das bedeutet, dass die Reflexion der Subjektivität (vgl. Breuer, Mruck & Roth 2002; Mruck & Breuer 2003; mit direktem Bezug zur GTM siehe Mruck & Mey 2007; Breuer 2009 und in diesem Band der Beitrag von Breuer, Mey & Mruck), aber auch die Reflexion der professionellen Situationsdefinitionen der Forschenden (vgl. Hitzler 2003, S.304) und schließlich die Reflexion der sich verändernden Modalitäten der Wissensproduktion (Gibbons et al. 2005 [1994]; Mruck 1999) feste Bestandteile sozialwissenschaftlicher Selbstreflexion werden. Hilfreich ist dabei sicher, wenn bezogen auf das Wissenschaftshandeln mit Margaret Archer (2003, S.153 ff.) Reflexivität als Vermittlung zwischen *structure* und *agency* verstanden wird.

Adele E. Clarke (2005, S.11 ff.) hat der GTM, die einst in den 1960er Jahren im Zeichen der Opposition zur *grand theory* angetreten war, nachgesagt, dass sie sich widerspenstig *(recalcitrant)* gegenüber der postmodernen Wende zeige, zu übertriebenen Vereinfachungen neige und dass es ihr an Reflexivität fehle. Wir haben uns hier gerade am impliziten Modell einer flexiblen, man möchte sagen undogmatischen und reflexiven Praxis der GTM ausgerichtet. So verstanden kann GTM im gegenwärtigen wissenschaftsgeschichtlichen Kontext als ein angemessenes Beispiel einer formativen und verantwortlichen sozialwissenschaftlichen Praxis gelten (vgl. etwa Carrier 2008, S.161 ff.; Collins & Evans 2007, S.134 ff.).

Literatur

Archer, Margaret S. (2003). *Structure, agency and the internal conversation.* Cambridge: Cambridge University Press.

Becker, Howard S. (1986). *Writing for social scientists.* Chicago: The University of Chicago Press.

Becker, Howard S. (1998). *Tricks of the trade. How to think about your research while you are doing it.* Chicago: The University of Chicago Press.

Berg, Bruce L. (1998). *Qualitative research methods for the social sciences*. Boston: Allyn and Bacon.

Berg, Charles (2003). New directions of research [on multilingual literacy]: The role of grounded theory and collaborative research. *Reading Research Quarterly*, *38*(1), 105–111.

Berg, Charles & Milmeister, Marianne (2000). *Über das Kodieren bei der qualitativen Datenanalyse.* Luxemburg: CESIJE. [unveröffentlicht]

Berg, Charles & Milmeister, Marianne (2008). Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden. Über die Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *9*(2), Art. 13, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802138.

Berg, Charles & Milmeister, Marianne (2009). Mobilität und Sozialisation. In Charles Berg, Lucien Kerger, Nico Meisch & Marianne Milmeister (Hrsg.), *Savoirs et engagements. Hommage à Georges Wirtgen* (S.259–270). Differdange: Editions PHI.

Berg, Charles; Milmeister, Marianne & Schoos, Jean (2005). *Stadtraum – Jugendraum? Vom professionellen Diskurs über Gefährdete zu multimodalen Hilfestellungen in einer vernetzten Jugendsozialarbeit.* Esch/Alzette: Editions PHI.

Böhm, Andreas; Legewie, Heiner & Muhr, Thomas (1992). Kursus Textinterpretation: Grounded Theory. Textinterpretation und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. Lehr- und Arbeitsmaterialien zur Grounded Theory. *Bericht aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt ATLAS*, Forschungsbericht Nr. 92-3, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-26629.

Bogdan, Robert C. & Biklen, Sari Knopp (1992). *Qualitative research for education. An introduction to theory and methods* (2. Aufl.). Boston: Allyn and Bacon.

Boychuk Duchscher, Judy E. & Morgan, Debra (2004). Grounded theory: Reflections on the emergence vs. forcing debate. *Journal of Advanced Nursing*, *48*(6), 605–612.

Brenner, Peter J. (1998). *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Fragen der Literaturwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer.

Breuer, Franz (2000). Qualitative Methoden zur Untersuchung von Biographien, Interaktionen und lebensweltlichen Kontexten: Die Entwicklung eines Forschungsstils. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 1*(2), Art. 3, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs000235.

Breuer, Franz; unter Mitarbeit von Barbara Dieries & Antje Lettau (2009). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Breuer, Franz; Mruck, Katja & Roth, Wolff-Michael (2002). Subjektivität und Reflexivität: Eine Einleitung. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 3*(3), Art. 9, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020393.

Bruner, Jerome (1996). *The culture of education.* Cambridge, MA: Harvard University Press.

Bryant, Antony & Charmaz, Kathy (2007). Grounded theory in historical perspective: An epistemological account. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg), *The Sage handbook of grounded theory* (S.31–57). London: Sage.

Bryman, Alan (2008). *Social research methods* (3. Aufl.). Oxford: Oxford University Press.

Carrier, Martin (2008). *Wissenschaftstheorie zur Einführung* (2., überarb. Aufl.). Hamburg: Junius.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis.* London: Sage.

Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis. Grounded theory after the postmodern turn.* Thousand Oaks: Sage.

Collins, Harry & Evans, Robert (2007). *Rethinking expertise.* Chicago: The University of Chicago Press.

Cooney, Adeline (2010). Choosing between Glaser and Strauss. An example. *Nurse searcher 17*(4), 18–24.

De Man, Paul (1988). *Allegorien des Lesens.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Deppermann, Arnulf (2001). *Gespräche analysieren.* Opladen: Leske + Budrich.

Dey, Ian (1993). *Qualitative data analysis. A user-friendly guide for social scientists.* London: Routledge.

Dey, Ian (1999). *Grounding grounded theory. Guidelines for qualitative inquiry.* San Diego: Academic Press.

Feldman, Martha S. (1995). *Strategies for interpreting qualitative data.* Thousand Oaks: Sage.

Flick, Uwe (2002). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung* (6. vollständig überarb. und erw. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.

Flick, Uwe (2007). *Managing quality in qualitative research.* London: Sage.

Gadamer, Hans-Georg (1965). *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik.* Tübingen: J. C. B. Mohr.

Gage, Nathaniel S. (1989). The paradigm wars and their aftermath. *Educational Research, 18*, 4–10.

Gibbons, Michael; Limoges, Camille; Nowotny, Helga; Schwartzmann, Simon; Scott, Peter & Trow, Martin (2005 [1994]). *The new production of knowledge. The dynamics of science and research in contemporary societies.* London: Sage.

Gibbs, Graham (2007). *Analyzing qualitative data.* London: Sage.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1992). *Emergence vs. forcing. Basics of grounded theory analysis*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1995). *Grounded theory 1984–1994* (2 Bde.). Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1998). *Doing grounded theory. Issues and discussions*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2001). *The grounded theory perspective. Conceptualization contrasted with description.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (2005). *The grounded theory perspective III: Theoretical coding.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research.* New York: Aldine de Gruyter.

Hammersley, Martyn (1992). Deconstructing the quantitative-qualitative divide. In Alan Bryman & Robert G. Burgess (Hrsg.), *Qualitative research* (Bd.1, S.70–83). London: Sage.

Hitzler, Ronald (2003). Konsequenzen der Situationsdefinition. Auf dem Wege zu einer selbstreflexiven Wissenssoziologie. In Ronald Hitzler, Jo Reichertz & Norbert Schröer (Hrsg.), *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation* (S.289–308). Konstanz: UVK.

Hitzler, Ronald & Honer, Anne (Hrsg.) (1997). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich.

Holton, Judith A. (2007). The coding process and its challenges. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.265–289). London: Sage.

Huberman, Michael A. & Miles, Matthew B. (1999). Data management and analysis methods. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Collecting and interpreting qualitative materials* (S.179–210). Thousand Oaks: Sage.

Hülst, Dirk (2010). Grounded Theory. In Barbara Friebertshäuser, Antja Langer & Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Eziehungswissenschaft* (3., überarb. Aufl., S.281–300). Weinheim: Juventa.

Hutchby, Ian & Wooffitt, Robin (1998). *Conversation analysis.* Cambridge, UK: Polity.

Iser, Wolfgang (1994). *Der Akt des Lesens*. München: Fink [UTB].

Jauß, Hans Robert (1970). *Literaturgeschichte als Provokation.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Joachim, Patrice (2005). *STIP, STAP et la suite. Evaluation du système de formation interne des „Lëtzebuerger Guiden a Scouten".* Luxembourg: CESIJE.

Kelle, Udo (1995). Theories as heuristic in qualitative research. In Ilja Maso, Paul A. Atkinson, Sarah Delamont & Jef C. Verhoeven (Hrsg.), *Openness in research. The tension between self and other* (S.33–50). Assen: Van Gorcum.

Kelle, Udo (2005). „Emergence" vs. „forcing" of empirical data? A crucial problem of „grounded theory" reconsidered. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *6*(2), Art. 27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502275.

Klotz, Volker (2006). *Erzählen. Von Homer bis Boccaccio, von Cervantes zu Faulkner.* München: Beck.

Kuckartz, Udo (1997). Qualitative Daten computerunterstützt auswerten: Methoden, Techniken, Software. In Barbara Friebertshäuser & Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S.584–595). Weinheim: Juventa.

Lakoff, George (1987). *Women, fire and dangerous things. What categories reveal about the mind.* Chicago: Chicago University Press.

LaRossa, Ralph (2005). Grounded theory methods and qualitative family research. *Journal of Marriage and Family*, *67*(November), 837–857.

Lawrence-Lightfoot, Sara & Davis, Jessica Hoffmann (1997). *The art and science of portraiture.* San Francisco: Jossey Bass Publishers.

Locke, Karen (2007). Rational control and irrational free-play: Dual thinking modes as necessary tension in grounded theorizing. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.565–579). London: Sage.

Lorenz, Stephan (2009). Prozeduralität als methodologisches Paradigma – Zur Verfahrensförmigkeit von Methoden. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 11*(1), Art. 14, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1001142.

Lyotard, Jean-François (1979). *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir.* Paris: Éditions de Minuit.

Mathesius, Vilém (1929). Die Satzperspektive im modernen Englisch. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, *84*(155), 202–210.

Mayring, Philipp (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.

Mey, Günter (1999). *Adoleszenz, Identität, Erzählung. Theoretische, methodologische und empirische Erkundungen.* Berlin: Köster, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-39188.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In Wilhelm Kempf & Marcus Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Band 3: Psychologie als Natur- und Kulturwissenschaft. Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit* (S.100–152). Berlin: Regener.

Meyers, Christiane (2006). *Le bénévolat associatif des jeunes au Luxembourg.* Luxembourg: CESIJE.

Mills, C. Wright (1959). *The sociological imagination.* Oxford: Oxford University Press.

Moghaddam, Alireza (2006). Coding issues in grounded theory. *Issues in Educational Research, 16*(1), 52–66, http://www.iier.org.au/iier16/moghaddam.html.

Moore, Jennifer (2010). Classic grounded theory. A framework for contemporary application. *Nurse Searcher 17*(4), 18–27.

Morse, Janice M.; Stern, Phyllis Noerager; Corbin, Juliet M.; Charmaz, Kathy C.; Bowers, Barbara & Clarke, Adele E. (2009). *Developing grounded theory. The second generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.

Mruck, Katja (1999). *„Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich." Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften*. Münster: Lit.

Mruck, Katja & Breuer, Franz (2003). Subjectivity and reflexivity in qualitative research – The FQS issues. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *4*(2), Art. 23, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302233.

Mruck, Katja & Mey, Günter (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien – zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S.284–306). Weinheim: Beltz/PVU, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2005). Qualitative Forschung: Zu Einführung in einen prosperierenden Wissenschaftszweig. *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, *30*(1), 5–27, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-50230.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2007). Grounded theory and reflexivity. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.487–510). London: Sage.

Richards, Ivor Armstrong (2001). *Principles of literary criticism*. New York: Routledge.

Riemann, Gerhard (2005). Zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss. *Mittagsvorlesung, 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung*, 24.–25. Juni 2005, Freie Universität Berlin, http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2005/riemann.pdf.

Rost, Jürgen (2005). Differentielle Indikation und gemeinsame Qualitätskriterien als Probleme der Integration von qualitativen und quantitativen Methoden. *Symposium, 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung*, 24.–25. Juni 2005, Freie Universität Berlin, http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2005/rost.pdf.

Sacks, Harvey (1990). *Lectures 1964–1965.* Dordrecht: Kluwer.

Saussure, Ferdinand de (2007 [1916]). *Cours de linguistique générale. Édition critique.* Paris: Payot.

Schegloff, Emanuel A. (1991). Reflections on talk and social structure. In Deirdre Boden & Don H. Zimmerman (Hrsg.), *Talk and social structure, studies in ethnomethodology and conversation analysis* (S.44–70). Cambridge: Polity Press.

Silverman, David (2007). *A very short, fairly interesting and reasonably cheap book about qualitative research.* London: Sage.

Soeffner, Hans-Georg (1989). *Auslegung des Alltags. Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sontag, Susan (1994). *Against interpretation. Essays on cultural studies.* New York: Vintage.

Strauss, Anselm L. (1977). Introduction. In George Herbert Mead, *On social psychology. Selected papers* (S.v–xxvi). Chicago: The University of Chicago Press.

Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists*. Cambridge: Cambridge University Press.

Strauss, Anselm L. (1991). *Creating sociological awareness. Collective images and symbolic representations.* New Brunswick: Transaction Publishers.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1990). *Basics of qualitative research. Grounded theory procedures and techniques.* Newbury Park, CA: Sage.

Strübing, Jörg (2004). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tiefel, Sandra (2005). Kodierung nach der Grounded Theory lern- und bildungstheoretisch modifiziert: Kodierungsleitlinien für die Analyse biographischen Lernens. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, *6*(1), 65–84.

Wallerstein, Immanuel (2004). *The uncertainties of knowledge.* Philadelphia, PA: Temple University Press.

Weinrich, Harald (1993). *Textgrammatik der deutschen Sprache.* Mannheim: Dudenverlag.

Weitzman, Eben A. & Miles, Matthew B. (1995). *Computer programs for qualitative data analysis.* Thousand Oaks: Sage.

Willems, Helmut; Joachim, Patrice; Meyers, Christiane; Milmeister, Marianne & Weis, Christiane (2004). *Endbericht des CESIJE im Rahmen des „Plan Communal Jeunesse" der Stadt Luxemburg* (4 Bde.). Luxemburg: CESIJE.

Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory

Petra Muckel

1 Was ist eine Kategorie?

> „Wie würden wir denn jemandem erklären, was ein Spiel ist? Ich glaube, wir werden ihm Spiele beschreiben, und wir können der Beschreibung hinzufügen: ‚das, *und Ähnliches*, nennt man „Spiele"'. Und wissen wir selbst denn mehr? Können wir etwa nur dem Andern nicht genau sagen, was ein Spiel ist? – Aber das ist nicht Unwissenheit. Wir kennen die Grenzen nicht, weil keine gezogen sind. Wie gesagt, wir können – für einen besonderen Zweck – eine Grenze ziehen" (Wittgenstein 1994 [1953], Abs.69).

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Hypothese, dass man beim Versuch, das Kategorienverständnis der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) zu klären, in ähnliche Schwierigkeiten gerät wie Wittgenstein, als dieser über den Begriff des Spiels nachdachte und schließlich überzeugend veranschaulichte, dass der Begriff des Spiels als ein „Begriff mit verschwommenen Rändern" (Abs.71) zu verstehen ist.

Nach Gamm (1994) ist Skepsis einem Denken gegenüber angebracht, das „die Welt im Rahmen eindeutig unterschiedener Kategorien" (S.11) zu begreifen versucht. Kategorien zu benutzen stützt sich auf die Möglichkeit, „die Welt in wohldefinierte Grenzen einschließen zu können, obschon der einfache Versuch, eine Grenze *als* Grenze, einen Unterschied *als* Unterschied zu definieren, es notwendig macht, auf *irgend etwas* zurückzugreifen, das sich der Macht der Definition entzieht" (S.12). Um etwas zu definieren, muss also auf etwas außerhalb der Definition zurückgegriffen werden.

Kategorien umfassen etwas und schließen etwas Anderes aus, und genau dieses Ausgeschlossene ist schwer zu überblicken und noch schwerer zu bestimmen. Damit wird gleichzeitig deutlich, dass die Definition und der Gebrauch von Kategorien unterstellt, dass unsere Wirklichkeit bestimmbar, also kategorisierbar ist. Ob aber „alle Realität der Hyperkategorie der Bestimmtheit" (a. a. O.) unterliegt, ist eine offene Frage.

Einen alternativen Umgang mit Kategorien versuchte Labov (vgl. z. B. Anderson 1980, S.133–136) im Rahmen seiner „natürlichen Konzepttheorie", indem er

> „Kategorien um Prototypen gruppiert. Sie beziehen sich auf ein repräsentatives Beispiel einer Klasse. Nicht eine gemeinsame Eigenschaft oder ein Bündel von Merkmalen ist aus-

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_15,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

> schlaggebend für die Zusammenfassung verschiedener Elemente zu einer Klasse, sondern ein Kandidat, der eine bestimmte Klasse am besten vertritt: ‚Rotkehlchen' ist prototypischer für Vogel als ‚Huhn', der ‚Mord' typischer für Verbrechen als ‚Landstreicherei'" (Gamm 1994, S.311 ff.).

Wittgenstein geht angesichts der Definitionsschwierigkeiten des Spielbegriffs ebenfalls davon aus, dass es schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein kann, ein festes Repertoire von typischen Merkmalen *(features)* festzulegen, das über die Zugehörigkeit zu einem Begriff entscheidet. Einen Begriff verstehe ich hier als Beispiel für eine Kategorie, nämlich eine sprachliche Kategorie. Wittgenstein schlägt stattdessen vor, solche Aspekte zu einem Begriff (einer Kategorie) zusammenzufassen, die „Familienähnlichkeit" aufweisen: Wie die Mitglieder einer Familie Ähnlichkeiten und Unterschiede aufweisen, können unterschiedliche Spiele unter den Begriff des Spiels subsumiert werden.

> „Wie ist denn der Begriff des Spiels abgeschlossen? Was ist noch ein Spiel und was ist keines mehr? Kannst du die Grenze angeben? Nein. Du kannst welche ziehen, denn es sind noch keine gezogen. (Aber das hat dich noch nie gestört, wenn du das Wort ‚Spiel' angewendet hast.) ‚Aber dann ist ja die Anwendung des Wortes nicht geregelt; das „Spiel", welches wir mit ihm spielen, ist nicht geregelt.' – Es ist nicht überall von Regeln begrenzt; aber es gibt ja auch keine Regel dafür z. B., wie hoch man im Tennis den Ball werfen darf, oder wie stark, aber Tennis ist doch ein Spiel und es hat auch Regeln" (Wittgenstein 1994 [1953], Abs.68).

Wittgensteins Überlegungen führen ihn zu der Einschätzung, dass der Begriff des Spiels (sinnvoll) angewendet werden kann, obgleich er keine definierbaren Grenzen aufweist und somit keine Regeln für seine Anwendung abzuleiten sind. Im Spiel selbst, so sein Argument, das auf einer Analogie von Sprach- und gewöhnlichen Spielen basiert, gebe es ebenfalls Freiheiten, nicht alles sei dort durch Regeln begrenzt. Solche Freiheit impliziert auch der Begriff der Ähnlichkeit. Die Ähnlichkeit, die Familienmitglieder besitzen, ist unschärfer und auf den ersten Blick angreifbarer hinsichtlich ihrer Möglichkeit zur Kategorisierung als das Kriterium der Identität von Merkmalen. So konnte Quine (1975 [1969], S.161) zeigen, dass der Begriff der Ähnlichkeit sich einer Formalisierung durch Logik und Mengenlehre widersetzt hat, obwohl das „Gefühl für Ähnlichkeiten" von fundamentaler Bedeutung sei (vgl. auch Gamm 1994, S.313 f.).

Gleichzeitig sind Familienähnlichkeiten für diejenigen, die hinschauen, *kaum zu leugnen*, sodass eine Entscheidung darüber, ob Familienähnlichkeit vorliegt oder nicht, i. d. R. *nach*vollzogen werden kann, ohne dass *zuvor* ein Entscheidungskriterium hätte benannt werden können. Sie scheint also ausreichend präzise feststellbar zu sein. Damit besitzt dieser Terminus Anschaulichkeit und Plausibilität, die, obgleich nicht definiert (definierbar?), Gültigkeit beanspruchen darf.

Ich erkenne in den bisherigen Überlegungen zu Kategorien je unterschiedliche Fokussierungen im Verständnis einer Kategorie: Im klassischen Verständnis einer Kategorie – wie von Gamm erläutert – liegt der Fokus auf der *Grenze,* die eine Kategorie impliziert. Hier scheint es möglich, *Kriterien*, die den Ein- oder Ausschluss definieren, *exakt zu bestimmen.* Ein typischer Vertreter für diese Art kategorieller Zuordnungen ist m. E. die *Mengenlehre.* Im zweiten Ansatz liegt der Fokus auf der *Zusammengehörigkeit der Mitglieder* einer Kategorie untereinander, hier scheint es *nicht möglich, Kriterien* für den Ein- oder Ausschluss *exakt zu benennen.* Als typischen Vertreter betrachte ich hier Wittgensteins Ansatz der Familienähnlichkeit. Beide Fokussierungen ermöglichen m. E. *Entscheidungen über Zuordnungen:* Im ersten Fall wird die *Prüfung* unter das *Kriterium der Identität mit definierten Kriterien* gestellt. Im zweiten Fall wird die *Prüfung* unter das *Kriterium der Ähnlichkeit untereinander* gestellt, *so wie wir sie von Familienmitgliedern kennen* (oder wie bei Labov: *der Ähnlichkeit mit dem Prototypen*).

2 Vergleichende Gegenüberstellung des Kategorienverständnisses der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring) und der GTM (nach Strauss & Corbin)[1]

Nach meiner Einschätzung steht das Kategorienverständnis der GTM den Familienähnlichkeiten Wittgensteins näher als dem Kategorienverständnis der Mengenlehre. Diese Differenzierung könnte darüber hinaus helfen, das Kategorienverständnis der qualitativen Inhaltsanalyse von dem der GTM zu unterscheiden:

In der auf den Grundsätzen der quantitativen Inhaltsanalyse basierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2000) nehmen Kategorien ebenfalls einen wichtigen Platz ein. Dabei stehen zwei methodische Anstrengungen im Zentrum, nämlich 1. die *induktive Kategorienentwicklung* und 2. die *deduktive Kategorienanwendung.*

Ad 1: In der *induktiven Kategorienentwicklung* soll – abgeleitet aus der Fragestellung einer Studie und theoretisch begründet – ein Definitionskriterium *festgelegt* werden, „das bestimmt, welche Aspekte im [Daten-] Material berücksichtigt werden sollen … Die entwickelten Kategorien werden in einer Rückkopplungsschleife überarbeitet, einer Reliabilitätsprüfung unterzogen und können später auch zu Überkategorien zusammengefasst werden" (Mayring 2000, Abs.12).

Ad 2: In der *deduktiven Kategorienanwendung* geht es darum, „schon vorher festgelegte, theoretisch begründete Auswertungsaspekte an das Material heranzutragen"

1 Da die GTM längst nicht mehr als ein einheitlicher methodologischer Ansatz zu betrachten ist (vgl. dazu z. B. Kelle 1994, S.333–341, 1995; Breuer 1996, S.16f.), möchte ich auch meine Überlegungen und Erläuterungen von vorneherein beschränken, ohne auf die inzwischen entstandenen unterschiedlichen Richtungen der GTM näher einzugehen (siehe dazu Mey & Mruck, sowie Kelle bzw. Strübing in diesem Band). In meinen Überlegungen und in meinen eigenen Forschungsanstrengungen stütze ich mich auf Strauss (1991 [1987]) sowie Strauss und Corbin (1994 und 1996 [1990]).

(Abs.13) und „deduktiv gewonnene Kategorien zu Textstellen *methodisch abgesichert zuzuordnen*“ (a. a. O.; meine Hervorh.). – „Kernstück ist hier die genaue Definition der vorgegebenen Kategorien und die *Festlegung* von inhaltsanalytischen Regeln, wann ihnen eine Textstelle *zugeordnet* werden kann“ (Abs.15; meine Hervorh.); dabei werde mit einem sog. Kodierleitfaden gearbeitet.

Mayring selbst schreibt weiter, dass der Ansatz u. a. dort Einschränkungen/Grenzen unterliege, wo „der Bezug auf *feste* Kategorien als Beschränkung erschiene“ (Abs.27, meine Hervorh.). Abgesehen von der Charakterisierung der inhaltsanalytischen Kategorien als „fest“ beschreibt Mayring weniger, was genau er unter einer Kategorie versteht, welchen Stellenwert er ihr beimisst und welche Funktion sie in seinem Ansatz übernimmt. Die qualitative Inhaltsanalyse betrachtet es nach meiner Einschätzung als eine vorrangige Aufgabe, den *Zuordnungsprozess* zwischen deduktiv festgelegten oder induktiv entwickelten Kategorien und dem Textmaterial methodisch abzusichern. Darum liegt der Fokus dieser Methode weniger auf dem, was genau eine Kategorie ausmacht, auszeichnet oder wozu sie gut sein könnte, sondern in erster Linie darauf, den Zuordnungsprozess anzuleiten und abzusichern.

In der GTM wird eine Kategorie nicht im gleichen Sinne verstanden und benutzt wie in der qualitativen Inhaltsanalyse. Für den Umgang mit Kategorien herrschen hier – um noch einmal die Ausgangsanalogie von Spiel und Kategorie zu bemühen – m. E. andere Regeln: Der Fokus der Methode liegt auf der Entwicklung einer Art von Kategorie, die eher unscharf und polyphon entfaltet als in Form von Zuordnungskriterien abgegrenzt und festgeschrieben wird.

Mit anderen Worten: Die Kategorien der qualitativen Inhaltsanalyse werden im Verlauf der Datenanalyse festgelegt und sind von da an „fest“. Die Kategorien der GTM bleiben bis zum Abschluss der Theorienentwicklung (und darüber hinaus) *im Prozess und offen* für Veränderungen, sie werden dem Prinzip des permanenten Vergleichs untergeordnet. In der qualitativen Inhaltsanalyse werden *Kriterien festgelegt*, die den Zuordnungsprozess der Daten zu einer Kategorie definieren (Analogie des Zuordnungsprozesses zur Mengenlehre); in der GTM werden *Ähnlichkeiten und Relationen der Daten untereinander* zur sukzessiven Elaboration der Kategorien und ihrer Beziehungen miteinander herangezogen (Analogie des Zuordnungsprozesses zu Wittgensteins Ansatz der Familienähnlichkeit). In der GTM werden – wie weiter unten gezeigt wird – durch eine Abfolge aufeinander abgestimmter Kodierprozeduren *polyphone Kategorien* angestrebt, die Widersprüche zulassen sowie dem *Anspruch der Dichte* gehorchen. In der qualitativen Inhaltsanalyse werden m. E. tendenziell eher *eindimensionale Kategorien* angestrebt, die genau definiert werden können und widerspruchsfrei nebeneinanderstehen (sollen).

Darüber hinaus führen die Unterschiede in den Kategorienentwicklungsprozessen und dem Kategorienverständnis zu *unterschiedlichen Gütekriterien*. Diese unterschiedlichen Gütekriterien erwachsen aus *grundsätzlich anderen Auffassungen des Forschungsprozesses und der Forschungsziele* und stehen möglicherweise letztlich für

unterschiedliche Wissenschaftsauffassungen. Denn die GTM leitet ihren Anspruch, eine wissenschaftliche Theorie zu entwickeln, nicht – wie die qualitative Inhaltsanalyse – aus der Repräsentativität ihrer Stichprobe ab, sondern verwendet dazu das methodologische Konzept des *theoretical sampling* (übersetzbar etwa mit „theoriegeleiteter Erhebungsauswahl").

Die Grundidee des *theoretical sampling* ist die *Repräsentativität der Konzepte in Variation* im Unterschied zur Repräsentativität der Population. Dabei sollen – im Unterschied zur Repräsentierung von Stichproben, um gewonnene Erkenntnisse auf größere Populationen zu generalisieren – die *Bedingungen eines Phänomens* im Sinne der Elaboration des Kodier-Paradigmas spezifiziert werden. Zu diesem Ziel werden sukzessive im Laufe des Theorienentwicklungsprozesses in Abhängigkeit von den Bedürfnissen der zu entwickelnden Theorie („theoriegeleitet") Personen zum Interviewen, Orte und Situationen zum Beobachten, schriftliche Dokumente zur Analyse gesucht und ausgewählt, welche die *größte Chance* bieten, die *relevantesten Daten* über das untersuchte Phänomen und für die sich entwickelnde Theorie zu gewinnen. Die untersuchten Fälle sollen darum maximal heterogen sein; kontrastierende Fälle, also solche Fälle, die interessante divergierende Merkmale aufweisen, werden zu diesem Zweck verstärkt aufgesucht (vgl. Breuer et al. 1996, S.94; Stratkötter 1996).

Die Grundhaltung des *theoretical sampling* zeichnet sich durch Offenheit und Flexibilität einerseits aus, andererseits ist die Zusammensetzung der Stichprobe *ein gelenktes und gut überlegtes* Vorgehen. Das Abbruchkriterium der fortwährenden Stichprobenzusammenstellung ist die sog. *theoretische Sättigung:* Das Sampling wird so lange durchgeführt, bis *keine neuen, bedeutsamen Daten* im Hinblick auf die zu entwickelnde Theorie auftauchen, die Kategorien *dicht* und die *Beziehungen der Kategorien untereinander geklärt* sind.

Betrachtet man nun genauer, was die GTM unter einer Kategorie versteht, wird deutlich, dass die Definition des Kategorienbegriffs einerseits die *Definition des Konzeptbegriffs* voraussetzt: Strauss und Corbin (1996 [1990]) definieren eine Kategorie als eine „Klassifikation von Konzepten. Diese Klassifikation wird erstellt, wenn Konzepte miteinander verglichen werden und sich offenbar auf ein ähnliches Phänomen beziehen. So werden die Konzepte unter einem Konzept höherer Ordnung zusammengruppiert – ein abstrakteres Konzept, genannt Kategorie" (S.43). Konzepte werden ihrerseits definiert als „Bezeichnungen oder Etiketten, die einzelnen Ereignissen, Vorkommnissen oder anderen Beispielen für Phänomene zugeordnet werden" (a. a. O.).

Andererseits stellt sich die Frage, was genau im vorliegenden Kontext unter *Klassifikation* zu verstehen ist. Dies lässt sich verdeutlichen durch eine weitere Beschreibung dessen, was unter Kategorisieren zu verstehen ist: „Der Prozess des Gruppierens der Konzepte, die zu demselben Phänomen zu gehören scheinen, wird *Kategorisieren* genannt" (S.47).

Die Begriffe „Konzept", „Kode" und „Kategorie" und die dazugehörigen Prozesse „Konzeptualisieren", „Kodieren" und „Kategorisieren" werden – wie sich in den Definitionen bereits andeutet – von den Begründer/innen der GTM und ihren Übersetzer/innen nicht durchgängig stringent unterschieden, dazu zwei weitere Beispiele:

1. Strauss (1991 [1987]) schreibt, dass es zwei Arten von Kategorien gebe und nennt diese Kodes und Konstrukte: „‚Es gibt zwei Typen von Kategorien' – die soziologischen Konstrukte *[sociological constructs]* und die natürlichen Kodes *[in vivo codes]*" (S.64).
2. Strauss und Corbin (1996 [1990]) erläutern den Prozess des Kodierens u. a. als die Benennung von Kategorien und Konzepten im Rahmen der Konzeptualisierung der Daten.

Ich vermute, dass eine stringente Unterscheidung im Hinblick auf die Entwicklung einer Grounded Theory nicht notwendig ist, da Übergänge zwischen Konzepten, Kodes und Kategorien im Prozess der Datenanalyse fließend sind. Denn zentral für den gesamten Datenanalyse- und Theorieentwicklungsprozess ist nach meiner Einschätzung das *Konzeptualisieren der Daten*. Darunter versteht man das Benennen von Phänomenen mithilfe von Begriffen, die abstrakter und prägnanter sind als oberflächliche, allgemein gehaltene Beschreibungen. Um diese Unterscheidung zu verdeutlichen, möchte ich ein Beispiel geben. Eine Beobachtung kann ich beschreiben als: „Zwei Menschen sprechen miteinander." Wenn ich jedoch nach einer präziseren und zugleich konzeptualisierenden Benennung suche, könnte ich sagen: „Ein Mensch berät einen anderen." „Beraten" ist eine konzeptualisierende Benennung im Unterschied zum Miteinander-Sprechen, weil das Beraten bereits eine bestimmte Rollenverteilung impliziert und so Fragen nach der Beziehung der beiden Personen zueinander, dem Gegenstand ihrer Beratung, der Qualität der Beratung etc. eröffnet.

Die Konzeptualisierung von Daten führt also u. a. durch die Generierung von Fragen zu einem „Aufbrechen" der Daten (vgl. Strauss & Corbin 1996 [1990], S.45), die dadurch gleichzeitig zusammengefasst, geordnet und „zum Sprechen gebracht" werden – und diese Charakterisierung trifft auf Konzepte, Kodes und Kategorien gleichermaßen zu. Damit schrumpft der Unterschied zwischen ihnen vielleicht letztlich auf eine Unterscheidung hinsichtlich ihres Abstraktionsgrades zusammen. Mit anderen Worten: Kodes sind eine andere Bezeichnung für Konzepte, und Kategorien sind *aufgeklärte Verdichtungen von Konzepten/Kodes.* Eine weitergehende Differenzierung zwischen Kodes und Konzepten scheint mir angesichts der Verknüpfung beider mit dem Prozess der Konzeptualisierung nicht sinnvoll.[2]

Kategorien entstehen im Laufe des Prozesses der konzeptualisierenden Analyse der Daten. Sie werden weniger zu irgendeinem Zeitpunkt der Datenanalyse definiert

2 Auch im Rahmen der Erläuterung des Konzept-Indikator-Modells, das ich hier nicht unerwähnt lassen möchte, trifft Strauss (1991 [1987]) diesbezüglich keine Unterscheidung.

im Sinne von festgeschrieben, sondern entwickeln sich durch das Konzeptualisieren und Kodieren der Daten, durch das Ordnen der Kodes und die zunehmende Aufhellung ihrer Beziehungen zueinander. Man könnte sagen, dass die Datenanalysen und das permanente, methodisch geleitete Nachdenken mehr und mehr um bestimmte Begriffe zu kreisen beginnen. Die verdichtenden Benennungen dieser, um bestimmte Begriffe kreisenden Prozesse in ihrer Verankerung mit den Daten könnte als die Entwicklung und Entstehung von Kategorien bezeichnet werden.

Im Kategorienverständnis der GTM geht es mithin also nicht um streng definierte Merkmalsklassen, für die es Ein- und Ausschlusskriterien gibt, wie dies z. B. bei der qualitativen Inhaltsanalyse der Fall ist, wo explizit definiert werden muss, welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen sollen, um mittels prototypischer Ankerbeispiele und Kodierregeln eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen (vgl. Mayring 1988 [1983], 2000). Vielmehr geht es um Begriffe, die Relationen und Zusammenhänge stiften, um mehrere Phänomenaspekte integrativ auf einem höheren Abstraktionsniveau („Konzept höherer Ordnung") zusammenzufassen. Um also das Kategorienverständnis der GTM zu veranschaulichen, scheint es sinnvoll, das Kodieren und Konzeptualisieren der Daten zu demonstrieren.

3 Die Suche nach Kategorien mittels der Analyse von empirisch gewonnenen Daten

Im Glossar seines Buches „Grundlagen qualitativer Forschung" (1991 [1987]) schreibt Strauss zum Stichwort „Kategorie": „Da sich jede Unterscheidung aus dem Dimensionalisieren ergibt, werden solche Unterscheidungen zu Kategorien führen" (S.49).

Charakteristisch für das Kategorienverständnis der GTM ist die Betonung des kontinuierlichen Analyseprozesses und der Verwebung von Datensammlung und Datenanalyse im Rahmen des *theoretical sampling*. *Kategorien* werden als das *Ergebnis der konsequenten Anwendung der GTM verstanden* und stehen *von Beginn an* im Mittelpunkt der forscherischen Bemühungen, anders formuliert: Wenn Forschende in und mit ihren Daten und den gewonnenen Konzepten methodisch geleitet *permanent Vergleiche anstellen,* werden diese Vergleiche zu Kategorien führen. Auch das Dimensionalisieren meint nichts anderes als Unterscheidungen zu treffen, die zu den Dimensionen (Eigenschaften, die häufig polar zu formulieren sind und dadurch neue Fragen aufwerfen) eines Themas, eines Kodes und damit letztlich auch zu einer Kategorie führen. Folgerichtig schlägt Strauss in den Faustregeln zum offenen Kodieren, dem eröffnenden Datenanalyse-Verfahren, vor:

> „1. Achten Sie auf natürliche Kodes, d. h. auf Ausdrücke, die von den Leuten, die Gegenstand der Untersuchung sind, benutzt werden. …

> 2. Geben Sie jedem Kode, ob natürlich oder konstruiert, eine vorläufige Bezeichnung. Ihr Anliegen ist hier nicht in erster Linie die Angemessenheit des Begriffs – stellen Sie einfach sicher, daß der Kode einen Namen hat" (S.60).

Strauss (S.64 f.) unterscheidet (wie zuvor schon kurz angemerkt) zwei Arten von Kodes, „soziologisch konstruierte Kodes" und „natürliche Kodes" („In-vivo-Kodes"). Bei den Kodes erster Art handelt es sich um eher theoretische Oberbegriffe, welche die Forscher/innen auf dem Hintergrund ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema auswählen. In-vivo-Kodes sind prägnante Begriffe, welche die Forschungspartner/innen selbst formulieren und im Feld benutzen. Als im Alltag gebräuchliche Begriffe haben sie den Vorteil der größeren Anschaulichkeit; den potenziellen Nachteilen ihrer Unschärfe oder versteckter Implikationen muss mittels einer sorgfältigen semantischen, eventuell auch etymologischen Analyse begegnet werden, bevor sie weiterverwendet werden.

Um Kodes auf einem abstrakteren Niveau zu Kategorien zusammenzufassen, lassen sich Forschende m. E. durch ein Gefühl für Beziehungen und Ähnlichkeiten leiten, das zwar im Sinne der *theoretischen Sensibilität* (vgl. Glaser 2002; Truschkat, Kaiser & Reinartz 2005 und in diesem Band) durch wissenschaftliche Theorien und professionelle Erfahrungen geschult, aber zugleich auch unbestimmt, intuitiv und biografisch begründet ist. Die *theoretische Sensibilität bezieht* sich auf eine persönliche Fähigkeit des Forschers bzw. der Forscherin, Feinheiten in der Bedeutung der Daten aufzudecken. Eine solche Sensibilität wird durch verschiedene Quellen gespeist: Literaturstudium, eigene berufliche Erfahrungen, eigene persönliche Erfahrungen und den Forschungsprozess selbst. Die Grundidee der theoretischen Sensibilität besteht in einer *Gleichzeitigkeit von Wissenschaftlichkeit und Kreativität.* Diese Gleichzeitigkeit muss dem Anspruch nach ausgewogen sein. Sie macht es erforderlich, immer wieder „einen Schritt zurückzutreten" und eine skeptische Haltung gegenüber den eigenen Analyseergebnissen einzunehmen, um diese fortwährend an den Daten zu prüfen. Letztlich geht es dabei u. a. um eine *kontrollierte Nutzbarmachung der Subjektivität der Forschenden* (vgl. dazu Muckel 1996; Mruck & Mey 2007 sowie Breuer, Mey & Mruck in diesem Band). Solchen subjektiven Aspekten Eingang in einen wissenschaftlichen Theoriebildungsprozess zu gewähren, kann sich die GTM m. E. aufgrund ihrer sorgfältig elaborierten Methoden leisten. Denn charakteristisch für diesen Ansatz ist ein hohes Maß an methodisch vorgeschriebener *permanenter Skepsis* den eigenen Datenanalysen gegenüber, die dadurch nicht nur wirksam gegen Einseitigkeit und subjektive Verzerrungen geschützt werden, sondern ihre besondere Dichte i. S. einer Polyphonie erlangen, was solcherart entwickelte Theorien auszeichnet. Gleichzeitig werden darüber hinaus Methoden zum Schutz der Privatsphäre der Forschenden nötig (vgl. dazu Muckel 1996). Letztere sind dafür verantwortlich, dass nicht sämtliche Entscheidungen des Forschungsprozesses vollständig transparent gemacht werden können.

Ich möchte nun versuchen, den Prozess der Kategorienentwicklung beispielhaft anhand von Daten aus meinem Dissertationskontext zu verdeutlichen (vgl. dazu Muckel 1997). Diese Rekonstruktion bleibt jedoch *bruchstückhaft* und vermittelt die *Illusion des raschen Fortgangs* dort, wo mühsame Beschreibungs-, Auswahl-, Abstraktions- und Entscheidungsprozesse stattfanden, die ich in ihren Irr- und Umwegen, durch die ich auf „falsche Fährten" und in „Sackgassen" geführt wurde, nicht beschreiben möchte, da dies sowohl stellenweise zu personnah, als auch insgesamt zu umfangreich wäre und Verwirrung stiften würde.[3] Die Datenanalyseverfahren der GTM stimulieren eine *maximale Divergenz möglicher Interpretationen und Hypothesen* über das beforschte Phänomen. Bei solch divergenten Interpretationsprozeduren wird zunächst keine Entscheidung darüber getroffen, was die *richtige Interpretation* ist. Viele Kodes können nebeneinandergestellt werden, um Daten zusammenzufassen und zu interpretieren. Erst im Fortschreiten des Forschungsprozesses werden zunehmend übergeordnete Kodes und Kategorien formuliert und Entscheidungen über die Auswahl der zentralen Kategorien getroffen. Ich werde versuchen, einige *Etappen des Kategorienbildungsprozesses* anhand von Memos[4] und der Demonstration einzelner methodischer Schritte *punktuell nachzuzeichnen* und in einer sich anschließenden Reflexion zusätzlich transparent zu machen. Dabei werde ich nicht den gesamten Theoriebildungsprozess beschreiben, sondern verdeutlichen, wie man durch sorgfältiges, genaues Lesen und durch Analysieren der Daten mittels einiger GTM-Verfahrensschritte zu konzeptualisierenden Texten findet, die immer zugleich schon *Beschreibungen und Erläuterungen von Kategorien* sind. Daten mit den durch die GTM geschärften Blick zu betrachten heißt, (nach einigem Training) *in Kategorien zu denken und zu schreiben*. Insofern ist eine Rekonstruktion im strengen Sinne nicht möglich. Was ich hier versuche, ist mehr ein Zeigen auf etwas, das bereits im Text – in den Daten wie in meinen Memos – enthalten ist, m. a. W.: „Sieh genau hin!"

4 Wie finde ich Kategorien in empirisch gewonnenen Daten – ein Beispiel

Im Rahmen meiner Dissertation über den „Alltag mit Akten" (Muckel 1997) bin ich in unterschiedlichen Institutionen (Gefängnis, Psychiatrie, Gericht, Polizei etc.) u. a. folgenden Forschungsfragen nachgegangen: Welche Funktionen übernehmen Akten

3 Gleichzeitig vermute ich, dass Kategorien, die sich im Forschungsprozess nicht durchgesetzt und bewährt haben, möglicherweise durch einen zusätzlichen Analyseschritt erkenntnisproduktiv gemacht werden könnten, um die entstehende Theorie in ihren Rändern deutlicher zu konturieren.

4 Parallel zum gesamten Forschungsprozess empfiehlt Strauss (1991 [1987]) das Anfertigen sog. *Memos:* Entsprechend den verschiedenen Interpretations- und Forschungsanstrengungen können Memos verschiedene Inhalte haben, z. B. weiterführende Fragen, vorläufige Kategorienelaborationen, Dimensionen des gerade bearbeiteten Themas, Zusammenfassungen, Literaturexzerpte, Übertragungsphänomene. Dieser „Verschriftlichungszwang" bildet die Grundlage für ein reflektiertes und über die Zeit transparentes Arbeiten, das den Sprung zum abschließenden Anfertigen einer wissenschaftlichen Arbeit erleichtert.

über Personen im institutionellen Diskurs, wie beeinflussen sie Wahrnehmung, Kommunikation, Einstellungen und Handeln der Personen (Insass/innen und Mitarbeiter/innen) untereinander? Diese Forschungsfragen leiteten die Leitfadenentwicklung, meine Gespräche und Beobachtungen in den Institutionen sowie meine Lektüre und Datenanalysen. Folgende Interviewpassage aus meinem ersten Interview mit einer Sozialarbeiterin in der Psychiatrie habe ich dazu kodiert:

> „Das [Aktensystem] ist im Grunde … das wichtigste Instrument … hier bei uns auf der Station, denn ohne dieses Ding … das ginge überhaupt nicht, das ist also wirklich eines der wichtigsten Sachen, weil gerade so psychiatrische Patienten, wenn der merkt (?), der kann einem morgens dieses und nachmittags jenes erzählen, und wenn wir dieses Ding nicht hätten, um uns immer da wieder, daran zu orientieren, … wäre eine Behandlung überhaupt nicht möglich" (Interview im Frühling 1994, Transkript S.15).

4.1 Schritt 1: Offenes Kodieren einer Textstelle

Der erste Schritt zur Entwicklung einer Kategorie ist die Anwendung des offenen Kodierens als beginnender konzeptualisierender Zugriff auf ein Datum. Die Forschenden lesen hierzu die Daten Zeile für Zeile und suchen Antworten auf Fragen wie: Wovon ist hier die Rede? Was passiert hier eigentlich? Woran erinnert mich das? Das zugrunde liegende Prinzip beim Lesen und Analysieren der Daten ist am ehesten mit der *Methode des freien Assoziierens* vergleichbar. Die große Freiheit dieses Schrittes lässt sogar den Leitfaden und die Forschungsfragen vorübergehend außer Acht, um sich den Daten anzuvertrauen, sie genau zu hören/lesen und sozusagen abzuklopfen. Strauss selbst präzisiert dieses Vorgehen mithilfe von Faustregeln für das offene Kodieren (in Fortsetzung der zuvor erwähnten Faustregeln zu 1. „natürliche Kodes" und 2. „Bezeichnung von Kodes"):

> „3. Stellen Sie bei der Zeile-für-Zeile-Analyse eine Menge spezieller Fragen zu Wörtern, Ausdrücken, Sätzen, Handlungen.
> 4. Gehen Sie bald über zu den Dimensionen, die für bestimmte Wörter, Ausdrücke etc. relevant erscheinen.
> 5. Durch diese Dimensionen sollten schon bald kontrastierende Fälle auftauchen; wenn dies nicht der Fall ist, sollten Sie konzentriert danach suchen" (1991 [1987], S.60).

Beispielhaft möchte ich in Auszügen aus einem Memo zu der oben zitierten Textstelle mein offenes Kodieren veranschaulichen. Das Memo hält in kondensierter Form meine Lesarten und Interpretationsideen des Zitates fest und versucht, ein möglichst genaues Verständnis des Gesagten zu entwickeln. Dabei sind die Kodes kursiv gesetzt:

(Memo 1): Akten bieten in Begegnungen mit Patient/innen *Orientierung* („orientieren"), sie scheinen ein *Instrument zur Herstellung von Verlässlichkeit* zu sein, das z. B. verhindert, dass Patient/innen verschiedene Mitarbeiter/innen gegeneinander ausspielen. Akten scheinen *eine Version der Wirklichkeit festzuhalten*, die es gegen verschiedene Versionen („morgens dieses und nachmittags jenes") zu behaupten gilt. Die Bedeutung der Akten im *Umgang mit verschiedenen und sich verändernden oder unterscheidenden Wirklichkeitsschilderungen* wird seitens der Mitarbeiter/innen einer Institution als sehr hoch eingeschätzt („das wichtigste Instrument") und als *Voraussetzung der Erfüllung der institutionellen Aufgaben*, hier der Behandlung der psychiatrischen Patient/innen, betrachtet („und wenn wir dieses Ding nicht hätten, um uns immer da wieder, daran zu orientieren, … wäre eine Behandlung überhaupt nicht möglich").
„wenn der merkt (?), der kann einem morgens dieses und nachmittags jenes erzählen": Wie stehen *verschiedene Erzählversionen* zueinander, wer *entscheidet* über die *gültige Version, Erzählung, Wirklichkeit?* Kann eine Institution verschiedene Wirklichkeitsversionen verkraften, zulassen …, oder wird sie versuchen, diese Vielfalt zu reduzieren, und wenn ja, wie? Durch Akten, die vereinheitlichen, etwas zu einer gültigen Wirklichkeit erklären …
Die in einer Akte festgehaltene Version wird *mit anderen Versionen verglichen* und in ihrer *Richtigkeit, Zuverlässigkeit, letztlich in ihrem Wahrheits- und Objektivitätsgehalt bewertet.*

Spätere Ergänzung/Fortschreibung dieses Memos:
Dies erinnert mich einerseits an eine Formulierung von Frau Berg (Mitarbeiterin in einem Gefängnis), die das Lesen von Akten mit den Worten charakterisierte: „wo man sich erstmal auf ein bisschen *gesichertem Grund* bewegen kann" (Interview, S.2), und andererseits an ein Zitat aus einer Literaturquelle, nämlich: Zimmerman (1969, S.143) spricht in diesem Kontext auch von der „Autorität der Dokumente".

4.2 Schritt 2: Fortsetzung des offenen Kodierens an neuem Material

Ein möglicher zweiter Schritt ist das offene Kodieren einer weiteren Textstelle. Für die vorliegende Demonstration habe ich eine Textstelle ausgewählt, zu der ich ebenfalls einige der oben genannten Kodes (hier: „Orientierung", „Zuverlässigkeit", „Herstellen von Verlässlichkeit") kodiert hatte. Dazu möchte ich Auszüge aus einem Memo zu einer Textstelle aus einem Interview mit Frau Schreiber, einer Mitarbeiterin in einer anderen Institution, nämlich im Gefängnis, und die Textstelle selbst zitieren:

„Wenn wir jetzt eine Vollzugsplanung haben, dann nimmt man sich schon erstmal die Akte und flößt [flöht?] sie nochmal genau durch …: ‚War irgendwo was?' … ‚Geht sie [die Inhaftierte] regelmäßig arbeiten? Geht sie nicht regelmäßig arbeiten?' ‚Ist (schon?) wieder

ein Verhaltensbericht drin in der Akte?' … Das hat man ja so nicht auf dem Schirm, wann wer da arbeiten [geht] oder wann wer … nun auf der Station randaliert hat … Und das ist klar, dazu holt man sich dann eben die Akte, um das nochmal durchzugucken, … was so gewesen ist" (Interview im Sommer 1995, Transkript S.3).

(Memo 2): Auch in den Schilderungen von Frau Schreiber übernehmen Akten die Funktion, die Rezipientin/Mitarbeiterin einer Institution zu *orientieren*, und zwar indem sie deren *Gedächtnis stützen* („Das hat man so nicht auf dem Schirm"). Akten „zu flößen" (oder zu „flöhen") soll die *Institution davor bewahren, etwas zu übersehen, zu vergessen*, und zwar – wenn man die Fragen betrachtet, die Frau Schreiber mit dem Durchgehen einer Akte verbindet –, *Aspekte zu übersehen*, die für *institutionelle Entscheidungen* (hier: „Vollzugsplanung") bedeutsam sind und die das Verhalten einer Inhaftierten bestimmten Bewertungskriterien unterwerfen: „‚War irgendwo was?' … ‚Geht sie [die Inhaftierte] regelmäßig arbeiten? Geht sie nicht regelmäßig arbeiten?' ‚Ist (schon?) wieder ein Verhaltensbericht drin in der Akte?'" *Vergleich beider Aspekte der Orientierungsfunktion einer Akte:* Zum einen geben Akten *einer Institution Orientierung darüber, was stimmt, welche Version einer Erzählung Gültigkeit beanspruchen* darf und welche nicht. Zum zweiten geben Akten eine *Orientierung im Sinne eines Überblicks, indem sie das menschliche Gedächtnis* einzelner (in einem anderen Interview: mehrerer Mitarbeiter/innen) *unterstützen.* Im institutionellen Diskurs zweifelt man also für bestimmte Arten von Informationen – z. B. Details, Zahlen, Fakten einerseits und Schilderungen der Insass/innen einer Institution (Psychiatrie, Gefängnis etc) andererseits – an deren *Zuverlässigkeit*. Die Akte wird im inner-institutionellen Diskurs als ein *Wissensvorrat akzeptiert*, der in seiner Genauigkeit und Vollständigkeit dem eigenen Gedächtnis und in seiner Zuverlässigkeit den widersprüchlichen, verschiedenen Erzählversionen der Insass/innen überlegen ist. Dies wird in den beiden zitierten Interviewpassagen als *Gewinn, Vorteil von Akten* betrachtet.

Das Kodieren verschiedener Daten, das Denken und Schreiben in Kodes und deren Erläuterung lassen Verbindungen zwischen Konzepten/Kodes erkennen und fügen unterschiedliche Dateninterpretationen/Überlegungen und Datenausschnitte – wie hier gezeigt – unter dem Begriff der *Orientierungsfunktion einer Akte* zusammen. Dabei ist die Auswahl einer Überschrift im Sinne eines *Namens für eine Kategorie* etwas, das entwickelt und entdeckt wird, wenn die eigenen Memos mehr und mehr verdichtet werden, indem man über sie und die Daten permanent Vergleiche anstellt.

4.3 Schritt 3: Anwendung spezieller Techniken („Flip-Flop-Technik" und „Schwenken der roten Fahne")

Ein möglicher dritter Schritt stellt die Anwendung der „Flip-Flop-Technik" (Strauss & Corbin 1996 [1990], S.64ff.) und des „Schwenkens der roten Fahne" (S.70f.) dar: Die *Flip-Flop-Technik* besteht darin, zentrale Konzepte „auf den Kopf zu stellen" und nach kontrastierenden Kontexten zu suchen. Sich das Gegenteil vorzustellen ist hilfreich, um Ideen für die inhärenten Dimensionen eines Konzeptes (Kodes) zu entwickeln. Die Anwendung der Technik *Schwenken der roten Fahne* bedeutet, eine Textstelle oder ein Memo auf Signale (Wörter, Sätze) hin zu betrachten, sodass das Selbstverständliche fragwürdig wird. Dies eröffnet neue Möglichkeiten der Analyse. Beispiele für solche Signale sind Formulierungen wie „nie", „immer", „es kann unmöglich sein" oder „unbedingt".

Beide Techniken implizieren eine gewisse *Lockerheit des Denkens*, die m. E. charakteristisch für die GTM insgesamt ist. Dabei sind die Forschenden aufgefordert sich vorzustellen, dass etwas auch anders sein könnte, als es gerade erscheint: „Mit zunehmender Erfahrung erlernt der Forscher also das Spiel, – an diesem Punkt der Forschung – alles und nichts zu glauben und sich selbst so offen zu halten wie das Kodieren" (Strauss 1991 [1987], S.58).

In meiner Auffassung implizieren die Flip-Flop-Technik und die Technik des Schwenkens-der-roten-Fahne *diese charakteristische Haltung der Forschenden den Daten gegenüber.* Im Hinblick auf den Kategorienentwicklungsprozess führt die Anwendung solcher Techniken (dies gilt im Übrigen auch für die ebenfalls von Strauss eingeführte und dann von Strauss und Corbin verfeinerte „Technik" des axialen Kodierens) zu einem *Reichtum an Variation* und zur *Integration verschiedener (polyphoner) Perspektiven.*

Das *axiale Kodieren* ist eine Technik, die das systematische Ausarbeiten einer Kategorie methodisch anleitet und die entstehende Theorie strukturieren hilft: Ein vorläufiges Konzept, eine vorläufige Kategorie wird nach dem *Kodier-Paradigma* analysiert, d. h. ein Kode wird auf *Bedingungen, Strategien/Taktiken, Interaktionen und Konsequenzen* befragt. Dadurch wird ein als Kategorie verwendeter Begriff empirisch vielfältig verwurzelt, denn diese Aspekte des Paradigmas sollen in den Daten gefunden und veranschaulicht werden. – Die Anwendung des axialen Kodierens erst verhilft m. E. einer Kategorie zu ihrer Dichte, durchaus verstanden im Sinne der „dichten Beschreibung" nach Geertz (1987).

Bezogen auf meinen Forschungsprozess nahm ich diese auf Variation bedachte Haltung meinen Daten und meinen bis dahin getätigten Datenanalysen gegenüber dadurch ein, dass ich die Frage aufwarf, ob diese *Orientierungsfunktion der Akten,* insbesondere die Überlegenheit eines Aktengedächtnisses gegenüber einem individuellen, leib- und personenbezogenen Gedächtnis, im inner-institutionellen Diskurs *ausschließlich positiv bewertet* wird, oder ob sich dazu Gegenbeispiele und -tendenzen würden finden lassen. Mit anderen Worten: Ich schwenkte die rote Fahne bei

der *ausschließlich positiven Bewertung der gedächtnisstützenden Orientierungsfunktion* der Akten und ging den Fragen nach, ob in Akten wirklich alles, was Insass/innen betrifft, festgehalten wird, und wo es Ausnahmen gibt. Dazu wieder Auszüge aus einem Memo und aus den Daten:

(Memo 3): Die *Umkehr des Bedürfnisses einer Institution, etwas über ihre Insass/innen festzuhalten*, war ebenfalls Thema meiner Forschungsinterviews. Es gibt Informationen, die nicht in eine Akte aufgenommen und nur mündlich oder vorübergehend als handschriftliche Notizen oder gar nicht tradiert werden. … Im vorliegenden Zusammenhang der *Archivfunktion von Akten* möchte ich erläutern, dass die mit einer aktenkundigen Verschriftlichung dieser Informationen verbundenen Konsequenzen für die Insass/innen als so weitreichend erscheinen, dass die Niederlegung in einer Akte nicht verantwortet werden kann. Aktenniederschriften haben – wie Frau Schreiber, eine Mitarbeiterin des Gefängnisses, formuliert – den Charakter, Informationen *„für immer und ewig"* festzuhalten.

„Ich denke, das sind so sehr, sehr viele Sachen dann, … wo du dann denkst: ‚Nee, das kannst Du nicht schreiben! Wenn du das jetzt in die Akte schreibst, da kriegt sie ja Mordsärger!' … Jede Meldung, jeder Vermerk geht ja in die Akte, … das ist ja für immer und ewig. Es bleibt ja da. Es ist ja nicht so, dass ich das aufschreiben kann für den Spätdienst und damit ist die Sache erledigt, sondern es bleibt dann … in der Akte, … und insofern ist [es] besser, wir lassen das ganz raus" (Interview im Sommer 1995, Transkript S.7).

Frau Schreiber schreckt vor dem Schritt der „Veraktung" zurück. Die damit verbundene *Verantwortung* scheint in ihrer Unüberschaubarkeit zu groß und in ihrer *Bedeutung für die Insass/innen zu weitreichend*, als dass Frau Schreiber sie übernähme. Das Aufzeichnen und Sammeln von Informationen in Akten hat tendenziell *endgültigen Charakter*, weil etwas nicht nur *festgehalten*, sondern gleichsam *festgeschrieben* wird. Dazu die Formulierung eines anderen Mitarbeiters im Gefängnis, Herrn Baum:

„Akten sind vielfach dann auch etwas Endgültiges. Das, was einmal Bestandteil einer Akte geworden ist, gerade wenn es dann auch negative Umstände sind, wird solch einen Menschen … *lange* (lauter) begleiten" (Interview im Herbst 1995, Transkript S.5).

Anders als persönliche Erinnerungen, die zu unterschiedlichen Erinnerungszeitpunkten biografischen, emotionalen, situativen etc. Veränderungen unterliegen, sind Akten ein Gedächtnis, dem *„etwas Endgültiges"* anhaftet. Papiere, die in einer Akte landen, werden *gesammelt und aufgehoben für eine ganze Weile;* sie werden damit aus den üblichen Prozessen des Werdens und Vergehens, im Falle von Erinnerungen: des Verblassens, Veränderns und/oder Vergessens, herausgenommen.

Akten werden hier *gleichsam zu einem Schatten* („*lange* begleiten") der Personen, über die sie angelegt wurden, etwas, das die Person nicht mehr loswird, das sie begleitet und im vorliegenden Fall von negativen Aspekten, die einer Inhaftierung vorausgingen, ihr zukünftiges Leben erschweren kann/wird.

4.4 Schritt 4: Integration der Kategorien/Herausarbeiten einer „Kernkategorie"

Ein möglicher vierter Schritt ist die Integration verschiedener Kategorien auf der Ebene der Subkategorien und das Vorschlagen einer Kernkategorie. Das Herausarbeiten einer Kernkategorie ist als eine letzte Abstraktions- und Verdichtungsleistung der Forschenden zu verstehen. Die bereits geschilderten Prozesse der Datenkonzeptualisierung werden dazu in gewisser Weise einfach fortgesetzt.

Im Rückblick auf das bislang Dargestellte sollte deutlich geworden sein, dass Kodes, die aus dem offenen Kodieren entstanden waren (z. B. Orientierung, Instrument zur Herstellung von Verlässlichkeit, eine Version von Wirklichkeit festhalten, Gedächtnisstütze, institutioneller Wissensvorrat, festhalten für „immer und ewig", „etwas Endgültiges") zu konzeptualisierenden Beschreibungen der Daten führten, die durch ihre spätere Zuordnung zueinander – in der Regel aufgrund von Bezügen/Verbindungen, die in den Memos auftauchten oder mithilfe der genannten Techniken hergestellt wurden – *immer schon auf Kategorien* verweisen und diese von innen heraus aufspannen, vielleicht vergleichbar mit dem menschlichen Skelett, das den Körper trägt wie die Kategorien eine Theorie: Jeder Kode ermöglicht es, Beziehungen zu anderen Memos, Daten und Auszügen der bereits existierenden Forschungsliteratur herzustellen, denn immer, wenn ein Kode so oder in einer ähnlichen Bezeichnung wieder auftaucht, kommt dies einer *Aufforderung* gleich, *über mögliche Zusammenhänge nachzudenken* und durch Vergleiche diese Zusammenhänge zu beschreiben. Kodes und eine Kategorie verhalten sich hier zueinander wie Atome zu einem Molekül (in einer laienhaften Vorstellung): Jeder Kode ist ein Atom, das seine „Ärmchen" ausstreckt und bereit ist, möglicherweise, also sofern Daten und Konzepte dies gestatten, eine Verbindung mit anderen Kodes einzugehen. Je mehr Verbindungen ein solcher Kode (ein solches Atom) eingeht, umso dichter und komplexer wird die Kategorie (das Molekül). So gesehen dienen alle Verfahrensschritte der GTM dazu, möglichst viele „Ärmchen" zu entdecken und daraus interessante Moleküle zu entwickeln.

Die mit dem *Kategorienentwicklungsprozess verbundenen großen Integrationsanstrengungen* gipfeln in einem Vorschlag für eine *Kernkategorie.* Die Kernkategorie, die ich im Rahmen meiner Dissertation aus den von mir entwickelten Kategorien generiert hatte, also der Stoff, der aus den verschiedenen Molekülen entstanden war, habe ich die „Beweisfunktion von Akten" genannt. Diese Kernkategorie ermöglichte es mir, viele meiner konzeptualisierenden Überlegungen und Beschreibungen zu den sozialen Interaktionen, die mit Akten in unterschiedlichen Institutionen verbunden sind, zusammenzufassen. Einen Ausschnitt dieser Überlegungen, der den Weg des Kodes „Orientierungsfunktion" als Bestandteil der Kategorie „Erinnerungs- und Archivfunktion einer Akte" weiterverfolgt bis zu seinem Bestimmungsort innerhalb der Kernkategorie, möchte ich hier abschließend nachzuzeichnen versuchen. Dazu wieder ein Auszug aus meinen Memos und ein weiteres Datenbeispiel aus einer der von mir beforschten Institutionen, die bislang noch nicht erwähnt worden ist:

(Memo 4): Die *Orientierungsfunktion einer Akte*, die im Kontext der Herstellung von Verlässlichkeit und im Kontext der Gedächtnisunterstützung kategorial entfaltet wurde, ließ sich verdichten, indem ich die Akte als tragendes Element innerhalb von Beweisprozessen genauer analysierte. Dabei wurde deutlich, dass Akten Beweise im erläuterten Sinne[5] antreten und *das Gedächtnis u. a. dadurch unterstützten*, dass sie das *einzelne menschliche Gedächtnis* ergänzten/erweiterten und *schärften*. Die in Akten festgehaltenen Informationen (Aussagen) erhalten in der gerichtlichen Beweisführung die Funktion, als Vergleichsmoment benutzt werden zu können, um die Glaubhaftigkeit eines Zeugen, Angeklagten etc. zu überprüfen. Ein Richter versucht, den „sehr hohen Stellenwert" und die Funktionen von Akten bei der Wahrheitsfindung in einem Gerichtsprozess zu beschreiben.

„Das Entscheidende *muss* nach der Strafprozessordnung in der Hauptverhandlung erfolgen, aber die Akten haben trotzdem einen sehr hohen Stellenwert. Viele Beweismittel sind ja auch in Akten drin … Gutachten … beispielsweise zur Frage, ob der … Angeklagte ja zur Tatzeit unter Alkohol … oder Drogeneinfluss gestanden hat. … Es sind ja üblicherweise viele Zeugen, die in der Hauptverhandlung vernommen werden, schon im Vorfeld von der Polizei vernommen worden … oder von der Staatsanwaltschaft … und deren Vernehmungen sind natürlich auch … sehr wichtig oder sind auch sehr interessant, weil diese Informationen, wenn die Zeugen in der Hauptverhandlung was anderes sagen, werden denen natürlich vorgehalten, was sie bei früheren … Anlässen … gesagt haben. Also von daher … haben Akten schon eine sehr große Bedeutung, das muss man so sagen … Doch, … die Akte schon- […] ein *sehr* wichtiger Bestandteil des Verfahrens … Also ohne Akte geht's kaum" (Interview im Frühjahr 1995, Transkript S.10).

Eine Akte dient als ein *Werkzeug zur Überprüfung der Glaubhaftigkeit* der Zeug/innen, Angeklagten etc. Ausgehend von der Voraussetzung, dass es eine zeitlich überdauernde Wahrheit gibt, werden Unterschiede oder gar Widersprüchlichkeiten zwischen den in Akten festgehaltenen und den in einer Gerichtsverhandlung berichteten Aussagen tendenziell als Hinweise auf mangelnde Glaubwürdigkeit aufgefasst. Eine Akte wird so zu *Konsistenzprüfungen verwendet und „schärft" insofern das Gedächtnis* des Richters. Die herausgearbeiteten Momente/Elemente eines Beweisprozesses treffen auf eine Akte zu und sind hier im Hinblick auf die Kategorie „Die Akte als Instrument der Überlieferung und Erinnerung (Archiv)" erläutert worden.[6]

---

5 Nach meiner Analyse von Beweisdefinitionen in verschiedenen Fachdisziplinen definierte ich das Beweisen als das Ausräumen von (verschiedenen) Unsicherheiten (Zweifeln) bezüglich der Gültigkeit (Richtigkeit, Wahrheit) von Aussagen über Ereignisse (auch: Entscheidungen, Handlungen, Wahrnehmungen) mithilfe von Belegen (Argumenten) im Rahmen von Kommunikation zur Überzeugung einer Person (vgl. Muckel 1997, S.168).

6 In der Dissertation habe ich dies für alle Kategorien im Hinblick auf die Kernkategorie des Beweisens elaboriert.

5 Rückblick und ergänzende Reflexionen des Kategorienentwicklungsprozesses

Entlang von Memos und anhand von Demonstrationen der Anwendung einiger Grounded-Theory-Methoden und -Techniken habe ich versucht, den Kategorienentwicklungsprozess meines Dissertations-Forschungsprojektes in einigen Ausschnitten zu verdeutlichen mit dem Ziel, erste Schritte im Übergang von empirischen Daten hin zu einer Grounded Theory anzudeuten und dabei erkennbar werden zu lassen, wie sehr Kategorien in den Daten verwurzelt sind und wie rasch sie in einer bestimmten Art, die Daten zu lesen und mit den Grounded Theory-Methoden zu analysieren, an die Oberfläche gelangen. Dazu möchte ich noch folgende Überlegungen ergänzen:

1. Im Verlauf mehrerer Forschungsprojekte entwickelte ich einen Kodierstil, der Kodes in Sätze und Fragen im Sinne eines Memos einbindet, um dadurch den Schreibprozess von Anfang an zu üben. Alternativ sind hier auch Stichworte oder Zeichnungen (Skizzen, Flussdiagramme usw.) denkbar. Wichtig dabei ist, die eigenen Verstehens- und Interpretationsbemühungen so festzuhalten, dass sie nachvollziehbar bleiben.
2. Für den Kategorienentwicklungsprozess sind neben den skizzierten Aspekten noch andere bedeutsam und notwendig. Eine große und kaum zu überschätzende Bedeutung für die Entwicklung guter Kategorien ist eine stringente Anwendung des *theoretical sampling* und des axialen Kodierens sowie die Verwendung des Kodier-Paradigmas.
3. Die Rekonstruktion der Kategorienentwicklung *von Beginn an* sollte verdeutlichen, dass dieser Prozess mit dem offenen Kodieren beginnt und in den Daten begründet ist, und zwar bis hinauf zur Beschreibung der Kernkategorie, die zugleich hoch abstrakt und empirisch konkret in Daten verwurzelt ist. Dadurch wird auch die *Möglichkeit alternativer Lesarten* (vgl. dazu auch Heeg 1996) unterstützt: Ein Datum kann unterschiedlich interpretiert/kodiert werden. Diese Vielfalt ist kein Mangel, kein Zeichen von Unschärfe oder Beliebigkeit, sondern Zeichen eines *kritisch fragenden, prozessorientierten Denkens*, das nur durch *Kategorien eine gewisse vorübergehende Stabilität* erlangt. Dazu noch einmal eine Überlegung aus meinem Dissertationskontext:

> Die Sub-Sub-Kategorie „Für immer und ewig" wurde zunächst unter der Kategorie der Archivfunktion von Akten entfaltet. Unter der Perspektive der Kernkategorie des Beweisens gelangte eine weitere Lesart an die Oberfläche, denn: Beweise sind in gewissem Sinne für immer und ewig gültig. In der Mathematik beispielsweise (aber auch vor Gericht) *gilt* das, was *einmal bewiesen* wurde, es muss nicht ein zweites Mal bewiesen werden. Darum ist die Entscheidung, was in eine Akte (erstmalig) aufgenommen wird, so schwerwie-

gend, denn die Aufnahme einer Information in eine Akte ist sozusagen Teil einer ewigen Informationssammlung und von deren Gültigkeit.

4. Die von mir verwendete Metapher des Moleküls, aber auch der zu Beginn eingeführte Begriff der Familienähnlichkeit i. S. Wittgensteins sollen verdeutlichen, dass es bei der Entwicklung einer Grounded Theory und dem Konzeptualisieren von Daten um ein *Denken und Schreiben in Relationen* geht. Dieses relationale Moment ist m. E. ein weiteres Charakteristikum der GTM, das schwer zu beschreiben ist, weil es der herrschenden Wissenschaftsauffassung daran immer noch mangelt.

6 Schlussbemerkung: Was unterscheidet eine gute Kategorie von einer weniger guten?

„Gute" Kategorien sind die tragenden Bestandteile „guter" Theorien, und um gute Theorien zu entwickeln, müssen die Methoden des Ansatzes konsequent angewendet werden, sodass schließlich die Gütekriterien erfüllt sind. Innerhalb der GTM nach Strauss und Corbin (1996 [1990], Kapitel 14; siehe auch Corbin & Strauss 1990) wurden die Gütekriterien als zwei Pakete mit jeweils sieben Fragen formuliert, die sich zum einen die Forschenden im Rahmen ihres Forschungsprozesses immer wieder selbst stellen und zum zweiten nach Abschluss ihres Forschungsprozesses gefallen lassen sollten. Viele der Fragen beziehen sich direkt auf die Entwicklung der Kategorien. Corbin und Strauss unterscheiden Kriterien, mittels derer einerseits der *Forschungsprozess und seine Adäquatheit im Hinblick auf den Gegenstand* und andererseits die *empirische Verwurzelung der Theorie bewertet werden kann*.

Vor dem Hintergrund meiner Arbeiten und Erfahrungen ist es dabei wichtig, die Daten immer wieder und möglichst genau zu lesen und bei jeder möglichen Konzeptualisierung/Interpretation selbst- und textkritisch zu fragen, ob das Erkannte tatsächlich in den Daten enthalten ist und ob es weitere Lesarten gibt, die mitschwingen, gleichsam zwischen den Zeilen, und die durch die Analyse-Techniken der GTM greifbar und nutzbar gemacht werden können. Dies muss dann auf eine Weise geschehen, dass ein zunächst nur diffuses Gefühl beim Lesen durch genaues Betrachten der Daten nachgewiesen und an mehreren, unterschiedlichen Datenausschnitten belegt werden kann. *Genauigkeit im Lesen* – eine der vielen möglichen Interpretation des von Glaser (2002) formulierten Anspruches „All is data" – und *Prägnanz in der Formulierung* einer Kategorie müssen hier zusammenkommen.

Kategorien stellen ihre Qualität u. a. dadurch unter Beweis, dass sie eine Vielzahl von Kodes zusammenzufassen und dabei auch widersprüchliche Hypothesen und Varianten zu integrieren vermögen. Durch ihren genuin relationalen Charakter tragen sie der Komplexität der sozialen Realität Rechnung. Umgekehrt bedeutet dies,

dass eingleisige, lineare Kategorien sogleich Zweifel an ihrer Qualität aufkommen lassen.

Außerdem werden die entwickelten Kategorien um so besser (dichter, prägnanter, integrativer), je mehr es den Forschenden gelingt, u. a. *zwischen zwei Einstellungen/Haltungen den Daten gegenüber zu wechseln:* Zum einen sollte versucht werden, eigenen Interpretations- und Lesartenideen nachzugehen und sie in verschiedenen Datenausschnitten zu belegen. Zum anderen sollte man immer wieder eine Gegenbewegung dazu antreten und sozusagen fragen, ob etwas auch anders sein könnte, als es gerade erscheint. Diese beiden Haltungen einzunehmen – also *Belege und Widersprüche in den Daten* zu suchen – schleift Kategorien, indem sie gleichzeitig präzisiert und pluralisiert werden, und das macht sie gut.

Literatur

Anderson, John R. (1980). *Cognitive psychology and its implications*. San Francisco: Freeman.

Breuer, Franz (Hrsg.) (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag, http://www.qualitative-forschung.de/information/publikation/modelle/breuer/.

Breuer, Franz et al. (1996). Schritte des Arbeitsprozesses unter unserem Forschungsstil. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.79–173). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Corbin, Juliet & Strauss, Anselm (1990). Grounded theory research: Procedures, canons, and evaluative criteria. *Qualitative Sociology, 13*(1), 3–21.

Gamm, Gerhard (1994). *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Geertz, Clifford (1987). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Glaser, Barney G. (2002). Constructivist grounded theory?. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 3*(3), Art. 12, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0203125.

Heeg, Paul (1996). Entwicklung von Lesarten einer Gesprächspassage aufgrund intensiver Lektüre. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.174–193). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kelle, Udo (1994). *Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.

Kelle, Udo (1995). Die Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Methodologie der Grounded Theory. In Rainer Strobl & Andreas Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews* (S.23–47). Baden-Baden: Nomos.

Mayring, Philipp (1988 [1983]). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundfragen und Techniken*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.

Mayring, Philipp (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research, 1*(2), Art. 20, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002204.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2007). Grounded theory and reflexivity. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.487–510). London: Sage.

Muckel, Petra (1996). Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozess. In Franz Breuer (Hrsg), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.61–78). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Muckel, Petra (1997). Der Alltag mit Akten – psychologische Rekonstruktionen bürokratischer Phänomene. Eine empirische Untersuchung in verschiedenen Institutionen auf der Grundlage der Grounded Theory. Aachen: Shaker.

Quine, Willard Orman van (1975 [1969]). Natürliche Arten. In Willard Orman van Quine, *Ontologische Relativität und andere Schriften* (S.157–189). Stuttgart: Reclam.

Stratkötter, Andreas (1996). Erfahrungen mit dem Theoretical Sampling. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.95–97). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Strauss, Anselm (1991 [1987]). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1994). Grounded theory methodology. An overview. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.273–285). Thousands Oaks: Sage.

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996 [1990]). *Grounded Theory*: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU.

Truschkat, Inga; Kaiser, Manuela & Reinartz, Vera (2005). Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *6*(2), Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502221.

Wittgenstein, Ludwig (1994 [1953]). *Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Band I. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Zimmerman, Don H. (1969). Fact as practical accomplishment. In Roy Turner (Hrsg.), *Ethnomethodology*. *Selected readings* (S.54–59). Harmandsworth: Penguin.

Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis[1]

Inga Truschkat, Manuela Kaiser-Belz & Vera Volkmann

1 Einführung

„…one is not born a grounded theorist but may, with good fortune, become one"

(Clarke 2009)

Das methodologische Verfahren der Grounded Theory (GTM), dessen Ziel die Entwicklung einer empirisch fundierten Theorie (GT) ist, hat sich in den Sozialwissenschaften als Rahmenkonzept etablieren können.[2] Insbesondere unter qualitativ arbeitenden Forscher/innen hat sich das von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (1998 [1967]) entwickelte Analyseverfahren zu einem Standard empirischer Forschung entwickelt. Da der Prozess der Datenerhebung und die Datenauswertung bei der GTM in besonderer Weise miteinander verwoben sind, kommt dem Sampling im Rahmen dieses „Forschungsprogramms" eine zentrale Bedeutung zu (vgl. auch Morse 2007). Mittels des Sampling wird über Daten für die Analyse entschieden, und es ist deshalb eine wichtige Grundlage für die entstehende Theorie. Umgekehrt wird das Sampling durch die sich entwickelnde Theorie angeleitet, weshalb Glaser und Strauss (1998 [1967], S.53) von theoretischem Sampling sprechen:

1 Dieser Beitrag ist eine überarbeitete Version des Artikels: Truschkat, Inga; Kaiser, Manuela & Reinartz, Vera (2005). Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *6*(2), Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502221.

2 Im deutschen Diskurs zum methodologischen Rahmenkonzept von Glaser und Strauss wird der Begriff „Grounded Theory" sowohl für das Verfahren als auch für das Produkt, nämlich eine gegenstandsbezogene Theorie, verwendet. Dies führt häufig zu Verwechslungen hinsichtlich des Bezuges (Methodologie oder Produkt). Darüber hinaus ist dieser Sprachgebrauch seit Beginn der Kontroverse zwischen Glaser und Strauss, die zeitlich ungefähr im Erscheinen von Glasers „Theoretical Sensitivity" (1978) zu verorten ist, unangemessen (vgl. Strübing 2004, S.63ff.). Wir unterscheiden daher im Folgenden zwischen „Grounded Theory" als Produkt der Forschung (GT) und dem methodologischen Vorgehen mit dem Ziel, eine Grounded Theory zu entwickeln (GTM). Wenn wir uns nicht auf die gemeinsamen Arbeiten von Glaser und Strauss beziehen, stellen wir differenziert dar, auf welche Verfahrensvariante wir rekurrieren.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_16,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

> „Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozess der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene – materiale oder formale – Theorie kontrolliert."

Des hohen Anspruchs dieser Samplingstrategie werden sich ungeübte Forscher/innen spätestens im konkreten Forschungsprozess bewusst, nachdem sie zumeist aufgrund des „Kochrezeptcharakters" von einigen Anleitungen zur GTM den Eindruck hatten, systematisch die einzelnen Arbeitsschritte abarbeiten zu können. Wir rekurrieren hier auf die in deutscher Übersetzung vorliegenden Veröffentlichungen, unter denen insbesondere der Methoden-Bestseller „Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung" von Strauss und Corbin (1996 [1990]) hervorzuheben ist. Bereits im Vorwort und Umschlagtext wird das Werk als „didaktische Schritt-für-Schritt-Einführung" für Anfänger/innen ausgewiesen. Beim Blick ins Inhaltsverzeichnis erhärtet sich der Eindruck, dass die Lektüre dieses Werkes zum (vermeintlich) sicheren Ziel führt, denn nachdem die Punkte „Theoretische Sensibilität", „Verwendung von Literatur" sowie die verschiedenen Kodierverfahren und das Theoretische Sampling dargestellt worden sind, folgt schließlich sogar ein Kapitel zum Thema „Vortragen von Forschungsergebnissen und Schreiben von Doktorarbeiten und Monographien". Strauss und Corbin weisen zwar explizit darauf hin, dass es sich „im wesentlichen [um] Leitlinien und Vorschläge für Auswertungstechniken – nicht jedoch starre Anweisungen oder Kochrezepte" handele (S.X). Dennoch entsteht bei der Lektüre leicht ein gegensätzlicher Eindruck, der möglicherweise gerade der didaktischen Aufbereitung mit entsprechender Reduktion geschuldet ist. Denn gerade in der Forschungspraxis wird es oftmals notwendig, die Methode anzupassen und von der vorgegebenen Systematik stückweise abzurücken. Gleichzeitig wird aber immer wieder darauf hingewiesen, dass durch Abwandlungen der Methode und den zunehmend inflationären Gebrauch des Labels „GTM" deren grundlegende Prinzipien verwässert würden: „Hinter dem lapidaren Hinweis, ‚nach Glaser und Strauss zu arbeiten', stehen häufig qualitativ und konzeptionell unterschiedliche Vorgehensweisen" (Dausien 1996, S.94). Auf diese Entwicklung und die daraus resultierende „Erosion" des Konzepts weist auch Glaser hin: „The mixing of QDA [Qualitative Data Analysis] and GT [Grounded Theory] methodologies has the effect of downgrading and eroding the GT goal of conceptual theory. The result is a default remodeling of classic GT into just another QDA method" (Glaser 2004, Abs.5; siehe auch den Beitrag von Glaser gemeinsam mit Holton in diesem Band).

Für die Umsetzung der GTM bedarf es also einer Anpassung der Methode an die forschungspraktischen Gegebenheiten, bei der aber gleichzeitig den Grundprinzipien der GTM Rechnung getragen werden muss. Forschen nach der GTM zu lernen, bedeutet eben nicht nur, die entsprechende Literatur zu erarbeiten, sondern auch einen großen Anteil *learning by doing*. So empfiehlt beispielsweise Krotz (2005, S.294):

> „Machen Sie sich klar, wie theoriegenerierende Forschung funktioniert. Aber nicht gleich allzu differenziert. Wenn Sie eine einigermaßen tragfähige Vorstellung haben, probieren Sie es lieber aus, anhand eines Themas, das Sie interessiert. Ohne Zeit- und Leistungsdruck. Lesen Sie dann gegebenenfalls nach, was Ihnen unklar ist. Forschen lernt man nur, wenn man es tut. Dann macht Forschen Spaß."

Diesen Ausführungen ist durchaus zuzustimmen, obgleich Forschung – und insbesondere, wenn es um Qualifikationsarbeiten geht – wohl nur ausgesprochen selten ohne Zeit- und Leistungsdruck stattfindet. Vielmehr gilt es, mögliche Problemfelder bei der Arbeit nach der GTM schon im Vorfeld für das eigene Projekt zu antizipieren, um die vermeintliche Eindeutigkeit mancher Anleitung in der Literatur angemessen einordnen zu können. Besonders den Forschungsneulingen, die meistens in Qualifikationsarbeiten eine GT erarbeiten wollen, stellen sich diesbezüglich immer wieder Fragen, auf die sie in der zunächst leichter zugänglichen, weil ins Deutsche übersetzten Literatur (insbesondere Strauss & Corbin 1996 [1990]) dann keine hinreichenden Antworten mehr finden. In der weiteren Auseinandersetzung mit der GTM zeigt sich, dass die entwickelten unterschiedlichen Positionen Glasers und Strauss' zu einzelnen Arbeitsschritten die Problemlage noch verschärft haben und aufgeworfene Fragen „verkomplizieren" (vgl. u. a. Kelle 1994; Strübing 2004).

Damit nun das Erlernen der GTM kein glücklicher Zufall bleibt, wie es Adele E. Clarke (2009) ironisch formuliert, wollen wir in diesem Aufsatz Antworten auf einige Fragen anbieten, die sich unserer Erfahrung nach besonders noch relativ ungeübten Wissenschaftler/innen in einem Forschungsprozess nach der GTM stellen können.

In Abschnitt 2 setzen wir uns zunächst mit Fragen zur ersten Datenerhebung auseinander. Wie beginne ich meine Datenerhebung und welche Entscheidungshilfen kann ich mir zueigen machen? Die Differenzen zwischen Glaser einerseits und Strauss und Corbin andererseits bezüglich des Einsatzes von Literatur als Entscheidungshilfe für die erste Datenerhebung lösen wir forschungspragmatisch auf und machen Vorschläge zur Integration beider Positionen.

Dem Forschungsverlauf folgend greifen wir im dritten Abschnitt Fragen zum theoretischen Sampling im weiteren Forschungsprozess auf. Hierbei geht es vor allem um die Bedeutung des Kodierprozesses für die nachfolgende Datenerhebung. Auch hier nehmen wir erst Stellung zu den unterschiedlichen Auffassungen von Glaser vs. Strauss und Corbin, bevor wir eine flexible Handhabung der Samplingstrategien begründen.

Im vierten und letzten Abschnitt problematisieren wir das Ende der Datenerhebung. Wir wollen aufzeigen, dass auch die Rahmenbedingungen einer Forschungsarbeit der Datenerhebung ihre Grenzen setzen können, dass der „theoretische Gehalt" der entwickelten GT darunter aber nicht notwendig leiden muss.

2 Wie kommt man an die ersten Daten? Theoretische Sensibilität als Schlüssel zum Feld

Die Auswahl der *ersten* zu untersuchenden Fälle (Personen, Situationen, Dokumente usw.) zu Beginn eines Forschungsprozesses nach der GTM hat Erkundungscharakter. Die aus der Analyse dieser Daten entstandenen relevanten Kategorien für eine Theoriebildung geben Hinweise über das weitere Sampling im Forschungsprozess. Die erste Auswahl von Untersuchungseinheiten spielt demnach eine besondere Rolle. Eine wichtige Frage bei diesem Forschungsschritt ist: Wie kann ich mein Forschungsinteresse soweit konkretisieren, dass ich daraus eine Begründung für meine erste Untersuchungseinheit ziehen kann? Oder anders gesagt: Wie komme ich eigentlich zu meinen ersten Daten?

Leitend für die (erste) Datenerhebung ist wie bei allen empirischen Arbeiten auch in Forschungsprozessen nach der GTM die *Fragestellung* der Untersuchung. Anders als bei vielen anderen methodologischen Rahmenkonzepten wird bei der GTM die Fragestellung zu Beginn eines Forschungsprojektes jedoch recht offen formuliert, und sie erfährt erst im Verlauf der Forschung eine Präzisierung und Konkretisierung (Strauss & Corbin 1996 [1990], S.23 ff.). Die anfängliche Offenheit der Fragestellung ist mit der *abduktiven Forschungslogik*[3] der GTM zu erklären: Die Forschungsfrage soll zu Beginn offen sein, damit Zusammenhänge aus der Empirie heraus auftauchen und „befragt" werden können. Die Fragestellung erfährt dann erst über eine sukzessive Erforschung des Gegenstands mittels der Methode des permanenten Vergleichs (siehe auch Abschnitt 3) eine Zuspitzung.[4] Aus der anfänglichen Offenheit der Forschungsfrage heraus resultiert für die Forschenden bei der Erhebung der ersten Daten oftmals die Schwierigkeit, welche und wie viele Daten erhoben werden sollen. Am Beispiel einer Untersuchung über die Situation von älteren Studierenden[5] ergaben sich bei der konkreten Vorbereitung der Feldphase Fragen wie: Wer gilt in

3 Abduktion meint, von einem neuen überraschenden (empirischen) Phänomen auf eine erklärende Regel zu schließen; sie unterscheidet sich damit fundamental vom deduktiven und induktiven Schließen (vgl. Peirce 1991 nach Kelle & Kluge 1999, S.22 f.; siehe dazu auch Reichertz in diesem Band). Laut Kelle bezeichneten Glaser und Strauss in den Anfängen ihr Vorgehen zu Unrecht als induktionistisch, da sie bereits in ihren frühen Forschungen mit einem theoretischen Vorwissen an das Datenmaterial herantraten. In der späteren methodologischen Weiterentwicklung setzten sie sich zunehmend mit der Bedeutung des theoretischen Vorwissens für den qualitativen Forschungsprozess auseinander und beschrieben somit immer expliziter ein abduktives Forschungsverfahren (Kelle 1994, S.284).

4 Dieses Vorgehen unterscheidet sich deutlich von (zumeist deduktiven) Arbeiten, die in ihrer anfänglichen (und den Forschungsprozess überdauernden) Fragestellung bereits implizit Behauptungen über Zusammenhänge zwischen empirischen Phänomenen enthalten. GTM bedeutet, neues theoretisches Wissen durch eine intensive Auseinandersetzung mit der Empirie zu „entdecken" (Alheit 1999, S.2).

5 Mit diesem Beispiel wird Bezug genommen auf eine zwischen 1998–2001 laufende, von der EU geförderte europäische Sechs-Länder-Studie mit dem Titel „University Adult Access Policies and Practices Across the European Union, and their Consequences for the Participation of Non-Traditional-Adult Students", die sich mit den Zugangsmöglichkeiten älterer Studierender in die Hochschulsysteme Europas beschäftigte. Dem Projektteam unter der deutschen Leitung von Peter Alheit gehörten neben den Autorinnen Inga Truschkat und Manuela Kaiser noch Arnold Otten und Robert Kreitz

Deutschland eigentlich als eine Spätstudierende bzw. ein Spätstudierender? Soll die Untersuchung an Fachhochschulen oder an Universitäten durchgeführt werden oder an beiden Institutionen? Welche Faktoren beeinflussen generell die Situation von Studierenden und im Speziellen von Spätstudierenden? Wer oder was muss also zur Beantwortung der Fragestellung untersucht werden? Anders als im fortgeschrittenen Stadium eines Forschungsprozesses, wo die Auswahl der (weiteren) Fälle (Personen, Situationen, Gegenstände, Dokumente) zur Entwicklung der Theorie über den Gegenstand (in diesem Fall die Situation Spätstudierender) auf der Basis der bereits geleisteten Analyse geschieht (siehe Abschnitt 3)[6], haben die Forschenden zu Beginn der Untersuchung nur wenige Anhaltspunkte, welche Untersuchungseinheiten sich zur Analyse eignen könnten. Einen Ansatzpunkt dafür, wie der empirische Forschungsprozess dennoch sinnvoll in Gang gebracht werden könnte, liefert das Konzept der *theoretischen Sensibilität*. So heißt es bei Strauss und Corbin (1996 [1990], S.25):

> „Theoretische Sensibilität bezieht sich auf die Fähigkeit, Einsichten zu haben, den Daten Bedeutung zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. All dies wird eher durch konzeptuelle als durch konkrete Begriffe erreicht. Erst die theoretische Sensibilität erlaubt es, eine gegenstandsverankerte, konzeptuell dichte und gut integrierte Theorie zu entwickeln."

Glaser gibt in „Basics of Grounded Theory Analysis" die folgende Definition:

> „Theoretical sensitivity is an ability to generate concepts from data and to relate them according to the normal models of theory in general, and theory development in sociology, in particular. A researcher may be very sensitive to his personal experience, his area in general and his data specifically, but if he does not have theoretical sensitivity, he will not end up with grounded theory" (1992, S.27).

Die Grundauffassung, dass die theoretische Sensibilität die Fähigkeit von Forschenden meint, aus den empirischen Daten heraus eine gegenstandsbezogene Theorie zu entwickeln, vertreten Glaser und Strauss in gleicher Weise. Zu der Frage, was theoretische Sensibilität aber letztlich ausmacht und zu welchem Zeitpunkt des Forschungsprozesses sie wichtig wird, haben Glaser und Strauss in ihren späteren Arbeiten jedoch unterschiedliche Auffassungen entwickelt.[7]

---

als wissenschaftliche Mitarbeiter an. Zu Projektergebnissen vgl. Alheit und Kreitz (2000) sowie Bourgeois und Freney (2001).

6 Diese aus der Theorieentwicklung resultierende Fallauswahl ist der Grund für die Bezeichnung „Theoretisches Sampling".

7 Diese Entwicklung lässt sich wohl auf die unterschiedlichen Herkunftstraditionen der beiden Wissenschaftler zurückführen. Während Glaser aus der den Positivismus vertretenden Schule der Columbia University stammte, prägten Strauss vor allem die pragmatistischen Einflüsse der University of Chicago (vgl. dazu auch Charmaz 2009; siehe auch Bryant 2009).

Theoretische Sensibilität setzt sich nach Strauss und Corbin aus Literaturkenntnissen, beruflichen und persönlichen Erfahrungen sowie aus den Erkenntnissen zusammen, die im Rahmen des laufenden Forschungsprojekts gewonnen werden (1996 [1990], S.25 ff).[8] Literaturkenntnisse spielen für sie eine Schlüsselrolle bei der Entwicklung theoretischer Sensibilität (vgl. auch Heath 2006, S.520) und können sowohl aus abstrakteren Theorien als auch aus der Literatur über den konkreten Forschungsgegenstand gewonnen werden. Folgt man Strauss und Corbin, so würde bei unserer Studie über Spätstudierende theoretische Sensibilität beispielsweise bedeuten, dass Bourdieus Analysen zu den „Feinen Unterschieden" (Bourdieu 1987) herangezogen werden, um daraus Annahmen über die Rolle der sozialen Herkunft, das Verhältnis zum akademischen Milieu und den möglicherweise habituell geprägten Umgang von Spätstudierenden mit ihrem Studium abzuleiten (vgl. beispielhaft Truschkat 2002). Die theoretische Sensibilität würde in einem solchen Fall aus einem theoretisch-abstrakten Vorwissen gespeist, das auf Kenntnissen von sogenannten *grand theories* beruht. Wird hingegen die Altersstruktur von Studierenden in Deutschland in Erfahrung gebracht, um darüber die Frage klären zu können, wer überhaupt in der Untersuchung empirisch begründet als spätstudierend gelten kann, so nutzt man die konkret feld- oder auch gegenstandsbezogene Literatur, um einen ersten Eindruck zu gewinnen. Schließlich könnte die theoretische Sensibilität auch aus persönlichen Beobachtungen resultieren. So kennen die Forschenden vielleicht die besondere Funktion von Studienberater/innen bei der Einmündung in die Hochschule und kommen daher zu der Entscheidung, sich die Erfahrung der Spätstudierenden mithilfe solcher „Gatekeeper" genauer anzusehen. Die theoretische Sensibilität sorgt somit auf vielfältige Weise für einen „anfänglichen Fokus" (Strauss & Corbin 1996 [1990], S.152). Dies ist laut Strauss und Corbin deshalb erforderlich, weil die soziale Realität hinsichtlich ihrer beschreib- und vergleichbaren Phänomene schier unerschöpflich ist und sich Forschende deshalb auf eine Aufmerksamkeitsrichtung festlegen sollten (vgl. auch Kelle 1994, S.326).

Nach Glaser wäre der erste Zugang zu unserem Untersuchungsfeld über die zuvor genannten Quellen allzu sehr durch Vorannahmen bestimmt. Allerdings ist anzumerken, dass Glaser zwar explizit eine anfängliche Offenheit betont, es wird ihm aber zu schnell unterstellt, er negiere jegliche Form des theoretischen Vorwissens zu Beginn der Erhebung. So schreibt z. B. Kelle (1994, S.335):

> „Jedes Hintergrundwissen ist, so Glaser, schädlich für die Anwendung der Methodologie der *grounded theory*, weil der Forscher damit gehindert würde, die Akteursperspektive einzunehmen und die in dem Forschungsfeld tatsächlich vorhandenen Probleme zu erkennen: *‚Indeed the analyst should just not know as he approaches the data, so he does not even have to waste time correcting his preconceptions'*."

8 Hinsichtlich der ersten Forschungsphase spielt Letzteres eher eine untergeordnete Rolle (siehe dazu Abschnitt 3).

Sieht man in das Original von Glaser, so ist festzustellen, dass die Aussage wie folgt fortgesetzt wird: „These backgrounds of assumptions, experiences and knowledge can at best only imbue our open coding; they do not dictate it" (1992, S.50). Von einer absoluten Verneinung der Vorannahmen zu Beginn der Erhebung kann also nicht die Rede sein. Der entscheidende Unterschied, der sich zwischen Glaser und Strauss/Corbin herauskristallisiert, liegt unseres Erachtens in der Frage, *welche* Literatur *wann* eingesetzt wird. Glaser plädiert dafür, sich (wenn überhaupt) zunächst auf die theoretisch-abstrakte Literatur zu beschränken und erst später, wenn eigene Kategorien aus dem Material heraus entwickelt wurden, auf fachspezifische – sprich das direkte Forschungsfeld betreffende – Literatur zurückzugreifen (vgl. Glaser 1992, S.31 ff.):

> „But reading and use of the literature is not forsaken in the beginning of a grounded theory project, just because related literature is reserved until the later stages of a project. It is vital to be reading and studying from the outset of the research, *but in unrelated fields*" (S.35).

Er nimmt damit eine gegensätzliche Position zu Strauss und Corbin ein, die ausdrücklich der Auffassung sind, dass jegliche Art von Literatur von Beginn an verwendet werden kann, und begründet seine Sichtweise damit, dass das Verfahren der GTM explizit vorsieht, Konzepte und Hypothesen aus den Daten zu generieren. In der frühzeitigen Verwendung der fachbezogenen Literatur sieht Glaser die Gefahr, dass Forschende doch wieder hypothetiko-deduktiv verfahren. Insgesamt würde das theoretische Vorwissen bei ihm also eher als Hintergrundwissen fungieren und den ersten Zugang zum Feld weitaus weniger steuern, als dies bei dem Vorgehen nach Strauss und Corbin der Fall sein kann (vgl. hierzu auch Mey & Mruck 2009). Heath (2006) gibt ebenfalls zu bedenken, welche Gefahren ein frühes und intensives Studium der Literatur zur Folge haben kann: „The result would be a constructed theory, supporting what was already known, rather than emergent theory providing new insights" (S.520).

Unseres Erachtens ist im Vorfeld bzw. zu Beginn einer Erhebung kaum zu entscheiden, welche Vorgehensweise die „richtigere" ist, da beide Standpunkte durchaus plausibel sind. In unserer Forschungspraxis hat sich bewährt, die Frage der theoretischen Sensibilität flexibel zu handhaben. Dies begründet sich vor allem darin, dass der Einsatz von Literatur oder (berufs-) biografischem Vorwissen zu Beginn der Erhebung nicht eine Entscheidung von „ja" oder „nein", sondern vielmehr eine graduelle Frage ist. Eine völlige Unvoreingenommenheit ist aufgrund der Wahrnehmungsweisen von sozialer Realität praktisch gar nicht möglich. Um soziale Realität überhaupt erfassen zu können, müssen Typologisierungen vorgenommen werden (vgl. Schütz 1975), mithilfe derer neue Situationen erfasst werden können. Ein simples Beispiel hierfür ist, dass wir eine Platte mit vier Beinen nicht bei jeder Begegnung neu erkunden. Vielmehr gleichen wir diese Wahrnehmung mit unseren Vorkenntnissen ab und typologisieren diesen Gegenstand als „Tisch". Jegliche Wahrnehmung von sozialer Realität verläuft also über – zumeist unbewusst ablaufende – Vergleiche

mit Bekanntem. Auch wenn Forschende meinen, völlig ohne Vorannahmen ins Feld zu gehen, können sie zumindest ihre Alltagserfahrungen nicht vollkommen ablegen. Gerade wenn diese Tatsache nicht reflektiert wird, besteht die Gefahr, dass dieses Vorwissen *unbemerkt* den Forschungsprozess und die Ergebnisse beeinflusst.[9] Auch das Wissen über theoretische und empirische Zusammenhänge ist nur schwerlich komplett auszublenden. Übertragen auf die Frage, wie viel Vorwissen für die Erhebung der ersten Daten notwendig ist, bedeutet dies, dass wir stets mit einem gewissen Grad an Vorkenntnissen an den Forschungsgegenstand herantreten. Wie sollte man auch sonst ein spezifisches Forschungsinteresse entwickeln oder eine Entscheidung darüber treffen können, ob die Vorgehensweise der GTM angemessen ist. Vor diesem Hintergrund ist die Entscheidung darüber, wie das Vorwissen genutzt wird, gradueller Natur. Die Frage, wie viel und welche Literatur zu Beginn des Forschungsprozesses herangezogen wird, kann deshalb legitimer Weise durchaus durch pragmatische Beweggründe beeinflusst sein. Vielleicht verfügen gerade junge Forscher/innen zunächst nur begrenzt über die sogenannten *grand theories*, aus denen Rückschlüsse für das Samplingvorgehen abgeleitet werden können. Vielleicht kann aus der feldspezifischen Literatur keine plausible Begründung für die Auswahl der ersten Fälle abgeleitet werden oder der Forscher/die Forscherin verfügt über keine spezifischen Vorerfahrungen in dem interessierenden Forschungsfeld. Dann sollte man sich zumindest das Minimum an zur Verfügung stehenden Vorkenntnissen bewusst machen und darauf die erste Datenerhebung begründen (siehe auch Fußnote 10 und 23). Auf der anderen Seite ist es aber auch denkbar, dass sich die Phase der Datenerhebung verzögert, was insbesondere aufgrund des engen Zeitrahmens bei Qualifikationsarbeiten mitunter erfordert, dass bereits im Vorfeld der Erhebung Literaturarbeit geleistet wird. Die Entscheidung, wann welche Form des Vorwissens in den Forschungsprozess einbezogen wird, hängt also oftmals von unterschiedlichsten Rahmenbedingungen ab. Was wir zeigen wollen ist, dass die Forschenden in vielen Fällen pragmatische Entscheidungen treffen und die beiden vorgeschlagenen Verfahrensweisen kreativ nutzen sollten. Um der Vorgehensweise nach der GTM gerecht zu werden, müssen dabei aber zwei Punkte beachtet werden. Erstens ist es aus unserer Perspektive dringend erforderlich, den Stellenwert, den Glaser der Literaturarbeit im Vorfeld der Untersuchung beimisst zu berücksichtigen. Wird bereits zu Beginn des Forschungsprozesses jegliche Form des Vorwissens genutzt, dann ist zu beachten, dass es sich um ein Hintergrundwissen handelt. Die Verwendung des Vorwissens darf sich nicht darin äußern, dass konkrete Probleme des Untersuchungsfeldes bestimmt oder sogar Hypothesen über empirische Zusam-

9 Hierauf weist auch Kathy Charmaz (2006, 2009, und in diesem Band) mit ihrem konstruktivistischen Ansatz der GTM hin. Demnach sollten sich die Forschenden stets darüber bewusst sein, dass sie nicht nur die Konstruktionen der untersuchten Personen nachvollziehen, sondern das Ergebnis ihrer Forschung selbst stets als Konstruktion zu begreifen ist (siehe dazu auch besonders Mruck & Mey 2007).

menhänge formuliert werden. Diesen Charakter der theoretischen Sensibilität betont auch Charmaz zur Abgrenzung der GTM von deduktiven Forschungsverfahren:

> „In short, sensitizing concepts and disciplinary perspectives provide a place to *start*, not to *end*. Grounded theorists use sensitizing concepts as tentative tools for developing their ideas about processes that they define in their data. If particular sensitizing concepts prove to be irrelevant, then we dispense with them. In contrast, the logico-deductive model of traditional quantitative research necessitates operationalizing established concepts in a theory as accurately as possible and deducing testable hypotheses about the relationships between these concepts. In this model, the research is locked into the original concepts" (2006, S.17).

Es geht also um eine Sensibilität für das Feld, um die Entwicklung und Nutzung heuristischer Konzepte, nicht aber von fest gefügten Erklärungsmodellen.

Zweitens ist es für die Nachvollziehbarkeit der Forschung bedeutend, sich dieses Vorwissen – gleich welcher Form oder Herkunft – deutlich zu machen.[10]

> „Die bewusste Explikation des eigenen Vorwissens erlaubt auch eine selbstkritische Korrektur dieser Vorannahmen. Und genau darum geht es: Der Forschungsprozess wird als systematische Modifikation der heuristischen Vorannahmen, somit als Lernprozess verstanden. Der wünschenswerten Klarheit der gewählten Forschungsfrage(n) steht ein methodisches ‚Misstrauen' in Bezug auf die Eingangserwägungen gegenüber. Freilich, nur wenn ich weiß, was ich erforschen will, kann ich mich von dem überraschen lassen, woran ich nicht im Traum gedacht hatte. Deshalb steht ein ‚sensibilisierendes Konzept' (Blumer) am Anfang des Forschungsprozesses" (Alheit 1999, S.10).

Nachdem wir versucht haben, die Rolle der theoretischen Sensibilität für den Beginn der Forschung zu diskutieren, wollen wir nun auf ihre Bedeutung für die konkrete Umsetzung in der ersten Erhebungsphase zu sprechen kommen, die in der Literatur kaum diskutiert wird.

Zunächst ist die Gefahr groß, sich zu Beginn der Erhebung zu viel vorzunehmen. Dies dürfte gerade für Anfänger/innen zum Problem werden. Der Forschungslogik der GTM folgend machen die fleißigen Studierenden beispielsweise biografisch-narrative

10 Die einfachste Form der Bewusstmachung der Vorannahmen ist die Verschriftlichung der zugrunde liegenden heuristischen Konzepte, also der vorläufigen Annahmen über den Forschungsgegenstand. Die Ausformulierung dieser Annahmen gewährleistet nicht nur die Nachvollziehbarkeit der Forschungsschritte, sondern dokumentiert auch die Weiterentwicklung der Vorannahmen. Auch Glaser und Strauss/Corbin weisen auf die Bedeutung der Verschriftlichung hin, indem sie Forschende dazu anhalten, den Forschungsprozess durch das Anfertigen von Memos zu begleiten; vgl. Strauss (1994 [1987]), Charmaz (2006, S.103), Corbin und Strauss (2008) sowie Corbin in diesem Band zur besonderen Bedeutung des Memo-Schreibens im Prozess des theoretischen Samplings. Sehr hilfreich für den Nachvollzug der Forschung ist auch das Anlegen eines Forschungstagebuchs, in dem alle Entwicklungen und Erkenntnisse festgehalten werden können.

Interviews mit den Spätstudierenden, befragen Studienberater/innen, beobachten ethnografisch die Wirkung der Architektur erster universitärer Anlaufstellen für Studienbeginner/innen, kommen auf die Idee, die Seminar- und Vorlesungsräume per Fotoanalyse zu untersuchen und planen schließlich noch eine Dokumentenanalyse von „Meckerkästen" in Fachschaftsräumen. Auf diese Weise entsteht schnell ein Berg an auszuwertenden Materialien, der von Einzelnen niemals angemessen ausgewertet werden kann. Es empfiehlt sich also, das heuristische Konzept soweit zu konkretisieren, dass das Forschungsinteresse und damit auch das Forschungsfeld überschaubar bleibt. Im Sinne der Forschungspragmatik sollte man sich unbedingt im Austausch mit dem Betreuer/der Betreuerin oder mit anderen Forschenden vor Beginn der Studie überlegen, wie viel Zeit und wie viel Arbeitskraft zur Verfügung stehen, um das Datenmaterial angemessen erheben und bearbeiten zu können (vgl. auch Abschnitt 4), und dann die Fragestellung und das heuristische Konzept dementsprechend anpassen.

Konnte aufgrund der Fragestellung und des heuristischen Konzepts ein bestimmter Gegenstand oder eine bestimmte Personengruppe eingegrenzt werden, so stellt sich im Anschluss die Frage, wie der Feldzugang hergestellt werden kann. Dieser Schritt ist zu Beginn des Forschungsprozesses nicht zu unterschätzen. Je enger der persönliche Kontakt zum Feld ist, desto einfacher ist der Zugang zu Interviewpartner/innen,[11] je ferner, desto mehr Aufwand muss betrieben werden, um potenzielle Interviewpartner/innen davon zu überzeugen, die Forschenden in ihrem Vorhaben zu unterstützen. In einem solchen Fall gewinnt die Ausformulierung von Vorannahmen einen sehr konkreten forschungspraktischen Nutzen. Natürlich möchten die Interviewpartner/innen wissen, wozu die Erhebung gemacht wird, warum gerade sie angesprochen werden und was mit den Ergebnissen geschieht. Um diese legitimen Fragen beantworten zu können, ist es wichtig, ein plausibles heuristisches Konzept parat zu haben. Völlig ohne Vorannahmen lassen sich eigentlich nur „natürliche Daten" erheben, Daten also, die vorhanden sind (Dokumente, authentische Situationen etc.).

Darüber hinaus ist bei der Frage des Feldzugangs zu beachten, dass es bei einigen Fragestellungen aufgrund der „Verschlossenheit" des Feldes nicht immer möglich ist, die Daten zu erheben, die gebraucht würden. Strauss und Corbin (1996 [1990]) raten in einem solchen Fall eine Kombination aus einem „gezielten", einem „systematischen" und einem „zufälligen" Sampling (S.155 ff.): *Gezielt* samplen meint, eben genau die Daten zu erheben, von denen angenommen werden kann, dass sie wichtige Informationen für die Beantwortung der Forschungsfrage enthalten und die es ermöglichen, Vergleiche hinsichtlich der Eigenschaften und Dimensionen relevanter Kategorien anzustellen. Dahingegen bedeutet *systematisch* zu samplen, dass einer konkreten Strategie gefolgt wird. In der Forschungssituation gestaltet sich diese

11 Diese Nähe erleichtert zwar einerseits den Feldzugang, andererseits besteht jedoch die Gefahr der unreflektierten Voreingenommenheit in Bezug auf Vorannahmen zur Forschungsfrage und der Vereinnahmung durch das Feld in besonderem Maße.

dann z. B. derart, dass man mit einer bestimmten Person oder einem Ort beginnend, sukzessive und geplant weitergeht. Besonders zu Beginn des Forschungsprozesses, aber auch begleitend im Sinne einer Offenheit für neue „Entdeckungen", erachten Strauss und Corbin ein *zufälliges* Sampling als sinnvoll, dass nämlich „die Selektion der Interviewpartner oder Beobachtungsplätze ziemlich wahllos" (S.156) verlaufen solle. Grund hierfür ist, dass theoretisch relevante Konzepte und Kategorien im Sinne von Auswahlkriterien für das weitere Sampling zumeist erst in der Analyse erster Daten entwickelt werden können: „Da wir ja nicht sicher sind, welche Konzepte theoretisch relevant sind, werden wir an diesem Punkt die günstigen Plätze, Personen oder Dokumente zum Nachweis unserer Konzepte noch nicht kennen" (S.153). Wann sich welche Strategie anbietet, hängt in hohem Maße von dem interessierenden Forschungsfeld ab. Um dies zu verdeutlichen, wollen wir an dieser Stelle unterschiedliche Beispiele aus eigenen Projekten vorstellen.

In Vera Volkmanns[12] Untersuchung (2008) mit dem Titel „Biographisches Wissen von Lehrerinnen und Lehrern. Der Einfluss lebensgeschichtlicher Erfahrungen auf berufliches Handeln und Deuten im Fach Sport" sollten anhand von biografisch narrativen Interviews die Lebenswege der Pädagog/innen nachgezeichnet und hinsichtlich der Rolle biografischer Erfahrungen für die Entwicklung eines professionellen Selbstverständnisses[13] analysiert werden (vgl. Reinartz 2004a). Als potenzielle Interviewpartner/innen galten in der ersten Erhebungsphase zunächst also alle Sportlehrerinnen und Sportlehrer. Die Forscherin hatte als Sportpädagogin einen relativ guten Zugang zum Untersuchungsfeld. Zu Beginn ihrer Untersuchung führte sie ein Interview mit einer Sportlehrerin, die über vielfältige sportliche Erfahrungen, aber auch über Erfahrungen als Übungsleiterin verfügte aus der Zeit vor Beginn ihres Sportstudiums.[14] Auf der Basis dieses *gezielten* ersten Interviews entwickelte Volkmann erste Konzepte und Kategorien. So konnte sie *gezielt* weiter erheben und sich dabei an den ersten Erkenntnissen orientieren. Stellte sich beispielsweise heraus, dass die Dimension der breitensportlichen Ausrichtung[15] relevant war für den professionellen Habitualisierungsprozess, so wählte sie für das nächste Interview einen Lehrer oder eine Lehrerin mit einer leistungssportlichen Vergangenheit. Aufgrund der Nähe zum Feld war also ein gezieltes Sampling möglich und sinnvoll.

12 Vormals Reinartz.

13 In Anlehnung an Terhart (1999) versteht Volkmann „pragmatische Professionalität im Lehrerberuf [als] berufsbiographisches Entwicklungsproblem". Dieses wird als ein Problem der Anschlussfähigkeit lebensgeschichtlicher Erfahrungen an die Anforderungen eines beruflichen Feldes rekonstruiert. Das Interesse der Arbeit lag in der Erforschung der Eigenschaften und der Dimensionalisierung dieses Zusammenhanges für das konkrete sportpädagogische Handlungsfeld.

14 Diese Interviewpartnerin verfügte also bereits über verschiedenartige lebensgeschichtliche Erfahrungen mit dem „Phänomen Sport", bevor der Professionalisierungsprozess einsetzte. Für Auskünfte zur Forschungsfrage schien sie daher besonders geeignet.

15 Im kontrastiven Fallvergleich stellte sich dann heraus, dass vermeintliche Kontrastfälle auf der Ebene der sich entwickelnden Kategorien eine größere Nähe aufwiesen, als es zum Zeitpunkt des Interviews angenommen worden war. So entfaltete sich das Sample im Prinzip erst in der tiefer gehenden Analyse im Verlauf des Forschungsprozesses.

Manuela Kaiser-Belz (2008) untersuchte in ihrer Doktorarbeit aus der Perspektive von Teilnehmenden an Mentoring-Programmen[16], welche die berufliche Gleichstellung von Männern und Frauen vorantreiben sollten, wie Geschlecht in diesem Gleichstellungskontext in seiner Bedeutung für Berufskarrieren konstruiert wurde. In diesem Fall bestand weniger Kontakt zu dem Untersuchungsfeld. Da diese Programme an Institutionen gebunden sind, verlief die Anfrage zumeist über eine offizielle Kontaktadresse. Wenn eine Kooperationsbereitschaft vorlag, musste zusätzlich die Zustimmung der Mentor/innen und Mentees eingeholt werden. Die Forscherin fragte deshalb möglichst viele Institutionen an und nahm all diejenigen, die sich an der Untersuchung beteiligen wollten, in ihr Sample auf. So enthält das Sample Mentoring-Programme verschiedener deutscher Wirtschaftsunternehmen und Hochschulen, deren Mentees und Mentor/innen sich für eine Befragung zur Verfügung stellten. Die Auswahl der Hochschulen bzw. Unternehmen für die Untersuchung wurde insoweit zwar einerseits aufgrund der theoretischen Sensibilisierung für den Gegenstand getroffen, andererseits spielte die Verfügbarkeit von Kooperationspartner/innen eine wesentliche Rolle.[17] Dies wäre ein Fall des *systematischen* Sampling, bei dem die Konkretisierung des heuristischen Konzepts zugunsten einer forschungspragmatischen Vorgehensweise in den Hintergrund tritt.[18]

Inga Truschkat (2008) ist in ihrem Projekt „Kompetenzdiskurs und Bewerbungsgespräche" der Frage nachgegangen, welchen Einfluss das diskursive Phänomen „Kompetenz" auf die Auswahlentscheidungen in Bewerbungsgesprächen hat.[19] Dazu

16 Mentoring bezeichnet die Beziehung zwischen einer (berufs-) erfahrenen, meist älteren Person (Mentor/in) und einer meist jüngeren Person (Mentee), die eine berufliche Karriere anstrebt. Die Mentorin oder der Mentor soll dem/der Mentee in beruflichen Belangen und bei persönlichen Entscheidungen Unterstützung gewähren und helfen, ungeschriebene Regeln einer Organisation zu verstehen. Seit Ende der 1990er Jahre wird Mentoring in vielen Hochschulen, Organisationen und Unternehmen der Privatwirtschaft als Gleichstellungsinstrument zur Erhöhung des Anteils von Frauen in Führungspositionen und anderen bislang von Männern dominierten Bereichen eingesetzt (vgl. Haasen 2001; Kaiser-Belz 2008).

17 So konnten entsprechend theoretischer Vorannahmen verschiedene Typen von Mentoring-Programmen in das Sample aufgenommen werden (Cross-/Internes Mentoring-Programm, weibliche/gemischt-geschlechtliche Mentor/innen). Allerdings sollten Cross-Mentoring-Programme und externe Mentoring-Programme, bei denen die Mentees und die Mentor/innen in jeweils verschiedenen Unternehmen/Organisationen tätig sind, ursprünglich aufgrund der erschwerten Analysemöglichkeit der vergeschlechtlichten Organisationskultur, die den Kontext für die Mentor/innen-Mentee-Beziehung bildet, nicht im Sample berücksichtigt werden. Durch die Aufnahme eines Cross-Mentoring-Programms in das Sample musste dann doch der Einfluss verschiedener Organisationskulturen auf die Gestaltung der Mentoring-Beziehungen berücksichtigt werden und erforderte insofern eine Anpassung des heuristischen Konzepts.

18 Die eingeschränkte Möglichkeit der gezielten Erhebung weiterer Daten im Forschungsprozess und deren Konsequenzen für die Überprüfung und Differenzierung der sich aus dem ersten Sample andeutenden relevanten Kategorien muss natürlich bei der Entwicklung einer GT reflektiert werden. Mit einem Verweis auf die GTM als Strategie gegenstandsbezogener Theoriebildung (vgl. Strauss & Corbin 1996, S.IX) bedeutet dies, dass den Forschenden der Gegenstand, über den theoretische Aussagen getroffen werden sollen, klar sein und dieser Prozess Lesenden gegenüber transparent gemacht werden muss.

19 Empirische Grundlage des Forschungsprojekts bildet die Triangulation von zwei verschiedenen Datentypen (vgl. auch Truschkat 2011b). Neben der diskursanalytischen Auswertung der Textdaten

wurde zunächst eine diskursanalytische Auswertung von Texten über Kompetenz vorgenommen.[20] Datenbasis waren also alle Publikationen, die sich mit dem Thema Kompetenz auseinandersetzten. Grundlage für eine erste Entscheidung, welche Texte aus der Vielzahl an Publikationen für die Analyse ausgewählt werden sollten, stellte ein heuristisches Konzept dar, bei dem u. a. Unterschiede in der Auseinandersetzung mit dem Thema bei verschiedenen Disziplinen (beispielsweise den Wirtschaftswissenschaften und der Pädagogik) vermutet wurden. Aufgrund der leichten Zugänglichkeit von Material (in diesem Fall handelt es sich um Bibliotheksrecherchen) konnten gezielt Texte ausgewählt werden, die solche Kontrastierungen zuließen. Die ständige Verfügbarkeit der Texte erlaubte außerdem, die Daten systematisch zu bearbeiten.[21] Darüber hinaus wurden aber auch Dokumente in die Untersuchung einbezogen, welche die Forscherin zufällig während ihrer Bibliotheksrecherche entdeckt hatte und die sich als potenziell relevante Kontrastfälle herausstellten. Bei diesem Vorgehen wurden somit das *gezielte*, das *systematische* und das *zufällige Sampling* miteinander verbunden.

Schließlich stellt sich gerade in den sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen häufig das Problem, dass die interessierenden Phänomene in der Regel nicht offenkundig „zu entdecken" sind, gerade dann, wenn man sich hauptsächlich auf theoretisch-abstrakte Literatur bezieht. Wenn man also für unsere Studie über Spätstudierende anhand der Bourdieuschen Theorie zu dem Schluss kommt, dass es wichtig ist, Personen mit unterschiedlicher Herkunft und somit unterschiedlichen Habitusformen zu untersuchen, liefern diese Charakteristika keine unmittelbaren Kriterien zur Diskriminierung dieser Studierenden. Als Forscher/in wäre es also trotz der Verfügung über ein heuristisches Konzept und einem evtl. guten Zugang zum Feld nicht möglich, ein „gezieltes Sampling", S.155) durchzuführen. Einfach gesagt: Man kann nicht wissen, wer zu welcher Gruppe Studierender gehört, und es ist deshalb schwierig, die „richtigen" Personen zu befragen. Dann bietet es sich auch an, auf ein systematisches und/oder zufälliges Sampling zurückzugreifen. Strauss und Corbin betonen diesbezüglich: „Vielleicht dauert es länger, Prozess und Variation aufzudecken und Dichte zu erreichen, wenn Sie eher nach der Chance gehen (das, was erreichbar ist) als nach Auswahl vorgehen. Aber es ist machbar, und zwar erfolgreich" (1996, S.157 f.).

über Kompetenz basierte die zweite empirische Ebene auf aufgezeichneten Bewerbungsgesprächen. Aufgrund der unterschiedlichen Zugänglichkeit der Daten variierten auch die Samplingstrategien recht stark. Aus Gründen der Anschaulichkeit wird hier nur auf die durchgeführte Diskursanalyse Bezug genommen.

20 Zur Kombination von Diskursanalyse und GTM siehe Truschkat (2011a) sowie Keller (2004) und Diaz-Bone (2005). International hat vor allem Adele E. Clarke (2005, 2009 und in diesem Band) die Weiterentwicklung der GTM in eine poststrukturalistische Richtung vorangetrieben.

21 Dies kann z. B. so aussehen, dass ausgehend von der Analyse eines wirtschaftswissenschaftlichen Textes über soziale Kompetenz ein pädagogischer Text über das gleiche Thema ausgewählt wird; anschließend wiederum ein pädagogischer Text zum Thema kommunikative Kompetenz usw.

Insgesamt bleibt also festzuhalten, dass die Ausformulierung der Fragestellung und des heuristischen Konzepts für die Erhebung der ersten Daten eine wichtige Rolle spielt. Dabei ist aber zu beachten, dass es sich nicht um vorgefertigte Hypothesen handeln darf, sondern um Aufmerksamkeitsrichtungen, um eine Sensibilität für den Forschungsgegenstand, die ein bestimmtes Maß an Offenheit bewahrt. Welche konkrete Rolle die heuristischen Konzepte für die erste Datenerhebung spielen, hängt stark von dem Forschungsinteresse und den Zugangsmöglichkeiten zum Feld ab. Der Verweis auf die jeweilige forschungspragmatische Umsetzbarkeit erleichtert gerade unerfahreneren Forschenden nicht unbedingt die Umsetzung des Sampling, bietet auf der anderen Seite aber auch Möglichkeiten, das Verfahren dem eigenen Forschungsprozess anzupassen. Wichtig erscheint uns, dass man bereits zu einem solch frühen Zeitpunkt des Forschungsprozesses den Austausch mit anderen sucht und sich dadurch eine Sicherheit in der Vorgehensweise verschafft.[22] Dies ist auch zu späteren Zeitpunkten der Untersuchung, wenn das Sampling weiter vorangetrieben werden soll, immer wieder entscheidend. Im folgenden Abschnitt wollen wir nun auf diese weiteren Samplingschritte eingehen.

3 Auf der Suche nach weiteren Daten: Zirkularität im Forschungsprozess und permanenter Vergleich

Glaser und Strauss betonen, dass es bei der weiteren Datenerhebung insbesondere darum gehe, sich bei der Suche nach *Vergleichsfällen* zunächst von den Ergebnissen der Auswertung der ersten Daten leiten zu lassen.

> „Das Basiskriterium, welches die Auswahl von Vergleichsgruppen zur Entdeckung von Theorie bestimmt, ist deren *theoretische Relevanz* für die Ausarbeitung emergenter Kategorien. Der Forscher wählt so viele Gruppen, wie ihr Vergleich ihm dabei hilft, möglichst viele Eigenschaften von Kategorien zu generieren und diese aufeinander zu beziehen" (1998, S.57).

Daran wird deutlich, dass das Ziel des weiteren Sampling sein muss, die aus den ersten Daten gewonnenen Erkenntnisse zu differenzieren, zu festigen und zu veri-

22 So stellten wir beispielsweise unsere Promotionsprojekte regelmäßig im *DoktorantInnen Netzwerk Qualitative Sozialforschung* (DINQS), dem wir als Mitinitiatorinnen angehörten, zur Diskussion. Dieses Netzwerk ist ein selbstgegründeter Diskussionszusammenhang mit dem Ziel, die eigene Arbeit, aber auch alle weiteren Themen rund um Qualifikation und Hochschule gemeinsam zu bearbeiten. Das Netzwerk besteht bereits seit 2001 und zeichnet sich durch Interdisziplinarität und Themenvielfalt mit dem Interesse an qualitativer Sozialforschung als gemeinsamem Bindeglied aus (vgl. Dinqs 2006; Reinartz 2004b). Vgl. für eine aktuelle Übersicht über Forschungswerkstätten im deutschsprachigen Raum http://www.qualitative-forschung.de/information/akteure/forschungswerkstaetten/ [Zugriff: 20.11.2010].

fizieren.[23] Dies geschieht mittels einer Maximierung oder Minimierung der Differenzen zwischen den Vergleichsfällen. Während die Erhebung von Kontrastfällen dazu dient, etwaige neue relevante Kategorien zu entdecken und ihre Ausprägungen auszudifferenzieren, führt die Erhebung von Minimalvergleichen zu einer Konsolidierung des Kategoriensystems (S.63). Welche Fälle Maximal- und welche Minimalvergleiche darstellen, sprich welche theoretische Relevanz sie haben, hängt nach diesem Verfahren eng mit dem jeweiligen Forschungsinteresse zusammen. Für unsere Beispieluntersuchung könnte das bedeuten, dass wir anhand eines biografischen Interviews mit einer Spätstudierenden herausarbeiten konnten, dass der Eintritt in die Hochschule einen Bruch mit dem bildungsfernen Herkunftsmilieu zur Folge hatte. Um feststellen zu können, ob es sich hier um eine individuelle Besonderheit handelt oder ob sich darin eine strukturelle Logik abbildet, bietet es sich an, eine weitere Person zu interviewen, die ebenfalls aus einem bildungsfernen Milieu stammt. Neben diesem minimalen Vergleich sollte auch ein maximaler Vergleich angestrebt werden, was in diesem Fall bedeuten würde, eine Spätstudierende zu interviewen, die aus einem bildungsnäheren Milieu stammt.

Grundlegend für das Vorgehen beim theoretischen Sampling ist demnach die *Methode des permanenten Vergleichs*. Der Begriff wurde bereits 1965 von Barney G. Glaser in einem Artikel in der Zeitschrift *Social Problems* eingeführt[24] und beschreibt quasi „eine spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie" (Dausien 1996, S.93). Die Wechselseitigkeit im Verhältnis zwischen Theorie und Empirie bezieht sich also sowohl auf die Auswertung des erhobenen Datenmaterials (Kodierung) als auch auf die sukzessive Erhebung der Daten, die in einem engen Wechselverhältnis zueinander stehen. Ausgehend von der unterschiedlichen Auffassung von Glaser und Strauss, was die Verwendung der Literatur in einem solchen Forschungsprozess betrifft, entwickelten die beiden Autoren auch tlw. verschiedene Kodierverfahren und in diesem Zusammenhang auch verschiedene Ideen zum weiteren Vorgehen des theoretischen Sampling. Im Folgenden soll deshalb knapp auf die jeweiligen Kodierverfahren eingegangen und das entsprechende Samplingvorgehen dargestellt werden.

Glaser (1978) vertritt die Auffassung, dass bereits im Zuge des offenen Kodierens, also im Rahmen der ersten analytischen Zuwendung zum Datenmaterial, die gegenstandsbezogenen Kodes[25] zu Kategorien und einem theoretisch konsistenten Netzwerk zu verdichten sind. Dies geschieht, indem die einzelnen Interpretationen,

23 Das Verhältnis von Thesengenerierung und -verifikation im Rahmen der GTM stellt in späteren Veröffentlichungen einen Gegenstand der Kontroverse zwischen Glaser und Strauss dar. Während Glaser die GTM ausschließlich als theoriegenerierende Methode versteht, sieht Strauss gerade die wechselseitige Generierung und Verifikation von theoretischen Erkenntnissen als zentrale Aufgabe der GTM (zur übersichtlichen Darstellung der unterschiedlichen Positionen vgl. Kelle 1994 und in diesem Band).

24 Dieser Artikel ist in dem 1967 erschienenen Buch „Discovery of Grounded Theory" von Glaser und Strauss als fünftes Kapitel unverändert abgedruckt.

25 Unter Kodes versteht Glaser (1978) die Zuordnung von Bezeichnungen zu bestimmten Ereignissen im Datenmaterial.

die aus dem Material gewonnen werden, direkt miteinander verglichen und in Beziehung gesetzt werden. In einem zweiten Schritt, dem selektiven Kodieren, geht es nach Glaser dann um die Ausarbeitung der Kernkategorie und der theoretischen Beziehungen der anderen Kategorien zu dieser Kernkategorie. Die Entwicklung der Kategorien bei Glaser basiert also von Anfang an auf dem permanenten Vergleich des Datenmaterials miteinander bzw. mit den sukzessive gewonnenen Kodes und Kategorien. Infolgedessen muss das theoretische Sampling zum einen solche Vergleiche ermöglichen und zum anderen die Offenheit besitzen, sich von den entstehenden Kategorien leiten zu lassen. Der/die Forschende beginnt – so Glaser –

> „with open coding which leads him to sample in all directions which seem relevant and work. Later on when the researcher discovers his core variables – the basic social problem and process – his sampling becomes selective along the lines of his focus on the central issues of his emerging theory" (1978, S.46).

Glaser betont hier also explizit, dass sich das weitere Sampling an die sich aus den Daten entwickelnden Erkenntnisse anlehnen solle.

Anders als Glaser entwickelten Strauss und Corbin in ihrer viel zitierten Veröffentlichung „Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung" (1996 [1990]) einen dreistufigen Kodierprozess, der aus dem offenen, dem axialen und dem selektiven Kodieren besteht, wobei sie mit den jeweiligen Kodierschritten eine je spezielle Samplingstrategie verbinden. Im Rahmen des offenen Kodierens geht es zunächst um das „Aufbrechen" des Datenmaterials. Charmaz beschreibt diesen Prozess wie folgt: „Coding means categorizing segments of data with a short name that simultaneously summarize and accounts for each piece of data. Your codes show how you select, separate, and sort data to begin an analytic accounting of them" (2006, S.43).

In einem zweiten Schritt werden die so gewonnenen Kodes miteinander in Beziehung gesetzt und zu Kategorien zusammengefasst. Das Sampling, das im Rahmen des offenen Kodierens stattfindet, entspricht im Grunde den oben beschriebenen ersten Feldzugängen. Zielsetzung ist hierbei, theoretisch relevante Kategorien und ihre Eigenschaften und Dimensionen aufzudecken und das sensibilisierende theoretische Konzept hinsichtlich seiner empirischen Relevanz zu überprüfen. Das Sampling sollte deshalb gegenüber den Personen, Plätzen, Situationen etc. offen sein, die die größte Wahrscheinlichkeit bieten, relevante Daten über das Phänomen zu gewinnen (vgl. Abschnitt 2). In einem zweiten Analyseschritt, dem axialen Kodieren, geht es dann um das Herstellen der empirischen Beziehungen zwischen den Kategorien, die im Rahmen des offenen Kodierens entwickelt wurden. Gemäß der Zielsetzung, der diesem Kodierschritt eigen ist, geht es bei dem Sampling in diesem Untersuchungsstadium auch um das Sampling von Beziehungen und Variationen. Wichtig ist dabei, so viele Unterschiede wie möglich zu entdecken.

> „Wenn Sie die Gelegenheit zu wählen haben, wen, was und wann sie sampeln, dann sollten Sie deduktiv vorgehen, indem Sie Hypothesen über die Beziehungen und die Unterschiede aufstellen, die auftreten können, wenn Sie die Dimensionen der Eigenschaften eines Phänomens variieren" (Strauss & Corbin 1996 [1990], S.157).

Diese Aussage von Strauss und Corbin deutet explizit auf die Möglichkeit hin, auf ein deduktives Vorgehen zurückzugreifen.[26] Das bedeutet, dass das Sampling sowohl auf den aus dem empirischen Material gewonnenen Erkenntnissen als auch auf theoretisch „vorgedachten" Hypothesen aufbauen kann. So kann beispielsweise angelehnt an Studien über Spätstudierende, die zeigen, dass es unterschiedliche Zugangswege zu der Hochschule gibt, das Sample so fortgeführt werden, dass explizit Studierende, die über den zweiten Bildungsweg und solche, die über den dritten Bildungsweg an die Hochschule gelangt sind, befragt werden. Solche Hypothesen können aber auch direkt aus dem Datenmaterial entwickelt werden. Vielleicht zeigt sich in der ersten Auswertung, dass eine ältere Frau mit Familie eine recht ideologische und beruflich weniger ambitionierte Einstellung zu ihrem späten Studium hat. Dann liegt es nahe anzunehmen, dass eine jüngere Person vielleicht viel eher eine Karriereperspektive mit dem Studium verbindet.

Wenn die Kontrastierung der Fälle weiter fortgeschritten ist, dann geht die Untersuchung in den letzten Kodierschritt, in das selektive Kodieren, über. Hierbei geht es nach Strauss und Corbin um die Ausarbeitung einer Kernkategorie und somit um die Entwicklung der gegenstandbezogenen Theorie. An diesem Punkt der Untersuchung dient das Sampling dann einer Konkretisierung dieser Kernkategorie und mehr oder weniger einer Verifizierung der Verdichtungen. Strauss und Corbin nennen diese Form des Sampling deshalb auch das „diskriminierende Sampling" (S.158).

Im Gegensatz zu Glaser lassen Strauss und Corbin dem Forscher/der Forscherin demnach die Möglichkeit, auch hinsichtlich ihrer theoretischen Vorannahmen zu samplen. Glaser kritisiert dieses Vorgehen vehement. Angelehnt an die sich stets wiederholenden Einwände gegen das Konzept von Strauss und Corbin kommt er zu dem Schluss, dass

> „Strauss looks for his paradigm in the data, and data collection in his method is not guided by the emergent, but by testing his logically deduced hypotheses in service of his paradigm. This is just conventional verificational methodology: logically deduce hypotheses and test them. This method is a far cry from grounded theory which goes on what is emerging in the data as the theory is generated, and that is all" (Glaser 1992, S.103).

26 Eine interessante und forschungspraktisch nachgezeichnete Position zur Bedeutung induktiven und deduktiven Vorgehens in Bezug auf die Verwendung von Literatur im Rahmen der GTM als *two-way process* vertritt Heath (2006, S.526).

Weiter heißt es: „The only focus that allows sampling somewhat similar to grounded theory is open coding when the analyst is looking for relevant categories“ (S.103). Diese Eingrenzung ist sicherlich überzogen. Dennoch regt sie dazu an, sich erneut bewusst zu machen, dass die Daten in der GTM und somit auch beim theoretischen Sampling eine zentrale Rolle spielen. Der deutliche Hinweis von Strauss und Corbin, deduktiv vorzugehen, verleitet vielleicht gerade Forschende, die im Umgang mit dem Material nicht so geübt sind, allzu voreilig Konzepte zu übernehmen, die dann auch das Sample in eine zu spezifische Richtung treiben. Ähnlich verhält es sich mit der Ausdifferenzierung der einzelnen Samplingschritte. Die konkrete Zuordnung der Herangehensweisen zu den Kodierabschnitten suggeriert zunächst eine Hilfestellung für unerfahrene Forscher/innen. Aber auch hier sehen wir die Gefahr eines zu schematischen Vorgehens. Obgleich Strauss und Corbin ihr Verfahren durch die Form der anschaulichen Darstellung sicher keineswegs schematisieren wollten, hat der positive Effekt der Nachvollziehbarkeit den Nachteil, dass die einzelnen Schritte zu hermetisch abgearbeitet werden könnten.

Glaser geht sogar so weit, dass er unterstellt, dass sich die Samplingschritte ganz von selbst im Prozess ergäben und somit keine methodologische Hilfe bieten würden (1992, S.102). Auch diese Aussage können wir in ihrer Vehemenz nicht unterstützen. Aus eigener Erfahrung hat sich gezeigt, dass die Orientierung an Strauss und Corbin sehr hilfreich ist. Dennoch möchten wir darauf hinweisen, dass für das Gelingen eines Sampling und damit verbunden der gesamten Forschung nach der GTM die nötige Offenheit nicht abhanden kommen darf.

Im Hinblick auf die konkrete Forschungspraxis stellen sich Forschenden aber auch an diesem Punkt Fragen, die durch die Literatur nur bedingt beantwortet werden können. Auch bezüglich des weiteren Samplingvorgehens stehen Entscheidungen an, die von dem je spezifischen Forschungsprojekt abhängen und fallspezifisch getroffen werden müssen.[27] Eine besonders wichtigste Frage ist, wie die Zirkularität von Datenerhebung und Datenauswertung gewährleistet und organisiert werden kann. In der Forschungspraxis hängt dieses Problem oftmals mit zwei Faktoren zusammen. Zum einen ist es entscheidend, wie die Kontakte zum Untersuchungsfeld aussehen, zum anderen muss man die zur Verfügung stehende Zeit im Auge behalten, was gerade für Qualifikationsarbeiten (aber auch z. B. im Rahmen von Drittmittelforschung) immens wichtig ist. Zur Illustration der unterschiedlichen Rahmenbedingungen und zu deren Auswirkungen auf die Umsetzung der Forschung wollen wir auf die bereits vorgestellten Promotionsprojekte zurückkommen.

Erinnern wir uns zunächst an das Projekt, bei dem Literatur zum Thema Kompetenz diskursanalytisch ausgewertet wurde. Da das Datenmaterial in diesem Fall jederzeit verfügbar war, konnte die Forscherin die Zirkularität der Datenerhebung

27 Vgl. hierzu auch Draucker, Martsolf, Ross und Rusk (2007), die im Rahmen ihrer qualitativen Studie über den Umgang von Frauen und Männern mit sexueller Gewalt ein Auswertungsraster *(theoretical sampling guide)* zur systematischen Unterstützung des Kodierprozesses entwickelt haben.

und Datenauswertung so umsetzen, wie es von Glaser und/oder Strauss/Corbin vorgeschlagen wird. Nachdem sie erste Dokumente analysiert hatte, konnte sie in die Bibliothek gehen und sich nach Dokumenten umsehen, die Maximal- bzw. Minimalvergleiche zuließen. Diese Freiheit im Zugang zum Datenmaterial ermöglichte es ihr auch, ihre Zeit gut einteilen zu können.

In dem zweiten Promotionsprojekt, bei dem Sportlehrer/innen interviewt wurden, um aus den biografischen Erzählungen Erkenntnisse über die Bedeutung lebensgeschichtlicher Erfahrungen für die Entwicklung eines professionellen Selbstverständnisses zu gewinnen, gestaltete sich der Zugang zum Feld in einer anderen Weise. Wie wir gezeigt haben, hatte die Forscherin in diesem Fall ebenfalls einen guten Feldeintritt. Auch sie konnte zunächst ein Interview führen und nach der ersten Auswertung wieder ins Feld zurückgehen für ein zweites Interview. Dem Anspruch auf Zirkularität konnte also auch sie durchaus nachkommen. Dennoch war ihr Feldzugang nicht so unbegrenzt, wie es im ersten Beispiel der Fall war. Sie war davon abhängig, die Bereitschaft zu Interviews einzuholen und Termine mit ihren Interviewpartner/innen zu vereinbaren. Vorab musste sie die anhand der entwickelten Kategorien potenziell relevanten Fälle definieren und diese dann auch im Forschungsfeld ausfindig machen. Dies sind Faktoren, die in der konkreten Forschungspraxis Zeit kosten und deshalb unbedingt bei der zeitlichen Planung mit bedacht werden müssen. Sinnvoll kann hier die Beschränkung auf eine geringe Zahl von Fällen sein, die aber mit Bedacht auf Grundlage der Datenanalysen sukzessive ausgewählt werden.

Hinsichtlich unseres letzten Beispiels, bei dem die Konstruktion von Geschlechterverhältnissen durch Teilnehmende eines Gleichstellungsprogramms von Interesse war, war der Feldzugang so schwer herzustellen, dass die Zirkularität von Datenerhebung und Datenauswertung nur sehr bedingt umgesetzt werden konnte. Da die Bereitschaft in diesem Fall sowohl von den institutionell Verantwortlichen als auch von den jeweiligen Beteiligten eingeholt werden musste, gestaltete sich der Feldzugang extrem zeitaufwändig und arbeitsintensiv. Es war also kaum möglich, zunächst einen Kontakt herzustellen und erst nach dessen Auswertung wieder ins Feld zu gehen. Realistischer Weise wurden in diesem Fall die Interviews in relativ enger zeitlicher Folge geführt. Das heißt zwar keineswegs, dass nicht direkt nach dem ersten Interview mit der Auswertung begonnen wurde, aber es bedeutete doch, dass die Mehrzahl der Interviews aus Gründen der Forschungs- und Zeitökonomie zu Beginn des Forschungsprozesses geführt wurden.

Es zeigt sich also, dass Datenerhebung – angelehnt an die GTM – sehr unterschiedlich verlaufen kann. Da aber die Zirkularität von Datenerhebung und Datenauswertung eines der Herzstücke der Vorgehensweise bei der Entwicklung einer GT darstellt, stellt sich die Frage, inwieweit es legitim ist, in der Forschungspraxis davon abzuweichen. Zunächst ist zu bedenken, dass Glaser und/oder Strauss/Corbin, wenn sie das Vorgehen nach der Methode des permanenten Vergleichs beschreiben, von einem Idealfall der Forschung nach der GTM ausgehen. Sind die Rahmenbedingungen so wie in unseren ersten beiden Beispielen, dann sollte man sich auch

durchaus an die von Glaser und/oder Strauss/Corbin dargelegte Vorgehensweise halten. Gestaltet sich der Feldzugang wie in unserem letzten Beispiel schwieriger, ist ein Abweichen – soweit es für die praktische Umsetzung notwendig ist – legitim, wenn die Spezifik des Forschungsgegenstandes bei der Analyse der empirischen Daten und bei der Entwicklung der GT im Forschungsprozess berücksichtigt wird. Dazu müssen aber zwei Dinge beachtet werden. Zum einen ist es äußerst wichtig, sich über die Abweichungen während des Forschungsprozesses im Klaren zu sein. Nur wenn das Samplingverfahren reflektiert wird, kann es sachlich begründet und auf seinen möglichen Einfluss auf das Gesamtergebnis der Forschung bezogen werden. Zum anderen ist es erforderlich, sich trotzt aller Schwierigkeiten beim Feldzugang zu vergegenwärtigen, dass auch in einem solchen Fall „die Datenerhebung kein abgeschlossener Vorgang zu Beginn des Forschungsprozesses sein kann, sondern ein sukzessives Prozedere mit deutlichem Schwerpunkt im ersten Stadium der Forschungen, jedoch mit möglichen Ergänzungen und Datennacherhebungen selbst während des Auswertungsprozesses“ (Alheit 1999, S.14).

Schließlich stellt sich die Frage, wann die Datenerhebung nach der GTM abgeschlossen werden kann und eben keine (weitere) Datennacherhebung durchgeführt werden muss. Deshalb wollen wir in dem letzten Abschnitt auf die „theoretische Sättigung“ zu sprechen kommen.

4 Wie kommt man zum Ende? Wege zur theoretischen Sättigung

Die zirkuläre Abfolge von Datenerhebung und Datenauswertung verleiht dem Forschungsprozess die Offenheit, die nötig ist, um eine gegenstandbezogene Theorie aus der Empirie heraus zu entwickeln. Eine solche Theorie ist dann erreicht, wenn alle Kategorien und alle Beziehungen zwischen den Kategorien gut ausgearbeitet und validiert sind. Glaser und Strauss – und hier sind sie sich überwiegend einig – sprechen in einem solchen Fall von der *theoretischen Sättigung*. „Sättigung heißt, daß keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann. Sobald er sieht, dass die Beispiele sich wiederholen, wird er davon ausgehen können, daß eine Kategorie gesättigt ist“ (Glaser & Strauss 1998 [1967], S.69). Somit ist die theoretische Sättigung auch das bedeutsamste Kriterium dafür, wie lange die Datenerhebung fortgesetzt werden muss.

Beim theoretischen Sampling ist es wichtig zu bedenken, dass es im Gegensatz zum statistischen Sampling flexibel zu handhaben ist. Die Frage, wann die theoretische Sättigung erreicht ist, liegt im Ermessen der Forschenden und verlangt von ihnen theoretische Sensibilität und Erfahrung (S.72). Gerade bei ungeübten Forscher/innen besteht deshalb oftmals die Gefahr, dass viel zu viele Daten erhoben werden. Nehmen wir als Beispiel unsere Untersuchung über Spätstudierende. Wenn

wir nun festgestellt haben, dass die ältere Frau tatsächlich eher eine persönliche Bildungsaspiration mit dem Studium verbindet, während der junge Mann eher Karriereschritte verwirklicht, wer sagt uns, dass wir in dem dritten, vierten, fünften Interview nicht die Konstellation haben, dass ein anderer junger Mann eine deutliche Bildungsaspiration an den Tag legt oder eine andere Frau klare Karriereambitionen verfolgt? Vielleicht zeigt sich ja dann im sechsten Interview eine völlig neue Konstellation der Beziehungen, nämlich dass die soziale Herkunft einen viel stärkeren Einfluss auf die Studienperspektive hat, als wir bis dahin gedacht haben. Und woher wissen wir, was uns im siebten Interview erwartet? Die Tendenz geht also dahin, dass wir weiter und weiter Daten erheben aus Sorge, etwas Entscheidendes zu übersehen. Davor kann nicht oft genug gewarnt werden, denn dann besteht die Gefahr, dass die Forschenden in den Daten „untergehen" und eher konfuse Ergebnisse zeitigen.

Um unnötige Datenmassen zu vermeiden, ist es wichtig, Vertrauen in die Daten bzw. in die emergierende Theorie zu haben. Es hat sich in unseren Forschungen immer gezeigt, dass sich soziale Phänomene viel eher wiederholten, als wir im Vorfeld annahmen. Um dies zu erkennen, ist es allerdings wichtig, die Daten wirklich „aufzubrechen" und die dahinter stehende Logik zu begreifen. Dadurch werden vordergründig unterschiedliche Ausprägungen minimiert und auf ein gemeinsames Prinzip hin durchleuchtet. Bei unseren Spätstudierenden zeigt sich im Zuge des permanenten systematischen Vergleichens und Kontrastierens der Fälle vielleicht tatsächlich, dass die soziale Herkunft eine entscheidende Schlüsselkategorie für die Studieneinstellung und die Bewältigung des Studiums ist, hinter der Alter und Geschlecht als Kategorien zurücktreten. Hierauf weisen auch Glaser und Strauss hin:

> „Offenkundig sind nicht alle Kategorien gleich relevant, und deshalb braucht die Tiefe des Sampling nicht für alle dieselbe zu sein. Theoretische Schlüsselkategorien, die erklärungskräftigsten also, sollten natürlich so vollständig wie möglich gesättigt werden. Umgekehrt sollte die Untersuchung weniger relevanter Kategorien nicht auf Kosten der Sättigung der Schlüsselkategorien durchgeführt werden" (S.77).

Haben wir solche Schlüsselkategorien in unseren Daten finden und deren Relevanz plausibel aufzeigen können, wiederholt sich das Phänomen recht schnell. Bei der GTM hängt die Qualität der Untersuchung dann eben davon ab, diese Kategorien zu entdecken und nicht davon, das theoretische Sampling immer weiterzutreiben und die GT wieder und wieder durch neue Fälle zu belegen.

> „Da exakte Belege für die Generierung von Theorie nicht so entscheidend sind, kommt es auch nicht unbedingt auf die Art der Belege oder die Anzahl der Fälle an. Ein einziger Fall kann eine allgemeine konzeptuelle Kategorie oder eine allgemeine konzeptuelle Eigenschaft anzeigen; ein paar Beispiele mehr mögen die Indizien bestätigen" (S.39).

Das Auffinden von Schüsselkategorien ist also auch für das Sampling ein entscheidender Schritt und ist sicher eine der anspruchvollsten Aufgaben der Theoriegenerierung.

> „Wenn allerdings der Forschungsprozess sorgfältig vorbereitet wird, wenn ein ‚kontextaufklärendes' sensibilisierendes Konzept den Umgang mit den Daten anleitet, dann kann die Theoriegenerierung auch als aufmerksamer ‚Dialog' jenes Anfangskonzepts mit den Daten beschrieben werden, in dessen Verlauf sich das Konzept mit neuen Informationen anreichert, in der Regel auch deutlich verändert, aber doch sukzessive zu einer gegenstandsbezogenen Theorie ‚reift'. Es geht also nicht um einen ‚genialen Geistesblitz' sozusagen *ad hoc*, sondern um [einen] ‚spiralförmigen' Lern- und Prüfungsprozess" (Alheit 1999, S.17).

Es ist also wichtig zu beachten, dass es sich bei der Entdeckung der Schlüsselkategorien um einen Prozess handelt, der von sensibilisierenden Konzepten geleitet wird. Die oben dargestellte Schlüsselkategorie „soziale Herkunft"[28] ergibt sich also nicht per se aus dem Datenmaterial, sondern resultiert aus einer spezifischen Aufmerksamkeitsrichtung. Soziale Realität ist äußerst vielschichtig. So kann in einem anderen Fall die Kategorie Geschlecht den Hauptfokus darstellen und somit das Sampling in eine andere Richtung leiten.

Dennoch bleibt die Frage offen, wann eine Schlüsselkategorie gesättigt ist und das Sampling legitim abgeschlossen werden kann. Dies hat etwas mit der Reichweite der Ergebnisse zu tun. Glaser und Strauss weisen explizit auf den Unterschied zwischen materialer und formaler Theorie hin. Beide Theorietypen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Generalität. Während die materiale Theorie Aussagen über ein spezifisches empirisches Feld zulässt, werden in formalen Theorien übergeordnete und konzeptionelle Zusammenhänge entwickelt. Formale Theorien bedürfen aufgrund ihrer Feldunabhängigkeit Daten aus verschiedenen empirischen Feldern (vgl. Glaser & Strauss 1998 [1967], S.42ff.). Hinsichtlich der zeitlichen Rahmung von Qualifikationsarbeiten und der Tatsache, dass man in der Regel alleine forscht, liegt es nahe, materiale Theorien über einen spezifischen Feldausschnitt zu generieren. Durch diesen Anspruch lässt sich das Sample oftmals bereits erheblich eingrenzen. Wichtig ist es überdies, die Fragestellung, die der Untersuchung zugrunde liegt, nach und nach stärker einzuschränken (siehe auch Abschnitt 2). Während zu Beginn der Untersuchung der Spätstudierenden ganz allgemein die Bildungsverläufe interessierten, so entwickelt sich vielleicht im Laufe der Datenerhebung und Datenauswertung eine konkretere Fragestellung, nämlich in welcher Weise die soziale Herkunft eine Rolle für den Bildungsverlauf spielt. Diese Frage kann auch noch weiter eingegrenzt werden. Erkennt man beispielsweise, dass es für Studierende mit einem bildungsfernen Hintergrund an Universitäten im Gegensatz zu Fachhochschulen

28 Im Gegensatz zu diesen entwickelten Kodes und Kategorien gibt es auch so genannte In-vivo-Kodes. In-vivo-Kodes sind Kodes, die direkt in den Daten gefunden werden, d. h. sie werden von den Interviewpartner/innen selbst genannt.

besondere Hürden zu überwinden gibt, dann ist es bei entsprechender expliziter Eingrenzung der Fragestellung legitim, die Untersuchung auf diesen Teil der Studierenden zu beschränken. Es empfiehlt sich für Qualifikationsarbeiten also unbedingt, die Rahmenbedingungen der Untersuchung so zu setzen, dass sie erfüllbar sind. Darüber hinaus ist hinsichtlich des Sampling zu beachten, dass es nicht immer nötig ist, zusätzlich neue Daten zu erheben. Theoretisches Sampling, das Entdecken von Kontrastdimensionen und Minimalvergleichen sowie das Verfahren des permanenten Vergleichens können die Erhebung neuer Daten ebenso erfordern wie den Rückbezug auf bereits erhobene Daten. Ein Interview, das zu Beginn der Forschung ausgewertet wurde, kann im Arbeitsprozess hinsichtlich der sich entwickelnden spezifischeren Forschungsfrage Erkenntnisse beinhalten, die so zuvor nicht wahrgenommen wurden. Es geht also beim theoretischen Sampling nicht unbedingt darum, die Datenbasis zu erhöhen, sondern es können auch aus der bestehenden Datenbasis heraus Vergleiche hergestellt werden. „Wir entdecken systematisch auch am Material Kontraste und Ähnlichkeiten. D. h. wir fahren fort, theoretisch zu ‚samplen'. Nur sind es jetzt nicht mehr Fälle oder Situationen, die wir aufeinander beziehen, sondern das erhobene Datenmaterial selbst" (Alheit 1999, S.16).

5 Fazit

Abschließend wollen wir festhalten, dass sich in unserer Erfahrung immer wieder bestätigt hat, dass weniger oftmals mehr ist und man selbst weitaus zufriedener mit einer guten Bearbeitung kleinerer Ausschnitte der sozialen Wirklichkeit ist als mit einer diffusen Sammlung von Aussagen zu ganz verschiedenen Gegenstandsbereichen. Von Nachwuchswissenschaftler/innen wird in der Regel nicht erwartet, dass am Ende einer Qualifikationsarbeit eine völlig neuartige Theorie entwickelt wurde. Erwartet wird aber, dass eine gegenstandsbezogene Theorie entworfen wird, die neue Einblicke eröffnet, und dass Einsichten in den Prozess der Theoriegenerierung gewährt sowie Ideen für weiterführende Aufmerksamkeitsrichtungen entwickelt werden. All dies muss allerdings methodisch fundiert und anhand einer angemessenen Datenbasis entwickelt worden sein. Was die Kriterien für eine solche angemessene Datenbasis sein können, haben wir in diesem Beitrag zu diskutieren versucht. Letztlich stellt das theoretische Sampling eine Strategie dar, die zwar unerfahrene Forschende einerseits immer wieder vor Probleme der Umsetzbarkeit stellt, sich andererseits aber als kreative Methode auch in Qualifikationsarbeiten bewährt hat. Um sie in einem solchen Rahmen handhaben zu können und nicht in Gefahr zu laufen, ins Uferlose Daten zu erheben, sollten zusammenfassend zwei Dinge berücksichtigt werden. Zum einen ist es angebracht, im Vorfeld mit dem Betreuer bzw. der Betreuerin eine ungefähre Idee zu entwickeln, was in der zur Verfügung stehenden Zeit geleistet werden kann und wie viel Material in etwa bearbeitbar ist. Gerade wenn man im Umgang mit empirischem Material eher unerfahren ist, sollte die Daten-

menge überschaubar sein. Krotz weist ebenfalls auf den Irrtum hin, dass eine große Datenmenge ein Qualitätsmerkmal für Forschung nach der GTM sei: „Viele Forschungspersonen glauben zwar, sie sind auf der sicheren Seite, wenn sie eher mehr als weniger Daten erheben, aber dieser Schluss führt im Falle theoriegenerierender Forschung eher in eine erhebliche Arbeitsbelastung statt zu besseren Ergebnissen" (2005, S.194).

So haben wir in halbjährigen Abschlussarbeiten beispielsweise drei biografisch narrative Interviews ausgewertet. Im Rahmen von Promotionsprojekten wurden dann je nach Fragestellung bis zu maximal zehn Interviews verarbeitet. Ist das Datenmaterial weniger komplex (wie beispielsweise bei Expert/inneninterviews), so kann die Anzahl entsprechend angehoben werden. In jedem Fall empfehlen wir, sich im Vorfeld eine ungefähre Richtlinie zu setzen und lieber die Forschungsfrage zu präzisieren, als die Datenbasis zu breit zu machen. Dabei ist natürlich trotz alledem die Offenheit erforderlich, die Anzahl der Fälle entsprechend des Forschungsverlaufs anzupassen. Zum anderen hat es sich immer wieder bewährt, den Austausch mit anderen Forschenden zu suchen. Durch die Diskussion über die eigene Arbeit und das Vorgehen beim Sampling wird man genötigt, eigene Schritte zu explizieren und zu begründen. Etwaige blinde Flecken können so rechtzeitig in der Diskussion „entlarvt" werden. Der Austausch verhindert also, dass der Forschungsprozess eine Dynamik gewinnt, die für Außenstehende nicht mehr nachvollziehbar ist. Gleichzeitig gibt die Diskussion Sicherheit in der Vorgehensweise. So kann in Übereinkunft mit anderen Forschenden die Kernkategorie kommunikativ validiert und ihre theoretische Sättigung bestätigt werden, bevor das Sampling abgeschlossen wird. Der Austausch mit anderen Forscher/innen im Sinne einer kommunikativen Validierung stellt somit sicher, dass wesentliche Gütekriterien qualitativer Sozialforschung eingehalten werden wie beispielsweise die intersubjektive Nachvollziehbarkeit oder die Angemessenheit des Forschungsvorgehens (vgl. Steinke 2000). Er stellt gleichzeitig sicher, dass gerade junge Wissenschaftler/innen ein Forum erhalten, in dem Unsicherheiten, Probleme und Uneindeutigkeiten im Forschungsprozess ihren Raum finden, um so nicht nur mit Glück, sondern durch Erprobung und Auseinandersetzung sicher im Umgang mit der GTM zu werden.

Literatur

Alheit, Peter (1999). *Grounded Theory: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse*. Göttingen. [unveröffentlichtes Manuskript]

Alheit, Peter & Kreitz, Robert (2000). *„Social capital", „education" and the „wider benefits of learning". Review of „models" and qualitative outcomes*. Göttingen: Centre of Education der University of London und das Department for Education and Employment der englischen Regierung. [Interner Bericht]

Bourdieu, Pierre (1987). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourgeois, Etienne & Freney, Mariane (2001). *University adult access policies and practices across the European Union, and their consequences for the participation of non-traditional-adult students*. Belgien: Université catholique de Louvain. [unveröffentlichter Endbericht]

Bryant, Antony (2009). Grounded theory and pragmatism: The curious case of Anselm Strauss. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10*(3), Art. 2, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090325.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory: A practical guide through qualitative analyses*. Thousand Oaks: Sage.

Charmaz, Kathy (2009). Shifting the grounds. Constructivist grounded theory methods. In Janice M. Morse, Phyllis Noerager Stern, Juliet Corbin, Barbara Bowers, Kathy Charmaz & Adele E. Clarke (Hrsg.), *Developing grounded theory. The second generation* (S.127–154). Walnut Creek: Left Coast Press.

Clarke, Adele E. (2005). *Situational analysis. Grounded theory after the postmodern turn*. Thousand Oaks: Sage.

Clarke, Adele E. (2009). From grounded theory to situational analysis. What's new? Why? How? In Janice M. Morse, Phyllis Noerager Stern, Juliet Corbin, Barbara Bowers, Kathy Charmaz & Adele E. Clarke, *Developing grounded theory. The second generation* (S.194–233). Walnut Creek: Left Coast Press.

Corbin, Juliet M. & Strauss, Anselm L. (2008). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory* (3. Aufl.). Los Angeles, CA: Sage.

Dausien, Bettina (1996). *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-35127

Diaz-Bone, Rainer (2005). Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Researc*h, *7*(1), Art. 6, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs060168.

Dinqs (2006). DINQS – DoktorandInnen Netzwerk Qualitative Sozialforschung: Ein gelungenes Beispiel für selbst organisiertes Arbeiten in Netzwerken. In Claudia Koepernik, Johannes Moes & Sandra Tiefel (Hrsg.), *GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive* (S.275–279). Bielefeld: W. Bertelsmann.

Draucker, Claire B.; Martsolf, Donna S.; Ross, Ratchneewan & Rusk, Thomas B. (2007). Theoretical sampling and category development in grounded theory. *Qualitative Health Research*, *17*(8), 1137–1148.

Glaser, Barney G. (1965). The constant comparative method of qualitative analysis. *Social Problems*, *12*, 436–445.

Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical sensitivity. Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. (1992). *Emergence vs. forcing: Basics of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.

Glaser, Barney G. unter Mitarbeit von Judith Holton (2004). Remodeling grounded theory. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research*, *5*(2), Art 4, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040245 .

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm (1998 [1967]). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.

Haasen, Nele (2001). *Mentoring: Persönliche Karriereförderung als Erfolgskonzept*. München: Heyne.

Heath, Helen (2006). Exploring the influence and use of literature during a grounded theory study. *Journal of Research in Nursing*, *11*(6), 519–527.

Kaiser, Manuela (2004). *Bildung und Geschlecht. Eine biographieanalytische Untersuchung der Konstruktion von Geschlecht in Studentinnenbiographien*. Göttingen: Göttinger Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Forschung.

Kaiser-Belz, Manuela (2008). *Mentoring im Spannungsfeld von Personalentwicklung und Frauenförderung. Eine gleichstellungspolitische Maßnahme im Kontext beruflicher Felder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kelle, Udo (1994). *Empirisch begründete Theoriebildung: Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Kelle, Udo & Kluge, Susann (1999). *Vom Einzelfall zum Typus*. Opladen: Leske + Budrich.

Keller, Reiner (2004). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Opladen: Leske + Budrich.

Krotz, Friedrich (2005). *Neue Theorien entwickeln: eine Einführung in die Grounded Theory, die heuristische Sozialforschung und die Ethnographie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung*. Köln: von Halem.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In Wilhelm Kempf & Marcus Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Band 3: Psychologie als Natur- und Kulturwissenschaft. Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit* (S.100–152). Berlin: Regener.

Morse, Janice M. (2007). Sampling in grounded theory. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.229–244). London: Sage.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2007). Grounded theory and reflexivity. In Antony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.487–510). London: Sage.

Reinartz, Vera (2004a). Biographische Wissensbestände als Ressource sportpädagogischen Handelns? In Matthias Schierz & Peter Frei (Hrsg.), *Sportpädagogisches Wissen. Spezifik, Transfer, Transformation* (S.154–163). Hamburg: Czwalina.

Reinartz, Vera (2004b). Professionalisierung in Eigenregie – Chancen selbst organisierten Arbeitens in Netzwerken. *Ze-phir: Informationen für den sportwissenschaftlichen Nachwuchs*, *2*(11), 17–20.

Schütz, Alfred (1975). *Strukturen der Lebenswelt. Soziologische Texte*. Neuwied: Luchterhand.

Steinke, Ines (2000). Gütekriterien qualitativer Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S.319–331). Reinbek: Rowohlt.

Strauss, Anselm (1994 [1987]). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink (UTB).

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996 [1990]). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.

Strübing, Jörg (2004). *Grounded theory: zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Terhart, Ewald (1999). „Gute" und „schlechte" Lehrerarbeit: Sichtweisen aus der Erziehungswissenschaft. *Journal für Schulentwicklung*, *1*, 37–45.

Truschkat, Inga (2002). *„Meine Eltern sind beide keine Akademiker". Herkunftsbedingungen und habituelle Logiken von Studierenden als Reproduktionsfaktoren sozialer Ungleichheit. Eine biographieanalytische Untersuchung*. Göttingen: Göttinger Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Forschung.

Truschkat, Inga (2008). *Kompetenzdiskurs und Bewerbungsgespräche. Eine Dispositivanalyse (neuer) Rationalitäten sozialer Differenzierung. Theorie und Praxis der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Truschkat, Inga (2011a/im Druck). Die Grounded Theory Methodologie als Rahmen einer Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In Rainer Keller & Inga Truschkat (Hrsg.), *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Methodologie und Forschungspraxis Band 1*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Truschkat, Inga (2011b/im Druck). Das Kompetenzdispositiv. Zu den Chancen und Herausforderungen einer Dispositivanalyse. In Jutta Ecarius & Ingrid Miethe (Hrsg.), *Methodentriangulation in der qualitativen Bildungsforschung*. Leverkusen: Barbara Budrich.

Volkmann, Vera (2008). *Biographisches Wissen von Lehrerinnen und Lehrern. Der Einfluss lebensgeschichtlicher Erfahrungen auf berufliches Handeln und Deuten im Fach Sport*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Das Denken mit ATLAS.ti sichtbar machen: Computergestützte qualitative Analyse als textuelle Praxis[1]

Zdeněk Konopásek

1 Einleitung

Einige, die die Version 4 von ATLAS.ti, einem Software-Tool für qualitative Datenanalyse, noch kennen, werden sich vielleicht erinnern: Wer als Anfänger/in mit den Funktionen des Programms herumspielte, konnte in Versuchung geraten, eine sehr viel versprechende Option auszuprobieren, die im Menü für die Arbeit mit Textdokumenten angeboten wurde: *Relevant Text Search*. Hier ist sie bestimmt, dachte man, die Hauptfunktion der computergestützten qualitativen Analyse! Nachdem man sie jedoch ausgewählt und angeklickt hatte, erschien ein kleines Info-Fenster: „Do you believe in magic?" Und wer damals bereits das Glück hatte, einen mit Soundkarte ausgerüsteten PC zu besitzen, konnte auch ein bedeutungsvolles Räuspern hören, das darauf hinwies, dass man gerade etwas wirklich Törichtes versucht hatte …

Softwarepakete wie ATLAS.ti können nun einmal nicht die Denkarbeit abnehmen. Die Software bietet den denkenden Subjekten nur eine mehr oder weniger nützliche Hilfestellung und Unterstützung an.[2] Sie erweitert die geistigen Fähig-

1 Teile dieses Beitrags sind in Zusammenhang mit der Arbeit am Forschungsrahmenprogramm „Theoretical Research on Complex Phenomena in Physics, Biology and Social Sciences", MSM 0021620845 in Besprechungen von ATLAS.ti (Konopásek 1997, 2005a) und in einem Konferenzbeitrag (Konopásek 2005b) bereits auf Tschechisch erschienen. Der Beitrag wurde ursprünglich im *HSR-Supplement 19: Grounded Theory Reader* (Mey & Mruck 2007) auf Englisch veröffentlicht und 2008 für *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* überarbeitet. Er liegt nun erstmals in deutscher und neu überarbeiteter Fassung vor.
Aus dem Englischen übersetzt von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck.

2 Daher der Begriff CAQDAS (Computer *Assisted* Qualitative Data Analysis Software), der für diese Familie qualitativer Software verwendet wird. Es sollte jedoch angemerkt werden, dass es andere Programme gibt, die für die qualitative Analyse nützlich sind (siehe für die Nutzung unterschiedlicher Programmpakete die Beiträge in Evers, Mruck, Silver & Peeters 2011), aber völlig anders aufgebaut sind, und zwar nach dem Prinzip der Co-Occurrence-Analyse. Sie sind explizit für die Bedeutungsgenerierung und -zuschreibung auf der Basis computerisierter Analysen (praktisch ohne direktes menschliches Eingreifen) in großen Datenmengen gedacht (Teil & Latour 1995). Versuche „intelligenter" Verarbeitung von qualitativen Daten per Computer werden sogar innerhalb der Familie der klassischen CAQDAS-Tools unternommen. So wurde im Zusammenhang mit *Qualrus* (http://www.qualrus.com/) der Begriff des „intelligenten Kodierens" eingeführt: Das Programm versucht, auf Grundlage einer Analyse – die als Hintergrundprozess auf dem Computer läuft – aller vorgenommenen Kodierungen passende Kodes für ausgewählte Zitate vorzuschlagen (ausgehend von der Annahme, dass Zitate, die ähnliche Worte beinhalten, auch ähnlich kodiert würden). Aber lassen wir diese interessanten Entwicklungen vorerst beiseite …

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_17,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

keiten der Forschenden, sie hilft, sich zu organisieren, zu erinnern und systematisch vorzugehen. Aber obwohl sie dies tut, bleibt sie im Wesentlichen ein dummes Werkzeug, das zum Beispiel nicht die Relevanz einer Textpassage bestimmen kann. Menschen, nicht Maschinen, vollbringen die wesentliche Arbeit des Kodierens, des Suchens und Findens – das heißt, sie entscheiden, welche Textpassagen in den Daten mit welchen Begriffen bezeichnet werden sollen, um sie später weiterzunutzen. Die Hoffnung, dass ein Programm fähig wäre, den analytischen Verstand zu ersetzen, ist töricht. Nur menschliche Forscher/innen können aus ansonsten bedeutungslosen Operationen des Computers analytischen Nutzen ziehen – das war die unvergessliche Lektion, die diese kleine gemeine Marotte erteilte, die in das Programmdesign eingebaut war.

Und es war natürlich eine wichtige und dringend nötige Lektion, die dazu gedacht war, einem typischen Missverständnis von CAQDAS-Nutzer/innen vorzubeugen. Ich bin dennoch davon überzeugt, dass der Kern dieser Lektion ein wenig irreführend war (und nach wie vor ist). Es ist sogar so, dass ich in diesem Beitrag darauf hindeuten möchte, dass es ein *schlechter Dienst* war, CAQDAS zu einer tendenziell irrelevanten und rein instrumentellen technischen Erweiterung und Unterstützung von geistigen Prozessen zu machen, so etwas wie ein Schlag ins Gesicht für die ganze qualitative Forschung. Ich behaupte, dass die Vorstellung, Software repräsentiere im Grunde das, was sich im Kopf der Interpret/innen abspielt, eine klassische „methodologische" Sicht der qualitativen Analyse gestärkt hatte. Sie betonte die Rolle von Forscher/innen, die ihren Forschungssubjekten aufgrund ihrer besonderen Denkqualitäten überlegen seien, und sie unterdrückte eine nicht-exklusive, in gewisser Weise „ethnomethodologische" Position, die als selbstverständlich vorausgesetzte materiale Praktiken der Wissensproduktion thematisiert.

Solch ein mentalistischer Ansatz brachte, entweder implizit oder explizit, zwei unglückliche Folgen mit sich. Erstens ist dies ein schwieriges Verhältnis zu CAQDAS aufseiten derjenigen theoretisch-methodologischen Positionen in der qualitativen Forschung, die von einer objektivistischen Methodologie abweichen und immer einflussreicher werden: Computergestützte qualitative Datenanalyse wird als nicht leicht vereinbar mit (radikalem) Konstruktivismus oder poststrukturalistischen Verständnissen von Sprache betrachtet. Es wurde sogar argumentiert, dass ein konservativer („moderner") Ansatz, als Innovation namens qualitative Software getarnt, seine Position nochmals bekräftigte (Coffey, Holbrook & Atkinson 1996).

Zweitens wurde eine einmalige Gelegenheit für ein besseres Verständnis qualitativer Analyse als Prozess von Vermittlung und von leiblich-verankerter Praxis verpasst. Dies ist wirklich bedauerlich, da solch ein Verständnis von unschätzbarem Wert gewesen wäre, um qualitative Forschung verteidigen, erklären und lehren zu können. In Texten über qualitative Forschung findet sich meist eine Fülle an Beschreibungen zu unterschiedlichsten Paradigmen, Ansätzen und Theorierahmen, zu Datenerhebungsverfahren, Praktiken der Feldforschung oder zu Forschungsethik. Wenn es jedoch darum geht zu vermitteln, wie eine neue Qualität des *Lesens* und

Interpretierens (und damit soziologisches Verständnis[3]) entstehen kann, werden die Beschreibungen häufig eher vage und dürftig.[4] Die Interpretation qualitativer Daten erscheint zumeist als Leistung einer „reinen Vernunft", klare und praxisorientierte Darstellungen fehlen, die helfen könnten, mehr in Betracht zu ziehen als den Verstand der Forschenden einerseits und die Daten, über die sie nachsinnen, andererseits. Und es ist immer nur dieser Verstand, der verantwortlich ist für Deduktion, Induktion, Generalisierung, Konzeptualisierung, Vergleich – es geht immer und nahezu ausschließlich um *mentale Operationen* …

Auf diese Weise werden zwar wichtige Aspekte qualitativer Analyse aufgezeigt, aber eben sehr begrenzt. Dies wird deutlich, wenn man Außenstehenden oder Studierenden erklären muss, in welcher Hinsicht qualitative Analyse aus mehr besteht als aus einem sorgfältigen Lesen und (mentalen) Deuten von Daten, gewürzt mit glücklichen Erkenntnissen (sofern es diese überhaupt gibt). In der Folge gilt qualitative Forschung als *Kunst*, schwer zu greifen und zu vermitteln (Denzin 1994, S.512 und viele andere). Als Antwort auf neugierige Fragen danach, „wie es gemacht wird", wird betont, es gebe keine allein stehende qualitative Methode, und die Datenanalyse könne schwerlich von anderen forschungsbezogenen Tätigkeiten getrennt werden (die dann anschließend ausführlich beschrieben werden). Qualitative Forschung wird so zu einer komplexen und kontextabhängigen Tätigkeit, die sich gegen Anleitungen im Stil eines Kochbuches wehrt.

Solche Antworten sind sicherlich nicht *per se* falsch, aber sie weichen der wichtigsten Frage aus. Schlimmer noch: indem sie ausweichen, machen sie deren Beantwortung noch dringlicher – wie nämlich erzeugt qualitative Analyse eigentlich *neues Wissen*, auf unverwechselbare, klar erkennbare und nachvollziehbare Art und Weise? Wie wir gesehen haben, wird reflexhaft erklärt, dies geschehe nicht durch das Anklicken eines Menüpunktes in einem Computerprogramm. Man glaubt, dies helfe nicht, da sich alles Wichtige in unserem Kopf abspiele, auf eine Art, die schwer erklärbar sei. Ich schlage nun in meinem Beitrag einen anderen Weg ein: Ich werde versuchen, über materielle Praktiken und Inter-Aktionen zu sprechen statt über mentale Operationen eines Individuums. Die Zielsetzung kann hier nicht darin bestehen, die Logik qualitativer Analyse im Allgemeinen und der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) im Besonderen besser und tief gehender zu erklären als z. B. Anselm Strauss dies in seinem großartigen Buch „Qualitative Analysis for Social Scientists" (1987 [1991]) geleistet hat. Aber ich möchte Strauss in dem Punkt ernster nehmen, in dem er anmerkt, dass Forschungsarbeit aus *physischen* und konzeptuellen Aufgaben besteht (S.1). Und da das Konzeptuelle in qualitativen Methodentexten meist über-

3 Ich beziehe mich hier und im Weiteren auf meine eigene Herkunftsdisziplin, die Soziologie, wobei die Praktiken, die ich zu skizzieren versuche, natürlich nicht auf Soziolog/innen beschränkt sind.

4 Die Tendenz, dass Beiträge zu qualitativer Forschung lange Abhandlungen über Datenerhebung und über Felderfahrungen, aber wenig über Analyse enthalten, wurde auch von Strauss (1987 [1991], S.xi) bemerkt.

repräsentiert scheint, Strauss' Buch eingeschlossen, werde ich den Fokus im Folgenden auf das Physische richten.

„Denken" werde ich ausklammern – selbstverständlich nicht, weil es unwichtig wäre, sondern weil das Denken alleine nicht der Grund sein kann für Unterschiede zwischen gewöhnlichen Wissenspraktiken (z. B. der Forschungssubjekte) und einer qualitativen Analyse, die ihren Namen verdient (seitens der Forschenden). Natürlich denken wir als Interpret/innen, darüber besteht kein Zweifel. Aber das tun alle anderen auch, unsere Forschungssubjekte mit eingeschlossen. Daher macht es wenig Sinn, die Überlegenheit soziologischen Wissens fast ausschließlich auf Mentales und auf den Akt des Denkens zu gründen. Wir sollten unser Augenmerk vielmehr, wie die *Science and Technology Studies*, auf die praktische „Bearbeitung" sichtbarer, hörbarer und greifbarer Realitätsausschnitte richten, die die Kraft haben, den Schlusssatz überzeugender und langlebiger als alle anderen konkurrierenden Aussagen zu machen (so Latour 1987 und viele andere).

Im nächsten Abschnitt werde ich diese ungewöhnliche, von den *Science and Technology Studies* herrührende Inspiration kurz erläutern. Ich werde dann erörtern, welchen Platz die GTM und ATLAS.ti in meiner Gesamtargumentation einnehmen. Auch werde ich verdeutlichen, wie es möglich ist, in der virtuellen Umgebung eines Computerprogramms den Fokus auf materielle Praktiken gerichtet zu lassen. Der Hauptteil folgt dann, nämlich der Versuch, die analytische Arbeit mittels ATLAS.ti als Erschaffung und Nutzung eines „Textlabors" zu beschreiben. Gewöhnliche analytische Vorgänge wie Datensegmentierung, Kodieren und Verknüpfen von Kodes oder das Schreiben von Memos werden als praktische Bearbeitungen von Objekten, die auf dem Bildschirm sichtbar sind, dargestellt. Und genau diese Bearbeitungen verleihen dem aus der qualitativen Analyse erwachsenen Wissen Eigenschaften, die es von gewöhnlichem *members' knowledge* unterscheiden und die es ermöglichen, auf instruktive und praktische Art und Weise von qualitativer Analyse zu sprechen. In einem Fazit werden einige weiterreichende theoretische Konsequenzen einer solchen Neurahmung unseres Denkens über die qualitative Analyse diskutiert.

2 *Science Studies* als Inspiration

In seinem Artikel über eine Forschungsexpedition zu den Amazonaswäldern zeigt Bruno Latour (1995) an einem anschaulichen Beispiel, wie die *Science Studies* das Verfahren wissenschaftlicher Arbeit verstehen. Die Frage ist, wie es möglich ist, dass wissenschaftliche Texte Aussagen über Wirklichkeit treffen. Was begründet ihre Referenz zu den untersuchten Gegenständen? Diese Frage nach der Beziehung zwischen Wort und Wirklichkeit ist alt, aber die Sichtweise der *Science Studies* gibt eine neue Antwort. Als Wissenschaftssoziologe meidet Latour wissenschaftstheoretische Konzepte und bietet stattdessen einen ethnografischen Bericht (in Verbindung mit einer Reihe Fotos) von unterschiedlichen *Praktiken*, durch die die Mitglieder einer

Forschungsexpedition die Grenze zwischen Savanne und Wald irgendwo in Amazonien (sprich das untersuchte Phänomen) in einen wissenschaftlichen Bericht „übersetzen". Er betont, dass die empirischen Belege, die er präsentiert, keine Spuren eines mysteriösen Sprungs von der Wirklichkeit in einen Text beinhalten; vielmehr können wir zahlreichen kleinen praktischen Verfahren folgen, anhand derer Wirklichkeit immer mehr mit Bedeutung aufgeladen und zunehmend ent-materialisiert wird, zunehmend „textuell" wird. Es gibt keine direkte Verbindung zwischen der Welt und dem Wort, nur Ketten von Übersetzungen – d. h. praktische Bearbeitungen und Eingriffe, durch die ein Stück Naturlandschaft in ein „Feldlabor" mit exakten Parametern und Koordinaten umgewandelt wird, durch die Erdklumpen zu hinreichend repräsentativen Stichproben, und durch die Eigenschaften dieser Klumpen durch schriftliche Kodes und Kommentare ersetzt werden können, sodass die untersuchte Grenze zwischen Savanne und Wald sukzessive in etwas anderes eingeschrieben werden kann und so das „Papierreich" der Texte konstituiert.[5]

Wie Latour und seine Kolleg/innen könnten wir den vielfältigen Übersetzungen folgen, die qualitative Forscher/innen auf dem Weg vom Feld zum Reich des Textuellen unternehmen. Zum Beispiel wird etwas (das geschehen ist) von der oder dem Interviewten erzählt; die Erzählung wird aufgezeichnet; die Aufzeichnung wird transkribiert; das Transkript wird in einen Datensatz aufgenommen … jeder dieser Schritte bedeutet, dass etwas verloren geht und etwas anderes gewonnen wird. Im Allgemeinen ist es Materialität, die verloren geht, z. B. materielle Besonderheiten des Interviewakts wie etwa die Gesamtheit der stimmlichen Modulationen, der Gerüche, Gesten und der umliegenden Umgebung. Was ist gewonnen? Einfach gesagt: es wird Bedeutung gewonnen. Dies ist möglich, weil der allmähliche Verlust von Materialität neue Möglichkeiten eröffnet. Sobald Wirklichkeit erst einmal erzählt, aufgezeichnet und transkribiert ist, können wir sie besser handhaben – wir können sie speichern, transportieren, komprimieren, markieren, einer anderen Wirklichkeit gegenüberstellen, sie zerteilen, neu zusammensetzen, neu ordnen etc. Nur dank dieser Bearbeitungen können wir Unterschiede und Gemeinsamkeiten, entstehende Muster und neue Kontexte *erkennen* (und zeigen).

Da wir dabei so verfahren, dass es immer möglich ist, entlang der Kette von Transformationen zurückzugehen (d. h. von einem Zitat in unserem Artikel zum Transkript, zur Aufzeichnung und – mithilfe von Feldnotizen und Bändern – zur Interviewsituation oder sogar gewissermaßen zum „ursprünglichen" Ereignis), können wir von Referenz sprechen.

Daher ist das Argument von Latour, das er durch den Fall der Forschungsexpedition zu den Amazonaswäldern so eindrücklich veranschaulicht hat: Wissenschaftliche Texte sprechen von Wirklichkeit nicht aufgrund eines mysteriösen Bandes zwischen Gegenständen und Worten (etwas, das Philosoph/innen sehr beschäftigt),

5 Die Rolle von Texten und Textualisierungen („Einschreibungen") im Rahmen wissenschaftlicher Arbeiten fasst Law (1986) zusammen.

sondern wegen gut geknüpfter Ketten kleiner Transformationen, bei denen etwas erhalten bleibt, während andere Eigenschaften verloren gehen.[6]

In diesem Zusammenhang interessiert mich die Referenz als eine Verbindung zwischen der Welt und dem Wort, die wir auf unserem Weg vom Feld zur analytischen Arbeit mit Daten bemüht sind aufrechtzuerhalten, allerdings nicht so sehr. Mein Anliegen ist vielmehr, die Inspiration durch die *Science Studies* auf einen „nächsten Schritt" anzuwenden, nämlich auf die qualitative Analyse selbst, genauer gesagt auf die Arbeit mit dem Programm ATLAS.ti. Ich möchte zeigen, dass das, was oft als eine Errungenschaft des Geistes angesehen wird, möglicherweise besser in Form von praktischen Bearbeitungen von Textkörpern beschrieben werden kann.

3 Warum ich die GTM als Beispiel gewählt habe

Es gibt verschiedene Traditionen und Ansätze qualitativer Analyse[7], und meine Darstellung wird keinesfalls „methodologisch neutral" sein. Ich werde mich vielmehr mit einer Arbeitsweise befassen, die dem nahe steht, was als GTM bekannt ist (siehe Glaser & Strauss 1967 [1998]). Ich sollte gleich zu Beginn betonen, dass es nicht die GTM als Label für eine in sich geschlossene Epistemologie ist, worauf es mir wirklich ankommt. Mit dem Terminus GTM beziehe ich mich vielmehr auf eine lose definierte Reihe analytischer *Praktiken*, deren Gebrauch unter Soziolog/innen, Ethnograf/innen, Psycholog/innen und sogar Historiker/innen sehr verbreitet ist.

Howard Becker (1993, S.228) sagt: „… general statements of what must be done to be scientifically adequate rely, usually without acknowledgement, on practical matters and, in this, they follow rather than lead everyday practice." Dieser Standpunkt steht dem der *Science Studies* sehr nahe. Die methodologische Perspektive rückt hierbei zugunsten einer soziologischen Beforschung der „Wissenschaft in Aktion" in den Hintergrund.[8] In diesem Sinne werde ich – um es ganz unmethodologisch, d. h. ohne Bezugnahme auf etablierte Begriffe wie „theoretische Sättigung", „axiales Kodieren" oder „Methode des permanenten Vergleichs" auszudrücken – von solchen qualitativen Forschungsprojekten sprechen, die große Datenmengen nutzen, die wiederum systematisch analysiert werden, um am Ende Wissen bereitzustellen, das sich von dem Wissen unterscheidet, über das die beforschten Subjekte üblicherweise verfügen (und das diesem letztgenannten Wissen auf eine spezifische Art überlegen ist).

---

6 Eine Aufzeichnung zum Beispiel ist mit ihrer Übersetzung in Text durch eine akkurate und gewissenhafte Transkription gut verknüpft. Dass dies keine leichte Aufgabe ist, haben u. a. Ashmore und Reed (2000) gezeigt.

7 Die Bestimmung und der Vergleich unterschiedlicher Paradigmen in der qualitativen Forschung ist zu einem beliebten Thema in Büchern und Artikeln geworden (Creswell 1997; Guba & Lincoln 1994; Gubrium & Holstein 1997).

8 Eine ähnliche Betonung von qualitativen Forschungspraktiken und eine Zurückhaltung gegenüber Theorien und Epistemologien finden sich bei Seale (1999).

Es gibt mehrere gute Gründe, warum ich mich für die GTM als Beispiel meiner Erörterung entschieden habe. Erstens ist die Wahl nicht verwunderlich angesichts der Bedeutung, die der GTM vonseiten des Entwicklers von ATLAS.ti, Thomas Muhr, beigemessen wird (vgl. Muhr & Friese 2004). Außerdem genießt die GTM (ob man es mag oder nicht) eine anhaltende Beliebtheit besonders unter Studierenden und Lehrenden; mitunter wird sie gar als Gesamtstrategie für nichtdeduktive Forschungsprojekte verstanden oder – mit Blick auf ihre Intention der Theorieentwicklung aus qualitativen Daten – als Synonym für qualitative Forschung überhaupt wahrgenommen.[9] Die gegenwärtige CAQDAS-Epidemie verstärkt diese Hegemonie sogar noch. Zuletzt und möglicherweise am Wichtigsten – die GTM ist zugleich auch ein heutzutage *infrage gestellter* und oft *missverstandener* qualitativer Ansatz: Einige betrachten sie als obsolet, da einem veralteten modernistischen Festhalten an wissenschaftlicher Strenge und Objektivität verpflichtet, das für interpretative Sozialforschung nicht (mehr) angemessenen sei (Lincoln & Denzin 1994). Hier tragen Softwarepakete, die auf Kodierverfahren aufsetzen, zu der mehr oder weniger impliziten Überzeugung bei, die GTM sei lediglich eine Anwendung eines solchen *code-and-retrieve*-Prinzips – ein bedauernswertes Missverständnis (Strauss & Corbin 1994), das schwer auszuräumen ist.

Zugleich ist der „ökumenische" Fokus auf „Etwas-wie-Grounded-Theory-Methodologie" relativ willkürlich. Tatsächlich könnte ich ebenso gut versuchen, anderen analytischen Praktiken – z. B. der Konversationsanalyse oder der Narrationsanalyse – Aufmerksamkeit zu schenken (vielleicht mit dem Risiko, weniger gut verstanden zu werden, da diese Praktiken in den Sozialwissenschaften nicht so geläufig sind wie die GTM). Und es sollte auch betont werden, dass ich keine neuen analytischen Verfahren vorstellen werde, ebenso wenig zusätzliche Funktionalitäten von/für ATLAS.ti. Es geht mir im Kern um eine alternative „Theorie" und um eine praxisorientierte Beschreibung von sehr gewöhnlichen und elementaren Arbeitsschritten, die üblicherweise zu unserem Alltag als Interpret/innen gehören.

4 Wirklichkeit, Virtualität und Praktiken

Eine Frage könnte sich stellen: Wenn wir *materielle Praktiken* qualitativer Analyse verstehen wollen, warum schauen wir uns dann nicht die Arbeit von Forscher/innen der „Vor-CAQDAS-Ära" an, die mit *echten Gegenständen* wie zum Beispiel Blättern, Buntstiften, Scheren, Kleber und Karteikarten arbeiteten? Eine solche Betrachtung wäre durchaus möglich, und sie könnte teilweise durchaus aufschlussreich sein.

Wenn jemand hingegen mit einem Computerprogramm arbeitet, scheint das einzige, was bearbeitet werden kann, reine Information zu sein – Bits and Bytes,

9 Immerhin lautet der Titel des bereits erwähnten Buches über die GTM von Anselm Strauss (1987) „Qualitative Analysis for Social Scientists" (ohne eine weitere Spezifikation).

von denen mitunter geglaubt wird, dass sie die Gedanken der Forschenden „repräsentieren". Wenn wir einen Computer als unmittelbare Verlängerung menschlichen Denkens ansehen, könnten wir tatsächlich schwerlich über materielle Praktiken sprechen.[10] Aber Computer können anders gesehen werden. Sie haben Tastaturen, Mäuse, Lautsprecher und Monitore. Und auf Bildschirmen können wir verschiedenartige Objekte *erzeugen*, *sehen* und *bearbeiten*. Diese Objekte können verschiedene Formen und Größen haben; man kann sie verstecken, bewegen, zerteilen, einfärben, gruppieren und umgruppieren, vergessen und in einem unerwarteten Moment wiederentdecken. Kurz gesagt: Computer stellen eine *virtuelle Umgebung* bereit, in der nicht nur Handlungen durchgeführt werden können, die auch für mit Papier, Schere und Stiften ausgestattete „Vor-CAQDAS"-Forscher/innen möglich waren, sondern viel mehr. Virtuelle Objekte auf dem Bildschirm sind noch formbarer durch und eingebetteter in Praktiken als „echte" Objekte.

5 Erschaffung und Nutzung eines „Textlabors"

Was tun Forscher/innen eigentlich mit ATLAS.ti, wenn sie ihre Daten analysieren? Lassen Sie mich nur ein paar der zentralen Momente des Prozesses aufgreifen. Ich werde mit dem beginnen, was typisch für den Anfang eines Projekts ist und fortfahren mit dem, was üblicherweise während späterer Phasen stattfindet.

5.1 Primärdokumente zuordnen

In ATLAS.ti wird ein Forschungsprojekt durch einen Satz von Primärdokumenten (*primary documents* = PD) definiert. Dies sind unsere Daten, also das – so die verbreitete Meinung – was wir im Feld sammeln. Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit, da Daten auch all das sind, was wir bemüht sind, *an einen Ort*, auf einen Tisch zu legen. Oder genauer: in ein Textlabor, das die Fähigkeit besitzt, zeitliche und räumliche Entfernungen zwischen beobachtbaren Phänomenen zu verkürzen, sodass alles Wesentliche vorhanden und unter Kontrolle ist.[11]

---

10 Natürlich kann (und wird meist) sogar die Arbeit mit Karten, Scheren und Buntstiften im „alten" Papier-und-Bleistift-Modell als unmittelbare Verlängerung mentaler Prozesse angesehen. Aber nach wie vor würden die meisten Menschen wahrscheinlich denken, dass es nicht das beste Mittel ist, Computer mit ihrer virtuellen, „nicht-materiellen" Umgebung als Beispiel zu wählen, um diesen mentalistischen oder repräsentationistischen Ansatz zu überwinden. Aber ich glaube, dass das Gegenteil wahr ist: CAQDAS bietet die Möglichkeit, einen anderen Blick auf qualitative Analyse zu werfen, nämlich als eine Reihe praktischer Bearbeitungen von Daten.

11 Innerhalb der aktuellen Wissenschaftssoziologie ist das Labor ein prominentes Thema, und zwar im buchstäblichen Sinne (siehe z. B. die Laborstudien von Knorr-Cetina & Mulkay 1983; Latour & Woolgar 1986; Lynch 1985) oder in einem weiteren Sinne als grundlegendes Instrument für (wissenschaftliche) Kontrolle und Visualisierung (Gieryn 2006; Miller & O'Leary 1994).

Wir können diesen Punkt besser verstehen, wenn wir uns vorstellen, was passiert, wenn Primärdokumente einem Projekt zugeordnet werden (einer Hermeneutischen Einheit [HU] bzw. einer *hermeneutic unit*, wie sie in ATLAS.ti genannt wird). Die Hinzufügung neuer Dokumente hat wichtige praktische Konsequenzen: Wenn wir die HU das nächste Mal öffnen, haben wir sofort alle Materialien zur Hand. Diese Materialien können verschiedene Formate haben – es können Texte sein, Fotos, gescannte Dokumente, Audio- oder Videoaufzeichnungen. Sie können sich physisch sogar auf verschiedenen Medien befinden – auf Festplatten, optischen Datenspeichern, in lokalen Netzwerken oder im Internet. Was aber am Wichtigsten ist: *Diese Dokumente können ihren Ursprung in einer Vielzahl von Orten und Zeiten haben*, auf die sie verweisen.

Aufgezeichnete und transkribierte Interviews könnten etwa während der letzten zwei Jahre in Dutzenden Haushalten und Büros in mehreren mittelgroßen Städten durchgeführt worden sein. Aber nicht nur die Interviewtranskripte oder andere Daten „aus dem Feld" gehören zu den Primärdokumenten unseres Projekts. Hinzu kommen möglicherweise Textauszüge zu dem uns interessierenden Thema aus der Literatur, die wir vielleicht sogar während unseres gesamten beruflichen Werdegangs, zuhause oder während Studienaufenthalten im Ausland aufgeschrieben haben; aus Online-Datenbanken heruntergeladene wissenschaftliche Artikel, die mehrere Jahrzehnte einschlägiger Forschung abdecken; ausgewählte Zeitungsartikel, die in den letzten Jahrzehnten zu unserem Thema veröffentlicht wurden; offizielle Dokumente, die mit dem Thema in Zusammenhang stehen und die über das Internet beschafft oder von Behörden eingeholt wurden; ein Projektantrag zu unserer Forschung, der vor fast drei Jahren geschrieben wurde; E-Mail-Verkehr mit Kolleg/innen im In- und Ausland, der aus der Zeit der Vorbereitung des Antrags stammt. Und so weiter.

Wir haben jetzt also all dies in Sicht- und in Griffweite. Oder genauer gesagt: Es steht mithilfe einiger Klicks der Computermaus für die Untersuchung zur Verfügung. Während wir Primärdokumente des Projekts durchsuchen, *reisen wir durch Zeit und Raum*. Es ist unglaublich einfach und schnell: klick, klick. Ein Interview mit Herrn Miller aus Pilsen, Mai 2005: Wir haben darüber gesprochen, wie in der Tschechischen Republik Anfang der 1990er Jahre neue Bürgerorganisationen gegründet wurden. Klick, klick. Ein Beschluss des Regierungsrats für NGOs, der vor einem Monat verabschiedet wurde: Er schlägt eine Neudefinition des Rechtsstatus einiger gemeinnütziger Organisationen vor. Klick, klick. Meine eigenen Auszüge aus einem Buch über Umweltbewegungen, das 1984 publiziert wurde. Ich habe die Auszüge vor etwa fünf Jahren in Paris angefertigt, als ich einen kurzen Kommentar über neue soziale Bewegungen geschrieben habe. Also, was hat Herr Miller im Rahmen dieser Exzerpte genau gesagt? Klick, klick, und da haben wir es.[12]

12 Die Beispiele und Namen sind nicht authentisch, sie sind aber von tatsächlicher Arbeit angeregt. Das gleiche gilt für den Rest der Beispiele in diesem Beitrag.

Als ich das Buch über Umweltbewegungen gelesen habe, wusste ich nichts von Herr Millers Bürgervereinigung. Ich interessierte mich nicht einmal dafür. Ich hatte keine Ahnung, dass ich mich, einige Jahre später, mit einem Forschungsprojekt zu Expert/innenwissen und Demokratie beschäftigen würde, für das ich auch Interviews mit einheimischen Aktivist/innen brauchen würde. Und zu dem Zeitpunkt, als ich das Interview mit Herrn Miller durchführte, erinnerte ich mich nur vage daran, was die Autor/innen des Buches gesagt hatten. Die beiden Ereignisse lagen zu weit auseinander, sowohl zeitlich als auch geografisch. Und auch hinsichtlich ihres Charakters, da Ersteres „Theorie" (und breitere soziologische Kontexte) betrifft, während Letzteres von der Produktion „empirischer Belege" (und meinen eigenen Daten) handelt. Aber im gegenwärtigen Augenblick stehen sie nebeneinander, beide unmittelbar zur Hand: Paris und Pilsen, 1993 und 2005 (auf die frühen 1980er und frühen 1990er Jahre verweisend) – hier und jetzt. Der Abstand zwischen den beiden Bruchstücken von Wirklichkeit ist im gegenwärtigen Augenblick sehr klein, messbar mit ein paar Klicks der Computermaus. Sie können sorgfältig verglichen und gegenübergestellt werden. Als Primärdokumente haben sie standardisierte Kopfzeilen (z. B. in Kommentaren, die den PDs jeweils angehängt sind), die es ermöglichen, den Bezug zu den ursprünglichen, fernen Zeiten und Orten zu wahren.

5.2 Zitate definieren: PDs aufteilen

Aber es ist schwierig, ganze Primärdokumente (PD) einander gegenüberzustellen, sie sind zu groß. Es gibt normalerweise keine praktikable Möglichkeit, zwei ganze Transkripte in eine gemeinsame Ansicht zu bringen. Mehr als ein Primärdokument auf einmal kann nur als Liste von Items oder Reihe von Icons in einem Fenster betrachtet werden, auf verschiede Weise angeordnet. Mehr noch, es ist schwer – in einem Moment – ein gesamtes einzelnes PD zu sehen. Sowohl unser Gesichtsfeld als auch die Bildschirmgröße sind beschränkt, wir können immer nur ein paar Absätze sehen.[13]

Um unsere Daten genau analysieren zu können, brauchen wir eine andere Art von Objekt: etwas Kleineres. Das ist der Grund, weshalb wir einige Absätze oder Sätze, die von besonderem Interesse sind, als Zitate *(quotations)* markieren. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als würden wichtige Absätze am Rand eines Buches angestrichen. Aber die virtuelle Umgebung ermöglicht mehr: Durch die Markierung eines Teils der Daten modifizieren und erweitern wir das originale PD nicht nur, sondern wir *erstellen* auch *ein neues Analyseobjekt* – ein Datenelement, das getrennt und befreit von seinem ursprünglichen Kontext ist. Die Trennung ist jedoch nie vollständig. Wir können die Zitate immer auf ihren ursprünglichen Ort zurückführen.

13 Es gibt einige Unterschiede, wenn statt textuellen PDs Audioaufzeichnungen oder Bilder betrachtet werden, aber im Grunde genommen wäre das Argument ähnlich.

Worin liegt der Vorteil, solche Zitate als in sich geschlossene Objekte greifbar zu haben? Wir haben unsere Daten jetzt in einer Form, die in ihrer Vielfalt besser auf den Bildschirm und zu unserem Gesichtsfeld passt.[14] Die Bezüge zu den originalen PDs bleiben erhalten: Das ist, was Herr Miller gesagt hat, das ist, was der Regierungsbeschluss festgestellt hat, und hier haben wir eine soziologische Beobachtung aus der Literatur. Aber jetzt können wir mit all diesen Textstücken zugleich arbeiten, da die Daten auf doppelte Art und Weise umgeformt sind. Erstens sind sie in ihrer Anzahl reduziert, sodass wir uns auf das konzentrieren können, was wir bisher als relevant befunden haben.[15] Zweitens sind sie in ihrer Größe vermindert, sodass sie zu greifbaren Datenelementen werden. Erst jetzt können wir auf dem Bildschirm noch nie da gewesene Rendezvous anordnen, die unter unserer unmittelbaren visuellen Kontrolle stattfinden: ein Stück eines Rechtsdokuments (ein bestimmter Paragraph) trifft ein Stück eines Interviews oder einen Absatz aus einem älteren Forschungsbericht.[16] Stützen sie sich gegenseitig? Widersprechen sie sich? In welchem Sinne? Nun haben wir gute Voraussetzungen geschaffen, uns mit all dem auseinanderzusetzen.

Zitate sind in der Tat *elementare Einheiten der Analyse*, nicht nur, weil ihre Bedeutungen in einem vernünftigen Maße enthalten und daher der gedanklichen Verarbeitung zugänglich sind; sie haben auch eine vernünftige physische Größe, um *auf materielle Art und Weise* erfasst und bearbeitet zu werden – von Augen, Händen, Listen, Boxen und Computerbildschirmen. Daher der Hauptpunkt dieses Beitrags, nämlich zu zeigen, dass analytische Arbeit in bedeutender Hinsicht eine materielle Praktik ist (und *vice versa*).

Es gibt hierbei jedoch ein großes „Aber". Je mehr Zitate wir haben, umso weiter entfernt voneinander sind sie. Sie sind so zahlreich, dass man leicht in Daten ertrinken kann. Es ist eine lange und qualvolle Reise, um einen Weg oder sogar *den* Weg, die Verbindung, von einem Stück zum anderen zu finden. Zwei relevante Passagen sind häufig durch Stunden sorgfältigen Lesens und Durchsuchens voneinander getrennt.

14 In diesem Zusammenhang könnten einige praktische Empfehlungen zur Formatierung von PDs und der Umgebungssettings gegeben werden, die auf ein gutes Arrangement der Visualisierung zielen. Aus der hier dargestellten Perspektive wären sie für analytische Vorgehensweisen von unmittelbarer Relevanz.

15 Die Liste der Zitate ist natürlich nicht unveränderlich festgelegt, sie wächst, indem wir die Daten verarbeiten; einige Zitate mögen auch gelöscht werden. Und wir gehen häufig zu den ursprünglichen Dokumenten zurück und schauen nach weiteren relevanten Passagen. Aber durch die Erzeugung von Zitaten erstellen wir eine Auswahl an Daten, die uns gestattet, sie detaillierter zu betrachten.

16 Lassen Sie uns auch zur Kenntnis nehmen: Die spezielle Äußerung von Herrn Miller wurde letzten Dienstag als wichtig hervorgehoben, während der Paragraph des Beschlusses vor zehn Monaten, bevor die Feldforschung begann, als relevant gekennzeichnet worden war; das Argument aus der Literatur ist gerade erst vermerkt worden. Wir sehen diese prozeduralen Details sofort, wenn wir uns die Zitate anschauen – das Erstellungs- oder Änderungsdatum wird als Teil ihrer Kopfzeilen automatisch generiert. Somit treffen sich in diesem Moment nicht nur verschiedene Dokumente vor unseren Augen, sondern auch verschiedene Momente unserer bisherigen analytischen Arbeit.

5.3 Kodes und Kodieren: Reintegration der Einzelelemente

Datenelemente/Zitate, müssen irgendwie geordnet werden, um auch in großen Mengen handhabbar zu sein. Hier kommt das als Kodieren bekannte Verfahren als nützliche Strategie ins Spiel.[17] Beim Kodieren verknüpfen wir bestimmte Zitate miteinander und bilden thematische Gruppen aus einzelnen Datenelementen. Kodes sind Namen für solche Gruppen, die anzeigen, welche Art von Zitaten sich in jedem einzelnen Bündel befindet. Hier behandeln die versammelten Dokumente, Interviews, Exzerpte, wissenschaftlichen Artikel, Projektanträge und Medienartikel zum Beispiel das Thema „Geld", hier „Gesetzgebung" und hier „Verhandlung". Mithilfe von Kodes (und der virtuellen Umgebung von ATLAS.ti) können wir die thematischen Konturen jeder Gruppe von Zitaten sowie die Größe der Gruppen *sehen*[18].

Aber Kodes sind nicht nur Namen, konzeptuelle Bezeichnungen. Sie sind auch nützliche *Hebel*, mittels derer wir die jeweiligen Gruppen von Datenelementen fassen und bearbeiten können.[19] Kodes können ausgewählt, kommentiert, geordnet, gefiltert, bewegt, umbenannt, getrennt und miteinander verknüpft werden. Man kann sie in Listen, Hierarchien, Netzwerkansichten oder als Einzelereignisse anschauen. Immer, wenn wir mit einem Kode eine Operation durchführen (z. B. ihn mit einem anderen Kode verknüpfen oder ihn bloß auswählen), bearbeiten wir indirekt auch alle diesem Kode assoziierten Zitate. Anstatt uns nun frei durch einen unsortierten Berg von Zitaten graben zu müssen, gewinnen diese Zitate durch das Kodieren an Relevanz und Bedeutung. Kodierte Daten verkürzen die analytischen Entfernungen zwischen manchen Datenstücken selektiv, was diese elementaren Einheiten handhabbarer macht. Kurzum, sie ermöglichen eine Art von effizienterem, thematisch oder semantisch organisiertem Lesen.[20]

---

17 Das Kodieren ist genau der Moment, in dem unschwer ein Einspruch erhoben werden kann: Ein Computerprogramm wie ATLAS.ti kann keine semantische Relevanz einschätzen; die wesentlichen analytischen Einschätzungen und Entscheidungen, die für den Kodierprozess erforderlich sind, müssen von einem denkenden Subjekt getroffen werden. Aber noch einmal: Ich leugne nicht, dass qualitative Interpret/innen denken müssen. Ich sage nur, dass der praktische, lehrreiche Wert eines Appells wie „Denke nach! Denke mehr und besser nach!" eher gering ist. Außerdem bringt die bloße Zurkenntnisnahme einer semantischen Beziehung keinen analytischen Nutzen an sich. Solch eine Beobachtung wird nur zusammen mit ihrer Einschreibung in ein analytisches Objekt („Link") wirkungsvoll, das ihre weitere Verwendung ermöglicht.

18 Deswegen ist es so wichtig, adäquate Namen für die Kodes zu wählen. Wenn wir sie schlecht benennen, sehen wir den Inhalt von Zitataggregaten nicht klar genug.

19 Da wir mehrere solcher Hebel auf einmal nutzen können, sollten wir Kodes einfach halten, wir können sie später jederzeit nach Belieben kombinieren.

20 Die Möglichkeiten organisierten Lesens werden durch die Leistungsfähigkeit von ATLAS.ti, komplexe Suchanfragen durchführen zu können, zusätzlich erweitert: Wir können zum Beispiel all die Zitate anschauen, die *sowohl* über „Verhandlung" *als auch* über „Gesetzgebung" sprechen (und in aller Spezifität untersuchen, wie genau).

6 Das Textlabor wirklich brauchbar machen: Jenseits von *code and retrieve*

Im ATLAS.ti-Handbuch (Muhr & Friese 2004, S.3f.) werden vier Prinzipien vorgestellt, nach denen das Programm arbeitet: *visualisation*, *integration*, *serendipity* und *exploration*. Exploration ist ein sehr allgemeiner Begriff und kann auf fast alles im Rahmen qualitativer Analysen angewendet werden.[21] Die restlichen drei Prinzipien sind spezifischer und daher interessanter.

Man kann sagen, dass sich der vorherige Abschnitt dieses Beitrags, dessen Schwerpunkt auf der grundlegenden *code and retrieve*-Logik lag, hauptsächlich damit beschäftigt hat, was Muhr und Friese *integration* genannt haben – d. h. damit, wie Interpret/innen es praktisch bewerkstelligen, dass heterogene Datenelemente in Griffweite und unter Kontrolle gehalten und bearbeitbar werden. Code and retrieve bezieht sich in der Tat auf nicht viel mehr als die bloße Möglichkeit organisierten und effizienten Lesens. Unabhängig davon, dass viele Menschen sich nicht vorstellen können, qualitative Analyse könne aus irgendetwas Weiterem bestehen als genau aus diesem Vorgehen, entstammt ein strenges analytisches Wissen keinesfalls nur dieser Tätigkeit. Es hat etwas mit den anderen beiden Prinzipien, *visualisation* und *serendipity*, zu tun.[22]

6.1 Das Verfassen von Kommentaren

Jedes analytische Objekt, das wir in ATLAS.ti erzeugen – PDs, Zitate, Links und Netzwerkansichten –, kann mit einem Kommentar versehen werden. Es gibt auch „freie" Kommentare (und als Sonderform von diesen die sog. Memos), die entweder mehr oder weniger als einem (bzw. einer Art von) Objekt angehängt werden können. Die Art und Weise, wie Kommentare genutzt werden, kann unterschiedlich sein, abhängig von der Art des kommentierten Objekts und der gewählten Strategie. Kommentare zu einzelnen PDs zum Beispiel können detaillierte Informationen über die Datenherkunft enthalten. Kommentare zu Kodes wären typischerweise, aber nicht notwendigerweise, Beschreibungen oder Erklärungen von Bezeichnungen, die an weniger offensichtliche oder weniger anschauliche Kodes vergeben werden. Im Falle von Zitaten oder Links können Kommentare eine Erklärung dafür geben, warum wir diese Objekte erzeugt haben, sprich: was so interessant an ihnen war.

---

21 Die Autor/innen geben scherzend zu, dass „Exploration" als Prinzip hauptsächlich deswegen aufgenommen wurde, um ein schöneres Akronym (VISE) zu erhalten.

22 Visualisierung und visuelle Darstellung sind in Studien zur gegenwärtigen Wissenschaft ausgiebig diskutiert worden (Lynch & Woolgar 1990; Latour 1986; Snyder 1998). Mittels Visualisierung schaffen wir Bedingungen für die Kontrolle, Bearbeitung und Akkumulation kleiner Wissensstücke, die an sich häufig bedeutungslos sind, und integrieren sie in elaboriertere und komplexere Aussagen. Schöne Visualisierungsstrategien in der qualitativen Forschung finden sich bei Miles und Huberman (1994).

Memos sind ein Sonderfall. Ihre Bedeutung und ihr analytischer Nutzen wächst typischerweise mit dem Fortgang unserer Analyse. In Memos integrieren wir Teilbeobachtungen. Diese Integration ist nicht bloß eine abstrakte mentale Operation. Sie korrespondiert mit der Eigenschaft von Memos, mehreren Kodes, Zitaten und anderen Memos auf einmal angehängt werden zu können. Wir können uns Memos demnach als Embryo-Absätze oder -Seiten eines zukünftigen Forschungsberichtes vorstellen, die bereits durch empirische Daten begründet und in ein umfassenderes Argument eingebettet sind (in die Struktur von anderen Memos). Im Idealfall sollte der Bericht mindestens halb in ATLAS.ti (oder einer anderen QDA-Software) geschrieben werden: Ein Großteil des Verfassens des Berichts in einem Textverarbeitungsprogramm (außerhalb von ATLAS.ti) würde dann darin bestehen, in Memos enthaltene Textstücke und verbundene analytische Objekte, speziell Zitate und diverse andere Kommentare, zu editieren, zu verbinden und zu vervollständigen. Solch ein dichtes und empirisch verankertes Netzwerk aus analytischen Objekten aus ATLAS.ti taucht jedoch nicht aus dem Nichts auf. Es ist das Resultat langfristiger Arbeit, die die oben beschriebenen *code and retrieve*-Verfahren beinhaltet und über sie hinausgeht. Was für eine Art von Arbeit?

Allgemein wird angenommen, dass der Hauptzweck des Kommentierens von analytischen Objekten darin liegt, das eigene Erinnerungsvermögen zu unterstützen. Die beste Möglichkeit zu verhindern, dass wir die Ideen vergessen, die durch unsere Lektüre der Daten entstehen, besteht darin, diese Ideen aufzuschreiben. Dies ist abermals eine konventionelle Sichtweise, nach der der Gebrauch von Software unsere mentalen Fähigkeiten fördert und erweitert. Aber es gibt weitere Vorteile des Kommentierens.

Zunächst ist es wichtig anzumerken, dass das Kommentieren einer der Hauptschritte ist, der die Interpretation der Daten begründet. Durch das Verfassen von Kommentaren schreiben Forschende sich selbst in das untersuchte Material ein. Am Anfang ist fast alles, was wir „auf dem Tisch" haben bzw. auf dem Bildschirm sehen, etwas, was andere sagen; mit der Zeit werden die Darstellungen der anderen durch unsere eigenen textuellen Eingriffe und Ergänzungen erweitert. Klammern, die Zitate kenntlich machen, erscheinen am Rand des Haupttextes; einigen Zitaten werden Kodenamen angefügt, und vor allem fügen wir hier und da unsere Kommentare an. Nach einiger Zeit untersuchen wir nicht mehr die ursprünglichen Daten, sondern eine *viel reichere Mischung von Stimmen*, unter denen unsere eigene Stimme zunehmend durchdringender wird. Auf diese Weise wird soziologischer Text aus den Textdaten produziert. Es ist kein plötzlicher Wechsel vom Empirischen zum Soziologischen möglich, nur ein langsames Wachsen des Letzteren ins Erstere (und umgekehrt).

Kommentare sollten daher nicht nur als ein Hilfsmittel zur Konservierung von Ideen gesehen werden, sondern auch (und was vielleicht noch wichtiger ist, da das Ziel von Analyse nicht ist, nur Ideen zu konservieren!) als ein Raum, in dem sozio-

logischer Text schrittweise geboren wird. Und genau in dieser Funktion sollten sie, wann immer möglich, genutzt werden.

Unsere Fähigkeit, einem möglichen neuen freien Zitat oder einem Link einen Kommentar anzufügen, könnte sogar durchaus als Test aufgefasst werden, ob die Erzeugung bestimmter neuer Objekte legitim ist. Es ist typisch, dass Anfänger/innen auf ziemlich zwanglose Art und Weise neue analytische Objekte mit ATLAS.ti produzieren. Von der Mühelosigkeit und Schnelligkeit verleitet, mit der neue Zitate oder Links erstellt werden können, haben sie bald tausende von kodierten oder freien Zitaten und kaum einen Gegenstand, der nicht mit irgendetwas anderem verbunden wäre, ohne eine Ahnung zu haben, was sie mit dieser gewaltigen Menge an verbundenen Objekten tun sollen. Reifliche Überlegung ist geboten, insbesondere wenn nicht triviale „starke Links" im Spiel sind.[23] Aber was könnte ein brauchbares Kriterium für die Entscheidung darüber sein, ob zwei Zitate oder Kodes verknüpft werden sollen oder nicht? Manche würden unterschiedliche Arten von rationalen Kriterien vorschlagen, aber ich empfehle ein pragmatisches (und nahezu mechanisches): Gibt es irgendetwas an dieser speziellen Textpassage oder Beziehung, das wert ist, aufgeschrieben zu werden? Wenn ja, dann sollte der Link mit Selbstvertrauen erstellt und die entsprechenden Kommentare sollten geschrieben werden. Wenn wir aber zu diesem Zeitpunkt nicht imstande sind, zu dem in Betracht gezogenen Link einen Kommentar zu schreiben, nur ein unbestimmtes „Gefühl" haben, dann sollten wir zögern. Denn wenn Theorie in empirischen Daten begründet sein soll, dann sind praktische Details wie beispielsweise Links, die in Argumenten begründet sind (nicht geistig, sondern wirklich, in Form von geschriebenen Kommentaren zu Links), beobachtbare prozedurale Elemente davon.

Die Erstellung von Zitaten verläuft etwas anders. Der häufigste Grund, ein neues Zitat zu erstellen, ist die Erfordernis, ein Datenelement zu kodieren. Oftmals können das Erstellen des Zitats und das Kodieren als eine einzige Operation aufgefasst werden.[24] Dennoch können auch *freie* Zitate (Ausschnitte aus den Daten, die im Augenblick ihrer Erstellung mit keinem Kode verknüpft sind) ein sehr nützliches Hilfsmittel sein. Wir können uns ein Vorgehen vorstellen, das technisch analog zum Erstellen freier Kodes ist, das darin bestehen würde, während eines anfänglichen Lesens der Daten nur freie Zitate zu bestimmen, (zunächst) ohne an irgendwelche Kodes zu denken. Strategisch kann dieses Vorgehen als eine Alternative bzw. Ergänzung zu dem verstanden werden, was Strauss und Corbin „offenes Kodieren" nennen (1990 [1996], S.62). Und genau für die Erzeugung freier Zitate können wir eine ähnliche Regel wie für Links nutzen: Kommentierte freie Zitate sind völlig legitim, unkommentierte nur in Ausnahmefällen.

---

23 ATLAS.ti ermöglicht die Erzeugung von qualifizierbaren Links (Links verschiedener Arten von Beziehung) entweder zwischen einzelnen Zitaten oder zwischen Kodes, letztere werden *strong links* genannt (Muhr & Friese 2004, S.212).

24 Manche Softwarepakete wie etwa Ethnograph (http://www.qualisresearch.com/) ließen ursprünglich die Erstellung freier Zitate nicht zu.

6.2 Wie kann man Relevanz erkennen?

Lassen Sie uns annehmen, dass wir unsere Daten mit Sorgfalt und Umsicht segmentiert und kodiert haben. Segmente und Kodes sind dort, wo es angebracht ist, durch unterschiedliche Arten von Beziehungen miteinander verknüpft. Kommentare sind erstellten Objekten und Links angefügt (die in Wirklichkeit auch analytische Objekte sind), was – wie ich gerade darzulegen versucht habe – die Qualität und argumentative Begründetheit unserer Arbeit steigert. Kurz gesagt, es sind zahlreiche partielle analytische Überlegungen materialisiert (oder vielmehr virtualisiert) worden in Form von beobachtbaren und bearbeitbaren Objekten – Kodes, Zitaten, Kommentaren und Links … So weit, so gut. Aber dies kann sicher nicht das Ende der Analyse sein, sondern eher ihr Anfang.

Was nun? Womit soll man anfangen? Es gibt so viele, potenziell interessante Details, so viele mögliche Fragen. Wir müssen jetzt fokussieren. Und wir müssen auch unser empirisches Material reduzieren und nur mit einigen Stücken, den relevantesten, weiterarbeiten.

Aber wie können wir ein relevantes Textstück erkennen? Wie soll man die wichtigsten Kodes und Memos ermitteln? Manche würden vorschlagen, ganz, ganz intensiv nachzudenken. Es ist Zeit, aus der etwas mechanistischen Welt der Computerverarbeitung herauszutreten und endlich anzufangen, wahre geistige Arbeit zu leisten … Genau das glaube ich nicht, sondern ganz im Gegenteil: Dies ist der Augenblick, in dem wir am Computer bleiben und ATLAS.ti nach einer Antwort fragen sollten. Nein, ich glaube nicht an Zauberei (wie es durch die in der Einleitung erwähnte Marotte vermutet werden könnte). Ich glaube an Relevanz als ein *emergierendes und erkennbares Merkmal* meiner bisherigen Arbeit.

Ein Blick auf den Monitor und wenige Klicks mit der Maus sind tatsächlich genug in ATLAS.ti, um zu *sehen*, welche Zitate besonders relevant und daher vielversprechend für eine weiterführende Analyse sind. Vorausgesetzt, wir sind so vorgegangen, wie es oben beschrieben wurde, dann können wir alles bequem anschauen, was wir zu unseren Daten festgehalten haben. Was genau verdient Beachtung?

Einfach gesagt, ist solch ein Zitat ein besonders wichtiges Stück unserer Daten, für das ein Kommentar existiert; und/oder eines, das mit mehreren Kodes verbunden ist; und/oder eines, das mit einem oder mehreren anderen Zitat(en) verknüpft worden ist, vorzugsweise mit kommentierten Links; und/oder eines, das in beachtenswerten Netzwerkansichten aufgetaucht ist … Aber halt, welche Netzwerkansichten – unter all den gespeicherten – sind beachtenswert? Es ist abermals dasselbe Prinzip: jene mit Kommentaren, jene, die relevante Zitate und wichtige Kodes beinhalten. Wichtige Kodes? Ja, jene Kodes, die mit einer größeren Anzahl von Zitaten assoziiert sind, die eine besondere Position in der Kode-Liste einnehmen, die für die Klassifikation von Zitaten in den wichtigsten PDs (wie beispielsweise einem Projektantrag) genutzt werden und/oder die, die mit relevanten Memos verknüpft sind. Relevante Memos? Ja, wiederum diejenigen Memos, welche mit interessanten Zitaten und Kodes ver-

knüpft (und daher konzeptuell und empirisch gesättigt) sind, außerdem diejenigen, die auch mit anderen Memos verknüpft sind, sodass sie Teil der Struktur einer übergreifenden Argumentation sind.[25]

All diese Eigenschaften sind in ATLAS.ti *gut und einfach sichtbar*. Insbesondere die Dichte und Art von Links ist unmittelbar sichtbar. Die neueren Versionen des Programms bieten sogar schöne, zusammenfassende Previews vom gemeinsamen Auftreten von Kodes im Datensatz. Die Möglichkeiten der verschiedenen synoptischen Ansichten sind überwältigend. Natürlich kann die analytische Arbeit mit ATLAS.ti nicht damit *begonnen werden*, einen magischen Button mit der Aufschrift *Relevant Text Search* zu drücken. Aber *nachdem* man einige Zeit ergiebig mit den Daten verbracht hat, werden viele Buttons in ATLAS.ti wahrhaft magisch: Man klickt einfach auf den Button, der ein kleines Fenster des Zitat-Managers öffnet und klickt dann noch einmal, um die Zitate nach der Anzahl von Links zu anderen Objekten zu sortieren – und *voilà*, hier zuoberst haben wir Kandidaten für den Posten der relevantesten Datenelemente. Im selben Zitat-Manager sehen wir unmittelbar, welche Zitate kommentiert sind, und wir können sogar unkommentierte Zitate herausfiltern. Die Liste wird so sukzessive kürzer und solider. Es gibt verschiedene Möglichkeiten herauszufinden, wie viele Kodes (und welche Kodes) jeweils assoziiert sind. Sind dies wichtige Kodes? Wenn ja, sollte das entsprechende Zitat im Zitatranking nach oben verschoben werden. Und so weiter.[26]

All das ist schnell und einfach zu sehen, ohne dass tiefgehende Überlegungen erforderlich sind. Denn die wichtigen Denkakte haben bereits stattgefunden, in zahllosen Augenblicken unseres bisherigen Kodierens, Segmentierens, Kommentierens, Verknüpfens … und jetzt genügt es, nur einen kurzen Blick darauf zu werfen und von diesen zahllosen *kleinen Akten* Gebrauch zu machen, die in einer *eindrucksvollen Gesamtheit* materialisiert und visualisiert sind. Wenn Sie Ihrem Urteil so vertrauen, wie Sie es während der langwierigen und detaillierten Arbeit mit einzelnen PDs, Zitaten und anderen Objekten getan haben, dann können Sie sich auf die oben skizzierten Kriterien ruhig verlassen. Sie helfen, die Früchte Ihrer vorigen Anstrengungen zu ernten.

25 Die Kriterien sollten behutsam angewendet werden. Ein Zitat mag als relevant und als geeignet für eine weitergehende Betrachtung angesehen werden, selbst wenn es nur mit einem einzigen Kode versehen oder kein Kommentar angefügt ist – vorausgesetzt, dass z. B. ein besonders wichtiger Kode verwandt wurde. Die Kriterien sind insoweit nicht strikt, aber sie bieten dennoch eine gute Orientierung.

26 Es sollte für die, die mit Programmen wie ATLAS.ti nicht vertraut sind, angemerkt werden, dass bequem von Listen und Übersichten zu den Zitaten selbst und ihren ursprünglichen Speicherorten gesprungen werden kann. Das heißt, wir sehen nicht nur, ob ein Zitat kommentiert ist oder nicht oder wie viele Links es zu anderen Objekten hat, sondern können es auch unmittelbar in voller Länge lesen.

6.3 Daten neu lesen

Aus der hier nahe gelegten Perspektive sind die Qualität und Relevanz von Konzepten und ihr empirischer Gehalt das *Resultat* der fortlaufenden analytischen Arbeit, nicht ihre Vorbedingung. *Relevanz wird gemacht*. Und es ist nicht unbedingt unser Denken allein an diesem Prozess beteiligt. Als etwas, das leicht (an)gesehen werden kann, wird sie vielmehr von materiellen Praktiken hergestellt, bei denen die virtuelle Umgebung des Computers eine entscheidende Rolle als Vermittlerin spielt. ATLAS.ti bietet eine Schnittstelle, in der und durch die wir denkend *handeln*.

Wir könnten auf ähnliche Weise praktische Gegenstücke von einigen anderen mentalen Operationen beschreiben. Nehmen wir zum Beispiel die Situation, in der wir vorübergehend den Blick von bisher benutzten theoretischen Konzepten abwenden und unsere Daten „mit neuen Augen" anschauen wollen. Dies ist eine schwere intellektuelle Aufgabe, die Selbstdisziplin und Entsagung verlangt. Aber sie hat eine sehr praktische Dimension. Wir können unsere Arbeitsumgebung, unseren virtuellen Schauplatz, so gestalten, dass die Software (zumindest teilweise) die Last der oben genannten intellektuellen Herausforderung übernimmt. Mit ein paar Mausklicks ist es möglich, die entsprechenden Kodes einfach herauszufiltern – das heißt die Kodes, die die oben genannten theoretischen Konzepte verkörpern. Dadurch verschwinden sie komplett vom virtuellen Schreibtisch, sie existieren vorübergehend nicht mehr. Und so können die untersuchten Dokumente auf eine sehr *praktische* Weise ohne die konzeptuelle Last der bisherigen Analyse (so weit möglich) „neu" gelesen werden. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Dinge vorübergehend unsichtbar zu machen, eine Art *selektive Visualisierung*, ist ein wichtiger Aspekt des Visualisierungsprinzips. Dies passiert eigentlich die ganze Zeit. Stellen Sie sich die ganz übliche Situation vor, dass wir Zitate durchsuchen, die einem oder mehreren Kodes zugewiesen sind. Ein solcher Vorgang verwandelt unser Lesen der Daten substanziell. Denn wir lesen nicht mehr einzelne Dokumente sequenziell, d. h. eins nach dem anderen. Anstatt das Interview mit Herrn Miller anzusehen, dann das Rechtsdokument, dann einen soziologischen Artikel, dann noch ein Interview und so weiter, lesen wir quer. Indem wir all die kodierten Zitate, die z. B. mit dem Kode „Geld" verknüpft sind, auflisten und anschauen, konstruieren wir – *aus* den ursprünglichen Daten *und zusätzlich zu* ihnen – einen neu zusammengesetzten und vielstimmigen Text über Geldangelegenheiten. Dieser neue Text ist eine weitere Verkörperung unserer fortlaufenden Bewegung von ursprünglichen Kontexten und Bedeutungen zu einer genuin soziologischen Argumentation. Als neues Element, ein neu geschaffenes Objekt, gehört es etwas weniger unseren Befragten und etwas mehr uns selbst als Interpret/innen.

Wenn ich von der Konstruktion eines *neuen* Textes spreche, meine ich das nicht metaphorisch. Was wir hier haben, ist eine durchaus reale Sequenz von Sätzen und Absätzen, die auf dem Monitor von Anfang bis Ende gelesen, als neues Dokument gespeichert oder auch auf Papier gedruckt werden kann. Wir können solch ein neu

geschaffenes Dokument sogar als ein weiteres Primärdokument unserem Projekt (der Hermeneutischen Einheit) zuordnen und es als zu analysierendes Material behandeln.[27] … Warum sollten wir dies tun? Weil die Datenelemente, wenn sie erst einmal von den ursprünglichen Kontexten getrennt und in andere (thematisch bestimmte) Beziehungen gesetzt wurden, eine *bis dahin ungehörte Geschichte* erzählen. Was zunächst wichtig schien, kann nun zu einem untergeordneten Aspekt werden; umgekehrt kann etwas, das wir ursprünglich als unwesentlich betrachtet haben, an Bedeutung gewinnen, weil zum Beispiel erkennbar wird, wie häufig verschiedene Personen es erwähnen. Es eröffnet sich ein Raum für neue Einblicke und Ideen, was zu neuen textuellen Ergänzungen (Kommentaren, Links, Kodierungen) und somit auch zu neuer Relevanz führt … das *serendipity*-Prinzip in Aktion.

Was begründet dann die neue Qualität des soziologischen Lesens von Daten? Wie wird ein neues Verständnis der Wirklichkeit hervorgebracht? Zunächst scheint es so, dass die Interpretation qualitativer Daten eine Reihe von Bearbeitungen von Texteinheiten umfasst – Bearbeitungen, die vom wiederholten *Lesen* ein und desselben Datensatzes herrühren. Ein näherer Blick offenbart jedoch etwas anderes. Forschende bearbeiten die (Text-) Daten vielmehr so, dass fortlaufend neue Texte aus den und entlang der alten erzeugt *(geschrieben)* werden. Dies ist kein linearer Prozess, sondern ein verwinkeltes und intermittierendes Verfahren. In dessen Folge entstehen neue Daten, in denen die Stimmen der untersuchten Akteur/innen noch gegenwärtig sind, aber mehr und mehr ist dies auch die Stimme der Forscherin oder des Forschers. Mit diesen neuen Daten entstehen neue Perspektiven und Einblicke. Eine solche textuelle *Praxis*, die ebenso sehr auf Schreiben wie auf Lesen basiert, ist das wichtigste Mittel zur Herstellung eines neuen Verständnisses.

Wenn wir beginnen, „natürliche" Tätigkeiten wie Denken oder Sehen[28] als verkörperte materielle Praktiken anzusehen, erkennen wir besser, aus welchen Gründen sich die soziologische Interpretation wirklich von alltäglichen Interpretationen unterscheidet. Soziolog/innen punkten primär nicht durch ihren besonders hellen und raffinierten Verstand, sondern vielmehr durch alles das, was sie mit ihren Daten praktisch tun. Was als neue Art und Weise, ein und dieselben Daten zu lesen erscheint, was als wünschenswertes Ergebnis der Analyse aufgefasst werden kann, ist in Wirklichkeit ein Effekt des Vorgehens, bei dem wir kunstvoll neue (Versionen von) Texte(n) erzeugen und sie im Grunde mit ein und demselben Augenpaar und Verstand lesen.

27 Dies könnte als *system closure* angesehen werden (Richards & Richards 1994).

28 Sehen als instruierte und materielle Praktik ist aus einer ethnomethodologischen Perspektive u. a. von Laurier und Brown (2005) veranschaulicht worden.

7 Schlussfolgerungen

Man kann sagen, dass CAQDAS eine außergewöhnliche Leichtigkeit, Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit mit sich gebracht hat, mit der wir uns durch umfangreiche Datensätze bewegen können und die uns hilft, uns zu erinnern, neu zu strukturieren und nachzudenken. Aber Programme wie ATLAS.ti bieten viel mehr als das. Sie ermöglichen uns, aus verschiedenen Perspektiven das zu *sehen*, was (so vermuten wir) in unserem Geist passiert. Die ausgeklügelte Schnittstelle dieser Software-Tools ist nicht nur wichtig, weil sie eine intuitive und bequeme Bedienung ermöglicht, sondern auch, weil sie unterschiedliche, aufeinander bezogene Visualisierungshilfen bereitstellt.

Damit erlauben Programme wie ATLAS.ti Forscher/innen, *auf eine sichtbare Art und Weise zu denken*. Visualisierte Gedanken oder mentale Operationen können bequem in großer Anzahl gespeichert, erinnert, klassifiziert, verknüpft, herausgefiltert … und *als Ganzes* bedeutungsvoll gemacht werden. Visualisierung bedeutet zum Beispiel, dass Kodes nicht bloß mentale Einheiten oder Konzepte sind, sondern auch mit einem Namen versehene Elemente von unterschiedlicher Größe und Farbe, die von Hand bearbeitet und visuell erkannt und kontrolliert werden können. Ein auf diese Weise sichtbar gemachtes Denken ist zugleich nachvollziehbares und vermittelbares Denken.[29]

Denken ist untrennbar verbunden mit Handeln. Dies ist die wichtige, aber zumeist vernachlässigte Lehre für qualitative Analysen. Angesichts der Tatsache, dass sie aus Traditionen stammt, die vor dem theoretischen Hintergrund zentraler qualitativer Ansätze entwickelt und ausgearbeitet wurden, ist es paradox, dass so viele qualitative Methodentexte diese Lehre ignorieren.[30] Das Aufkommen von CAQDAS hat dieses Paradox sogar noch verschärft: Softwarepakete, so lesen wir, sind „Tools", die die geistigen Fähigkeiten der Forscher/innen unterstützen, aber nicht „wirklich denken" können. Auf diese Weise wird die alte, mentalistische Auffassung von Wissen nochmals bekräftigt.

Von den *Science and Technology Studies* inspiriert, habe ich versucht, CAQDAS und qualitative Analyse in einem anderen Licht zu zeigen. Anstatt alltägliche Momente qualitativer Analyse und Interpretation in Form von bestimmten mentalen Operationen (die in der Schnittstelle der Software repräsentiert sind) zu beschreiben, habe ich materielle Praktiken und Bearbeitungen hervorgehoben. Die analytische Arbeit mit ATLAS.ti ist für solch eine Neurahmung besonders geeignet: als virtuelle Umgebung und Medium für verkörperte und praxis-basierte Wissensherstellung. Die

29 Garfinkel (2002) hat *instructability* als einen Schlüsselbegriff für ein ethnomethodologisches Verständnis eines Handeln hervorgehoben, das nie ganz vom Befolgen von Regeln abhängig sein kann, aber dennoch verstehbar und nachvollziehbar ist.

30 Ich beziehe mich hier vor allem auf Phänomenologie (Merleau-Ponty 2002 [1945]), Ethnomethodologie (Garfinkel 1967; Holstein & Gubrium 1994), Poststrukturalismus (Derrida 1976; Denzin 1994, 1995) und Konstruktivismus (Berger & Luckmann 1967; Schwandt 1994).

Untrennbarkeit von Denken und Handeln im Rahmen qualitativer Datenanalyse ist hier besonders deutlich erkennbar.

Die GTM (breit definiert), dieses mehr oder weniger explizite *Alter Ego* von CAQDAS, ist ebenfalls neu gerahmt worden. Wenn sie nicht in Form von methodologischen oder theoretischen Begriffen beschrieben wird, sondern hinsichtlich dessen, was wir mit den analysierten Daten praktisch tun, wird sie mit dem textualistischen, poststrukturalistischen Paradigma (von dem sie vermeintlich erheblich entfernt ist) vollkommen kompatibel. Wie Zygmunt Bauman zusammenfasst (1991, S.130f.):

> „One of the most important boundaries that cannot be drawn clearly and that generate ambiguity in the very process of being compulsively drawn is that between the text and its interpretation. The central message of Derrida is that interpretation is but an extension of the text, that it ‚grows into' the text from which it wants to set itself apart, and thus the text expands while being interpreted which precludes the possibility of the text ever being exhausted in interpretation."

Und dies ist genau, was wir gesehen haben. Die Art und Weise, wie Interpret/innen in ATLAS.ti (oder mit Scheren, Kleber und Bundstiften) PDs bearbeiten, umgestalten und erweitern, kann als ein empirischer Beleg dieses poststrukturalistischen Arguments verstanden werden. Anders ausgedrückt: Die GTM sieht nur insofern hoffnungslos „modern" und szientistisch aus und erscheint weit entfernt von dem, was vom *textual turn* in der Sozialwissenschaft herbeigeführt wurde, als ihre Vorgehensweisen als „immateriell" interpretiert werden, also als im Wesentlichen konzeptuelle Arbeit mit Daten. Wenn wir die zu Beginn erwähnte Aussage von Strauss ernst nehmen, dass nämlich die qualitative Analyse als eine Reihe *sowohl* physischer *als auch* konzeptueller Aufgaben verstanden werden sollte, dann wird die GTM offen für poststrukturalistische und radikal-konstruktivistische Positionen.

Ein solches Verständnis der GTM bedeutet jedoch keinen Verlust ihrer Normativität und Vermittelbarkeit, ganz im Gegenteil. Sie war bei Lehrenden und Lernenden immer schon beliebt, weil sie relativ gut in Form von praktischen und verständlichen Handlungsrichtlinien formuliert werden kann; die hier vorgeschlagene Neurahmung würde dies noch vorantreiben.

Literatur

Ashmore, Malcolm & Reed, Darren (2000). Innocence and nostalgia in conversation analysis: The dynamic relations of tape and transcript. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *1*(3), Art.3, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs000335.

Bauman, Zygmunt (1991). *Intimations of postmodernity*. London: Routledge.

Becker, Howard S. (1993). Theory: The necessary evil. In David J. Flinders & Geoffrey E. Mills (Hrsg.), *Theory and concepts in qualitative research: Perspectives from the field* (S.218–229). New York: Teachers College Press.

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1967). *The social construction of reality: A treatise in the sociology of knowledge*. Harmondsworth: Penguine Books.

Coffey, Amanda; Holbrook, Beverley & Atkinson, Paul (1996). Qualitative data analysis: Technologies and representations. *Sociological Research Online*, *1*(1), http://www.socresonline.org.uk/1/1/4.html.

Creswell, John W. (1997). *Qualitative inquiry and research design: Choosing among five traditions*. London: Sage.

Denzin, Norman K. (1994). The art and politics of interpretation. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.500–515). London: Sage.

Denzin, Norman K. (1995). The poststructural crisis in the social sciences: Learning from James Joyce. In Richard Harvey Brown (Hrsg.), *Postmodern representations: Truth, power, and mimesis in the human sciences and public culture* (S.38–59). Urbana: University of Illinois Press.

Derrida, Jacques (1976). *Of grammatology*. Baltimore, MD: Johns Hopkins Press.

Evers, Jeanine C.; Silver, Christina; Mruck, Katja & Peeters, Bart (Hrsg.) (2011). The KWALON experiment: Discussions on qualitative data analysis software by developers and users. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *12*(1), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/36.

Garfinkel, Harold (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Garfinkel, Harold (2002). *Ethnomethodology's program: Working out Durkheim's aphorism*. Oxford: Rowman & Littlefield Publishers, Inc.

Gieryn, Thomas F. (2006). City as truth-spot: Laboratories and field-sites in urban studies. *Social Studies of Science*, *36*(1), 5–38.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967 [1998]). *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. New York: Aldine de Gruyter.

Guba, Egon G. & Lincoln, Yvonna S. (1994). Competing paradigms in qualitative research. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.105–117). London: Sage.

Gubrium, Jaber F. & Holstein, James A. (1997). *The new language of qualitative method*. New York: Oxford University Press.

Holstein, James A. & Gubrium, Jaber F. (1994). Phenomenology, ethnomethodology, and interpretive practice. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.262–272). London: Sage.

Knorr-Cetina, Karin & Mulkay, Michael (Hrsg.) (1983). *Science observed: Perspectives on the social studies of science*. London: Sage.

Konopásek, Zdeněk (1997). Co si počít s počítačem v kvalitativním výzkumu: program ATLAS/ti v akci [Was nützt computergestützte qualitative Datenanalyse? ATLAS.ti in der Praxis]. *Biograf*, *12*, 71–110.

Konopásek, Zdeněk (2005a). Aby myšlení bylo dobře vidět: Nad novou verzí programu Atlas.ti [Das Denken sichtbar machen: Ein Review der neuen ATLAS.ti-Version]. *Biograf*, 37, 89–109.

Konopásek, Zdeněk (2005b). Co znamená interpretovat text? [Wie funktioniert die Analyse qualitativer Daten?] In Michal Miovský, Ivo Čermák & Vladimír Chrz (Hrsg.), *Kvalitativní přístup a metody ve vědách o člověku – IV: Vybrané aspekty teorie a praxe* [Qualitative Ansätze und Verfahren in den Humanwissenschaften – IV: Theoretische und Praktische Annäherungen] (S.85–95). Olomouc: FFUP.

Latour, Bruno (1986). Visualisation and cognition: Thinking with eyes and hands. *Knowledge and Society: Studies in the Sociology of Culture Past and Present*, *6*, 1–40.

Latour, Bruno (1987). *Science in action: How to follow scientists and engineers through society*. Milton Keynes: Open University Press.
Latour, Bruno (1995). The „pédofil" of Boa Vista: A photo-philosophical montage. *Common Knowledge*, *4*(1), 144–187.
Latour, Bruno & Woolgar, Steve (1986). *Laboratory life: The construction of scientific facts* (2. Aufl.). Princeton: Princeton University Press.
Laurier, Eric & Brown, Barry (2005). Method and phenomena: Learning to see fish and flying objects. Beitrag für die Tagung „International Perspectives" des International Institute for Ethnomethodology and Conversation Analysis, Bentley College, Waltham, MA 02452, USA.
Law, John (1986). The heterogeneity of texts. In Michel Callon, John Law & Arie Rip (Hrsg.), *Mapping the dynamic of science and technology: Sociology of science in the real world* (S.67–83). London: Macmillan.
Lincoln, Yvonna S. & Denzin, Norman K. (1994). The fifth moment. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.575–586). London: Sage.
Lynch, Michael (1985). *Art and artifact in laboratory science: A study of shop work and shop talk in a research laboratory*. London: Routledge & Kegan Paul.
Lynch, Michael & Woolgar, Steve (Hrsg.) (1990). *Representation in scientific practice*. Cambridge: MIT Press.
Merleau-Ponty, Maurice (2002 [1945]). *Phenomenology of perception*. London: Routledge.
Miles, Matthew B. & Huberman, Michael A. (1994). *Qualitative data analysis: An expanded sourcebook* (2. Aufl.). Thousand Oaks: Sage.
Miller, Peter & O'Leary, Ted (1994). The factory as laboratory. *Science in Context*, *7*(3), 469–496.
Muhr, Thomas & Friese, Susanne (2004). *User's manual for Atlas.ti 5.0* (2. Aufl.). Berlin: Scientific Software Development.
Richards, Tom & Richards, Lyn (1994). Using computers in qualitative research. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.445–462). London: Sage.
Schwandt, Thomas A. (1994). Constructivist, interpretivist approaches to human inquiry. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.118–137). London: Sage.
Seale, Clive (1999). *The quality of qualitative research*. London: Sage.
Snyder, Joel (1998). Visualization and visibility. In Caroline A. Jones & Peter Galison (Hrsg.), *Picturing science – Producing art* (S.379–397). London: Routledge.
Strauss, Anselm L. (1987 [1991]). *Qualitative analysis for social scientists*. Cambridge: Cambridge University Press.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1990 [1996]). *Basics of qualitative research. Grounded theory procedures and techniques.* Newbury Park, CA: Sage.
Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1994). Grounded theory methodology: An overview. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (S.273–285). London: Sage.
Teil, Genevieve & Latour, Bruno (1995). The Hume machine: Can association networks do more than formal rules? *Stanford Humanities Review*, *4*(2), 47–65.

Grounded theorizing als Gespräch: Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten[1]

Gerhard Riemann

1 Einleitung

In einem Interview[2], das ich am 13. Juli 1981 mit Anselm Strauss in San Francisco führte und in dem er über die Entwicklung seines Lehrstils erzählte, kam er u. a. auf seine Zeit als Assistenzprofessor an der Universität von Chicago in den 1950er Jahren zu sprechen:

> „And then the other thing you should understand is that Howie Becker who first met me in the first class of that was terribly amused/and he still talks about it, because he says he'd come to class and I would do discussing. And then I would stop and I would write something down. So I was getting something out of the exchange. Now, more often than that it was something I said that I wrote down. […] Sometimes it was what students said. But it was truly interactional because I wouldn't have said it if not someone had raised the problem or given the data or something. So all my life I have used teaching as a stimulant – to my own thinking. And in times when I am not teaching I have to use my own data or somebody else's writing to do that. […] So I turn the teaching into a learning experience for myself. And a creative experience. Okay?"

Wenn Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, die mit Anselm Strauss ins Gespräch gekommen sind, diesen Ausschnitt lesen, werden vermutlich Erinnerungen geweckt: Erinnerungen an einen freundlichen, sehr leisen und humorvollen Gesprächspartner, der intensiv zuhörte, fragte, sich wunderte, neue Fragen stellte, lachte, sich von den Antworten seiner Gegenüber anregen ließ, kontrastive Vergleiche bildete oder einen dazu brachte, das selbst zu tun – und andere dabei hineinzog in einen spontanen Prozess der unprätentiösen und informellen Forschungskommunikation und gemeinsamen Erkenntnisbildung. Und er vermittelte immer wieder

1 Der dritte und vierte Abschnitt des Aufsatzes basieren auf Teilen eines Vortrags, den ich am 24.6.2005 im Rahmen der Mittagsvorlesung des 1. Berliner Methodentreffens Qualitative Forschung an der Freien Universität Berlin gehalten habe (Riemann 2005). Meine Ausführungen sind geprägt von meiner langjährigen Zusammenarbeit mit Fritz Schütze und Thomas Reim. – Ich danke Katja Mruck und Günter Mey für sehr hilfreiche Anmerkungen zu einer ersten Fassung dieses Textes.

2 Das Interview ist nicht veröffentlicht.

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_18,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

das Gefühl – auch wenn man selbst noch ein eher scheuer Student war und sich unsicher zeigte, was die Qualität der eigenen Forschungspraxis anging – man sei durchaus in der Lage, den eigenen Kopf zu gebrauchen. Die Geschichte der Rezeption der Grounded-Theory-Methodologie in Westdeutschland in den 1970er Jahren ist von vielen solchen Begegnungen von Soziologinnen und Soziologen mit Strauss geprägt – er war in dieser Zeit mehrmals für längere Zeit in Deutschland, u. a. auch in Konstanz auf Einladung von Richard Grathoff. Während das von ihm und Glaser verfasste Buch „The Discovery of Grounded Theory" (Glaser & Strauss 1967) in dieser Zeit noch eine wichtige Funktion für die Legitimation der ersten Ansätze qualitativer Sozialforschung in Deutschland hatte, wurde in den Gesprächen mit Strauss das *grounded theorizing* als gemeinsame Herstellungsleistung erfahrbar, ohne dass die am Gespräch Beteiligten ein großes Aufheben darum gemacht hätten. Er belehrte nicht, sondern fragte. Und wenn er etwas erläuterte oder eine Kategorie vorschlug, kam das nicht als Belehrung herüber.

Vieles hiervon lässt sich in „Qualitative Analysis for Social Scientists" (Strauss 1987) wiederfinden, einem Buch, das deshalb so instruktiv ist, weil es im Unterschied zu traditionellen Methodenbüchern den Prozess der gemeinsamen Herstellung von Forschung (im Stil der Grounded Theory-Methodologie) und der Theoriebildung in seinen unterschiedlichen Facetten sichtbar macht – und zwar auf der Grundlage von Ausschnitten von Daten, Memos und grafischen Repräsentationen einerseits und von Transkriptionen von Forschungsseminaren mit seinen Doktorand/innen und von Treffen seines Forschungsteams andererseits. Und alles das wird verbunden mit methodologischen Erörterungen und mit „Faustregeln", die geprägt sind von langjährigen Erfahrungen mit der Lehre, der Betreuung von Arbeiten und der Beratung von Kolleginnen und Kollegen. Die Tatsache, dass zumindest längere Transkriptionsausschnitte zur Verfügung stehen, schafft darüber hinaus eine Grundlage dafür, dass kritische Lesende auch zu eigenen Schlüssen über die jeweils relevanten Prozesse der werkstattförmigen Erkenntnisbildung gelangen können – unabhängig von den von Strauss formulierten Kommentaren und Empfehlungen. Eine andere wichtige Quelle für die Rekonstruktion des in diesen Zusammenhängen praktizierten Kommunikations- und Arbeitsstils sind die Erinnerungen seiner damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Fritz Schütze, der 1978/79 ein Jahr bei Anselm Strauss verbrachte und regelmäßig an Besprechungen seines Projekts zur medizinischen Arbeit teilnahm, berichtete mir beispielsweise von der großen Bedeutung, die mündliche narrative Fallpräsentationen von Strauss' Mitarbeiterinnen für die Eröffnung von Teambesprechungen hatten (vgl. auch Wiener 2007) – ein Aspekt, dem in „Qualitative Analysis for Social Scientists" keine besondere Beachtung geschenkt wird. Ein wichtiges Verdienst der Arbeit ist auf jeden Fall, das Werkstattförmige der gemeinsamen Erkenntnisbildung in der Entstehung von *grounded theories* sichtbar gemacht zu haben.

In den letzten drei Jahrzehnten hat im deutschsprachigen Raum die Arbeit von Forschungswerkstätten für die Verbreitung und Konsolidierung verschiedener An-

sätze der interpretativen Sozialforschung in Ausbildungszusammenhängen unterschiedlicher Disziplinen und Professionen eine wichtige Rolle gespielt[3]. Während sich der Begriff auch eingebürgert hat für Blockseminare im Rahmen einmal jährlich stattfindender „Großereignisse"[4], in denen Studierende und Doktorandinnen bzw. Doktoranden ihre Datenmaterialien zur gemeinsamen Bearbeitung einbringen und sich dabei mit bestimmten Analyseansätzen näher vertraut machen möchten, sind Forschungswerkstätten nach meinem Verständnis primär lokale Lehr- und Lernarrangements, die sich über einen längeren Zeitraum entwickeln, von wechselseitiger Verbindlichkeit geprägt sind und in denen die Teilnehmer/innen ihre eigenen Forschungsprojekte verfolgen (Dausien 2007). Alle diese Werkstätten haben ihre eigene Geschichte, auch wenn sie vieles verbindet.[5]

Fritz Schütze und ich hatten unsere ersten Erfahrungen mit diesem Lehr- und Lernarrangement am Fachbereich Sozialwesen der Universität Gesamthochschule Kassel gesammelt (Riemann & Schütze 1987) – und zwar nachdem wir beide zu unterschiedlichen Zeiten ein Jahr bei Anselm Strauss an der University of California in San Francisco verbracht hatten.[6] Das, was sich in Kassel – und anschließend an anderen Orten wie Magdeburg, Bamberg und Nürnberg – gemeinsam mit Thomas Reim und anderen entwickelte, ist von diesen Erfahrungen geprägt, aber natürlich keine Imitation von Strauss' Vorgehen, da die von uns praktizierten und vermittelten Forschungsansätze auch andere Arbeitsschritte beinhalteten, z. B. den Schritt der strukturellen Beschreibung (Riemann 1987; Schütze 2005), und andere kommunikative Arrangements erforderlich machten. Angesichts der Bedeutung von Anselm Strauss für die Entwicklung von Forschungswerkstätten im deutschsprachigen Raum erschien es mir angebracht, zu Beginn meines Aufsatzes an ihn zu erinnern.

3 Vgl. beispielsweise Reim und Riemann (1997), Mruck und Mey (1998), Kraimer (1998), Schütze (2005, S.233–237), Hoffmann und Pokladek (2011) oder http://www.uni-bielefeld.de/aquarium/. Eine wichtige Weiterentwicklung der Werkstattarbeit stellt die „NetzWerkstatt" (http://www.methodenbegleitung.de/) dar (Mey, Otmar & Mruck 2006; Bargfrede, Mey & Mruck 2009), die unter Bezug auf die themenzentrierte Interaktion nach Ruth Cohn und die Prinzipien der Projektwerkstatt Qualitativen Arbeitens, wie von Mruck und Mey (1998) für Offline-Gruppen entwickelt, überwiegend online organisiert ist). Von Christine Moritz (2009) werden in Zusammenarbeit mit der Leuchtfeuer-Arbeitsgruppe der NetzWerkstatt einige Erfahrungen der Beteiligten plastisch herausgearbeitet. Es wäre lohnend, den Unterschieden und Gemeinsamkeiten standortgebundener und -unabhängiger Werkstätten, was die Formen der Forschungskommunikation und der Erkenntnisbildung betrifft, weiter nachzugehen. In der NetzWerkstatt werden (im Sinne des *Blended Learning*) Online-Angebote mit „Offline-Angeboten" verbunden: „Durch die Präsenzveranstaltungen gibt es ‚auch ein Gesicht zu dem Namen', was von den Mitgliedern als sehr hilfreich für die Verbindlichkeit der Kommunikation miteinander empfunden wird" (Bargfrede, Mey & Mruck 2009, S.57).

4 Z. B. das „Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung" (http://www.berliner-methodentreffen.de/) an der Freien Universität Berlin, der „Bundesweite Workshop zur qualitativen Bildungs- und Sozialforschung" (http://www.uni-magdeburg.de/zsm/node/31) an der Universität Magdeburg und an wechselnden Hochschulen im Kontext des „Netzwerks für rekonstruktive Sozialarbeitsforschung und Biografie" (http://www.rekonstruktive-sozialarbeitsforschung.de/) .

5 Vgl. für eine aktuelle Übersicht über Forschungswerkstätten im deutschsprachigen Raum http://www.qualitative-forschung.de/information/akteure/forschungswerkstaetten/ [Zugriff: 3.1.2011].

6 Fritz Schütze hatte in San Francisco regelmäßig an den Treffen von Strauss' Forschungsteam (zur Untersuchung medizinischer Arbeit) teilgenommen, ich war Mitglied seines Forschungsseminars.

Im Folgenden geht es mir um zweierlei: Anselm Strauss hat immer wieder betont, wie sehr er in der Tradition des Chicagoer Interaktionismus zu Hause ist, immer wieder bezieht er sich auf John Deweys Philosophie, auf Robert Park, Everett Hughes und andere (Strauss 1994, 1996). Vor diesem Hintergrund möchte ich zunächst einen Bogen zur frühen Chicagoer Soziologie der zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts schlagen und danach fragen, wie Studierende damals in Forschungsprozesse hineingezogen wurden.[7] Die damalige Zeit der Chicagoer Soziologie erscheint besonders interessant unter dem Gesichtspunkt der kollektiven und individuellen Kreativitätsentfaltung. Anschließend werde ich mich – nach einigen grundlegenden Anmerkungen zur Erkenntnisbildung in Forschungswerkstätten generell – unter Rückgriff auf meine eigenen Erfahrungen mit einigen Aspekten der Werkstattarbeit befassen und dabei an verschiedenen Stellen auf Anselm Strauss, insbesondere auf das mit ihm geführte Interview, Bezug nehmen.

2 Die Aufhebung der Trennung von Ausbildung und Forschung in der frühen Chicagoer Soziologie

Die bekannten soziologischen Monografien aus den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts, die heute zu den „klassischen" Chicagoer Studien gezählt werden, waren i. d. R. das Werk postgradualer Studierender, meist Dissertationen, teilweise gingen sie auch – wie im Fall von Andersons (1961 [1923]) „The Hobo" und Cresseys (1932) „The Taxi-Dance Hall" – aus Arbeiten zur Erlangung des Master-Abschlusses hervor. In der produktivsten Phase der Chicagoer Soziologie lehrten an diesem Fachbereich nur fünf Professor/innen: die Soziologen Robert Park, Ernest Burgess und die Soziologin Ellsworth Faris sowie die Anthropologen Fay Cole und Edward Sapir (Bulmer 1984). Es waren die Studenten und Studentinnen, die – angeleitet durch ihre Mentoren – mit ihren eigenständigen Interessen und Projekten neue Themenfelder erschlossen und die Forschungsdynamik bestimmten.

Diese Leistungen lassen sich nur vor dem Hintergrund eines Milieus begreifen, in dem die Grenzen von Ausbildung und Forschung verschwammen und in dem in besonderer Weise Bedingungen für die Entfaltung wissenschaftlicher Kreativität existierten. Die Studierenden wurden sehr früh und gezielt zur relativierenden und vergleichenden Reflexion über ihre eigenen Lebensgeschichten und die sozia-

7 Damit soll nicht nahegelegt werden, dass Strauss selbst in einem solchen Milieu geprägt wurde. Als er in den frühen 1940er Jahren in Chicago studierte und anschließend promovierte, war davon nicht mehr viel übrig geblieben. Strauss gehört gewissermaßen zu einer Zwischengeneration: Er studierte wesentlich später als die graduierten Studierenden der zwanziger und frühen dreißiger Jahre, der sog. „Blütezeit" der Chicagoer Soziologie, und er studierte wesentlich früher als Erving Goffman, Howard Becker und andere, die während einer Phase in Chicago ausgebildet wurden (den späten 1940er und den 1950er Jahren), für die der Begriff einer „zweiten Chicagoer Schule" (Fine 1995) vorgeschlagen wurde.

len Gruppen, denen sie angehörten, angeregt[8] und sehr bald in ernsthafte Feldforschungsaktivitäten, nicht bloße didaktische Übungen, hineingezogen. So wurden die Fallstudien über die „natürlichen Gebiete" in Chicago, die seit 1924 vom „Local Community Research Council" gefördert wurden, vor allem von studentischen Forschenden durchgeführt (vgl. Palmer 1929), und diese Texte dienten wiederum als Grundlage für die Diskussion in den Seminaren von Park und seinen Kolleg/innen – ein Prozess der für alle Beteiligten sichtbaren Wissensakkumulation, der datenbezogenen Konzeptentwicklung und Theoriebildung einerseits und des *peer teaching* andererseits: Park und seine Kolleg/innen hatten sehr klare Vorstellungen darüber, dass fortgeschrittene Studierende eine wichtige Rolle bei der Einsozialisation von „Forschungsnoviz/innen" spielen konnten. Vivien Palmer, die die verschiedenen studentischen Forschungsgruppen im Rahmen der Untersuchung „natürlicher Gebiete" beriet, koordinierte und ein Datenarchiv anlegte, wertete die dabei gemachten Erfahrungen in ihrem Lehrbuch „Field Studies in Sociology" (1929) aus – eine Arbeit, die noch immer lesenswert ist, weil sie einzelne Untersuchungsverfahren und Typen von Fallstudien nicht in einer sterilen und kodifizierten Form präsentiert, sondern lediglich als vorläufige Ergebnissicherungen eines selbstreflexiven Entdeckungsprozesses (vgl. S.xix), an dem alle – Studierende und Anleitende – gleichermaßen beteiligt waren.

Die damals in Chicago praktizierte Form der Einsozialisation in Forschung entsprach weder dem Modell des Rückzugs in die Einsamkeit und Freiheit angehender Wissenschaftler/innen, die ihre Kompetenzen entwickeln sollten, indem sie sich alleine „durchbeißen", noch den Prinzipien hierarchisch strukturierter und arbeitsteilig funktionierender Großforschungsprojekte, in denen man erste Erfahrungen auf einer klar definierten Hilfskraftstelle sammelt, gewöhnlich nur mit einem bestimmten Ausschnitt aus dem Gesamtarbeitsbogen der Forschung zu tun hat und dafür partielle Verantwortung übernimmt. Das, was wir über die damaligen Bedingungen in der Ausbildung Chicagoer Soziologiestudent/innen wissen, deutet auf einen Kommunikationszusammenhang, der am ehesten dem entspricht, was man als *Forschungswerkstatt* bezeichnen könnte.

Wenn ich diesen Begriff hier verwende, denke ich zunächst an das Prinzip der Gemeinsamkeit und Wechselseitigkeit, wie es in Merkmalen der formalen Gestaltung des Ausbildungsrahmens – vor allem der regelmäßigen Durchführung von Arbeitstreffen studentischer Forscher/innen unter Beteiligung einer erfahrenen Gruppenleitung – zum Ausdruck kommt.[9] Zu dieser Zeit war man anscheinend

8 Hughes (1984, S.573 f.) spricht in diesem Zusammenhang von „emancipation without alienation": „emancipation through expansion of one's world by penetration into and comparison with the world of other people and cultures" (vgl. auch Strauss 1996, S.276).

9 „We have carried on our training in research largely through group discussions and individual conferences. Four or five students observing similar kinds of groups, or groups within the same neighborhood, meet together under the direction of a research assistant or an instructor for round-table discussions, and these discussions are followed by individual conferences. Careful supervision is necessary in order to protect the human laboratory, the community, against students' blunders.

intuitiv von den Vorteilen eines solchen Werkstattrahmens überzeugt, ohne den genauen Mechanismen der Erkenntnisbildung im Gruppenprozess viel Beachtung zu schenken. Im Vordergrund stand die Einsicht, dass ein solches Ausbildungs-Setting ganz selbstverständlich dem inneren Zusammenhang der einzelnen Projekte im – von Park (1915) programmatisch formulierten – Gesamtrahmen der Erforschung Chicagos entsprach, dass m. a. W. in dem damit verbundenen Erfahrungsaustausch und gemeinsamen Erkenntnisgewinn die Beteiligung an einem kollektiven Handlungsschema, dem sich alle verpflichtet fühlten, zum Ausdruck kam. Gleichzeitig konnten die studentischen Forscher/innen in diesem Kontext eigenständig ihre Untersuchungsinteressen verfolgen und waren voll für die Durchführung ihrer Fallstudien und darüber hinaus führender Projekte (z. B. im Zusammenhang mit Dissertationen) verantwortlich.

Aber es geht nicht nur um die gezielte Gestaltung eines kooperativen Ausbildungsrahmens, sondern auch um die Milieumerkmale und die Bindungen unter den Studierenden, die sich im Kontext dieser Forschungsarbeiten in einer bestimmten Umgebung entwickelten. Die Interviews, die James Carey (1975, S.151–190) mit Soziologen und Soziologinnen durchführte, die in der „klassischen" Periode der Chicagoer Soziologie ausgebildet worden waren, vermitteln hier eindrucksvolle Einblicke. Herbert Blumer (in Carey 1975, S.158) erinnert sich beispielsweise an die Bindungen, die unter studentischen Feldforschenden entstanden:

> „Those who were engaged in that type of work in the late twenties, particularly […] constituted a group of graduate students with a tremendous amount of camaraderie and a tremendous amount of close contact with one another, due in large measure to their actual work setting. […] There was a special set of rooms that had been set aside for this work and […] that's where there was a depository, so to speak, where all the materials were located that had been collected."

Der letzte Satz verweist, auch wenn es hier nicht ganz deutlich wird, auf Erfahrungen, die auch in anderen der von Carey durchgeführten Interviews angesprochen worden waren: Die Informationen, die man in einem Teilprojekt gesammelt hatte, wurden den anderen zur Verfügung gestellt, von ihnen mit großem Interesse aufgenommen und diskutiert – ein Diskurs, in dem sich im Laufe der Zeit ein gemeinsamer Wissensvorrat über angrenzende und sich überlappende Untersuchungsfelder („natürliche Gebiete", Gruppen, Erscheinungen „sozialer Desorganisation" usw.) entwickelte und in dem sich die gleichen Analysekategorien herausbildeten und bewährten.

This supervision, in turn, results in a high standard of work and in observations which may make a real contribution. There is a challenge to a student to be engaged in research which is something more than a classroom exercise, and checking has disclosed that some of our best material comes from student investigators." (Palmer 1929, S. xviiif.)

Mit der Verwendung des Begriffs der *Forschungswerkstatt* geht es mir ebenfalls darum, die besondere Bedeutung hervorzuheben, die insbesondere Park und Burgess als Lehrer und Orientierungsfiguren besaßen. Es ist – vor allem dann, wenn man es mit den heutzutage im deutschen Hochschulbetrieb üblichen Relevanzstrukturen und Erfolgskriterien vergleicht – außerordentlich beeindruckend zu sehen, welche Bedeutung Park und Burgess der Beratung und Begleitung ihrer Student/innen beimaßen, wie viel Zeit, Energie, Respekt und Phantasie sie in diese Arbeit steckten (Bulmer 1984, S.97, 112f.).[10]

In vielen der Interviews, die Carey (1975) mit Zeitzeug/innen durchführte, und in einer Reihe von autobiografischen Aufzeichnungen Chicagoer Soziologen und Soziologinnen wird das Besondere am Interaktionsstil von Park und Burgess hervorgehoben, die respektvolle Behandlung von Studierenden als Forschungskolleg/innen, von denen man etwas lernen konnte. Charles S. Johnson, ein schwarzer Soziologe, zu dem Park eine besonders intensive Beziehung entwickelte, die bis zu seinem Tod im Jahr 1944 reichte, erinnert sich z. B. an seine Zeit als Student bei Park (vgl. das Zitat in Bulmer 1984, S.75f.):

> „A first personal revelation came when I discovered through one of his excursions that it was possible to identify my own experience and thinking with a large and respectable fund […] of social knowledge, thus providing some realism for the university experience. A second came when it dawned on me that I was being taken seriously and without the usual condescension or oily paternalism of which I had already seen too much. The relation of teacher and student grew into a friendship."

Die „Exkursionen", von denen hier die Rede ist, gehörten zu Parks Stil, der von seinen langjährigen Erfahrungen als Journalist und von seiner „sinnlichen" Beziehung zur Großstadt geprägt war. Er verbrachte häufig ganze Tage damit, mit einzelnen Studierenden bestimmte Stadtteile zu erkunden und ihnen Beobachtungsweisen zu vermitteln – nicht so sehr einzelne soziologische „Methoden", an deren systematischer Entwicklung er, im Gegensatz zu Burgess, nicht sehr interessiert war (Bulmer 1984, S.94) –, mit ihnen Bibliotheksrecherchen durchzuführen, ihre eigenen Erlebnisse und Kenntnisse als „Erfahrungsdaten" (Strauss 1987, S.10ff.) zu nutzen – und sie damit in ihren eigenen Kompetenzen zu bestärken und als Forschungskolleg/innen anzuerkennen.[11]

Vielleicht erscheinen solche Anmerkungen über Park als Lehrer manchen Leser/innen als unkritisch-naive Nacherzählung der Erinnerungen von Zeitzeug/innen, die im Personenkult zu schwelgen scheinen. Die Lektüre der Interviews und schriftlichen Berichte erweckt allerdings nicht den Eindruck, als würde die Vergangen-

10 Bei Park lässt sich das beispielsweise daran erkennen, dass viele seiner Aufsätze ursprünglich als Vorworte zu den Monografien seiner Studierenden erschienen waren, während er häufig nicht dazu kam, an eigenen Veröffentlichungen zu arbeiten.

11 Siehe dazu Bulmer (1984, S.97–99).

heit verklärt. Es entsteht vielmehr das Bild eines dichten und kooperativ geprägten Ausbildungs- und Forschungsmilieus, das wesentlich durch den Forschungs- und Interaktionsstil und die Zusammenarbeit von Park und Burgess geprägt war. Es drängt sich die Einsicht von der Abhängigkeit von Leitfiguren auf, die programmatische Orientierung bieten, inspirieren und – man denke an Parks „Exkursionen" – einen Einblick darin vermitteln, wie sie selbst arbeiten: wie sie beobachten, beschreiben und konzeptualisieren.[12] Häufig wirkten die Professoren als biografische Berater, denen eine wichtige Bedeutung für die Förderung von kreativen Wandlungsprozessen (Schütze 2001) zukam: durch das Vorhalten eines Spiegels – „Was ist es, was ich mit mir herumtrage, was beschäftigt mich?" – und die Anregung neuer Fragestellungen.[13]

Ich habe mich hier auf Hinweise zur Chicagoer Soziologie der 1920er und frühen 1930er Jahre beschränkt. Es wäre ebenfalls lohnend, sich mit dem Stil der Einsozialisation in Forschung zu beschäftigen, wie er für eine zweite Blütezeit der Chicagoer Soziologie Ende der 1940er und frühen 1950er Jahre charakteristisch war.[14]

3 Die grundlegende Idee

Bevor ich auf einige Erfahrungen mit der Arbeit in Forschungswerkstätten eingehe, möchte ich in allgemeinen Termini festhalten, was zentral für die Erkenntnisbildung in Forschungswerkstätten ist.[15]

Die grundlegenden Verfahren der qualitativen Sozialforschung – nicht nur der Datenerhebung, sondern auch der Datenanalyse – haben einen kommunikativen Charakter. Wenn man etwa an bestimmte Verfahren der Datenerhebung denkt wie das ethnografische Interview (Spradley 1979) oder das Gruppendiskussionsverfahren (Bohnsack, Przyborski & Schäffer 2006), dann kann man feststellen, dass das ethnografische Interview – zumindest so, wie es von James Spradley als Verfahren ausformuliert worden ist – primär auf Beschreibungen von alltäglichen Abläufen, Milieus und sozialen Welten abzielt, während es in Gruppendiskussionen um die

12 Dass mit einer solchen Dominanz von Leitfiguren – insbesondere von Park – auch problematische Aspekte verbunden waren (Überforderungs- und Ausschlusserfahrungen, Loyalitätskonflikte usw.), wird in einigen der von Carey durchgeführten Interviews durchaus angesprochen, vor allem in den Interviews mit Robert Faris und Ruth Cavan . (Die Transkriptionen dieser Interviews lagern in der Joseph Regenstein-Bibliothek der Universität Chicago und können dort beschafft werden. Das Datenmaterial liegt mir vor.)

13 Das kommt beispielsweise besonders deutlich in Careys Interview mit Everett Stonequist zum Ausdruck.

14 In den Arbeiten zu diesem soziologischen Milieu und zu Prozessen einer kulturellen Diffusion des Chicagoer Interaktionismus spielt die Betonung einer lebendigen Peer-Kultur unter den postgradualen Studierenden – viele von ihnen Heimkehrer/innen aus dem Zweiten Weltkrieg – eine besondere Rolle (z. B. Gusfield 1995), aber auch der Stellenwert, den Professoren wie Louis Wirth, Herbert Blumer und insbesondere Everett Hughes für die Bewahrung einer kollektiven Identität und die orale Vermittlung der Chicagoer Tradition hatten (z. B. Reinharz 1995).

15 Vgl. auch Riemann und Schütze (1987), Reim und Riemann (1997), Schütze (2005, S.233–237).

Initiierung und Aufrechterhaltung des Argumentationsschemas geht. Ich greife, weil das für mich aufgrund meiner eigenen Forschungsarbeiten besonders naheliegt, auf Erfahrungen mit der Biografieanalyse zurück, wie sie sich vor allem auf der Grundlage von narrativen Interviews entwickelt hat (Schütze 2007). Ein/e Informant/in wird angeregt, ihre/seine Lebensgeschichte zu *erzählen*, und während der Erzählung kommt er/sie von sich aus darauf, Lebenssituationen und soziale Rahmen zu *beschreiben* und über bestimmte Probleme und darüber, wie er/sie zu dem geworden ist, der er/sie jetzt ist zu *argumentieren*. Wenn man sich mit einem solchen Interview detailliert auseinandersetzt und den Darstellungsgang nach und nach rekonstruiert, dann geschieht dies im Rahmen des Kommunikationsschemas der Beschreibung[16]: Man konzentriert sich auf die Darstellungspraktiken des Informanten bzw. der Informantin und beschreibt strukturell – noch immer recht konkret – *was* über deren Erfahrungsaufschichtung zum Ausdruck kommt und *wie* dies geschieht. In späteren Analyseschritten kommt dann immer stärker das Kommunikationsschema der Argumentation zum Zuge: wenn man sich – in einer analytischen Abstraktion – fragt, was man aus der strukturellen Beschreibung des Interviews in allgemeinen Termini lernen kann und erste generelle Propositionen formuliert; oder wenn generelle Feststellungen, aus unterschiedlichen Interviewmaterialien gewonnen, systematisch aufeinander bezogen werden und versucht wird, die entwickelten Konzepte in der Konfrontation mit neuen Datenmaterialien zu überprüfen, zu differenzieren und zu verdichten.

Die Wirksamkeit zentraler Aktivitäten der Datenanalyse – nämlich der strukturellen Beschreibung und analytischen Abstraktion von Einzelfallmaterialien, des kontrastiven Vergleichs unterschiedlicher Materialien und der darauf aufbauenden Entwicklung theoretischer Modelle – kann dadurch gesteigert werden, dass sie sich in der Interaktion einer Arbeitsgruppe von – natürlich auch studentischen – Forscherinnen und Forschern entfalten: Man entdeckt mehr im gemeinsamen – mündlichen – Beschreiben von Texten, die Darstellung wird facettenreicher und dichter; und das dialogische Argumentieren – das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen – führt zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen. Es wäre natürlich zu zeitaufwendig und mit der Gefahr der Enteignung und der Entwicklung von Unselbständigkeit verbunden, wenn alles in der Werkstatt besprochen würde, aber der Kommunikationsprozess soll auf jeden Fall dazu dienen, die Eigendynamik der einzelnen Forschungsschritte in Gang zu setzen und zu sichern. Es geht hier nicht nur oder in erster Linie um die Einsozialisation in einen bestimmten Forschungsstil, sondern darum, die Möglichkeiten der Kommunikationsschemata, die der qualitativen Sozialforschung zugrunde liegen, in einer systematischen Weise auszuschöpfen.

16 Vgl. zum Konzept der Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung: Kallmeyer und Schütze (1977).

Das betrifft also die Kommunikation in einem Ausbildungssetting *und* in Projekten von erfahrenen Forscherinnen und Forschern.

„Systematisches Ausschöpfen" heißt, darauf zu achten, dass kein „Schemasalat" entsteht, wie es Fritz Schütze (1987, S.256) nennt, der den Begriff ursprünglich in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem standardisierten Interview geprägt hatte, d. h. man orientiert sich daran, dass das Erzählen, Beschreiben und Argumentieren seinen Platz hat in einem übergreifenden Ablauf oder Arbeitsbogen, und dass nicht alles durcheinander geht. Wenn etwa ansteht, in einer strukturellen Beschreibung geduldig und detailliert Beobachtungen zur Darstellungsform und zum Darstellungsinhalt zusammenzutragen, dann würde dieser Schritt beispielsweise dadurch chaotisiert und das eigentliche Ziel verfehlen, wenn die Teilnehmenden hier schon anfangen würden, losgelöst von der genauen Textbetrachtung weit reichende und elegante theoretische Propositionen zu entwickeln und zu versuchen, sie gegenüber anderen Lesarten durchzusetzen. Darauf zu achten, dass so etwas nicht geschieht, gehört zur Arbeit der Werkstattleitung.

4 Beobachtungen zur Arbeit in Forschungswerkstätten

Ich möchte im Folgenden auf ein paar Problemstellungen der Arbeit in Forschungswerkstätten zur qualitativen Sozialforschung eingehen, die einen allgemeinen Charakter haben. Dabei beziehe ich mich zugleich auf persönliche Erfahrungen, die vor allem aus Studiengängen der Sozialen Arbeit stammen.

4.1 Der Platz der Werkstattarbeit in einem Ausbildungszusammenhang

Zunächst einmal geht es darum, die Legitimität und Nicht-Randständigkeit eines Werkstattarrangements in dem lokalen Ausbildungskontext (in einer Universität oder Hochschule) durchzusetzen und zu sichern. Das bedeutet auch, dass sowohl die Studierenden als auch die Werkstattleitung genügend Zeitressourcen für die Werkstattarbeit zur Verfügung haben und nicht immer wieder riskieren, dass diese sowohl von Lehrenden als auch von Studierenden marginalisiert und als „Luxus" oder als „nicht zum Kerngeschäft gehörig" stigmatisiert wird. Eine Werkstatt muss sich darüber hinaus sinnvoll in die Ausbildungserfahrungen der Studierenden einfügen. Es ist hilfreich, wenn die Teilnehmenden im Verlauf ihres bisherigen Studiums mit den Verfahren und Arbeitsweisen in Berührung gekommen sind, die in der Forschungswerkstatt eine Rolle spielen, oder auch schon zuvor – im Rahmen von Fallstudien – erste Erfahrungen mit der Forschungspraxis gesammelt haben. Es ist sinnvoll, Studierenden in unterschiedlichen Ausbildungsabschnitten (auch schon in Bachelorstudiengängen) Forschungserfahrungen zu ermöglichen – in anwendungsbezogenen Studiengängen wie denen der Sozialen Arbeit oder der Lehrer/innen-

bildung beispielsweise im Zusammenhang mit Praktika und ihrer ethnografischen „Befremdung“[17].

Dass solche Rahmenbedingungen existieren, ist nicht selbstverständlich: Es kann sein, dass in einem Fachbereich oder Institut der notwendige Freiraum für studentische Forschung und die Plausibilitätsstrukturen dafür nicht vorhanden sind oder zurückgedrängt werden. Einige Kolleginnen und Kollegen, die Forschungswerkstätten durchführen, berichteten mir, dass Werkstattarrangements auf manche Dozentinnen und Dozenten wie ein rotes Tuch wirken: als Irritation ihres eigenen eher hierarchisch geprägten Lehr- und Belehrungsstils oder auch als „elitärer Luxus“ eines kleinen Zirkels, der keineswegs durch die Reservierung entsprechender Anteile des Lehrdeputats honoriert werden sollte. Es ist leicht, Werkstattarbeit als Beispiel für „Überbetreuung“, undisziplinierte „freies Assoziieren“ usw. zu stigmatisieren. Viele Prüfungsrhythmen erschweren ein ruhiges Sich-Einlassen der Studierenden auf eigene Feldforschung. Die Einführung modularisierter Studiengänge ist oft mit extrem restriktiven und standardisierten Vorgaben für Lernvorgänge verbunden, sodass Freiräume für studentische Forschung nur mehr oder weniger subversiv gewonnen werden können und ein hohes Interesse aufseiten der Studierenden voraussetzen.[18] Für viele Studierende „rechnet sich“ so etwas nicht angesichts ihres angespannten Zeitbudgets. In der Diskussion über das Bachelor- und Masterstudium wird zudem oft die Haltung vertreten, dass erst für das Masterstudium tiefer gehende Forschungserfahrungen vorgesehen sein sollten – ein Programm zur Verhinderung intellektueller Neugier und einer offenen Forschungshaltung.

Und natürlich können der Forschungsbezug einer Ausbildung und Freiräume für studentische Forschung durch staatliche Eingriffe oder durch inhaltliche Neuausrichtungen bzw. auch Beharrungstendenzen in einer Disziplin oder Profession gefährdet werden. Ein Beispiel: Der partielle Geländegewinn einer forschungsbezogenen Ausbildung in der Sozialen Arbeit – mit einem Schwerpunkt auf qualitativen Verfahren – ist keineswegs auf Dauer gesichert, auch wenn es im Augenblick ein großes Interesse daran gibt, entsprechende Vernetzungsaktivitäten stattfinden und gute Begründungen für die sozialwissenschaftliche Grundlegung professioneller Fallanalysen geliefert worden sind. Innerhalb der Sozialen Arbeit und der entsprechenden Ausbildungsstätten gibt es Traditionen und Strömungen, die für die Aufnahme sozialwissenschaftlicher Fallanalysen als eines zentralen Ausbildungselements nicht

17 Anselm Strauss hat sehr früh berufspraktische Erfahrungen seiner Studierenden, von denen viele erfahrene Krankenschwestern waren, für die Einsozialisation in die Forschung und die Entwicklung von *grounded theories* erkannt und genutzt (Strauss & Glaser 1970). Vgl. dazu Riemann (2009).

18 Ich habe seit 1983 in unterschiedlichen Studiengängen der Sozialen Arbeit (in Kassel, Bamberg und Nürnberg) Forschungswerkstätten durchgeführt, für die wöchentlich mindestens vier Stunden reserviert werden, d. h. man arbeitet gemeinsam – unterbrochen von einer kurzen Pause – vier Stunden lang an Daten. Jede Woche ist ein/e andere/r Teilnehmer/in mit ihrem/seinem Datenmaterial – meist Transkriptionen von Interviews bzw. Aktualtexten oder ethnografische Feldprotokolle – an der Reihe. Während der vorlesungsfreien Zeit werden verschiedentlich Blocktermine organisiert, da die Arbeit an den jeweiligen studentischen Forschungsprojekten ja weitergeht.

gerade förderlich sind. Ich denke hier an das Dominantwerden betriebswirtschaftlichen Denkens, die Propagierung von Top-Down-Modellen von Rezeptwissen für die Gestaltung der Praxis und das unverbundene Nebeneinander von „praktischen" und „theoretischen" Studienanteilen. Die Beziehung zwischen Dozentinnen und Dozenten einerseits und Studierenden andererseits wird oft – von beiden Seiten – darauf reduziert, dass es um „Belehrung" und „Abprüfung" des zu vermittelnden Stoffs geht. Um den Platz der Werkstattarbeit in einem Ausbildungszusammenhang auf Dauer zu sichern, ist es notwendig, eine Vorstellung von autonomen Bildungsprozessen wachzuhalten, zu denen die Aneignung von Forschungskompetenzen und die Durchführung eigener Forschungsprojekte durch die Studierenden gehören.

4.2 Aspekte der Themenfindung und des Einstiegs in die Werkstattarbeit

Eine Forschungswerkstatt ist ein Rahmen, in dem die einzelnen Teilnehmenden ihre je eigenen Forschungsfragestellungen verfolgen, und die anderen Teilnehmenden dabei (wie auch immer) eingebunden werden. Ich hänge z. B. keine Themenlisten aus – in der Art von „Bei mir können Bachelor- und Masterarbeiten zu folgenden Themen geschrieben werden" –, sondern versuche, mir eine prinzipielle Offenheit für verschiedene Typen von prozessanalytischen Fragestellungen zu bewahren, die mit unterschiedlichen methodischen Verfahren, z. B. der Biografieanalyse oder der Interaktionsanalyse, bearbeitet werden können. Eine weitergehende Themendimensionierung findet dann erst in Auseinandersetzung mit Auszügen aus dem erhobenen Datenmaterial statt.

Wenn mich Studierende aufsuchen, weil sie bei mir – im Rahmen der Forschungswerkstatt – eine Abschlussarbeit schreiben möchten, ist es wichtig, ein paar Dinge zuvor zu klären: z. B. ob sie tatsächlich eine prozessanalytische anstelle einer verteilungstheoretischen Fragestellung verfolgen, bei deren Bearbeitung ich ihnen nicht weiterhelfen kann. Es kommt auch vor, dass Studierende das, was sie tatsächlich bearbeiten möchten, durch pseudowissenschaftliche Formulierungen verdunkeln. Ich mache es häufig so, dass ich sie bitte, mir zu erzählen, wie sich ein bestimmtes Interesse entwickelt hat, um gemeinsam mit ihnen zu entdecken, was sie wirklich „umtreibt". Und bei der Kontaktaufnahme geht es natürlich auch darum zu klären, ob sie genügend Zeit mitbringen und ob die Durchführung einer solchen Studie, die ja immer auch mit Unwägbarkeiten, Durststrecken und Stolpersteinen verbunden ist, tatsächlich mit dem, was sie sich für ihr Studium noch vorgenommen haben, und mit ihrer Lebenssituation vereinbar ist.

Eine in diesem Zusammenhang wichtige Orientierungsmaxime hatte Anselm Strauss (in dem eingangs erwähnten Interview aus dem Jahr 1981) formuliert: „I learned you have to really listen to students to find out where they are. You have to think in terms of *their* biographies. About their phasing". An anderer Stelle sagte er: „Don't lay your own trip on this person. Find out where they are". Für die Aus-

formung dieser Haltung war für ihn John Dewey wichtig geworden, dessen Buch „How we think“ (Dewey 1997 [1910]) ihn früh beeindruckt hatte.

Natürlich ist es auch notwendig, in dieser Phase zu klären, ob sich jemand zutraut, die Fragestellung, die ihn oder sie interessiert, zu bearbeiten, oder ob er/sie eventuell persönlich zu sehr verstrickt ist. Ich habe sehr gute Erfahrungen damit gemacht, dass sich Forschungsfragestellungen aus der Reflexion eigener berufspraktischer Erfahrungen entwickeln – die studentischen Forschenden wenden sich erneut einem Realitätsbereich zu, der für ihre berufliche Sozialisation von großer Bedeutung gewesen ist –, aber natürlich müssen sie sich fragen (lassen), ob sie vielleicht „zu nah dran“ sind. Als ein Supervisionsstudent, der selbst katholischer Priester war, eine biografieanalytische Diplomarbeit über Priesterbiografien schrieb, konnten wir damit in der Kasseler Forschungswerkstatt sehr gut umgehen. Es ist notwendig, dass sich alle Teilnehmenden einer Werkstatt ein Gespür für die lebensgeschichtliche Beziehung eines einzelnen Forschers bzw. einer einzelnen Forscherin zu seinem/ihrem Forschungsgegenstand bewahren und dem in ihrer Kommunikation durch einen respektvollen Umgang Rechnung tragen. Darauf zu achten, dass dies geschieht, gehört mit zum Verantwortungsbereich der Werkstattleitung.

4.3 Zur Arbeitsteilung zwischen Werkstattleitung und -teilnehmer/innen

Werkstattleiter/innen müssen kein Expert/innen auf dem Forschungsgebiet einzelner studentischer Teilnehmerinnen und Teilnehmer sein; nach meinem Eindruck ist es sogar besser, wenn sie das nicht sind und die jeweiligen Forscherinnen und Forscher sehr viel mehr über ihr Forschungsgebiet wissen als die Werkstattleitung.[19] Es ist stattdessen notwendig, dass Leitende als Verfahrenswalter/innen immer wieder – auf der Grundlage einer genauen Kenntnis des eingereichten Datenmaterials – bestimmte Arbeitsschritte (wie etwa die der strukturellen Beschreibung und analytischen Abstraktion) vorführen und erläutern.

Ich möchte an einem kurzen Ausschnitt aus der Transkription eines Forschungsseminars von Anselm Strauss illustrieren, wie dies geschehen kann. In diesem Seminar stand das „offene Kodieren“ eines Interviews im Vordergrund. Das Beispiel stammt aus dem vierten Kapitel seines Buchs über „Qualitative Analysis for Social Scientists“ (Strauss 1987, S.101):

19 Wenn ich so etwas Kolleginnen und Kollegen gegenüber erwähne, stößt das immer wieder auf Befremden. Nach einem traditionellen Verständnis von Lehr-Lern-Beziehungen sollten Dozent/innen einen Wissensvorsprung bewahren und das Gebiet, um das es in einer Abschlussarbeit geht, inhaltlich „abdecken“ können. Ich würde behaupten, dass Studentinnen und Studenten dann am meisten von meiner Betreuung ihrer Abschlussarbeit hatten, wenn ich erst einmal keine Ahnung von der „Sache“ hatte und sie mir etwas beibringen konnten.

> „Do you see what I did? Having got as far as we did, I simply opened up another comparative example. To see whether the categories made any sense. But also, it now begins to tell you some of the differences. So that we can be even more aware of the niceties and some of the unique features of this particular diagnostic process. Maybe they are not totally unique, but certainly patterned in ways that are different than a lot of other diseases. And if A. wants to do it, she can just try it out a little bit on other kinds of diagnoses."

Der Kursleiter, Anselm Strauss, unterbricht hier für kurze Zeit – das wird in dem Zitat deutlich – die gemeinsame Arbeit mit den Studierenden an einem von einer Teilnehmerin (A.) vorgelegten Interviewtranskript, in dem es darum geht, dass eine krebskranke Frau von der Entdeckung und Diagnose ihrer Krankheit erzählt. Die Seminarteilnehmenden hatten sich gemeinsam unter der Leitung von Anselm Strauss detailliert auf diesen Text eingelassen, ihn „offen kodiert", um erste Analysekategorien und -dimensionen zu entdecken, Fragen an die Daten zu richten und vorläufige Antworten zu geben. In dem gerade gezeigten Zitat bezieht sich Anselm Strauss in allgemeinen Termini darauf, warum er das Gespräch zuvor in eine bestimmte Richtung gelenkt hatte: Mithilfe eines *ad hoc* eingebrachten kontrastiven Vergleichs, bei dem er auf eigene persönliche Erfahrungen – in seinen Worten: „experiential data" – zurückgegriffen hatte, hatte er versucht, sowohl die Anwendbarkeit von Kategorien zu überprüfen, die in der gemeinsamen mündlichen Datenanalyse entwickelt worden waren, als auch die besonderen Merkmale des hier interessierenden und krankheitsspezifischen Diagnoseprozesses zu erhellen. An dieser Stelle expliziert er nachträglich sein Vorgehen und dessen allgemeine Relevanz.

Während ein solches exemplarisches Vorführen einerseits immer wieder notwendig ist, muss man andererseits darauf achten, dass dadurch nicht die Eigenaktivität der Werkstattgruppe entmutigt und ihre Kreativität abgewürgt wird. Anselm Strauss warnte in dem Interview, das ich mit ihm führte, vor dieser Gefahr, aber deutete auch an, dass es schwierig sei, die rechte Balance zu finden. Das ist in der Tat nicht leicht – insbesondere angesichts von Zeitknappheit im Zusammenhang mit Abgabefristen von Arbeiten oder wenn der Abstand zwischen Terminen, an denen jemand an die Reihe kommt, aufgrund der zu hohen Teilnehmendenzahl zu groß wird und man sich genötigt sieht, am Ende eines Werkstatttreffens eine für den weiteren Arbeitsprozess aufwendige analytische Ergebnissicherung vorzunehmen. (Vor einigen Jahren verfiel ich, weil ich zu viele studentische Forschungsprozesse begleitete, auf den Ausweg, manchmal mehre Werkstattsitzungen in einer Woche anzubieten, was eine Fehlentwicklung war: Zum einen bestand die Gefahr, dass das Setting der Forschungswerkstatt erodierte – es tagten immer nur kleine Gruppen in unterschiedlicher Zusammensetzung – und sich eine gemeinsame Geschichte auflöste (auf die Notwendigkeit einer gemeinsamen Geschichte gehe ich gleich noch ein). Zum anderen verlieren Werkstattleiter/innen unter solchen Bedingungen ihre Kreativität und „brennen aus". Wenn sich die Balance zugunsten des permanenten „Vorturnens" durch die Werkstattleitung verschiebt, wird die Eigendynamik der in-

teraktiven Erkenntnisbildung in der Gruppe verdrängt – es entsteht dabei auch eine Versorgungshaltung – und man riskiert, die einzelnen Forscherinnen und Forscher gewissermaßen zu enteignen.

Zu den Komponenten der Arbeit der Werkstattleitung gehört nach meinem Verständnis auch, den Arbeitsbogen der jeweiligen Projekte durch individuelle Beratungsarbeit zu begleiten – z. B. auch durch exemplarische Rückmeldungen zum Inhalt und sprachlichen Ausdruck von schriftlichen Beschreibungsversuchen oder durch Mithilfe bei der zeitlichen Strukturierung; gerade die (dosierte) schriftliche und mündliche Kommentierung von Beschreibungsversuchen, die zu Papier gebracht wurden, ist enorm wichtig, weil sich die studentischen Forscher/innen bei der Durchführung struktureller Beschreibungen neuartige sprachliche Fertigkeiten aneignen und sichtbar machen müssen (die genaue Differenzierung der vielfältigen Perspektiven im Datenmaterial z. B. mithilfe des Konjunktivs und anderer sprachlicher Mittel, Abstufungen hinsichtlich des Modalitätengehalts von Aussagen, der konstante Wechsel zwischen einer „Frosch-" und einer „Vogelperspektive" usw.) und dieser Prozess erst einmal einige Mühe bereitet. Auch hier sollten die schriftlichen Rückmeldungen zu entstehenden Texten (etwa verschriftlichten strukturellen Beschreibungen) exemplarisch bleiben und nicht flächendeckend werden. Das gelingt nur, wenn der/die Einzelne tatsächlich genügend Verantwortung für das je eigene Projekt übernimmt. – Leitende sollten dazu beitragen, dass ein kooperativer Argumentationsstil vorherrscht. Dazu gehört beispielsweise auch, eigene Fehleinschätzungen einzugestehen, zu thematisieren und anzuerkennen, dass auch diejenigen, die über sehr wenig Forschungserfahrungen verfügen, häufig mehr sehen und erkennen als man selbst.

4.4 Das Prinzip der Wechselseitigkeit

Von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wird erwartet, dass sie kontinuierlich mitmachen, sich wechselseitig auf die Materialien der jeweils anderen einlassen, das heißt auch, sich Zeit für eine gründliche Vorbereitung – die Textsegmentierung und schriftliche Kommentierung – nehmen und sich am Gespräch in der Werkstatt aktiv beteiligen. Es hat sich eingespielt, dass zu Beginn eines Treffens alle Beteiligten – abgesehen von der Person, die ihr Material einbringt – in einer Einschätzungsrunde ihre Eindrücke zum Text reihum mitteilen. Wenn eine solche Wechselseitigkeit funktioniert, entstehen eine gemeinsame Geschichte, ein lokaler Arbeits- und Kommunikationsstil[20] und ein kollektives Gedächtnis der Werkstatt, was sich z. B. darin

20 „In dieser gemeinsamen Praxis des Umgehens bilden Forschungswerkstätten, dies zeigen Vergleiche zwischen unterschiedlichen Kontexten, ihren eigenen ‚Stil' aus. Dieser wird nicht allein durch die jeweils bevorzugten methodischen, theoretischen und disziplinären Vorlieben geprägt, sondern wesentlich durch die interaktive Praxis konkreter Akteure. So entsteht eine lokale Gruppenkultur, die Routinen und Gewohnheiten im Hinblick auf den Ablauf einer Sitzung, ritualisierte Formen der

zeigt, dass sich die Mitglieder an Besonderheiten der Datenmaterialien der anderen erinnern, wenn es in späteren Phasen der Zusammenarbeit um kontrastive Vergleiche und die Entwicklung theoretischer Modelle geht. Wie intensiv die Beteiligten Verantwortung füreinander übernehmen, ist unterschiedlich, in manchen Werkstatt-„Generationen" ist das stärker ausgeprägt als in anderen. Hilfreich ist auch, wenn sich einzelne Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch außerhalb der gemeinsamen Werkstatttreffen zusammenfinden, Ausschnitte aus ihren Materialien bearbeiten, Entwürfe von strukturellen Beschreibungen oder anderen Teilen einer entstehenden Arbeit kommentieren usw. – und damit die Abhängigkeit von der Werkstattleitung und deren Rückmeldungen reduzieren.

Die Wechselseitigkeit der Zusammenarbeit wird dann gefährdet, wenn einzelne Forscherinnen und Forscher exemplarische Datenmaterialien hin und wieder einbringen, ohne selbst verbindlich teilzunehmen und Interesse an den Arbeiten der „regulären" Werkstattteilnehmerinnen und -teilnehmer aufzubringen. Eine Forschungswerkstatt, in der sich die Zusammenarbeit langfristig eingespielt hat, kann durchaus von der einmaligen oder sporadischen Teilnahme eines Gastes, der Material zur Verfügung stellt, aber nicht regelmäßig teilnehmen kann, profitieren und sich anregen lassen. Problematisch wird es aber dann, wenn diejenigen, die den Kern einer Werkstatt bilden, das Gefühl bekommen, dass es zu viele „Trittbrettfahrer" gibt, die den Werkstattrahmen nur für eigene Zwecke nutzen, um dort – vielleicht auch angezogen durch den Ruf einer renommierten Werkstattleitung – ihr Material „besprechen zu lassen". Leitende müssen auch hier darauf achten, dass solche Tendenzen nicht zur Erosion des Zusammenhalts und zur Unverbindlichkeit der gemeinsamen Werkstattarbeit beitragen.

4.5 Die Heterogenität der Zusammensetzung

Es hat sich eine heterogene Zusammensetzung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer bewährt, was die Vielfalt an Themen, die Unterschiedlichkeit der Datenmaterialien (Interviewtranskriptionen, Transkriptionen von Aktualtexten, ethnografische Feldprotokolle, schriftliche Dokumente usw.), die Phasen, in denen sich die Forschungsprojekte befinden, den Wissensstand und die Vorerfahrungen und Biografien der Teilnehmenden betrifft.[21] An dem Forschungsseminar von Anselm Strauss, an dem

Eröffnung und Schließung der Sitzungen, habitualisierte Modi der Darstellung und des Nachfragens usw. herausbildet. Eine lokale Kultur lässt sich also durch ‚Stile' beschreiben und von anderen lokalen Kulturen unterscheiden, mit denen u. U. die gleichen Tätigkeiten und methodischen Schritte ausgeführt werden: Stile des Redens, Fragens, Kritisierens, der Interpretation, ein besonderer ‚Humor' usw., aber auch bestimmte Stile des Umgangs zwischen Lehrenden und Lernenden, die sich als institutionalisierte Settings in den Rahmen universitärer Lehr-Lern-Kulturen einfügen und zugleich kontrastiv abheben." (Dausien 2007, Abs.24)

21 In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, dass sich eine spezifische Variante von Forschungswerkstätten herausgebildet hat, in denen die Heterogenität der Teilnehmenden aufgrund

ich teilgenommen habe, waren immer Doktorand/innen aus der Soziologie und der Pflegewissenschaft (berufserfahrene Krankenschwestern) beteiligt, was ich als sehr anregend empfand.[22] Die Heterogenität einer Werkstattgruppe ist eine wichtige Bedingung, um einen fremden Blick zu ermöglichen. Die Teilnehmenden schmoren dann nicht im eigenen Saft, sondern sind genötigt, Hintergrundannahmen zu explizieren und feste Überzeugungen einzuklammern. Ein Beispiel aus meiner Forschungswerkstatt in Kassel war die Interaktionsanalyse einer psychodramatischen Gruppensupervision. Der Forscher, ein Supervisionsstudent, steckte selbst tief in der Sinnwelt des Psychodramas, während die anderen Teilnehmenden – mich eingeschlossen – zu diesem Zeitpunkt nichts davon verstanden. Genau das machte den Reiz der Zusammenarbeit aus und erwies sich als fruchtbar für die Entstehung neuer Einsichten.

Wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unterschiedlich weit sind in ihren Projekten, können diejenigen, die weiter sind, ihre Erfahrungen weitergeben und vermitteln, wie sie mit schwierigen Situationen umgegangen sind. Auf diese Weise fällt es den neu Hinzugekommen leichter, spätere Arbeitsschritte zu antizipieren. Das ist natürlich abhängig von den lokalen Ausbildungsbedingungen – auch von der Durchlässigkeit von Studiengängen. Auf jeden Fall ist es hilfreich, wenn einzelne Teilnehmerinnen und Teilnehmer langfristig dabei sind, i. d. R. scheiden die einzelnen studentischen Forscherinnen und Forscher aus, wenn sie ihre Arbeit abgegeben, den Studienort verlassen oder eine Arbeitsstelle gefunden haben, wodurch eine lokale Traditionsbildung erschwert wird. Für die Arbeit in meiner gegenwärtigen Forschungswerkstatt, die in einem Bachelorstudiengang angesiedelt ist, ist es sehr anregend, dass drei Doktorandinnen und Doktoranden dabei sind, die sich in einem anderen Zeitrhythmus als die Studierenden bewegen. Zwei von ihnen hatten bei mir studiert und sind jetzt als Sozialpädagog/innen tätig, wodurch für die studentischen Teilnehmenden unterstrichen wird, dass auch Praktikerinnen und Praktiker der zeitaufwendigen Arbeit an Transkriptionen und anderen Materialien etwas abgewinnen können.[23]

---

ihrer unterschiedlichen nationalen Zugehörigkeiten als Ressource genutzt wird. Fritz Schütze und Bärbel Treichel (Magdeburg), Kaja Kazmierska und Andrzej Piotrowski (Lodz), Aled Griffiths und John Borland (Bangor/Wales) und ich haben in der Vergangenheit häufig und an wechselnden Orten trinationale Forschungswerkstätten mit Studierenden der Soziologie und der Sozialen Arbeit durchgeführt. Gerade die Entstehung und Entdeckung von Missverständnissen (infolge der eigenen bis dahin unhinterfragten kulturellen Selbstverständlichkeiten) und der Zwang zur Explikation und Kontrastierung von Hintergrundsannahmen erweisen sich als fruchtbar für die gemeinsame Erkenntnisbildung (Schütze 2005, S.233–237).

22 Seine wichtigste Mitarbeiterin in seinem letzten Lebensjahrzehnt war Juliet Corbin, eine promovierte und soziologisch ausgebildete Krankenschwester (vgl. auch Strauss & Corbin 1998 und Corbin in diesem Band).

23 In der Forschungswerkstatt, die ich in den 1980er und 1990er Jahren am Fachbereich Sozialwesen der Universität Gesamthochschule Kassel gemeinsam mit Fritz Schütze, Thomas Reim und Peter Straus durchführte (zeitweilig auch zusammen mit Dieter Nittel, Harry Hermanns und Birgit Gärtner), waren immer Studierende aus unterschiedlichen Studiengängen beteiligt, vor allem dem grundständigen Diplomstudiengang der Sozialen Arbeit und dem postgradualen Diplomstudiengang

4.6 Zum Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Während unserer Treffen werden nie strukturelle Beschreibungen oder sonstige Ausarbeitungen, die unabhängig vom Werkstattgeschehen entstanden sind, vorgestellt und diskutiert, es geht i. d. R. darum, sich gemeinsam auf Datenmaterialien einzulassen, die auch von der/dem jeweiligen Forscher/in noch nicht schriftlich bearbeitet wurden. Die Teilnehmenden nutzen das, was während der Werkstattbesprechungen entsteht (und was, wenn sie das möchten, auf Band aufgezeichnet wird), für ihre eigenen schriftlichen Ausarbeitungen, was meist mit anfänglichen Unsicherheiten einhergeht. Die Rede davon, dass sie das „nutzen, was während der Werkstattbesprechungen entsteht", verdeckt natürlich noch die Komplexität dieses Prozesses der schriftlichen Ergebnissicherung und Erkenntnisgenerierung. Es wäre lohnenswert, der Frage systematischer nachzugehen, was beim Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit in diesem Kontext geschieht und welche anfänglichen oder auch wiederkehrenden Schwierigkeiten dabei auftauchen. Man muss sich Schreibfertigkeiten aneignen, die ansonsten im Studium selten gefördert werden. Die studentischen Forscher/innen erleben es dabei als hilfreich, sich an Beispielen von Abschlussarbeiten von Vorgängerinnen und Vorgängern zu orientieren, um zu sehen, wie diese die Darstellungsaufgaben im Zusammenhang mit unterschiedlichen Analyseschritten gelöst haben. Dabei lege ich allerdings immer Wert darauf, solche Darstellungen nicht als „Kochbuchrezepte" zu empfehlen, weil das die Kreativität der einzelnen Forschenden unterdrücken und die Entwicklung eines eigenen Stils entmutigen würde. Sie sollten sich außerdem klarmachen, dass man bei der Produktion von letztlich zufriedenstellenden Texten einen langen Atem braucht und sich nicht frühzeitig entmutigen lassen sollte, wie dies Howard Becker in seinem Buch „Writing for Social Scientists" (1986) plastisch beschreibt.[24]

Der Übergang zur Produktion eigener Texte auf der Grundlage der gemeinsamen diskursiven Datenanalyse fällt Studierenden hin und wieder auch schwer, wenn in ihrem Kopf die Frage herumspukt, wem eigentlich die artikulierten Ideen gehören. Kann man sich ohne Weiteres zu Eigen machen, was auch von anderen stammt? Diese Frage wird zwar nicht oft gestellt, aber mein Eindruck ist, dass sie unterschwellig eine Rolle spielt. Ich versuche dann zu verdeutlichen, dass die Beobachtungen und Einsichten, die in Werkstatttreffen zusammengetragen werden, nur entstehen können, weil alle Anwesenden irgendwie (wie auch immer) an ihrer Produktion beteiligt sind – und sei es durch naive Fragen und lautes Sich-Wundern. Wie mir Anselm Strauss in dem mit ihm geführten Interview sagte: „It doesn't make any diffe-

der Supervision, häufig auch Doktorandinnen und Doktoranden. Die Qualität der Arbeit und der Diskussionen wurde dadurch nicht beeinträchtigt, dass die Teilnehmenden solche unterschiedlichen Voraussetzungen mitbrachten – das Gegenteil war der Fall.

24 Beckers Buch ist auch von großem Interesse, weil hier sehr viel von der Forschungskultur und dem Kommunikationsstil des Chicagoer Interaktionismus zum Ausdruck kommt, häufig auch in beiläufigen Bemerkungen.

rence who's got the idea …. You learn that you don't possess your ideas. It's a process of sharing". Er sprach darüber unter Bezugnahme auf seine Forschungsseminare, aber diese Einsicht hatte er, wie er erzählte, bereits gewonnen, als er gemeinsam mit Alfred Lindesmith ihr 1949 (erstmals) erschienenes Buch „Social Psychology" verfasste (Lindesmith & Strauss 1949) – und zwar in einem Prozess des buchstäblich gemeinsamen Schreibens und Ausformulierens. Diese Erfahrung hat ihn im Hinblick auf die Entwicklung seines Stils der Arbeit mit Studierenden sehr geprägt; seine eigenen akademischen Lehrer (wie vor allem Herbert Blumer) waren für ihn in dieser Hinsicht nicht stilprägend.

Die Synchronisation des Rhythmus der einzelnen Projekte und der Zeitressourcen der Gruppe ist noch einmal ein Problem für sich. Es ist auf jeden Fall hilfreich, wenn man frühzeitig in den Prozess des Schreibens gerät und nicht viele Tonbandaufzeichnungen von Gruppensitzungen zu dem eigenen Projekt akkumuliert und sich von ihnen einschüchtern lässt, bevor man selbst etwas zu Papier gebracht hat.

Soweit einige Erfahrungen mit der Arbeit in Forschungswerkstätten zur qualitativen Sozialforschung.

5 Abschließende Bemerkungen

Zu Beginn meines Aufsatzes habe ich an Begegnungen mit Anselm Strauss in den 1970er und 1980er Jahren erinnert, bin dann weiter zurückgereist in das Chicago der 1920er und 1930er Jahre, um schließlich im 21. Jahrhundert zu landen – eine verwirrende Zickzackbewegung.

Aber vielleicht war es doch nicht so verwirrend. Meine Ausführungen sollten zum einen dazu dienen, den kommunikativen Charakter des *grounded theorizing* ins Gedächtnis zu rufen und daran zu erinnern, wie Anselm Strauss durch seinen Interaktionsstil Spuren in der Arbeit von Forschungswerkstätten hinterlassen hat. Da Strauss selbst immer wieder seine Arbeit in den Traditionszusammenhang des Chicagoer Interaktionismus gerückt hat, sollte ebenfalls nach einigen der zentralen Bedingungen gefragt werden, unter denen sich die Kreativität von – primär studentischen – Forschungsprozessen in der frühen Chicagoer Soziologie entfalten konnte. Zum anderen ging es mir darum, eigene Erfahrungen mit der Arbeit in Forschungswerkstätten zu diskutieren – und zwar so, dass sich das potenziell Allgemeine an diesen Erfahrungen entdecken ließ. Dabei wurde mir deutlich, wie wichtig das, was Anselm Strauss über seine eigene Werkstatterfahrungen vermittelt hat, für mein eigenes Nachdenken über die Arbeit in Forschungswerkstätten geblieben ist, auch wenn sich die Bedingungen für solche sozialen Arrangements des Forschens, Lehrens und Lernens in Zeiten des „Bologna-Prozesses" teilweise drastisch verändert haben. An verschiedenen Stellen bin ich deshalb zu dem eingangs erwähnten Interview zurückgekehrt, das ich 1981 mit Strauss geführt habe. Studentische Werkstatterfahrungen können dazu beitragen, eine Vorstellung von der Einheit von Forschung und Lehre

wachzuhalten und autoritären Formierungen etwas entgegenzusetzen – unabhängig davon, ob es um die Arbeit an Universitäten oder Hochschulen geht.[25]

Ich habe mich auf einige Erfahrungen beschränkt, die ich selbst als Werkstattleiter gemacht habe. Es bleibt wichtig, die Vielfalt von Werkstatterfahrungen sichtbar zu machen und zu diskutieren – auch unter Berücksichtigung der Perspektive von Teilnehmenden (Moritz 2009; Hoffmann & Pokladek 2011). Sinnvoll erscheint mir insbesondere die interaktionsanalytische Auseinandersetzung mit Aufzeichnungen von Werkstattsitzungen, um die Stile und Prozesse der gemeinsamen Erkenntnisbildung, aber auch mögliche Fallen und Blockaden herauszuarbeiten. Damit würde ein Beitrag dazu geleistet, aufzudecken, was die gemeinsame Basis unterschiedlicher Varianten der interpretativen Sozialforschung ausmacht und worin sie sich tatsächlich unterscheiden (oder auch nicht) – unabhängig vom Selbstverständnis unterschiedlicher „Schulen" und Ansätze.

Literatur

Anderson, Nels (1961 [1923]). *The Hobo. The sociology of the homeless man.* Chicago: The University of Chicago Press.

Bargfrede, Anja; Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Standortunabhängige Forschungsbegleitung: Konzept und Praxis der NetzWerkstatt. In Nicolas Apostolopoulos, Harriet Hoffmann, Veronika Mansmann & Andreas Schwill (Hrsg.), *E-Learning 2009. Lernen im digitalen Zeitalter* (S.51–60). Münster: Waxmann, http://www.pedocs.de/volltexte/2010/3014/.

Becker, Howard S. (1986). *Writing for social scientists*. Chicago: The University of Chicago Press.

Bohnsack, Ralf; Przyborski, Aglaja & Schäffer, Burkhard (Hrsg.) (2006). *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis.* Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Bulmer, Martin (1984). *The Chicago school of sociology. Institutionalization, diversity, and the rise of sociological research.* Chicago: The University of Chicago Press.

Carey, James T. (1975). *Sociology and public affairs. The Chicago school.* Beverly Hills: Sage.

Cressey, Paul G. (1932). *The Taxi-Dance Hall. A sociological study in commercialized recreation and city life.* Chicago: The University of Chicago Press.

Dausien, Bettina (2007). Reflexivität, Vertrauen, Professionalität. Was Studierende in einer gemeinsamen Praxis qualitative Forschung lernen können. Diskussionsbeitrag zur FQS-Debatte „Lehren und Lernen der Methoden qualitativer Sozialforschung". *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *8*(1). http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701D4Da3.

Dewey, John (1997 [1910]). *How we think.* Mineola, NY: Dover Publications.

Fine, Gary A. (Hrsg.) (1995). *A second Chicago school? The development of a postwar American sociology*. Chicago: The University of Chicago Press.

25 Anselm Strauss hat sich, wie erwähnt, gerade auch von der Zusammenarbeit mit – angehenden und berufserfahrenen – professionellen Praktikerinnen und Praktikern, vor allem Krankenschwestern und -pflegern, sehr anregen lassen (Strauss & Glaser 1970) und sie in seine Forschungsteams integriert.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research.* Chicago: Aldine.

Gusfield, Joseph R. (1995). *The second Chicago school?* In Gary A. Fine (Hrsg.), *A second Chicago school? The development of a postwar American sociology* (S.ix–xvi). Chicago: The University of Chicago Press.

Hoffmann, Britt & Pokladek, Gerlinde (2011/im Druck). Das spezielle Arbeitsbündnis in Forschungswerkstätten zur qualitativen Sozialforschung. Merkmale und Schwierigkeiten aus der Perspektive der TeilnehmerInnen. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*.

Hughes, Everett C. (1984). Teaching as field work. In Everett Hughes, *The sociological eye. Selected papers* (S.566–576). New Brunswick: Transaction.

Kallmeyer, Werner & Schütze, Fritz (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In Dirk Wegner (Hrsg.), *Gesprächsanalysen.* IKP-Forschungsberichte. Reihe I, Band 65 (S.159–274). Hamburg: Buske.

Lindesmith, Alfred & Strauss, Anselm L. (1949). *Social psychology.* New York: Dryden.

Mey, Günter; Ottmar, Kariin & Mruck, Katja (2006). NetzWerkstatt – Pilotprojekt zur Internetbasierten Beratung und Begleitung qualitativer Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften. In Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede.* Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004, Teil 2 (S.4794–4805). Frankfurt/M.: Campus, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-141714.

Moritz, Christine in Zusammenarbeit mit der Leuchtfeuer-Arbeitsgruppe der NetzWerkstatt (2009). Erfahrungsbericht einer netzbasierten qualitativen Arbeitsgruppe im Rahmen des NetzWerkstatt-Konzepts. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10*(1), Art. 3, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090134.

Mruck, Katja & Mey, Günter (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien – Zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S.284–306). Weinheim: Psychologie Verlags Union, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200.

Palmer, Vivien M. (1929). *Field studies in sociology. A student's manual.* Chicago: The University of Chicago Press.

Park, Robert E. (1915). The city: Suggestions for the investigation of human behavior in the city environment. *American Journal of Sociology*, *20*, 577–612.

Reim, Thomas & Riemann, Gerhard (1997). Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Supervision. In Gisela Jakob & Hans-Jürgen von Wensierski (Hrsg.), *Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis* (S.223–238). Weinheim: Juventa.

Reinharz, Shulamit (1995). The Chicago school of sociology and the founding of the Brandeis University Graduate Program in Sociology: A case study in cultural diffusion. In Gary A. Fine (Hrsg.), *A second Chicago school? The development of a postwar American sociology* (S.273–321). Chicago: The University of Chicago Press.

Riemann, Gerhard (1987). *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München: Fink.

Riemann, Gerhard (2005). Zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss. *Mittagsvorlesung, 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 24.–*

25. Juni 2005, http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2005/riemann.pdf.

Riemann, Gerhard (2009). Der Beitrag interaktionistischer Fallanalysen professionellen Handelns zur sozialwissenschaftlichen Fundierung und Selbstkritik der Sozialen *Arbeit*. In Roland Becker-Lenz, Stefan Busse, Gudrun Ehlert & Silke Müller (Hrsg.), *Professionalisierung und Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte – Kontroversen – Perspektiven* (S.287–305). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Riemann, Gerhard & Schütze, Fritz (1987). Some notes on a student research workshop on biography analysis, interaction analysis, and the analysis of social worlds. *Newsletter No. 8 (Biography and Society) of the International Sociological Association Research Committee*, Juli, 54–70. http://www.ssoar.info/ssoar/files/2008/146/somenotes.pdf.

Schütze, Fritz (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. *Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften*.

Schütze, Fritz (2001). Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In Roland Buchholz, Christel Gärtner & Ferdinand Zehentreiter (Hrsg.), *Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann* (S.137–162). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Schütze, Fritz (2005). Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Forschung. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, *6*(2), 211–248.

Schütze, Fritz (2007). Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives: How to analyse autobiographical narrative interviews. *Part I, Module B 2.1 und Part II, Module B.2.2, Transnational Project INIVITE – Biographical Counselling in Rehabilitative Vocational Training – Further Education Curriculum, promoted by the University of Magdeburg with the support of the European Commission, through the Leonardo da Vinci Programme*, http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf und http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.2.pdf.

Spradley, James P. (1979). *The ethnographic interview.* Fort Worth: Harcourt Brace Jovanovich College Publishers.

Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists*. Cambridge: Cambridge University Press.

Strauss, Anselm (1994). From whence to whither: Chicago-style interactionism. *Studies in Symbolic Interaction*, *16*, 3–8.

Strauss, Anselm (1996). Everett Hughes: Sociology's mission. *Symbolic Interaction*, *19*(4), 271–283.

Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1998). *Basics of qualitative research. Techiques and procedures for developing grounded theory* (2. Aufl.). London: Sage.

Strauss, Anselm L. & Glaser, Barney (1970). *Anguish. The case history of a dying trajectory.* Mill Valley, Ca.: The Sociology Press.

Wiener, Carolyn (2007). Making teams work in conducting grounded theory. In Kathy Charmaz & Antony Bryant (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.293–311). London: Sage.

Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie

Franz Breuer, Günter Mey & Katja Mruck

> „Forschung als Arbeit
> Schließlich liegt dem Ansatz der Grounded Theory die Annahme zugrunde, daß Forschung als Arbeit zu verstehen ist. Im Prinzip plädieren wir für eine in hohem Maße selbst-reflexive Herangehensweise an die Forschungsarbeit, d. h. man muß sich überlegen, wie die Arbeit beschaffen ist und unter verschiedenen Bedingungen in den einzelnen Forschungsphasen durchgeführt werden kann. Auch hat jeder Wissenschaftler eine individuelle Vorgehensweise, nach der er sich Informationen beschafft, diese untersucht und interpretiert, woraus sich schließlich sein zu analysierendes Datenmaterial ergibt" (Strauss 1991 [1987], S.34).

1 Die Grounded-Theory-Methodologie als „Forschungsstil"

Aus wissenschaftstheoretischen und ethnologisch-mikrosoziologischen Untersuchungen von Forschungsarbeit ist seit geraumer Zeit bekannt, dass methodische Prozeduren – selbst im Kernbereich der Naturwissenschaft, dem naturwissenschaftlichen Experimentieren im Labor – in Methodenlehrbüchern nicht erschöpfend beschrieben werden können, dass bei ihrer Verwendung und der Interpretation ihrer Resultate vielfältige Deutungs-, Aushandlungs- und Interaktionsprozesse eine Rolle spielen. Methoden- und Instrumentenanwendung und -ablesung besitzen spezifische Züge – in Abhängigkeit von Ort, Forschungsgruppe, Denkstil und Personen (Fleck 1980 [1935]; Knorr-Cetina 1984; Latour & Woolgar 1986; Polanyi 1985 [1966]; Ravetz 1973; vgl. Breuer 1991, S.81 ff.). Methodenverwendung kann nur bedingt per Lehrbuch gelernt werden. Wichtig ist darüber hinaus ein Prozess handwerklicher und kooperativer Einsozialisation durch Lehrende, Vorbilder und Mitforschende (Breuer & Schreier 2007, 2010). Insofern ist die Tatsache sozial und personal geprägter Verkoppelung von Forscher/innen-Subjekt und Methode ein grundsätzliches Merkmal wissenschaftlichen Arbeitens.

Bei der Verwendung qualitativer Methoden in der sozialwissenschaftlichen Forschung wird der Aspekt der Personabhängigkeit bzw. Subjektivität der Praktiken zumeist explizit thematisiert. Außenstehende tun das häufig mit einer vorbehaltsgeladenen oder abschätzigen Haltung: Die Methodik wird als „weich" und in hohem Maße unreliabel beurteilt – die Prozeduren sind nicht identisch wiederholbar, bei jedem/jeder Forschenden anders in Verlauf und Resultat etc. – so lauten gängige Wissenschaftlichkeitsvorbehalte. Auf dem Hintergrund unserer Auffassung, dass

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4_19,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

empirisch-wissenschaftlicher Forschung das Subjektivitätsmerkmal ganz grundlegend und ausnahmslos zu eigen ist, halten wir es für sinnvoll, dieser Tatsache mit offenem Blick zu begegnen und sie nicht „totzuschweigen" – zu verdrängen, zu ignorieren. Wir verfolgen daher die Idee, mit dieser Charakteristik „offensiv" umzugehen – sie in Rechnung zu stellen, damit zu arbeiten, daraus epistemologisches Potenzial zu schöpfen.

Unter diesem Gesichtspunkt halten wir es für angemessen, die Grounded-Theory-Methodologie (GTM) als eine Art von sozial und personal geprägtem *Forschungsstil* aufzufassen und zu beschreiben (vgl. Breuer 1996, S.171 ff.; Mey & Mruck 2009; Mruck & Mey 2007). Zwar finden wir auch Varianten der lehrbuchmäßigen Kanonisierung der Methode durch die „Meister" und einige ihrer Adept/innen – doch die dabei entfalteten Regelwerke unterscheiden sich spürbar. Die Protagonist/innen vertreten ihre Varianten mitunter mehr dogmatisch (etwa Glaser 1992), mitunter liberal (z. B. Strauss 2004). Es kommt dabei auch zu Streitigkeiten um die „wahre" und „richtige" GTM – und wer diese repräsentiert. Die Protagonist/innen der zweiten Generation geben sich Mühe, dem Verfahren ihren eigenen Stempel aufzuprägen (Breuer 2010; Charmaz 2006; Clarke 2008; Corbin & Strauss 2008; Morse et al. 2009; siehe auch die Beiträge von Charmaz, Clarke und Corbin in diesem Band). Es lassen sich Passungen mit unterschiedlichen Erkenntnisphilosophien finden (positivistischer Empirismus wie Konstruktivismus und postmoderne Denkweisen), und es entstehen disziplinorientierte Anverwandlungen. GTM ist mithin als methodologischer und methodischer Rahmen mit bestimmten Essentials zu verstehen – und je nach disziplinären Umständen, nach Untersuchungsthematik, nach forschungspragmatischen Möglichkeiten und Grenzen und nicht zuletzt je nach Forscher/in und Forschungsgruppe werden Anpassungsvarianten ausgehandelt und herausgebildet. Ausbildung und Aneignung eines solchen Forschungsstils vollziehen sich in einem interpersonalen Sozialisationsprozess.

2 Die methodologische Bedeutung von Subjektivität und Interaktivität (in) der sozial- bzw. humanwissenschaftlichen Erkenntnissituation

Die Charakterisierung wissenschaftlicher Erkenntnistätigkeit als stilgeprägtes und personengebundenes Handeln schließt den Gedanken der Subjektivität von Erkenntnis, Erkenntnisproduktion und Erkenntnisprodukt ein. Wir haben es hier gewissermaßen mit einem relativistischen Angriff auf den traditionellen wissenschaftlichen Objektivitäts- und Wahrheitsanspruch zu tun, indem bestimmte apriorische Faktoren des Erkenntnisprozesses herausgehoben werden. Die Geprägtheit durch subjektseitige Systembedingungen wird unter dem üblichen Erkenntnismodell naturwissenschaftlicher Ausrichtung als „Störung" aufgefasst, die es – laut Lehrbuch – methodisch unter Kontrolle zu bringen oder zu eliminieren gilt. Zwar ist auch in diesem Rahmen häufig die Rede vom pragmatisch unumgänglichen Weg über *Intersubjektivität*

zur wissenschaftlichen Objektivität. Die Zielorientierung liegt dabei jedoch stets auf (der Gewährleistung von) *Übereinstimmungen* innerhalb der Beschreibungen und Beurteilungen („Reliabilität"). *Differenzen* und *Abweichungen* gilt es zu vermeiden, auszublenden oder herauszurechnen (sog. „Fehlervarianz"). Demgegenüber ist es für viele Konzeptionen und Vorgehenspraktiken qualitativer Methodik kennzeichnend, eine subjektive und divergente Erkenntnischarakteristik als *produktive Herausforderung* und Anstoß zur Entwicklung und Erprobung von Erkenntnisperspektiven und Erkenntniswegen zu deuten (vgl. Breuer 1999, 2005a, 2010; Mruck 1999; Mruck & Mey 1998, 2007; Mruck, Roth & Breuer 2002; Roth, Breuer & Mruck 2003).

Die *Subjektgebundenheit* (sozial-) wissenschaftlicher Erkenntnis lässt sich durch die folgenden vier Aspekte kennzeichnen (Breuer 2003):

- *Standpunktgeprägtheit* – in Hinsicht auf Zeit, Raum, soziale Position etc.,
- *Kabinenhaftigkeit* – Wahrnehmung geschieht aus einem dynamischen, sich (raumzeitlich) bewegenden und wandelnden System heraus,
- *Sinnes-, Instrumenten-, Schemagebundenheit* von Wahrnehmung und Registrierung,
- *Interaktivität* und *Interventionshaftigkeit* der sozialen Situation(en) der Erkenntnisproduktion.

Eine so konstituierte und geprägte Charakteristik unserer sozialwissenschaftlichen Erkenntnis lässt sich – als methodische Herausforderung und Inspiration produktiv umgesetzt – unter der Idee der *perspektivischen* Wahrnehmung, Interpretation und Darstellung ausarbeiten. Jede Beobachtung und Beschreibung wird von einem (Subjekt-) System mit spezifischen Wahrnehmungs- und Deutungsvoraussetzungen sowie aus einer bestimmten Position heraus vorgenommen und ist durch diese Systemmerkmale gekennzeichnet (Breuer 1989). Der prägende Charakter solcher Voraussetzungen ist durch *Dezentrierungsverfahren* zumindest partiell aufklärbar. Damit sind solche Prozeduren und „Techniken" gemeint, die den Beobachtenden dazu verhelfen, Distanz gegenüber ihrer alltäglich-routinehaften, durch einsozialisierte Standpunkte und Schemata geprägten („zentrierten") Wahrnehmung und Deutung zu gewinnen, sie zu „befremden". Dies soll dazu verhelfen, den *aus* dem (Standard-) Muster heraus auf die Welt gerichteten Blick zu übersteigen und die Aufmerksamkeit auch *auf* das Muster zu richten – die übliche Wahrnehmungs- und Denkweise zu entselbstverständlichen, sie „einzuklammern", als *eine*, aber nicht die einzig mögliche, als gemachte und wandelbare Wahrnehmung und Deutung zu erkennen (Breuer 2003; Raeithel 1983).

Eine Möglichkeit der so verstandenen Dezentrierung ergibt sich aus Kontrastierungen einer objektbezogenen Perspektive mit anderen einschlägigen Beobachtungen und Beschreibungen. Das Vergleichen, das gezielte Aufsuchen von Kontrasten ist eine der Grundoperationen der GTM (Glaser 1965). Es entsteht so etwas wie eine *Triangulation* – beispielsweise zwischen „einem Objekt" und unterschiedlichen Subjektsichtweisen darauf, die sich wechselseitig (etwa hinsichtlich ihrer Bezugs-

rahmen) erhellen und kommentieren (Goodman 1984 [1978]). Aus derartigen Gegenüberstellungen und Vergleichen entsteht eine neue epistemologische Dimension. Gregory Bateson beschreibt diese aus einer „Differenzinformation" resultierende Erkenntnisqualität (in Analogie zum Prinzip des binokularen Sehens) als *Tiefengewinn* (1982, S.88ff.).

Im empirisch-methodischen Vorgehen werden bei der Verfolgung des skizzierten Gedankens der Standpunktgebundenheit aller Wahrnehmungen und Deutungen unterschiedliche (Teilnehmer/innen-, Beobachter/innen-) Perspektiven als für (sozial-) wissenschaftliche Erkenntnisproduktion interessant angesehen. Von ihrer Relationierung bzw. Kontrastierung verspricht man sich Erkenntnismöglichkeiten, die einerseits zur Erhellung von Objekt-Eigenschaften beitragen (bezüglich des Spektrums feststellbarer Merkmale etc.), darüber hinaus auch Informationen hinsichtlich der Charakteristika der beobachtenden/beschreibenden Subjekte liefern (etwa über ihre Interpretationshintergründe, Handlungsvoraussetzungen etc.). Unter dieser Grundüberlegung kann sich die Erkenntnismethodologie zu einer systematischen Elaboration des *Perspektivitäts*-Gedankens aufgefordert sehen (vgl. Breuer 1999).

Die Erkenntnissubjektivität im Sinne von Sehweisengebundenheit hängt demnach mit *Merkmalen der Person* des/der Forschenden sowie seinen/ihren *Standpunkten* zusammen – etwa mit seiner/ihrer gesellschaftlich-sozialen Position und ihrem (sub-) kulturellen Hintergrund: Wissenschaftler/innen besitzen – insoweit man das aus der Perspektive der indigenen Akteure des untersuchten Feldes beschreibt – gewisse Privilegien, etwa das der weitgehenden Entlastung von praktischen Handlungszwängen, denen die Forschungspartner/innen als Feldmitglieder ausgesetzt sind. Sie können sich bei ihrem Zugang stärker „heraushalten", das Feldgeschehen als eine Art von Schauspiel betrachten. Andererseits sind sie Angehörige einer Forschungsgruppe, einer institutionellen Struktur, einer disziplinären Gemeinschaft, die sich jeweils durch eigene Verpflichtungen und Regelwerke auszeichnen. Und hier stehen sie naturgemäß unter erheblichem Handlungsdruck und hochgradiger Reglementierung (Qualifikations- und Laufbahnbedingungen, Publikationsanforderungen, Verhaltensnormen, Denkkonventionen etc.; vgl. Volmerg 1988). Pierre Bourdieu hebt den Aspekt der sozialen Bedingungen der akademischen Erfahrungsmöglichkeiten hervor (etwa 1988, 1993) und fordert diesbezüglich eine systematische Reflexion im Erkenntnisprozess, wobei er u. a. folgende Aspekte unterscheidet:

- die „sozialen Bedingungen der Produktion des Produzenten" (Bourdieu 1993, S.369), die Charakteristika des Erkenntnissubjekts, die sich aus seiner sozialen, ethnischen, geschlechtlichen Herkunft ergeben;
- den „Epistemozentrismus", den „theoretizistischen oder intellektualistischen ‚Bias'" (S.370), der Wissenschaftler/innen die Welt eher als ein zu interpretierendes „Schauspiel" auffassen lässt denn als Problemsystem, das unmittelbar nach praktischen Lösungen verlangt.

Den (sub-) kulturellen, lebensgeschichtlichen und familiären Prägungshintergrund des/der Forschenden hat auch Georges Devereux, ein Querdenker im Feld humanwissenschaftlicher Epistemologie und Methodologie, einer intensiven Analyse auf tiefenpsychologischem Hintergrund unterzogen (vgl. 1988 [1967]). Er betrachtet die Konstellation bzw. Interaktion von Forschenden und ihrem Forschungsgegenstand im Deutungsrahmen von *Übertragung* und *Gegenübertragung*: Einerseits rufen Merkmale und Handlungen des/der Forschenden (sein/ihr „Reizwert") bestimmte – theoretisch interessante – Wirkungen und Reaktionen bei den Forschungsobjekten (den Untersuchungspartner/innen, im Forschungsfeld) hervor. Andererseits – und dieser Aspekt wird von Devereux besonders betont – lösen Charakteristika des Forschungsobjekts am (Körper des) Wissenschaftler(s) bzw. an der Wissenschaftlerin bestimmte Reaktionen aus, die seine/ihre Erkenntnisarbeit beeinflussen. In vielen Fällen machen sich Forschende das nicht bewusst bzw. sie legen sich darüber keine Rechenschaft ab. Die Personcharakteristik des/der Forschenden, seine/ihre subjektiv-persönlichen „Resonanzen" im Forschungsprozess, geraten in unserem Ansatz in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Und dabei geht es um die erkenntnisproduktiv-heuristischen Möglichkeiten, die durch ihre reflexive Fokussierung eröffnet werden. Devereux illustriert das Prinzip anhand emotional-affektiver Reaktionen der Forschenden am Beispiel ihrer *Angst* vor dem Objekt (bzw. spezifischen Seiten oder Zügen des Objekts), die ihr gegenstandsbezogenes Hin- oder Wegschauen, ihr Annähern oder Vermeiden sowie ihre methodenbezogenen Entscheidungen (Wahl der Erhebungsinstrumente – Funktion von Methodik als Distanzierungsprozedur etc.) (mit-) bestimmen.

Forschungsthemen, anhand derer sich die Relevanz dieser wissenschaftstheoretischen Konzeptualisierung eindrücklich veranschaulichen lässt, sind die in unserer Kultur heiklen bzw. tabuisierten Bereiche der *Gewalt* und *Sexualität* oder die Themenfelder *Schmerz* und *Tod*. Ob, inwieweit und auf welche (methodische) Weise sich Humanwissenschaftler/innen derartigen Fragestellungen zuwenden, aus welcher Nähe/Distanz sie einschlägige Phänomene betrachten, was sie ertragen können und was nicht (im wörtlichen wie im übertragenen Sinn: Können sie Blut sehen?), was „anmacht" und was „peinlich" ist, welche methodischen Filter und Auswahlverfahren sie zwischen sich und die Phänomene schalten – dies sind Aspekte, bei denen Lesende die hier thematische Überlegung selbstbezüglich werden nachvollziehen können, ohne dabei zu Anhänger/innen der Psychoanalyse werden zu müssen. Aber auch jenseits solcher „existenzieller" Themen spielt die persongeprägte Subjektivitätscharakteristik des Untersuchungsvorgehens eine Rolle. Wir können annehmen, dass bei jedem der lebensweltbezogenen Forschungsthemen, das im Rahmen eines GTM-Ansatzes bearbeitet wird, gewisse Berührungspunkte und Verquickungen der Wissenschaftler/innen (qua paralleler Mitgliedschaft in unserer sozialen Alltags-/Lebenswelt) und damit zusammenhängende emotional-affektive Reaktionen eine Rolle spielen. Seitens der Forschenden ist entsprechend sensible Wahrnehmung und

Selbstthematisierung verlangt, um diese aufzuspüren und zu reflektieren. Der erkenntnisproduktive Umgang liegt dann in einer Explorations- und Interpretationsausrichtung, die darauf zielt, herauszufinden, welche Bedeutung diese „Resonanzen" der Forschenden in Bezug auf Charakteristika des Gegenstandes und die Ausrichtung des Forschungsprozesses besitzen (können). Das „Lesen" dieser Phänomene kann so zu einer erkenntnisbezogenen Heuristik werden.

In diesem Zusammenhang taucht ein weiteres Grundlagenproblem der Sozial- und Humanwissenschaften auf, das ebenfalls Irritationen der konventionellen Vorstellung von Forschung nach dem naturwissenschaftlichen Modell mit sich bringt. Eine Besonderheit der Erkenntnissituation in unserem disziplinären Spektrum besteht darin, dass wir es mit einer prinzipiellen *Strukturgleichheit* von Subjekt und Objekt – im epistemologischen Sinne – zu tun haben: Beide sind Humanwesen bzw. Personen, beide zeichnen sich u. a. durch Fähigkeiten des reflexiven Nachdenkens über soziale Situationen und eigenes Handeln darin aus (Holzkamp 1972; Groeben & Scheele 1977). Die Zuweisung ihrer Positionen im Forschungsprozess, ihrer epistemologischen Funktionen, erfolgt „per Verabredung". Die Rollen (als Subjekt oder Objekt der Erkenntnisbemühung) sind – vom Grundsatz her – vertauschbar. Forschungsverfahren bzw. Methoden unterscheiden sich danach, ob und inwieweit diese Strukturgleichheit durch die Beziehungsrahmungs-Vorgaben realisiert wird. Wird diese Charakteristik genutzt oder ausgeblendet bzw. vermieden? Anders ausgedrückt: Dies ist ein Grundmerkmal des im methodologischen Konzept zugrunde gelegten bzw. implizierten *Menschenbildes*. Welche Spielräume besitzen Untersuchungspartner/innen beispielsweise in einem Interviewgespräch, um ihre je eigenen Strukturen und Gestaltungen, ihre Expertise und Reflexion zur Geltung zu bringen? Oder können/dürfen sie lediglich im Rahmen vorgegebener (Antwort-) Schemata „reagieren"?

Zudem ist die Forschungssituation durch eine *soziale* Charakteristik, eine *Interaktion* zwischen Subjekt und Objekt konstituiert. Bei humanwissenschaftlicher Datengewinnung (in Beobachtung, Befragung, im Experiment etc.) kommt es zu einem mehr oder weniger intensiven Kontakt zwischen einem Forschungssubjekt (Forscher/in, Beobachter/in, Interviewer/in, Versuchsleiter/in) und einem personalen Forschungsobjekt (Versuchsperson, Proband/in, Interviewte/r, Untersuchungspartner/in, Feldmitglied). Beide nehmen sich wechselseitig wahr: „Gleichgültig, welche Übereinkunft garantiert, daß ‚A der Beobachter' und ‚B das Beobachtete' ist, beide fungieren als Beobachter" (Devereux 1988 [1967], S.54). Beide reagieren – offen und verdeckt – auf verschiedenen Ebenen und unterschiedliche Weisen aufeinander, auf die jeweils wahrgenommenen Charakteristika; sie beziehen ihr Denken, Handeln, ihre Affekte und ihr Kommunizieren aufeinander, sie interagieren, sie entwickeln eine soziale Beziehung (vgl. Reinharz 2011).

Ob nun die ontologische Strukturgleichheit, ob reflexive Prozesse des personalen Forschungsobjekts, ob Interaktionsphänomene zwischen Subjekt und Objekt oder forscher/innenseitige „Resonanzen" für den Erkenntnisprozess als bedeutsam und

interessant angesehen, ernst genommen und thematisiert werden, wird vom Forschenden durch die Methodenwahl entschieden und ist Teil einer Verabredung im Rahmen des Untersuchungsarrangements – unabhängig davon, *dass* Strukturgleichheit gegeben ist bzw. Interaktions- und Reflexionsprozesse stattfinden (vgl. Breuer 2009, S.11 ff.). Vom methodologischen Grundgedanken her sind dies „alte Hüte" – schon seit Langem vorgetragen und zu gewissen Zeiten in wissenschaftstheoretischen Debatten fokussiert. Sie sind dann aber wieder – jedenfalls in bestimmten Disziplinen und Denktraditionen – untergegangen und werden „vergessen" im modischen Trend neuester (Labor-) Verfahren und Apparaturen, bei deren Applikation solche Überlegungen stören und lästig sind.

Unsere methodische Grundidee auf dem Hintergrund der skizzierten Annahmen und Überzeugungen ist folgende: Die unabweisbare *Subjektivitäts-* und *Interaktionscharakteristik* mit ihren personalen und interpersonalen Effekten im epistemologischen System aus Subjekt, Objekt und Gegenstand/Thema soll nicht (unter einer Fehlerperspektive) minimiert, standardisiert und/oder ignoriert werden. Vielmehr wird sie – gewissermaßen im Gegenteil – thematisiert, fokussiert und als potenziell ergiebiges Erkenntnisfenster ausgeleuchtet:

> „Statt die Störung, die durch unsere Anwesenheit im Feld oder im Laboratorium entsteht, zu beklagen und die Objektivität von Verhaltensbeobachtungen in Frage zu stellen, sollten wir das Problem konstruktiv zu lösen und herauszufinden suchen, *welche positiven Erkenntnisse – die sich auf anderem Wege nicht erhalten lassen – wir von der Tatsache ableiten können, daß die Gegenwart eines Beobachters (der dieselbe Größenordnung hat, wie das, was er beobachtet) das beobachtete Ereignis stört"* (Devereux 1988 [1967], S.304).

Wir stützen uns auf diese von Devereux vertretene Idee, die Störungen „am Körper" des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin (vgl. auch Breuer 2000, 2005b) und die Störungen des Kontextgeschehens durch die Anwesenheit des Beobachters/der Beobachterin hinsichtlich ihrer *positiven* Erkenntnisheuristik, ihrer produktiven epistemologischen Möglichkeiten, zu nutzen. Zu fragen ist daher: Welche affektiv-emotionalen Reaktionen löst der Kontakt mit meinem Forschungsthema und meinen „Forschungsobjekten" bei mir als Forscher oder Forscherin aus? Welchen „Reizwert" besitze ich für die Akteure des Untersuchungsfelds? Auf welchem Wege komme ich in Berührung mit meinen Untersuchungspartner/innen? Wie verändern sich meine Position und Rolle im Forschungsfeld im Laufe der Zeit (etwa bezüglich Vertrauen, Expertise, Affiliationen, Parteinahme) und damit die Art der mir zugänglichen Informationen? Wie wird das Verhältnis von den Beteiligten wahrgenommen? Und wie können Lesarten dessen zur Gewinnung von Erkenntnis über Eigenschaften und Strukturen meines Gegenstands bzw. meines Forschungsthemas beitragen?

Es gibt eine Reihe epistemologischer Positionen und sozialwissenschaftlicher Theorien, denen sich die hier vertretene Orientierung des Forschungsprozesses vom Grundgedanken her zuordnen lässt: Spielarten des *Konstruktivismus* sowie

Konzeptionen zur *(Selbst-) Reflexivität des/der Forschenden* im Rahmen seiner/ihrer Erkenntnistätigkeit.

Beim Konstruktivismus handelt es sich um eine heterogene und multidisziplinäre Versammlung „methodischer", „radikaler", „sozialer" u. a. Spielarten (vgl. Gergen & Gergen 2003; Knorr-Cetina 1989; Maturana & Varela 1987; Reichertz & Zielke 2008; Watzlawick 1985; Zielke 2007). Dort wird der Gedanke in den Vordergrund gerückt, dass es sich bei unseren Bildern und symbolischen Darstellungen der Wirklichkeit nicht um Abbildungen mit Wahrheitscharakter handelt, sondern dass wir es mit Vorgängen und Produkten zu tun haben, die durch vielfältige Hervorbringungs- und Zustandekommensfaktoren aufseiten des oder der Erkennenden geprägt sind.

Hirschauer (2003, S.103) stellt drei allgemeine Aspekte konstruktivistischer Epistemologie heraus:

- den *Erschließungseffekt:* Auf der ontologischen Ebene werden die Gegenstände der wissenschaftlichen Fakultäten in einer transdisziplinären Weise entgrenzt und neu sortiert;
- den *Auflösungseffekt:* Auf der begrifflich-theoretischen Ebene geht es nicht (wie im Realismus) um die Zuordnung von Entitäten und Substanzen, sondern um Hypostasierungen von Beobachter/innen, eine Umstellung von Was- auf Wie-Fragen in unabschließbaren Erkenntnisprozessen;
- den *Reflexivitätseffekt:* Auf der methodologischen Ebene werden epistemische Praktiken unterstellt, bei denen die Selbsteinschließung des Beobachters/der Beobachterin sowie die Selbstbezüglichkeit von Aussagen konstitutiv sind. In diesem Zusammenhang ist der Blick der qualitativen Sozialforschung auf die „Selbstaufklärung der Sozialwissenschaften über ihre Beteiligung an der (Selbst-) Beschreibung sozialer Wirklichkeit" (S.104) gerichtet.

Die *Fokussierung,* Berücksichtigung und konstruktiv-produktive Einbeziehung und Nutzung dieser Voraussetzungen im sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozess machen den Kern dessen aus, was wir hier als *methodologisches Postulat der (Selbst-) Reflexivität* verstehen.

Lynch (2000) gibt einen Überblick über das Spektrum von Reflexivitäts-Konzeptionen, indem er eine Ausdifferenzierung und Systematisierung unterschiedlicher Varianten vornimmt, die in sozialwissenschaftlichen Theorieansätzen auftauchen. Er unterscheidet dabei u. a.

- Varianten von Reflexivität, die dem Gegenstand selbst inhärent sind, etwa bei Theorien „reflexiver Moderne" im Sinne Becks (siehe z. B. Beck, Giddens & Lash 1996);
- „methodologische Reflexivität": Selbstaufmerksamkeit gegenüber der eigenen Position und Rolle im Erkenntnisprozess;

- „meta-theoretische Reflexivität", die in umgreifenden epistemologischen Konzeptionen wie Wissenssoziologie oder Sozialkonstruktionismus (siehe Gergen & Gergen 2003) zum Ausdruck kommt und
- „interpretative Reflexivität", etwa hermeneutische Zirkelhaftigkeit.

Langenohl (2009) führt zwei Verständnisweisen des Reflexivitätsbegriffs auf, die für die Sozialwissenschaften eine Rolle spielen:

- die aus der kulturanthropologischen bzw. ethnologischen Diskussion stammende Variante des sogenannten *Linguistic* oder *Textual Turn* (der „Krise der Repräsentation") sowie
- die von Bourdieu (1993) entwickelte Form der *soziologischen Reflexivität* (s. oben).

Während erstere auf eine „Annullierung von Objektivität […] sozialwissenschaftlicher Beschreibung" (Abs.12) hinausläuft, behauptet letztere ihre Objektivierungskraft gerade durch soziologische Reflexivität.

Hinsichtlich der metatheoretischen und methodologischen Rolle von (Selbst-) Reflexivität unterstellen wir (vereinfachend und typisierend) eine Dimension subjektseitig-apriorischer Erkenntnisvoraussetzungen, die sich durch die gegensätzlichen Pole (1.) *sozialanthropologische Generalität* vs. (2.) *personale Spezifität* kennzeichnen lässt:

1. haben wir es mit allgemeinen gattungsspezifischen, gesellschaftlichen und historisch-kulturellen Voraussetzungen unseres Erkennens zu tun,
2. sind wir mit dessen individuell-persönlicher Bedingtheit und Idiosynkrasie konfrontiert.

Die Entdeckung der Anthropologie bzw. Ethnologie, dass die Beschreibung fremder Kulturen ein Akt der symbolischen „Erschaffung des Anderen" *(Othering)* in der Optik (eigener) historisch-kulturell-ideologischer Traditionen darstellt (vgl. etwa Geertz 1990), dass jede Art von Darstellung bestimmte gegenstandsbezügliche Voraussetzungen und Präkonzepte beinhaltet („Krise der ethnographischen Repräsentation"; vgl. Berg & Fuchs 1993), verweist auf *einen* Pol der Dimension subjektseitig-apriorischer Erkenntnisvoraussetzungen: Die Präformation durch (eine bestimmte) gesellschaftliche Kultur, Tradition, Sprache, Denkweise. Dieser Grundgedanke ist in sozialwissenschaftlichen Diskussionen reichhaltig ausdifferenziert worden und schlägt sich in neueren Entwicklungen qualitativer Methodologie und Methodik in postmoderner Vielfalt von Ansätzen multiperspektivischen, experimentellen, poetischen Schreibens, multimedialer Präsentationen, performativen Verfahren etc. nieder (vgl. Denzin & Lincoln 2005; Jones et al. 2008), mit denen versucht wird, den mannigfachen – schlussendlich unerschöpflichen – Aspekten und Sichtweisen sozialer Phänomene beizukommen.

Am anderen Pol lassen sich Ansätze und methodische Prozeduren der Sozialwissenschaften einordnen, die der „postmodernen Herausforderung" durch eine autor/innenseitige Fokussierung auf das Subjektseitig-Eigene in Gestalt des höchst Privaten, des Intimen begegnen – und dies gewissermaßen als i. w. S. „repräsentativ" bzw. „anschlussfähig" für andere Menschen betrachten. Für diese Variante steht prototypisch der Ansatz der Autoethnografie (s. Ellis 2004; Ellis, Adams & Bochner 2010). Dabei werden Phänomene, Aspekte und Ebenen ins Licht gebracht, für die konventionelle sozialwissenschaftliche Methodik bisher kein Sensorium und kein Darstellungsformat bereit hielt. Diese Art des Beobachtens und Präsentierens eigenen Erlebens und Handelns verlangt elaborierte Selbstaufmerksamkeit, Sensibilität, Kreativität und (literarische o. a. performative) Darstellungskompetenz. Die Grenze zwischen dem/der „Forschenden als Wissenschaftler/in" (als „Repräsentant/in" eines „entrückten" Erkenntnisstandpunkts oder einer zertifizierten und kanonisierten Erkenntnismethodologie) und dem/der „Forschenden als alltagsweltlicher Person" (mit spezifischer Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, Lebensgeschichte und Sozialisation, im Kontext einer [Sub-] Kultur) wird dabei unschärfer bzw. durchlässiger.

Neben Selbst-Fokussierungen auf einer *Makroebene* (das Erkenntnissubjekt als Angehörige/r des abendländischen Kulturkreises, der wissenschaftlichen, der disziplinären Gemeinschaft etc.) sowie auf einer *Mikroebene* (das Erkenntnissubjekt unter persönlich-idiosynkratischer, biografischer Fokussierung o. ä.) lassen sich auch Ansätze der Thematisierung des Selbst – der eigenen Person, Reaktionsweisen, Rollen, Effekte für die wissenschaftlichen Erkenntnisprodukte – auf einer *Mesoebene* finden und praktizieren: etwa die (Selbst-) Reflexion des Kontakts, der Interaktion, der Autoritäts- und Dominanzverhältnisse, der „Berührung" mit dem Forschungsthema, dem sozialen/personalen Objekt bzw. dem Feld und seinen Mitgliedern, die zur Untersuchung anstehen.

Insgesamt gehen unsere Überlegungen also in die Richtung, die sozialwissenschaftliche Erkenntnisproduktion in einer Weise zu kalibrieren, die Objektcharakteristika (Menschenbildannahmen: [selbst-] reflexive Subjekte) mit epistemologischen Prozeduren (Praktizieren von [Selbst-] Reflexivität der Akteure hinsichtlich ihrer Erkenntnisvoraussetzungen und der Forschungssituation) im Sinne des Bemühens um Gegenstandsangemessenheit von Methodik verbindet. Die Resonanzen und „Störungen", die mit der Subjekthaftigkeit im Sinne der individuellen Personcharakteristik des/der Forschenden zu tun haben, können erkenntnisbezogen produktiv nutzbar gemacht werden. Dies kann mit Verfahren geschehen, die auf die Thematisierung der Voraussetzungen, Eigenschaften und Rollen des Erkenntnissubjekts sowie auf die Reflexion ihrer Bedeutung für die Interaktion im Forschungsprozess und dessen Ergebnis abheben.

3 Instrumentarien zur Förderung von (Selbst-) Reflexivität

Es lassen sich unterschiedliche Verfahrensweisen bzw. Techniken benennen, wie eine selbstreflexive Haltung und das Bemühen um die produktive Nutzung der „Sonde" der Forscher/innen-Subjektivität im sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozess umgesetzt werden kann. Wir verstehen diese Praktiken nicht als („narzisstischen") Selbstzweck, sie sollen vielmehr bezogen werden auf das verfolgte wissenschaftliche Erkenntnisziel. Nichtsdestotrotz kann nicht an jeder Stelle und bei jeder „selbstreflexiven Schleife" unmittelbar und sofort angegeben werden, wie genau diese erkenntnisproduktiv umzusetzen ist. Mitunter werden Forschende erst aus (zeitlicher) Distanz im Rückblick erkennen können, wie eine bestimmte emotional getönte Episode, ein kommunikativer Fehlschlag o. ä., die seinerzeit als bemerkenswert, fragwürdig und rätselhaft empfunden wurden, gedeutet werden könnte. Allgemein ausgedrückt: Die Erkenntnis- und Argumentationsfäden zwischen einer „selbstreflexiven Episode" und einem konkreten Erkenntnisprodukt bzw. einer theoretischen Idee sind häufig lose und indirekt. Es gibt keine Möglichkeit, Selbstreflexivität als Erkenntnisverfahren zu algorithmisieren und zu kanonisieren – die kreativ-abduktiven Anteile sind und bleiben hierbei groß.

Einen Vorschlag zur Stützung und Systematisierung von Prozessen der Erkenntnisproduktion in Gruppen bildet das Model der Themenzentrierten Interaktion (TZI) von Ruth Cohn (1991 [1975]), das als heuristischer Rahmen für die Konzeption der Projektwerkstatt Qualitativen Arbeitens (Mruck & Mey 1998) herangezogen wurde. Cohn entwickelte auf der Grundlage von ethisch-sozialen, pragmatischen und anthropologischen Axiomen ein Verständnis von Interaktionen in Gruppen entlang der Eckpunkte Individuum *(Ich)*, Thema bzw. Arbeitsaufgabe *(Es)*, Gruppe *(Wir)* und dem die Eckpunkte umgebenden, sozialen, politischen und kulturellen System *(Globe)*. Während das „akademische Lernen … sich fast nur auf das ‚Es' (das Thema), das psychologische auf das ‚Ich', die Gruppentherapie auf das ‚Ich-Wir' [bezieht]" (Cohn, 1991 [1975], S.115), ist es Ziel der TZI, eine „dynamische Balance" zwischen diesen Bereichen herzustellen. Da diese Balance jedoch immer nur vorläufig sein kann, soll mit Hilfe verschiedener Regeln bzw. Vereinbarungen möglichen „Ich-", „Wir-" oder „Themen-Defiziten" entgegengearbeitet und die Produktivität – im vorliegenden Zusammenhang: wissenschaftlichen Arbeitens in Gruppen – gefördert werden.

Wenn die im Modell des TZI enthaltenen Komponenten Ich/Wir und Es/Globe zusammengefasst werden, lassen sich zweierlei Ausrichtungen hinsichtlich der Sinnhaftigkeit selbstreflexiver Praktiken herausheben:

- Selbstreflexion besitzt eine *selbstbezogene Funktion:* Sie hilft beim Aufdecken, „Einklammern" und Vermeiden apriorischer Deutungszwänge, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster u. ä. (also von *Präkonzepten*), und sie führt möglicherweise

zum Gewahrwerden eigener kognitiver, emotionaler und handlungsbezogener „blinder Flecken“: Auf diese werden der Blick, die Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten für Neues und Fremdes geöffnet.

- Selbstreflexion lässt sich als *gegenstandsbezogene Heuristik* nutzen. Forschende können sich – aufgrund ihrer Doppelposition als „extern Beobachtende“ *und* als „Mitglied in alltagsweltlichen Kontexten“ – auch i. w. S. als Angehörige des Forschungsfeldes, als alltagsweltliche (Zaun-) Gäste verstehen. Aus dieser Position heraus können sie eigene explizierte Präkonzepte, Haltungen, Gedanken und Gefühlsreaktionen als „exemplarischen Fall“ aus dem Themenfeld betrachten – und sie auf diese Weise als „gegenstandsbezogene Heuristik“ nutzen.

Wir besprechen im Folgenden einige *Verfahrensvorschläge*, die wir zur Bahnung, Förderung und Dokumentation von forschungsbezogener Selbstreflexion für sinnvoll und nützlich halten (vgl. Breuer 2009, S.128ff; Mruck & Mey 1998, 2007)

3.1 Das Forschungstagebuch

Das regelmäßige Führen eines Forschungstagebuchs stellt eine wichtige selbstreflexive Ressource dar. Wir empfehlen diese Praxis vom frühestmöglichen Zeitpunkt an – sobald die erste Idee zu einem Forschungsvorhaben auftaucht. Wir plädieren für ein Forschungstagebuch als einen „intimen Ort“, der ohne explizite Zustimmung von niemandem anders als dem Autor bzw. der Autorin betreten (benutzt, gelesen) werden darf. Hier darf und soll „alles“ hineingeschrieben werden: Themenfindungsideen, konzeptuelle Überlegungen, persönliche Forschungsmotive, lebensgeschichtliche Berührungspunkte und Verquickungen mit der Thematik, Träume mit potenziellem Themenbezug, Erlebnisse und Erfahrungen aus der Arbeit im Forschungsfeld, (positive wie negative) Reaktionen auf die Forschungspartner/innen, Lektüreerfahrungen, Gliederungsideen, Unsicherheiten und Stagnationen im Forschungsprozess, Ärger mit dem Betreuer/der Betreuerin (im Falle von Qualifikationsarbeiten), Reaktionen des persönlichen und beruflichen Umfelds auf den Umgang mit dem Thema usw. Die Frage, wie das dort Dokumentierte genutzt oder ggf. auch anderen (Ko-Forschenden, im wissenschaftlichen Bericht etc.) zugänglich gemacht wird, sollte prinzipiell vom Schreiben im Forschungstagebuch separiert und in einem anderen Zusammenhang entschieden werden. Auf diese Weise soll eine „innere Zensur“ beim Tagebuchschreiben vermieden werden.

Ein positiver Nebeneffekt eines so geführten Tagebuches ist, dass es von Anfang an in die Praxis des Schreibens einführt: Es gibt so keine psychologische Hürde des Beginns des „Zusammenschreibens“ einer durchgeführten Untersuchung – der Forschungsprozess besteht vielmehr durchgängig in hohem Maße aus Schreiben, der Einübung in die Verfertigung von Gedanken durch schriftliches Explizieren.

Das begleitende Schreiben eines Forschungstagebuchs ermöglicht die Rekonstruktion des Forschungsprozesses, im Falle der GTM: des Theorieentwicklungswegs. Rückblickend kann der Weg von persönlich, (sub-) kulturell und alltagsweltlich geprägten „Präkonzepten" zu einer reflektierten und strukturierten theoretischen Vorstellung bezüglich des Gegenstandes bzw. des Untersuchungsthemas auch als persönliche Erfahrungs- und Lerngeschichte betrachtet werden. Wege und Umwege, Erkenntnisbarrieren und -sprünge, Desorientierung und Durchbrüche lassen sich in der Retrospektive bezüglich gegenstandsbezogen interessanter Charakteristika potenziell erhellen.

Welche „physikalische Gestalt" ein Forschungstagebuch bekommt, sollte mit persönlichen Vorlieben und Gewohnheiten abgestimmt werden. Sicherlich ist ein Notizheft nützlich, das man leicht mit sich herumtragen kann und das jederzeit für Eintragungen griffbereit ist. Andererseits kann auch (parallel oder komplementär) das Schreiben oder Ausarbeiten in Dateien auf dem Computer sinnvoll sein.

3.2 Präkonzept-Explikation

Die ersten Seiten des Forschungstagebuchs können mit einer Darstellung des jeweiligen Vorwissens, der Vorerfahrungen, Vorurteile, Ideen, Interessen, Werthaltungen etc. im Zusammenhang mit dem avisierten Themenfeld gefüllt werden. Dieser Komplex des „subjektiven Apriori" bezüglich des Forschungsthemas, seiner Charakteristika, der Herangehensmöglichkeiten etc. kann unter dem umfassend gemeinten Begriff des *Präkonzepts* gefasst werden. Als sozialisierte und erfahrene Mitglieder einer soziokulturellen Alltagswelt „wissen" Forschende bereits von Anfang an vielerlei über die Themen und Fragestellungen, die für Grounded-Theory-Studien charakteristisch sind; oftmals mehr, als selbst zunächst bewusst und unmittelbar benennbar ist. Die Ausbreitung und Ausarbeitung dieses „Wissens" besitzt die beiden oben angesprochenen Funktionen: Forschende lernen *sich selbst* kennen und entwickeln eine „heuristische Struktur" bezüglich des sie interessierenden *Themas* (die sie beispielsweise in ihrer Charakteristik für „informierte Außenstehende" oder „potenziell Betroffene" deuten können). Diese Darstellungen können bereits als „Daten" im Sinne der Grounded-Theory-Methodik in der beginnenden Gestaltung einer Theorie genutzt werden.

3.3 Memo-Schreiben

Der Begriff des „Memos" wird in den Straussschen Lehrbüchern der GTM oftmals verwendet. Memos können zu unterschiedlichen Anlässen und über unterschiedliche Themen verfasst werden. Sie können Teil des Forschungstagebuchs sein, sie

können mit Überschriften oder Schlagworten benannte Dateien in einem entsprechenden Ordner auf dem Computer sein oder mittels einer computergestützten Analysesoftware verfasst und gepflegt werden (siehe für die Nutzung unterschiedlicher Programmpakete die Beiträge in Evers, Mruck, Silver & Peeters 2011).

Ihr Kern besteht darin, dass ein bestimmtes Erlebnis (Interaktion, Datenerhebung o. ä.) im Untersuchungsfeld, ein bestimmter theoretischer Einfall, eine Diskussion mit Mitgliedern der Forschungsgruppe o. ä. als Ausgangspunkt dazu benutzt werden, eine ausführlichere, gründlichere Ideensammlung und Strukturierung auszuarbeiten – ganz im Sinne der Verfertigung und Klärung von gedanklichen Strukturen durch die Aktivität des Schreibens, des schriftliche Artikulierens und Festhaltens.

Strauss (1991 [1987], S.153 ff.) unterscheidet vielfältige Arten von Memos, deren Organisation sich weitgehend an Etappen des Forschungsprozesses orientiert (s. auch Strauss & Corbin 1996 [1990], S.169 ff. sowie insbesondere Corbin & Strauss 2008, wo das Memoschreiben als zentrale Arbeitsstrategie dargestellt wird). Im Rahmen dieses Beitrags geht es mehr um *reflexive Memos*, die sich mit dem Verhältnis von Forscher/in, Forschungsthema und Forschungsprozess, Wahl der Methoden, mit Interaktionserlebnissen und Resonanzen im Forschungskontakt, mit Reaktionen auf die Anwesenheit des/der Forschenden im Forschungsfeld u. ä. beschäftigen. Dabei können Ideen entwickelt werden, inwieweit diese subjektiv-persönlichen Phänomene in einem konzeptuell bedeutsamen Zusammenhang mit Phänomenen aus dem Gegenstandsfeld und dem Forschungsprozess stehen.

3.4 Die Gruppe der Mitforschenden

Für Forschungsprojekte, in denen die GTM zum Einsatz kommt, ist es von großem Vorteil, wenn sie nicht allein und isoliert durchgeführt werden. Erst der Vergleich mit Reaktionen, Assoziationen und Sichtweisen anderer öffnet die Augen für eigene „blinde Flecken", Muster und Selbstverständlichkeiten. Er ermöglicht eine multiperspektivische Betrachtung von Phänomenen im Forschungsfeld und stellt die Grundlage einer systematischen Integration von Perspektiven mit Blick auf das interessierende Forschungsthema dar.

Bezüglich der Konstituierung einer Gruppe von Ko-Forschenden gibt es unterschiedliche Varianten – in Abhängigkeit von pragmatischen Umständen. Neben traditionellen Kolloquien oder (individueller) Forschungssupervision sind in der Praxis qualitativer Sozialforschung im Allgemeinen und im Falle von GTM-Studien im Besonderen zwei Spielarten vorzufinden:

- *Forschungsteams:* Hier können in einem gemeinschaftlichen Projekt Forschungsschritte geplant und Forschungsinteraktionen gemeinsam gedeutet werden. Wechselseitiges Beobachten und Rückmelden zu Aktionen und Reaktionen im

Forschungsfeld, in Kontakt mit Forschungspartner/innen etc. sind möglich, wobei gerade in hierarchischen Strukturen und einer langen, geteilten Teamgeschichte und -sozialisation spezifische „blinde Flecken" entstehen können, deren Reflexion innerhalb des Teams ohne externe Supervision schwer möglich ist (siehe hierzu zusammenfassend Mruck & Mey 1998, S.526f.; für eine intensivere Auseinandersetzung mit Deutungsprozessen in einem Forschungsprojekt Mruck & Mey 1996).

- *Forschungswerkstätten:* Hierunter sind Kodier- und Auswertungsgemeinschaften von GTM-Forschenden an je eigenen Themen gefasst, die face-to-face oder netzbasiert Konzepte und Deutungen etc. diskutieren und sich beim Sampling oder in anderen Schritten des Forschungsprozesses unterstützen. Neben der fachlich-methodischen Begleitung (häufig durch erfahrenere Leiter/innen) zielen diese Werkstätten oft auch auf die soziale und emotionale Unterstützung der Teilnehmenden in deren je individuellen Forschungsprozessen (siehe Riemann in diesem Band; außerdem Breuer 1996 zum Konzept der „Forschungswerkstatt" bzw. Mruck & Mey 1998 zum Konzept der „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" sowie Bargfrede, Mruck & Mey 2009 zur „NetzWerkstatt" als Beispiel für die virtuelle Arbeit in Forschungsgruppen; eine aktuelle Liste von Werkstätten im deutschsprachigen Raum findet sich unter http://www.qualitative-forschung.de/information/akteure/forschungswerkstaetten/).

3.5 Selbst-/Reflexion in Verlaufsphasen des Forschungsprozesses

Über die Relevanz und Konsequenzen von (eigener Involviertheit in) Interaktionen, von Ereignissen und Entscheidungen im Untersuchungsfeld und von den Weichenstellungen für das eigene Forschungsprojekt nachzudenken, darüber mithilfe der skizzierten Verfahren zu reflektieren und dies für das Verständnis des Themen-/Untersuchungsfeldes zu nutzen – all dies kann *zu jeder Phase des Forschungsprozesses* sinnvoll sein.

Um diese Prozesse zu unterstützen, formulieren wir abschließend, entlang charakteristischer Schritte im Forschungsverlauf, einige (selbst-) reflexive Fragen, die Forschende mit Blick auf Eigen- und Fremd-Resonanzen und -Reaktionen in Etappen des Erkenntnisparcours stellen können (vgl. Breuer 1999, 2003; Mruck & Mey 2007). Die Beschäftigung mit den Themen, die den Fragen unterliegen, kann Forschenden Aufschlüsse liefern über die eigene Person und die eigene (Sub-) Kultur: Sie kann – und das ist letztlich das Ziel – Erkenntnis liefern über Charakteristika des Untersuchungsfeldes, seiner Angehörigen, ihrer Handlungen und Haltungen etc.

Themenwahl und Fokussierung von Feld-/Untersuchungsaspekten

Welche Rolle spielen meine eigene Person als Forscherin bzw. Forscher, die lokale und translokale Wissenschaftsgemeinschaft, Forschungssponsoren, von der Thema-

tik Betroffene sowie diverse Öffentlichkeiten bei der Wahl und bei der Fokussierung des Themas? Welche eigenen lebensgeschichtlichen Bezüge und Verwicklungen gibt es? Warum und wie wird gerade dies „mein" Thema? – Da die persönlichen Vorstellungen, Kognitionen, Emotions- und Handlungsmuster bezüglich des Gegenstands (Präkonzepte) die eigenen Denk- und Herangehensweisen in Bezug auf die Themenstellung prägen: Was weiß ich über das Gebiet? Was halte ich dort für (un-) wichtig, (un-) interessant? Was sind meine Vorstellungen hierzu aufgrund meiner persönlichen und professionellen Biografie, infolge wissenschaftlicher Lektüre und anderer Quellen? Was halte ich in diesem Zusammenhang für (un-) normal, (un-) attraktiv, (un-) moralisch? Was zieht mich an? Was ängstigt mich? Was erhoffe ich, was befürchte ich bei dieser Beschäftigung? Wohin will ich gucken – und wohin nicht? Wie (un-) offen bin ich für Dynamiken der Themenfokussierung im Verlauf des Forschungsprozesses?

Methodenzuschnitt und Datengewinnung
Welches Ausmaß an Vorstrukturierung, Fixierung und Obligationen des Erkenntniswegs wird mir von wem aus dem Forschungs- und Feldkontext nahe gelegt – und welchen Weg wähle ich zwischen den Angeboten und Verpflichtungen? Welche Nähe zu den Untersuchungspartner/innen, welche Weise des „Mich-Einlassens" will und kann ich (nicht) ertragen und aus welchen Gründen? Wie vorstrukturiert oder offen-flexibel gehe ich vor? Wie viele Ressourcen und wie viel Zeit will ich dem Untersuchungsthema und dem Forschungsfeld widmen? Welches Maß von Ungewissheitstoleranz bezüglich des Forschungswegs kann ich aufbringen? Für welche unterschiedlichen Sichtweisen auf den Gegenstand bin ich aufmerksam? Welche Perspektiven interessieren mich, welche lasse ich außen vor? Welche Resonanzen erziele ich mit meinen Entscheidungen und meinem Agieren in den Feld- und Wissenschafts-Kontexten und bei den unterschiedlichen Beteiligten dort? Und wie wirken diese auf meinen Forschungsgang und meine Erhebungsweisen zurück? Welche Erhebungsmethoden halte ich aus welchen Gründen für angemessen, welche wähle ich? Was davon ist dem Untersuchungsthema, dem Feld oder anderen Logiken geschuldet? Und was sind die Konsequenzen für das Datenmaterial, das ich zur Grundlage meiner Interpretationsarbeit mache?

Positionieren und Agieren im Feld, Interaktionen mit den Feldmitgliedern
Auf welche Weise (über welche Zugänge und in welcher Rolle) betrete ich das Untersuchungsfeld, und wie werde ich dort aufgenommen? Wie reagieren die Akteure des Untersuchungsfeldes auf mich? Welchen „Reizwert" besitze ich für die Feldmitglieder bzw. deren Gruppierungen? Welche Resonanzen löse ich im Feld aus? Wie verändert sich das Feld durch meine Anwesenheit und mein Agieren dort? Wer ist mir gegenüber vertrauensvoll und offen, wer ist misstrauisch und verschlossen, wer ist ängstlich und vorsichtig? Für wen oder was halten sie mich? Was wird mir von wem „gezeigt", was wird vor mir verborgen? Wer hofiert mich, von wem werde ich

gemieden? Macht man mir „Angebote" unterschiedlicher Art? Werde ich wertgeschätzt oder eingeschüchtert? Kommt es zu Annäherungen, Koalitionen oder Distanzierungen zwischen mir und bestimmten Feldmitgliedern – und wie wird das von anderen im Feld (und in der eigenen Forschungsgruppe) gesehen und beurteilt? Wie verhalte ich mich zu den Reglementen und Verpflichtungen des Feld- und des Wissenschaftskontextes? In welchem Maße benötige bzw. benutze ich „wissenschaftliche Autorität" als Distanzierungsmittel und Demarkationsattitüde gegenüber meinen Untersuchungspartner/innen? Wie lassen sich die „Stallgerüche" der unterschiedlichen Akteure kennzeichnen? Anerkenne ich das Expert/innentum der Feldmitglieder für ihr Alltagsleben und -wissen? Kann/will ich die Interaktion als Dezentrierungsmöglichkeit für die Untersuchungspartner/innen, für deren (Selbst-) Reflexion, Selbstentwicklung und Empowerment gestalten? Welche „Störungen am eigenen Körper" treten im Kontakt mit den Akteuren des Feldes auf (Unsicherheiten, Ängste, Peinlichkeiten, Sympathien, Antipathien u. Ä.)? Was bewirken sie in meinem Handeln? Darf/kann ich meine affektiven Reaktionen thematisieren? Wem gegenüber, wem gegenüber nicht? Welches Bild von mir und meinem Anliegen und Vorgehen erzeuge ich im Feld und bei verschiedenen Beteiligten? Und wie wirkt das auf deren Beziehungsgestaltung und auf meine Untersuchungsmöglichkeiten zurück? Wie gleichsinnig oder unterschiedlich nehmen meine Ko-Forscher/innen Situationen und Interaktionen wahr? Und wie wandelt und verändert sich das alles im Laufe des Forschungskontakts? Welche Hinweise gibt mir das alles in Bezug auf die Charakteristik der Feldmitglieder bzw. meines Untersuchungsgegenstands? Was besagen die Unterschiede, die Effekte, die Veränderungen? Welche Interpretationsideen gibt es dazu? Und auf welche Weise lassen sich diese weiter verfolgen?

Dokumentation
Was halte ich (schriftlich, medial) fest von meinen Vorgehensweisen, meinen (Neu-) Konzeptualisierungen, meinen Wahrnehmungen der Ereignisse und Facetten des Feldes (z. B. offizielle und inoffizielle, objektseitige und subjektseitige Phänomene), meinen affektiven Resonanzen – und was nicht? Welche Geschehnisse, Sichtweisen, „Stimmen" werden dokumentiert – und welche nicht? In welcher Sprache, mit welchem Vokabular? Mittels welcher Medien? Wie ist dies durch meine persönlichen Charakteristika, durch wissenschaftliche Standards, durch Vorgaben der Feldmitglieder, durch eine weitere Öffentlichkeit etc. bedingt? Welche Reaktionen werden durch meine Aufzeichnungsaktivitäten im Feld und in der Forschungsgruppe ausgelöst?

Auswertung und Interpretation – Konzeptualisierungsentscheidungen
Was finde ich berichtenswert, was liegt mir am Herzen? Was kann ich (nicht) verstehen? Was passt (nicht) zu meinen Präkonzepten oder den Interessen von Betreuer/innen oder Auftraggebern? Was möchte ich am liebsten verschweigen? Aus welchen Gründen? Wie groß ist meine Ausdauer im Ringen um eine theoretische Struktur-

gebung? Wie ausgeprägt ist mein Vertrauen auf eigene Strukturierungen vs. mein Anlehnen an wissenschaftlich-autoritative Vorgaben oder an in der Vergangenheit lieb gewonnene Konzepte? Wie gestalte ich den Dialog und die Rückkopplung des Ergebnisberichts und der Interpretationen mit den Feldmitgliedern? Was sind meine Absichten, Befürchtungen und Hoffnungen dabei?

Darstellung, Präsentation
Welche Beschreibungsebenen und Perspektiven, welche Beteiligten-Stimmen lasse ich im Text zur Sprache kommen? Ist meine persönliche Stimme als Autor bzw. Autorin erkennbar? An welche Adressat/innen und (Teil-) Öffentlichkeiten wende ich mich? Und wie wandelt sich – adressat/innenabhängig – meine Darstellungsweise? Womit kann ich welche Rezipientinnen und Rezipienten gewinnen, beeindrucken, verschrecken? Welche Rücksichten nehme ich in der Präsentation? Auf wen? Welche Wirkungen will ich mit meinen Texten bei wem erzielen? Wie präsentiere ich meine Sichtweise: als „gelehrige/r Schüler/in", als „dankbarer Gast", als „autoritative/r Experte/Expertin", als „(un-) parteiliche/r Forscher/in"? Auf welche Autoritäten beziehe und berufe ich mich? Wie konstruiere ich Plausibilität, Kohärenz, Glaubwürdigkeit? An welchen Textgattungen und Schreibkonventionen orientiere ich mich? Welche Veröffentlichungsorgane und -medien wähle ich bzw. sind für mich verfügbar? Wage ich Innovationen bzw. experimentiere ich mit der Darstellungsweise? Welche Rezeptionsprozesse in verschiedenen Gruppen und Medien lassen sich beobachten und wie „bediene" ich diese? Welche Reaktionen und Resonanzen bekomme ich daraufhin aus dem (ehemaligen) Untersuchungsfeld, von Auftraggebern, meiner Wissenschaftssubkultur, der Öffentlichkeit?

Beim Aufwerfen und Beantworten dieser und ähnlicher Fragen sind Fantasie und Kreativität gefragt. Wir haben hier dafür einige anregende Hinweise und Beispiele gegeben – solche Vorgaben können jedoch niemals das Möglichkeitenspektrum erschöpfen. In jedem Projekt, das unter einem solchen Forschungsstil angepackt wird, sind die Verhältnisse anders und laufen die Dinge unterschiedlich. Jede Forscherin und jeder Forscher ist auf ihre/seine Weise involviert und schlägt ihren/seinen eigenen Weg ein. Das schafft Probleme, Ungewissheiten und Risiken, macht die entsprechende Forschungsarbeit aber auch kurzweilig-interessant und zu einem persönlich bereichernden Erlebnis und Abenteuer.

Literatur

Bargfrede, Anja; Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Standortunabhängige Forschungsbegleitung: Konzept und Praxis der NetzWerkstatt. In Nicolas Apostolopoulos, Harriet Hoffmann, Veronika Mansmann & Andreas Schwill (Hrsg.), *E-Learning 2009. Lernen im digitalen Zeitalter* (S.51–60). Münster: Waxmann, http://www.pedocs.de/volltexte/2010/3014/.

Bateson, Gregory (1982). *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich; Giddens, Anthony & Lash, Scott (1996). *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Berg, Eberhard & Fuchs, Martin (Hrsg.) (1993). *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1988). *Homo Academicus.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1993). Narzißtische Reflexivität und Wissenschaftliche Reflexivität. In Eberhard Berg & Martin Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S.365–374). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Breuer, Franz (1989). Die Relativität der Realität. Zur erkenntnis- und praxisbezogenen Produktivität differentieller Sehweisen der „Wirklichkeit". In Irmtraud Beerlage & Eva-Maria Fehre (Hrsg.), *Praxisforschung zwischen Intuition und Institution* (S.57–69). Tübingen: DGVT.

Breuer, Franz (1991). *Wissenschaftstheorie für Psychologen. Eine Einführung* (5. Aufl.). Münster: Aschendorff.

Breuer, Franz (Hrsg.) (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag, http://www.qualitative-forschung.de/publishing/modelle/psychologie/index.phphttp://www.qualitative-forschung.de/publishing/modelle/psychologie/index.php.

Breuer, Franz (1999). Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden: Viel Verwirrung – einige Vorschläge. In Norbert Groeben (Hrsg.), *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Band I, Metatheoretische Perspektiven; 2. Halbband: Theoriehistorie, Praxisrelevanz, Interdisziplinarität, Methodenintegration* (S.193–309). Münster: Aschendorff.

Breuer, Franz (2000). Wissenschaftliche Erfahrung und der Körper/Leib des Wissenschaftlers. In Clemens Wischermann & Stephan Haas (Hrsg.), *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung* (S.33–50). Stuttgart: Steiner.

Breuer, Franz (2003). Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *4*(2), Art. 25, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302258.

Breuer, Franz (2005a). Konstruktion des Forschungsobjekts durch methodischen Zugriff. In Günter Mey (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie* (S.57–102). Köln: Kölner Studien Verlag.

Breuer, Franz (2005b). Scientific experience and the researcher's body. In Wolff-Michael Roth (Hrsg.), *Auto/biography and auto/ethnography. Praxis of research method* (S.99–118). Rotterdam: Sense.

Breuer, Franz (unter Mitarbeit von Barbara Dieris & Antje Lettau) (2009). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Breuer, Franz (2010). Wissenschaftstheoretische Grundlagen qualitativer Methodik in der Psychologie. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S.31–45). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Breuer, Franz & Schreier, Margrit (2007). Zur Frage des Lehrens und Lernens von qualitativ-sozialwissenschaftlicher Forschungsmethodik. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *8*(1), Art. 30, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701307.

Breuer, Franz & Schreier, Margrit (2010). Lehren und Lernen qualitativer Forschungsmethoden. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S.404–416). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Charmaz, Kathy (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. London: Sage.

Clarke, Adele E. (2008). *Situational analysis. Grounded theory after the postmodern turn*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Cohn, Ruth (1991 [1975]). *Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle* (10. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.

Corbin, Juliet M. & Strauss, Anselm L. (2008). *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory.* London: Sage.

Denzin, Norman K. & Lincoln, Yvonna S. (2005). Introduction: The discipline and practice of qualitative research. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of qualitative research* (3. Aufl., S.1–32). London: Sage.

Devereux, Georges (1988 [1967]). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ellis, Carolyn (2004). *The ethnographic I. A methodological novel about autoethnography.* Walnut Creek, CA: Altamira Press.

Ellis, Carolyn; Adams, Tony E. & Bochner, Arthur P. (2010). Autoethnografie. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S.345–357). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Evers, Jeanine C.; Silver, Christina; Mruck, Katja & Peeters, Bart (Hrsg.) (2011). The KWALON experiment: Discussions on qualitative data analysis software by developers and users. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 12*(1), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/36.

Fleck, Ludwik (1980 [1935]). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Geertz, Clifford (1990). *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller.* München: Hanser.

Gergen, Mary M. & Gergen, Kenneth J. (Hrsg.) (2003). *Social construction. A reader.* London: Sage.

Glaser, Barney G. (1965). The constant comparative method of qualitative analysis. *Social Problems, 12*, 436–445.

Glaser, Barney G. (1992). *Emergence vs. forcing. Basics of grounded theory.* Mill Valley, CA: Sociology Press.

Goodman, Nelson (1984 [1978]). *Weisen der Welterzeugung.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Groeben, Norbert & Scheele, Brigitte (1977). *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Paradigmawechsel vom behavioralen zum epistemologischen Menschenbild.* Darmstadt: Steinkopff.

Hirschauer, Stefan (2003). Konstruktivismus. In Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki & Michael Meuser (Hrsg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (S.102–104). Opladen: Leske + Budrich.

Holzkamp, Klaus (1972). Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis. In Klaus Holzkamp, *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten* (S.9–34). Frankfurt/M.: Fischer.

Jones, Kip; Gergen, Mary; Guiney Yallop, John J.; Lopez de Vallejo, Irene; Roberts, Brian & Wright, Peter (Hrsg.) (2008). Performative Sozialwissenschaft. *Forum Qualitative Sozial-*

forschung/Forum: Qualitative Social Research, 9(2), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10.

Knorr-Cetina, Karin (1984). *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Knorr-Cetina, Karin (1989). Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. *Soziale Welt, 40*(1/2), 86–96.

Langenohl, Andreas (2009). Zweimal Reflexivität in der gegenwärtigen Sozialwissenschaft: Anmerkungen zu einer nicht geführten Debatte. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 10*(2), Art. 9, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090297.

Latour, Bruno & Woolgar, Steve (1986), *Laboratory life: The construction of scientific facts.* Princeton, NJ: Princeton University Press.

Lynch, Michael (2000). Against reflexivity as an academic virtue and source of privileged knowledge. *Theory, Culture & Society, 17*(3), 26–54.

Maturana, Humberto & Varela, Francisco (1987). *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens.* Bern: Scherz.

Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In Wilhelm Kempf & Marcus Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Band 3: Psychologie als Natur- und Kulturwissenschaft. Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit* (S.100–152). Berlin: Regener.

Morse, Janice M.; Stern, Phyllis Noerager; Corbin, Juliet; Bowers, Barbara; Charmaz, Kathy & Clarke, Adele E. (2009). *Developing grounded theory. The second generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.

Mruck, Katja (1999). *„Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich." Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften*. Münster: Lit.

Mruck, Katja & Mey, Günter (1996). Überlegungen zu qualitativer Methodologie und qualitativer Forschungspraxis – die Kehrseite psychologischer Forschungsberichte. *Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der TU Berlin*, 1/96, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-2212.

Mruck, Katja & Mey, Günter (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien – zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S.284–306). Weinheim: Beltz/PVU, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200.

Mruck, Katja & Mey, Günter (2007). Grounded theory and reflexivity. In Anthony Bryant & Kathy Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S.487–510). London: Sage.

Mruck, Katja; Roth, Wolff-Michael & Breuer, Franz (Hrsg.) (2002). Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess I. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 3*(3), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/21.

Polanyi, Michael (1985 [1966]). *The tacit dimension.* Garden City, NY: Doubleday.

Raeithel, Arne (1983). *Tätigkeit, Arbeit und Praxis. Grundbegriffe für eine praktische Psychologie.* Frankfurt/M.: Campus.

Ravetz, Jerome R. (1973). *Die Krise der Wissenschaft. Probleme der industrialisierten Forschung.* Neuwied: Luchterhand.

Reichertz, Jo & Zielke, Barbara (2008). Einleitung: Theories that matter. Zur Handlungswirksamkeit des sozialen Konstruktionismus. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 9*(1), http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801D5Ed8.

Reinharz, Shulamit (2011). *Observing the observer. Understanding ourselves in field research.* New York, NY: Oxford University Press.

Roth, Wolff-Michael; Breuer, Franz & Mruck, Katja (Hrsg.) (2003). Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *4*(2), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/18.

Strauss, Anselm L. (1991 [1987]). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.

Strauss, Anselm (2004). Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen". *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, *5*(3), Art. 22, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403222.

Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996 [1990]). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung.* Weinhein: Beltz/PVU.

Volmerg, Birgit (1988). Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In Thomas Leithäuser & Birgit Volmerg (Hrsg.), *Psychoanalyse in der Sozialforschung* (S.131–179). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Watzlawick, Paul (Hrsg.) (1985). *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus.* München: Piper.

Zielke, Barbara (2007). *Sozialer Konstruktionismus.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Beitragende

Charles Berg ist a. o. Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Luxemburg. Er ist Mitbegründer des Jugendforschungsinstituts CESIJE *(Centre d'études sur la situation des jeunes)* und Mitglied des *Pool of European Youth Researchers* (PEYR). Seine inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte sind in den Forschungsfeldern Kindheit, Jugend, Intergenerationenbeziehungen, Schultheorie, Literacy und Forschungsmethoden. Weitere Informationen unter: http://wwwen.uni.lu/recherche/flshase/study_centre_cesije/team/charles_berg
Kontakt: Prof. Charles Berg, Université du Luxembourg, Campus de Walferdange, B. P. 2, L-7201 Walferdange, Luxemburg. E-Mail: charles.berg@uni.lu

Franz Breuer ist Professor am Institut für Psychologie der Universität Münster. Seine aktuellen Arbeitsschwerpunkte liegen in den Gebieten qualitativ-sozialwissenschaftlicher Methodologie, Alternsforschung und Vorgänger-Nachfolger-Übergänge. Weitere Informationen unter: http://wwwpsy.uni-muenster.de/inst3/AEBreuer/startseite.htm
Kontakt: Prof. Dr. Franz Breuer, Institut für Psychologie, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Fliednerstraße 21, D-48149 Münster. E-Mail: breuerf@uni-muenster.de

César A. Cisneros Puebla ist Professor für qualitative Forschungsmethoden und Epistemologie der Sozialwissenschaften im Department für Soziologie der Universidad Autónoma Metropolitana, Iztapalapa, Mexiko. Außerdem leitet er dort das Lab für computergestützte qualitative Forschung und Visualisierung. Seine Forschungsinteressen sind narrative und Diskursanalyse, Grounded-Theory-Methodologie, symbolischer Interaktionismus, qualitative Datenanalyse und computergestützte qualitative Forschung. Weitere Informationen unter: http://csh.izt.uam.mx/qig-uami/ und http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/about/editorialTeamBio/9
Kontakt: Prof. Dr. César A. Cisneros Puebla, UAMI Departamento de Sociología, Av San Rafael Atlixco No.186, Col. Vicentina C. P. 09340 Del. Iztapalapa México D. F. E-Mail: csh@xanum.uam.mx

Kathy C. Charmaz ist Professorin für Soziologie und Direktorin des Faculty Writing Program an der Sonoma State University, in dessen Rahmen sie mit Universitätsangehörigen zu deren Forschungspraxis und zu wissenschaftlichem Schreiben arbeitet. Zu ihren zentralen Forschungsinteressen gehören Erfahrungen von Krankheit und Behinderung, die Sozialpsychologie der Zeit und die Ethik qualitativer Forschung. Weitere Informationen unter: https://fresca.calstate.edu/faculty/2135

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Kontakt: Prof. Dr. Kathy C. Charmaz, Department of Sociology, Sonoma State University, 1801 East Cotati Avenue, Rohnert Park, CA 94928, USA. E-Mail: charmaz@sonoma.edu

Adele E. Clarke ist als Professorin für Soziologie und Geschichte der Gesundheitswissenschaften an der University of California, San Francisco, tätig. Ihre Forschungsinteressen umfassen Studien zu Wissenschaft, Technologie und Medizin, im Besonderen im Bereich der Reproduktionswissenschaften. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift *BioSocieties.* Weitere Informationen unter: http://www.situationalanalysis.com/ und http://nurseweb.ucsf.edu/www/ffclara.htm
Kontakt: Prof. Dr. Adele E. Clarke, Department of Social and Behavioral Sciences, Box 0612, UC San Francisco, 3333 California Street, Suite 455, San Francisco, CA 94143-0612, USA. E-Mail: Adele.Clarke@ucsf.edu

Juliet M. Corbin R. N., D. N. Sc., nach ihrer Promotion zunächst Fellow des Department of Social and Behavioral Sciences der University of California und über 15 Jahre Forschungs- und Publikationstätigkeit gemeinsam mit Anselm L. Strauss; u. a. Mitautorin von „Basics of Qualitative Research", das gerade in der 3. Auflage erschienen ist. Nach Tätigkeiten an der California State University und am International Institute of Qualitative Research der University of Alberta nun emeritiert, arbeitet sie weiter im Rahmen von weltweit stattfindenden Workshops und Veranstaltungen zu Grounded-Theory-Methodologie und chronischer Krankheit.
Kontakt: Prof. Dr. Juliet M. Corbin, R. N., D. N. Sc., 10 Gardiner Ct, Orinda, CA 94563, USA. E-Mail: julietcorbin@hotmail.com

Barney G. Glaser erhielt seinen BA 1952 in Stanford und promovierte 1961 an der Columbia University. Nach Fertigstellen seiner Dissertation zum Thema „Organizational Scientists: Their Professional Careers" wechselte er an die University of California San Francisco, wo er zusammen mit Anselm Strauss zu Sterben in Krankenhäusern forschte und Ph. D.-Studierende in der Nutzung von Forschungsmethoden unterwies. Nach der Veröffentlichung von „Awareness of Dying" (1965) verfasste er, wieder gemeinsam mit Strauss, „Discovery of Grounded Theory" (1967). Es folgten weitere Bücher zu Sterben, chronischer Krankheit und Statuspassagen. Glaser hat zahlreiche Artikel und Bücher veröffentlicht, insbesondere zu Berufsbiografien und zur Grounded-Theory-Methodologie, letztere bei Sociology Press (http://www.sociologypress.com/). 1998 erhielt GLASER einen Ehrendoktortitel der Universität Stockholm. Weitere Informationen unter: http://www.groundedtheory.com/
Kontakt: Dr. Barney G. Glaser, Hon. Ph. D., POB 123, Mill Valley, Ca 94942, USA. E-Mail: bglaser@speakeasy.net.

Judith A. Holton ist Herausgeberin des *Grounded Theory Review* (http://www.groundedtheoryreview.com/) und hat mit Barney G. Glaser im Rahmen zahlreicher Veranstaltungen und Publikationen zusammengearbeitet, u. a. als Mitherausgeberin des „Grounded Theory Seminar Reader" (Sociology Press 2007). Sie hat im Fach Management Studies an der University of Northampton promoviert. Als Assistant Professor am Ron Joyce Centre for Business Studies der Mount Allison University lehrt sie derzeit u. a. Organisationstheorie und Forschungsmethoden. Zu ihren Forschungsinteressen gehören Führung, Teamarbeit, Lernen und Innovation in komplexen Organisationen sowie die Grounded-Theory-Methodologie.
Kontakt: Dr. Judith A. Holton, Ron Joyce Centre for Business Studies, Mount Allison University, 144 Main Street, Sackville, NB, Kanada, E4L 1A7. E-Mail: jholton@mta.ca

Manuela Kaiser-Belz ist Referentin in der Stabsstelle Zukunftskonzept der Georg-August-Universität Göttingen. Zuvor war sie als Koordinatorin an der Goethe-Universität Frankfurt/M. für die Umsetzung eines hessenweiten Mentoring-Programms für Nachwuchswissenschaftlerinnen tätig. Ihre Arbeits- und Interessenschwerpunkte sind Mentoring, Gleichstellung und die Qualifizierung von Nachwuchswissenschaftler/innen.
Kontakt: Dr. Manuela Kaiser-Belz, Georg-August-Universität Göttingen, Stabsstelle Zukunftskonzept, Von-Siebold-Straße 4, D-37075 Göttingen. E-Mail: kaiser-belz@uni-goettingen.de

Udo Kelle ist Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung und Statistik an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg. Seine Interessenschwerpunkte sind Methoden und Methodologie qualitativer und quantitativer Methoden der Sozialforschung, Grundlagen der Evaluationsforschung und sozialwissenschaftliche Handlungstheorie. In den letzten Jahren hat er insbesondere über das Verhältnis qualitativer und quantitativer Methoden gearbeitet. Weitere Informationen unter http://www.hsu-hh.de/methoden/index_FhaaNHDPUDiwsfoF.html
Kontakt: Prof. Dr. Udo Kelle, Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg, Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, Holstenhofweg 85, D-22043 Hamburg. E-Mail: kelle@hsu-hh.de

Reiner Keller ist Professor für Soziologie an der Universität Koblenz-Landau (Campus Landau) und dort für Allgemeine Soziologie, soziologische Theorie, Wissens- und Kultursoziologie, Bildungssoziologie und qualitative Methoden zuständig. Seine inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte sind u. a. Diskurstheorie und Diskursforschung (insbes. Wissenssoziologische Diskursanalyse), französische Soziologie, soziologische Theorie und Gegenwartsdiagnose. Seit Anfang 2011 ist er Vorsitzender der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Weitere In-

formationen unter http://ww.uni-koblenz-landau.de/landau/fb6/sowi/soziologie/mitarbeiter/sozio-profs/keller
Kontakt: Prof. Dr. Reiner Keller, Universität Koblenz-Landau (Campus Landau), Fb 6, Institut für Sozialwissenschaften, Abt. Soziologie, Fortstraße 7, D-76829 Landau. E-Mail: keller@uni-landau.de

Zdeněk Konopásek ist a. o. Professor für Soziologie und forscht zu Wissenschaft, Technologie, Politik und – seit Kurzem – Religion als dauerhaftes Mitglied des Zentrums für Theoretische Studien, einem transdisziplinären Forschungsinstitut der Karls-Universität Prag und der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik. Zusätzlich lehrt er zu qualitativen Methoden und zu Expert/innenwissen und demokratischen Entscheidungsprozessen an der Masaryk Universität in Brno. Weitere Informationen unter: http://zdenek.konopasek.net/
Kontakt: Prof. Dr. Zdeněk Konopásek, CTS. Jilská 1, 11000 Prag 1, Tschechische Republik. E-Mail: zdenek@konopasek.net

Heiner Legewie ist emeritierter Professor für Klinische Psychologie an der Technischen Universität Berlin. Seine Arbeitsschwerpunkte waren Gesundheits- und Gemeindepsychologie, Feldforschung und qualitative Forschungsmethoden. Heiner Legewie hat zusammen mit Solveigh Niewiarra „Basics of Qualitative Research" von Strauss und Corbin ins Deutsche übersetzt. Weitere Informationen unter: http://ww.ztg.tu-berlin.de/heiner_legewie.html
Kontakt: legewie@ztg.tu-berlin.de

Günter Mey ist Professor für Entwicklungspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal und dort für die Ausbildung in qualitativer Forschung zuständig. Zudem ist er Direktor des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie an der Freien Universität Berlin. Seine inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte sind in den Forschungsfeldern Kindheit, Adoleszenz und Intergenerationenbeziehungen vor allem Fragen von Identität, Biografie und Kultur gewidmet. Weitere Informationen unter: http://www.humanwissenschaften.hs-magdeburg.de/l/~mey oder http://www.institut.qualitative-forschung.de
Kontakt: Prof. Dr. Günter Mey, Hochschule Magdeburg-Stendal, Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften, Osterburger Straße 25, D-39576 Stendal. E-Mail: guenter.mey@hs-magdeburg.de

Marianne Milmeister arbeitet als Soziologin am Jugendforschungsinstitut CESIJE *(Centre d'études sur la situation des jeunes)* an der Universität Luxemburg. Sie ist derzeit Korrespondentin des *European Knowledge Centre for Youth Policy* (EKCYP). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Jugendforschung, Intergenerationenbeziehungem, Jugendmobilität, Forschungsmethoden und Forschungsmanagement. Weitere In-

formationen unter: http://wwwen.uni.lu/research/flshase/study_centre_cesije/team/marianne_milmeister
Kontakt: Marianne Milmeister, Université du Luxembourg, Campus de Walferdange, B. P. 2, L-7201 Walferdange, Luxemburg. E-Mail: marianne.milmeister@uni.lu

Katja Mruck leitet den Arbeitsbereich Open Access im Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin und ist Direktorin des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie an der Freien Universität Berlin. Sie ist Geschäftsführende Herausgeberin der Zeitschrift *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (FQS)*. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Forschung, Grounded-Theory-Methodologie und Open Access. Weitere Informationen unter: http://www.cedis.fu-berlin.de/open-access/ oder http://www.qualitative-research.net/
Kontakt: Dr. Katja Mruck, Freie Universität Berlin, Center für Digitale Systeme, Ihnestraße 24, D-14195 Berlin. E-Mail: katja.mruck@fu-berlin.de

Petra Muckel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Modellvorhaben „Offene Hochschule" der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zudem ist sie in eigener Praxis als Psychologin tätig. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind ePortfolio-Arbeit, Grounded-Theory-Methodologie und familienrechtliche Gutachten. Weitere Informationen unter: http://www.oh.uni-oldenburg.de/45907.html
Kontakt: Dr. Petra Muckel, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Fakultät I, Arbeitsbereich Weiterbildung und Bildungsmanagement, Postfach 2503, D-26129 Oldenburg. E-Mail: p.muckel@uni-oldenburg.de

Antony Puddephatt ist a. o. Professor für Soziologie an der Lakehead University, Kanada. Seine Forschungsinteressen gelten insbesondere dem sozialen Pragmatismus und dem symbolischen Interaktionismus, soziologischen Theorien, ethnografischen Methoden und der Wissenssoziologie. Weitere Informationen unter: http://sociology.lakeheadu.ca/wp/?pg=48
Kontakt: Prof. Dr. Antony Puddephatt, Department of Sociology, Lakehead University, 955 Oliver Road, Thunder Bay, Ontario, Canada P7B 5E1. E-Mail: apuddeph@lakeheadu.ca

Jo Reichertz studierte Soziologie und Kommunikationswissenschaft. Seit 1993 ist er Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen, Campus Essen – zuständig für die Bereiche Strategische Kommunikation, Qualitative Methoden, Kommunikation in Institutionen und Neue Medien. Gastprofessuren führten ihn nach Wien und St. Gallen, verschiedene Lehraufträge an die Universitäten Hagen, Witten/Herdecke, Bochum, St. Gallen und Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Text- und Bildhermeneutik, Kultursoziologie, qualitative Sozialforschung, Medienanalyse, Mediennutzung und Werbe- und Unternehmenskommunikation. Weitere Informationen unter http://www.uni-due.de/kowi/jreichertz.shtml

Kontakt: Prof. Dr. Jo Reichertz, Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Geisteswissenschaften, Institut für Kommunikationswissenschaft Universitätsstraße 12, D-45117 Essen. E-Mail: jo.reichertz@uni-due.de

Gerhard Riemann ist Soziologe und (nach vorherigen Tätigkeiten an den Universitäten Kassel und Bamberg) Professor für Soziale Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Georg-Simon-Ohm-Hochschule in Nürnberg. In den Jahren 2009 und 2010 war er Sprecher der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Seine inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte sind die Biografieforschung auf der Grundlage narrativer Interviews, die Ethnografie und die Analyse professionellen Handelns. Weitere Informationen unter: http://www.ohm-hochschule.de/seitenbaum/home/fakultaeten/sozialwissenschaften/ansprechpartnerinnen/dozenteninnen/riemann/publikationen-sonstige-wissenschaftliche-beitraege/page.html
Kontakt: Prof. Dr. Gerhard Riemann, Georg-Simon-Ohm-Hochschule, Fakultät Sozialwissenschaften, Bahnhofstraße 87, D-90402 Nürnberg. E-Mail: gerhard.riemann@ohm-hochschule.de

Barbara Schervier-Legewie ist Psychologische Psychotherapeutin und arbeitet in Berlin in freier Praxis mit den Schwerpunkten Einzel- und Paartherapie, Coaching und Supervision. Weitere Informationen unter: http://www.schervier.de/
Kontakt: info@schervier.de

Anselm L. Strauss (1916–1996) begann seine akademische Laufbahn an der University of Virginia und, mit Herbert Blumer als Mentor, an der University of Chicago. Nachdem Everett C. Hughes ihn mit Feldforschung vertraut gemacht hatte, entwickelte er in den 1960er Jahren zusammen mit Barney G. Glaser die Grounded-Theory-Methodologie als eigenständigen Forschungsansatz. Von 1960 an hatte er den Soziologie-Lehrstuhl im Department of Social and Behavioral Studies der University of California in San Francisco inne; er emeritierte 1987. Weitere Informationen unter: http://www.ucsf.edu/anselmstrauss/

Jörg Strübing ist Professor an der Eberhard Karls Universität Tübingen und lehrt dort Soziologie sowie qualitative Methoden und Methodologien. Er ist zudem Sprecher der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Wissenschafts- und Technikforschung, der interaktionistischen Sozialtheorie sowie in der Vermittlung des Forschungsstils der Grounded Theory. Weitere Informationen unter: http://www.soziologie.uni-tuebingen.de/struebing/
Kontakt: Prof. Dr. Jörg Strübing, Eberhard Karls Universität Tübingen, Institut für Soziologie, Wilhelmstraße 36, D-72074 Tübingen. E-Mail: joerg.struebing@uni-tuebingen.de

Massimiliano Tarozzi ist Professor für qualitative Forschungsmethoden an der kognitionswissenschaftlichen Fakultät der Universität Trient, Italien. Er ist Herausgeber von *Encyclopaideia. Journal of Phenomenology and Education* und Gründungsdirektor des Masterstudiengangs Forschungsmethoden. Seine wesentlichsten Forschungsinteressen sind Bildungssoziologie (inter-/multikulturelle Bildung) und Forschungsmethoden. 2009 hat er „The Discovery of Grounded Theory" von B. Glaser und A. Strauss ins Italienische übersetzt. Weitere Informationen unter: http://www4.unitn.it/People/it/Web/Persona/PER0004661
Kontakt: Prof. Dr. Massimiliano Tarozzi, Facoltà di Scienze Cognitive, Dipartimento Scienze Cognizione e Formazione, Università degli Studi di Trento, Corso Bettini n. 31, 38068 Rovereto (TN), Italien. E-Mail: massimiliano.tarozzi@unitn.it

Inga Truschkat ist Juniorprofessorin für Sozial- und Organisationspädagogik an der Stiftung Universität Hildesheim. Zudem ist sie Sprecherin der Forschungsgruppe „Übergänge – Bildung – Beschäftigung". Ihre inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte liegen in den Forschungsfeldern Übergang, Bildung, Biografie und Organisation. Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt liegt in der qualitativen Sozialforschung, insbesondere in den Bereichen Biografie-, Gesprächs- und Diskursforschung. Weitere Informationen unter: http://www.uni-hildesheim.de/index.php?id=3282
Kontakt: Prof. Dr. Inga Truschkat, Stiftung Universität Hildesheim, Institut für Sozial- und Organisationspädagogik, Marienburger Platz 22, D-31141 Hildesheim. E-Mail: truschka@uni-hildesheim.de

Vera Volkmann (vormals Reinartz) ist Studienrätin für die Fächer Sport und Französisch an der Martin-Niemöller-Gesamtschule in Bielefeld. Zuvor war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Sportpädagogik der Universitäten Jena und Oldenburg tätig. Ihre Arbeitsschwerpunkte und Forschungsinteressen liegen im Bereich der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung, der Schulentwicklung sowie der Professionalisierung von Lehrer/innen.
Kontakt: Dr. Vera Volkmann, Heisenbergweg 16, D-33613 Bielefeld. E-Mail: vera.volkmann@web.de

Personenregister

— A —
Achinstein, Peter 248
Adams, Tony E. 436
Adams, Vincanne 115
Alheit, Peter 356, 361, 372, 374f.
Allert, Tilmann 256
Amado, Jorge 86
Anderson, Douglas R. 249, 281
Anderson, John R. 333
Anderson, Nels 408
Apel, Karl-Otto 281
Archer, Margaret S. 327
Ashmore, Malcolm 386
Atkinson, Paul 189, 192, 382

— B —
Bacon, Francis 236
Baker, Cynthia 146
Bargfrede, Anja 407, 441
Bartlett, Dean 263
Bateson, Gregory 430
Baudrillard, Jean 118
Bauman, Zygmunt 401
Beck, Ulrich 434
Becker, Howard S. 69, 80f., 110, 127, 217, 306, 325, 386, 405, 408, 422
Belliger, Andréa 122
Berg, Bruce L. 321
Berg, Charles 9, 44, 301ff., 306, 324
Berg, Eberhard 435
Berger, Peter L. 117, 400
Bhabha, Homi 218
Bigus, Odis E 269
Biklen, Sari Knopp 318, 322
Blumer, Herbert 14, 92, 117, 167, 216f., 222, 251, 263, 267, 294, 319, 361, 410, 412, 423
Bochner, Arthur P. 436
Bogdan, Robert C. 318, 322
Böhm, Andreas 20f., 39, 41f., 317, 322
Bohnsack, Ralf 82, 412
Bonfantini, Massimo 281
Bonner, Ann 32, 189
Borland, John 421
Bourdieu, Pierre 358, 365, 430, 435
Bourgeois, Etienne 357
Bowers, Barbara E. 163, 181
Bowker, Geoffrey C. 188, 211
Boychuk Duchscher, Judy E. 309
Bozett, Fred 81
Brenner, Peter J. 319
Breuer, Franz 9, 22, 29, 262, 302f., 314, 327, 335, 337, 340, 427–430, 433, 438, 441
Brown, Barry 399
Bruner, Jerome 309, 317
Bryant, Antony 12, 14, 19, 21, 42, 89, 92, 182, 189f.,192, 268, 274, 279, 307, 357
Bryman, Alan 303, 317
Bucher, Rue 70
Bulmer, Martin 408, 411
Burawoy, Michael 189
Burgess, Ernest W. 408, 411f.

— C —
Callon, Michel 122
Canguilhem, George 217
Carey, James T. 224, 410ff.
Carrier, Martin 328
Casper, Monica J. 112, 184, 186, 194, 197, 199f.
Castellani, Brian 109
Cavan, Ruth 412

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4,

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Chalmers, Alan F. 236
Charmaz, Kathy C. 9f., 12, 17ff., 21, 42, 51, 59, 63, 81f., 89, 92, 94, 97, 100, 104f., 110f., 114, 135, 163, 165, 179, 181–184, 188–192, 197, 199f., 208, 222, 262, 266, 274, 279, 302, 307f., 311, 357, 360f., 368, 428
Charniak, Eugene 282
Cisneros Puebla, César 51
Clarke, Adele E. 9f., 12, 17, 33, 52, 81f., 92, 109–112, 114f., 118, 120f., 124, 126–129, 135, 163, 165, 181f., 184, 188ff., 194f., 197, 224, 262, 326, 328, 353, 355, 365, 428
Clifford, James 194
Coffey, Amanda 189, 382
Cohn, Ruth 407, 437
Cole, Fay-Cooper 408
Collins, Harry 221, 328
Cooney, Adeline 307
Corbin, Juliet M. 9, 12, 16ff., 20f., 23, 26f., 30–33, 35, 38f., 41ff., 51, 61f., 67, 74f., 77, 79–82, 97, 112, 115, 135, 141, 163f., 181, 190, 192, 208, 210, 233, 241–246, 254, 256f., 261–266, 269, 273ff., 280f., 290–294, 302, 305, 307–310, 321ff., 335, 337f., 345, 350, 354–359, 361–365, 368–371, 387, 395, 421, 428, 440
Cragg, Tony 326
Cressey, Donald R. 254
Cressey, Paul 408
Creswell, John W. 141, 386
Curd, Martin V. 247

— D —
Daly, Kerry 222
Dausien, Bettina 354, 367, 407, 420
Davis, Fred 91
Davis, Jessica Hoffmann 313
Delamont, Sara 189
De Man, Paul 319
Denzin, Norman K. 18, 22, 94, 100, 105, 115, 118, 120, 126, 166, 221, 383, 387, 400, 435
Deppermann, Arnulf 319
Derrida, Jacques 118, 400f.
Devereux, Georges 431ff.
Dewey, John 98, 127, 244, 265, 271, 294, 417
Dey, Ian 29, 262, 267, 307f., 313, 322
Diaz-Bone, Rainer 365
Dingwall, Robert 221
Doka, Kenneth J. 199
Draucker, Claire B. 370
Durkheim, Émile 197, 249
Duster, Troy 125

— E —
Eco, Umberto 283
Ehrlich, Danuta 70
Eisenstadt, Shmuel N. 283
Ellis, Carolyn 436
Ericsson, Stephanie 199
Essed, Philomena 220
Evans, Robert 328
Evers, Jeanine C. 33, 381, 440

— F —
Fagerhaugh, Shyzuko 75, 81
Fann, Kuang T. 281
Faris, Ellsworth 408
Faris, Robert 412
Feldman, Martha S. 311
Fine, Gary A. 408
Fischer, Michael 194
Fischer, Wolfram 21, 82
Fleck, Ludwik 427
Flick, Uwe 41, 304, 311f., 322, 326
Fosket, Jennifer R. 222
Foucault, Michel 109, 118, 123, 125, 127, 208, 217, 224, 283

Francis, Karen 32, 189
Fredericks, Marcel 280
Freney, Mariane 357
Friese, Carrie 112, 128, 189
Friese, Susanne 387, 393, 395
Fuchs, Martin 435
Fujimura, Joan H. 81, 112, 188

– G –
Gadamer, Hans-Georg 313, 326
Gage, Nathaniel S. 303
Gamm, Gerhard 333ff.
Garfinkel, Harold 92, 400
Gärtner, Birgit 421
Geer, Blanche 69
Geertz, Clifford 345, 435
Gergen, Kenneth J. 434f.
Gergen, Mary M. 434f.
Gibbons, Michael 327
Gibbs, Graham 308
Giddens, Anthony 434
Gieryn, Thomas F. 388
Gilgun, Jane 85
Glaser, Barney G. 9–12, 14, 16–40, 42, 51, 53ff., 61, 64, 71, 77, 80, 82, 89, 90–96, 98f., 101f., 112, 114, 127, 135, 137, 139f., 145, 147, 160, 169, 180, 182–184, 189ff., 193f., 209f., 217, 221, 233, 235–246, 254, 256ff., 261–275, 279ff., 290f., 302, 304f., 307, 309f., 312f., 319, 323ff., 340, 350, 353–361, 366–374, 386, 406, 415, 424, 428f.
Goffman, Erving 72, 91f., 115, 408
Goldberg, David T. 220
Goldthorpe, John 103f.
Goodman, Nelson 430
Goodwin, Sandra 220
Gramsci, Antonio 118, 217
Grathoff, Richard 82, 128, 294, 406
Gregory, Toni A. 21, 430
Griesemer, James R. 188
Griffiths, Aled 421
Groeben, Norbert 432
Guba, Egon G. 274, 386
Gubrium, Jaber F. 89, 386, 400
Gummesson, Evert 159
Gusfield, Joseph R. 412

– H –
Haasen, Nele 364
Habermas, Jürgen 282
Hadden, Stuart C. 269
Haig, Brian D. 268, 280
Haller, Dieter 24
Hall, Peter M. 216, 221, 223
Hall, Stuart 109
Hamberg, Katarina 168
Hammersley, Martyn 14, 303
Hammonds, Evelyn M. 214
Hanson, Norwood Russell 236, 247, 281
Haraway, Donna J. 117, 120, 125, 190, 197, 209, 213
Harris, Scott R. 220
Heath, Helen 358f., 369
Heeg, Paul 349
Hemker, Andreas 282
Henwood, Karen 101, 182
Hermanns, Harry 421
Hildenbrand, Bruno 28, 82, 262, 266
Hirschauer, Stefan 434
Hitzler, Ronald 38, 304, 314, 327
Hochschild, Arlie 253
Hoffmann, Britt 407, 424
Holbrook, Beverley 382
Holstein, James A. 386, 400
Holton, Judith A. 9, 17, 21, 23, 26, 31, 135, 275, 280, 304, 310ff., 354
Holzkamp, Klaus 432
Honer, Anne 304
Howarth, Glennys 89
Huber, Joan 103

Huberman, Michael A. 305, 393
Hughes, Everett C. 69, 80, 87, 167, 221, 263, 265, 319, 408f., 412
Hülst, Dirk 303f.
Hutchby, Ian 316

—I—
Iser, Wolfgang 319

—J—
Jackson, Stevi 109
James, William 265
Jauß, Hans Robert 317
Joachim, Patrice 306
Johansson, Eva E. 168
Johnson, Charles S. 411
Jones, Kip 435

—K—
Kaiser-Belz, Manuela 9, 301f., 340, 353, 356, 364
Kallmeyer, Werner 413
Kaplan, W. Douglas 18
Karp, David 187
Kazmierska, Kaja 421
Kearney, Margaret H. 189
Kelle, Udo 9, 14, 19, 31f., 36ff., 40f., 189, 233, 237f., 256, 273, 279f., 290, 305, 309, 335, 355f., 358, 367
Kellehear, Allan 89
Keller, Reiner 52, 109, 113, 116f., 121, 123, 286, 365
Kendall, Judy 280, 294
Kezar, Adrianna 186
Klotz, Volker 326
Kluge, Susann 356
Knorr-Cetina, Karin 282, 388, 427, 434
Kohlen, Helen 128
Konau, Elisabeth 256
Konopásek, Zdeněk 9, 302, 381
Krambeck, Jürgen 256
Kreitz, Robert 356
Kreppner, Kurt 282
Krieger, David J. 122
Krotz, Friedrich 354f., 376
Kuckartz, Udo 318
Kuhn, Thomas 57, 92, 98

—L—
Lakatos, Imre 237, 256
Lakoff, George 308
Langenohl, Andreas 435
LaRossa, Ralph 307
Lash, Scott 434
Lather, Patti 114, 224
Latour, Bruno 121f., 209, 381, 384f., 388, 393, 427
Laudan, Larry 236
Laurier, Eric 399
Law, John 122, 209, 385
Lawrence-Lightfoot, Sara 313
Layder, Derek 189
Lazarsfeld, Paul 71f.
Legewie, Heiner 13, 18, 21, 23, 51, 69, 279, 317
Lincoln, Yvonna S. 18, 94, 100, 126, 274, 386f., 435
Lindesmith, Alfred R. 14, 423
Locke, John 236
Locke, Karen 189, 222, 305
Lorenz, Stephan 305
Lowe, Andy 138
Luckmann, Thomas 117, 400
Lüders, Christian 19
Lynch, Michael 388, 393, 434
Lyotard, Jean-François 309, 313f.

—M—
Maines, David 105f.
Mann, Thomas 102
Marcus, George E. 194
Martsolf, Donna S. 370

Marvasti, Amir B. 280
Marx, Janine 238
Marx, Karl 98
Mathar, Thomas 128
Mathesius, Vilém 315
Maturana, Humberto 434
May, Katharyn A. 142, 189
May, Katherine 81
Mayring, Philipp 304, 335f., 339
McCarthy, Doyle E. 116f., 209
McDermott, Drew 282
McGinty, Patrick J. W. 223
Mead, George Herbert 14, 98, 102, 116f., 121, 183, 209, 215, 244, 265, 294, 319
Melia, Kath M. 182
Merleau-Ponty, Maurice 400
Merton, Robert K. 13f., 29f., 71ff.
Mey, Günter 9, 12, 22ff., 34, 38, 40, 262f., 302f., 307, 317, 320, 327, 335, 340, 359f., 381, 407, 428f., 437f., 441
Meyer, Michael 11
Meyers, Christiane 306
Miles, Matthew B. 305, 307, 393
Miller, Gale 208
Miller, Peter 388
Miller, Steven I. 280
Mills, Charles Wright 119, 185, 215, 224, 304
Mills, Jane 32, 189
Milmeister, Marianne 9, 44, 301ff., 306
Moghaddam, Alireza 314
Moore, Edward C. 281
Moore, Jennifer 307
Morgan, Debra 309
Moritz, Christine 407, 424
Morrione, Thomas J. 214
Morse, Janice M. 12, 18, 114, 143–146, 154, 163, 181, 307, 353, 428
Mruck, Katja 9, 12, 22ff., 33f., 38, 40, 262f., 302f., 307, 314, 317, 327, 335, 340, 359, 360, 381, 407, 428f., 437f., 440f.
Muckel, Petra 9, 25, 301f., 308, 340f., 348
Mühlmeyer-Mentzel, Agnes 33
Muhr, Thomas 21, 317, 387, 393, 395
Mulkay, Michael 388
Mullen, Patricia 59
Murphy, Michelle 115
Myrick, Florence 189

— N —

Nader, Laura 186
Nickles, Thomas 247
Nittel, Dieter 421

— O —

Odendahl, Teresa 186
Oevermann, Ulrich 256
O'Leary, Ted 388
Olesen, Virginia L. 91, 110f., 167
Olson, Mitchell M. 21
Opp, Karl-Dieter 246
Ostrander, Susan A. 186
Otten, Arnold 356

— P —

Pacius, Julius 281
Palmer, Vivien M. 409f.
Park, Robert E. 87, 167, 263, 408–412
Parsons, Talcott 72f.
Pascale, Celine Marie 113
Paterniti, Debora A. 89
Payne, Sheila 263
Peeters, Bart 33, 381, 440
Peirce, Charles S. 98, 115, 191f., 248f., 265, 280f., 283, 285ff., 289–294, 356
Pengel, Sandra 238
Pidgeon, Nicholas 101, 182
Piotrowski, Andrzej 421

Pokladek, Gerlinde 407, 424
Polanyi, Michael 427
Poovey, Mary 214
Popper, Karl 282
Przyborski, Aglaja 412
Puddephatt, Antony J. 51

— Q —
Quine, Willard Orman von 246, 334

— R —
Raeithel, Arne 429
Ragin, Charles 256
Ravetz, Jerome R. 427
Reed, Darren 386
Reichenbach, Hans 11, 282
Reichertz, Jo 9, 19, 21, 115, 192, 233, 248, 268, 279, 281–284, 292, 309, 356, 434
Reim, Thomas 405, 407, 412, 421
Reinartz, Vera 9, 301f., 340, 353, 363, 366
Reinharz, Shulamit 412, 432
Richards, Ivor Armstrong 319
Richards, Lyn 399
Richards, Tom 399
Riemann, Gerhard 9, 21, 34, 82, 125, 302, 317, 405, 407, 412, 415, 441
Rizzo, Richard 58
Robin, Richard S. 281
Rorty, Richard 213
Rosenthal, Gabriele 192
Ross, Ratchneewan 370
Rost, Jürgen 304
Roth, Wolff-Michael 327, 429
Rusk, Thomas B. 370

— S —
Sabshin, Mel 70
Sacks, Harvey 320
Said, Edward 213
Sapir, Edward 408
Schäffer, Burkhard 412
Schatzman, Leonard 28, 70, 80f., 91, 164
Scheele, Brigitte 432
Schegloff, Emanuel A. 316
Schervier-Legewie, Barbara 13, 23, 51, 69, 279
Schoos, Jean 306
Schreiber, Rita 82
Schreier, Margrit 427
Schrock, Douglas 220
Schütz, Alfred 359
Schütze, Fritz 21, 82, 125, 262, 294, 405ff., 412ff., 421
Schwalbe, Michael 220
Schwandt, Thomas A. 166f., 400
Scott, Richard 111
Scott, Sue 109
Seale, Clive 386
Sebeok, Thomas 287
Shapin, Steven 213
Shaw, Aileen M. 186
Silver, Christina 33, 381, 440
Silverman, David 312
Simmons, Odis E. 21
Simon, Herbert A. 251
Snyder, Joel 393
Soeffner, Hans-Georg 21, 82, 128, 294, 327
Sontag, Susan 319
Spradley, James P. 412
Star, Susan Leigh 24, 81, 92, 110ff., 114, 120, 123, 126f., 188, 208, 210f., 214
Steinke, Ines 376
Stepan, Nancy 219
Stephens, Neil 186
Stern, Phyllis Noerager 21, 25, 81f., 146, 163f., 181
Stonequist, Everett 412
Stratkötter, Andreas 337
Straus, Peter 421
Strauss, Anselm L. 9, 11–14, 16–35, 38–43, 51, 53ff., 61f., 64, 67, 69f.,

80ff., 84, 87, 89, 90–93, 97, 101, 105, 110ff., 115f., 127, 129, 135f., 139, 141, 145, 147, 163–170, 172, 178f., 181–184, 189–192, 208ff., 216, 221, 233, 235–239, 241–246, 254, 256f., 261–275, 279f., 290–294, 302, 305, 307–310, 313, 316f., 319–323, 325, 335, 337–342, 345, 350, 353–359, 361–374, 383, 386f., 395, 401, 405–409, 411, 415–418, 420–424, 427f., 440
Strong, Phil M. 221
Strübing, Jörg 9, 14, 19, 21, 32, 233, 263–266, 268, 279f., 290f., 293, 305, 335, 353, 355
Suczek, Barbara 75, 81
Suddaby, Roy 43

— T —
Taylor, Peter J. 126
Tarozzi, Massimiliano 51
Teil, Genevieve 381
Terhart, Ewald 363
Thomas, Dorothy S. 119, 122, 214, 264
Thomas, William I. 87, 119, 122, 167, 214, 263f.
Thompson, Shealy 220
Tiefel, Sandra 323
Titscher, Stefan 11
Traweek, Sharon 213
Treichel, Bärbel 421
Truschkat, Inga 9, 42, 301f., 340, 353, 356, 358, 364f.
Tsing, Anna L. 219
Turnbull, David 223
Tursman, Richard 281

— U —
Uhlhorn, Kai 238
Ulmer, Jeffrey 106
Umiker-Sebeok, Jean 287

— V —
Varela, Francisco 434
Vaughan, Diane 65
Vetter, Eva 11
Volkmann, Vera 363
Volmerg, Birgit 430

— W —
Walker, Diane 189
Wallerstein, Immanuel 309
Wartenberg, Gerd 281
Watzlawick, Paul 434
Weber, Max 126, 249
Weinrich, Harald 315
Weis, Christiane 306
Weitzman, Eben A. 307
Wiedemann, Peter M. 28, 36f.
Wiener, Carolyn 26, 75, 81, 406
Willems, Helmut 306
Wilson, Mindy 106
Wirth, Louis 412
Wirth, Uwe 281
Wittgenstein, Ludwig 301, 333–336, 350
Witt, Ingmar 238
Wodak, Ruth 11
Wolkomir, Michele 220
Wooffitt, Robin 316
Woolgar, Steve 388, 393, 427
Wright, Peter 119
Wuest, Judith 146

— Z —
Zielke, Barbara 434
Zimmerman, Don H. 343
Znaniecki, Florian 265

Sachregister

— A —
Abduktion 115, 191, 247ff., 255, 279, 281–286, 289, 291, 293ff., 309, 356, 437
Aktant 116f., 120–123, 209, 211, 226
Akteur 119f., 122, 211, 226, 322, 324
Akteur-Netzwerk-Theorie 113, 116f., 121f., 127
All is data 148
Analytik 222
Arena 119f., 122f.
Axiales Kodieren *(s. Kodieren)*

— B —
basic social process 119, 207, 209f., 217f., 225f., 269f.
Bedingungsmatrizen 210
Biografieanalyse 413

— C —
CAQDAS 33, 382, 400, 440
Chicago Schule 87, 92, 109, 112, 116, 120, 208, 224, 253, 408–412
Computergestützte Datenanalyse *(s. CAQDAS)*
conditional matrix 274
constant comparative method 15, 27, 151f., 264, 266, 310, 356, 366ff., 371, 373, 375

— D —
Datenerhebung 354ff., 359–364, 366f., 370ff., 374f.
Deduktion 247f., 271, 281–284, 289, 292f., 314, 324, 356, 359, 361, 369f.
Dezentrierung 429, 443
Dimensionalisieren 27, 39, 171
Diskurs 109, 113, 116–119, 121–124, 207, 210ff., 216, 218ff., 221, 224, 226, 314, 316, 321

— E —
emergence vs. *forcing* 32, 236, 238, 242, 254, 261, 266, 269, 309
Emergenz 143, 164, 236ff., 243, 246, 257, 266, 268, 309f., 315, 318, 325, 373
Entdeckung, Logik der 279–282, 289–293, 295
Epistemologie 208, 213, 236f., 245–249, 258, 303, 428, 431–434, 436
Erkenntnisqualität 430
Erkenntnissubjektivität 430

— F —
Falsifikation 245, 252ff.
Feldforschung 93
Feldmitglied 443
forcing 32, 62, 96, 309
Formale Theorie *(s. Theorie)*
Forschungsdesign 209
Forschungsgruppe *(s. Forschungswerkstatt)*
Forschungslogik 280f., 291, 293ff.
Forschungspraxis 354–357, 359–362, 364, 366f., 370ff., 374, 376
Forschungsprojekt 128
Forschungssozialisation 405–424
Forschungssubjekt 432
Forschungssupervision 440
Forschungstagebuch 361, 438f.
Forschungswerkstatt 34, 366, 376, 406–423, 427f., 430, 437, 440f., 443

G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader,*
DOI 10.1007/ 978-3-531-93318-4,

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

— G —
Gegenstandsangemessenheit 436
Generalisierung 284
Glaser/Strauss-Kontroverse 18f., 21f., 61, 82, 261–277, 281, 353, 355, 359, 367, 369
grand theory 29, 309, 323, 328, 358, 360
Grenzobjekt 120, 223
Gütekriterien 16, 30, 34, 271, 336, 350, 376

— H —
Handlungsanalyse 226
Handlungstheorie 310
Hermeneutik 326
Heuristik 264f.

— I —
Induktion 32, 236, 256, 265, 271, 281–285, 290–293
Induktivismus 236f., 243, 245f., 255f., 267
Interaktionismus *(s. Symbolischer Interaktionismus)*
In-vivo-Kodes *(s. Kodes)*

— K —
Kategorie 305, 307–311, 317f., 320f., 323ff., 338–341, 345, 347, 349f., 367f., 372
-bildung 308f., 341f., 345, 347, 349
Kern- 36, 152, 269f., 324f., 347, 349, 368f., 373f., 376
Sub- 347, 349
Kodes 24, 149, 308, 311, 318, 320, 322f., 338f., 341, 344f., 347, 349f., 368, 392, 396
gegenstandsbezogene *(substantive)* 323, 367
in-vivo 25, 338, 340, 342
konstruierte (soziologische, geborgte) 25, 340
Super- 320
theoretische 150, 268, 323
Kodieren 22, 24, 34f., 38, 74, 209, 290–295, 305–311, 313f., 316, 320, 324, 326, 338f., 344, 367, 392, 395
axiales 41f., 241ff., 245, 258, 307, 310, 321ff., 325, 345, 349, 368
gegenstandsbezogenes 36
offenes 25, 36, 39, 41, 150, 237ff., 241, 270, 310f., 318ff., 322, 324, 342ff., 347, 349, 367f., 417f.
selektives 36, 41, 152f., 310f., 324f., 368f.
theoretisches 36, 149, 239f., 244f., 250, 257f., 268, 310, 323ff.
Kodierfamilie 37, 239f., 243, 250, 257, 268, 323
Kodierparadigma 40, 42, 241–244, 251, 257, 265, 269, 274, 321, 337, 345, 349
Kommunikationsschemata 412ff.
Komplexität 126, 128, 210ff., 216, 220, 225f.
Konstruktionismus 58, 84, 96, 100, 167, 435
Konstruktivismus 64, 97f., 100, 115, 117, 119, 185, 208, 225, 428, 433f.
Konstruktivistische Grounded Theory 94, 114, 184, 188, 191f., 196ff., 225
Kontrastfälle 363, 365, 367, 369, 373, 375
Konzept 172, 305, 307f., 312, 316f., 321, 337ff., 344f., 347, 350, 398
Konzept-Indikator-Modell 24, 34, 38, 57, 154, 266
Kreativität 154, 192, 247f., 269, 285, 326, 340, 408–412, 418, 423, 436, 444

— L —
Legitimatorische Nutzung der Grounded-Theory-Methodologie 43, 55f., 73, 75, 146, 262f., 275, 406

Literatur, Verwendung von 31, 101f., 149, 307, 322, 340f., 343, 347, 354f., 358ff., 365, 367, 369f.

— M —
Macht 121f., 124, 128, 216, 221, 223, 226
Maps 119ff., 207, 226
  Positions- 119f., 124, 127, 211f., 219
  Situations- 118, 120, 124, 127, 210ff., 220, 223
  sozialer Welten 120, 124, 207, 210ff.
  von Diskursen 211
Memo 26, 155f., 178, 312, 316, 320f., 341–347, 349, 361, 394, 396, 439f.
Menschenbild 432, 436
Multi-Site-Forschung 208

— N —
negotiated order 71, 75, 119, 124, 207f., 210
Nicht-menschlich *(s. Aktant)*

— O —
Objektivistische Grounded Theory 94, 115, 191ff., 196
Objektivität 213f., 435
Objektivitäts- und Wahrheitsanspruch 428
Offenes Kodieren *(s. Kodieren)*
Othering 435

— P —
Paradigmatisches Modell *(s. Kodierparadigma)*
Position 207, 226
positional maps (s. Maps)
Positivismus 95, 97, 99f., 182, 193, 207, 212f., 216, 218, 225, 265, 428
Postmoderne 84, 95, 114, 116, 119, 123, 207–212, 214, 216, 218, 224f., 328, 428, 435f.
Poststrukturalismus 114, 116, 123, 219, 401
Pragmatismus 98, 113, 116f., 127, 182, 193, 208, 244, 263, 265, 294
Präkonzept 435, 437ff., 442

— Q —
Qualitative Inhaltsanalyse 335ff., 339

— R —
Reflexivität 84, 167f., 186f., 194, 224, 226, 328, 409, 427f., 430ff., 434–438, 441, 443
Reliabilität 427, 429

— S —
Sampling 366, 368, 376, 441
  selektives 28
  theoretisches 15, 22, 28f., 72, 74, 101, 144, 151, 173, 177, 209, 313, 337, 339, 349, 353ff., 357, 362, 367–370, 372–376
  zufälliges 363
Selbstreflexivität *(s. Reflexivität)*
Selektives Kodieren *(s. Kodieren)*
Sensibilisierende Konzepte 221f., 251f., 374
Situation 119, 122f., 128, 211f., 214, 216, 218, 220ff.
situational maps (s. Maps)
Situationsanalyse 109, 115, 118, 126ff., 207f., 215, 220, 223, 226
Soziale Welten & Arenen 112, 116, 119f., 122ff., 127, 207f., 218
Sozialisation 427f., 441
Soziologische Kodes *(s. Kodes)*
Strukturgleichheit 433
Subjektgebundenheit 429
Subjektivität 84, 124, 178, 194, 305, 317, 325, 327, 427f., 431, 433, 437
subjektiv-persönliche Resonanz 431

Symbolischer Interaktionismus 105, 109f., 112f., 116f., 119, 208, 211f., 216, 221, 224, 263, 408, 422
Systematische Grounded Theory 115

— T —
Theoretische Formalisierung 222
Theoretische Sättigung 28f., 103, 372, 376
Theoretische Sensibilität 31, 147f., 267, 311, 340, 353f., 356–359, 361, 364, 368, 372
Theoretisches Sampling *(s. Sampling)*
Theoretisierung 221
Theorie 87, 145, 147, 157, 304f., 308–311, 313ff., 320, 323ff., 350, 367, 372, 375
-bildung 11, 15, 24, 83, 141, 156, 158, 222, 253f., 271, 313, 318, 325, 336ff., 340f., 353–357, 367, 373f.
formale 16, 29, 207, 221, 374
gegenstandsbezogene *(substantive)* 16, 29, 207, 357, 364, 369, 372, 374f.
Theorieentwicklung *(s. Theorie)*
Theoriegeladenheit 236f.
Theorienpluralismus 253f.
Triangulation 429

— U —
Überprüfung 289f.
Übertragung/Gegenübertragung 431
Untersuchungsfeld 442

— V —
Verifikation 270f., 273
Verschiedenheiten 212, 216, 218ff., 226
Vorwissen 241, 243, 245, 249, 253, 256ff., 309, 311, 314, 356, 358–362, 364f., 369

— W —
wissenschaftliche Standards 443
Wissenschaftstheorie 236f., 245–250, 255–258, 431, 433
Wissenssoziologie 117, 120

— Z —
Zirkularität 366, 370ff.